



Pacific School of
Religion
Berkeley, Calif.



Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theorettische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Julius Richter,

Pastor in Schwanebeck bei Delitz

und

D. G. Grundemann,

Pastor in Mörs bei Delitz

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,

Professor in Halle a. S., Sophienstraße 36.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Sechshunddreißigster Band.



Berlin 1909.

Verlag von Martin Warneck.

NAI
4254

v.36
1909



Die werdende Volkskirche in Uganda.¹⁾

Von D. Julius Richter.

Uganda ist seit einem Jahrzehnt die Freude und die Hoffnung der Missionsfreunde im Blick auf Afrika. Wir vermögen es heute kaum noch zu fassen, daß dies jetzt im hellen Lichte der Kultur stehende Land im Herzen Afrikas erst vor kaum drei Jahrzehnten aus dem Dunkel gänzlicher Unbekanntschaft und finsterster Barbarei aufgetaucht ist. Wir lesen mit Schauern die anschaulichen Schilderungen Stanleys und der ersten Missionare, besonders Macays, von der blutdürstigen Grausamkeit des Königs Mtesa, und wir hören mit Staunen, daß dies selbe Uganda sich heute mit Riesenschritten zu einem Kulturstaate im europäischen Sinne entwickelt. Die große ostafrikanische Eisenbahn und der bequeme Verkehr auf dem Viktoria-see durch komfortable Dampfer haben das ehemals so schwer zugängliche Land, das zu erreichen man eine neun- und mehrmonatliche Reise voller Gefahren und Mühsale brauchte, mit der Ostküste des Erdteils und mit Europa in enge Verbindung gebracht. Ein Brief aus der Hauptstadt Mengo gibt eine anschauliche Schilderung der neuen Zeit:

„Zwei Eisenbahnzüge in der Woche schütten an unserm Gestade Jagdgesellschaften, Globetrotters, Kaufleute und Prospektoren aus. Zwei Schraubendampfer durchpflügen atemlos den Viktoria-Njansa und liefern, unter ihrer Last leuchtend, die Ballen von Baumwolle, Hanf und andern Exportartikeln ab, die von den verschiedenen Häfen nach England verschifft werden sollen. Die hohen, malerischen Rohrzäune, welche die Gehöfte der Häuptlinge umgaben und vor den Augen der Passanten das muntere Leben ihres Hofgesindes verbargen, machen sauber geschnittenen Seiden Platz, hinter denen hohe, zwei- und dreistöckige Häuser mit glänzenden Wellblechdächern prangen. Der Europäer braucht sich nicht mehr durch eine dichte Masse

1) Der Name Uganda wird in einem engeren und einem weiteren Sinne gebraucht, Uganda proper und Uganda Protectorate. In diesem ersten Artikel haben wir es nur mit dem Uganda proper zu tun, dem um den Nordrand des Viktoria-Njansa gelegenen Reiche der ehemaligen Könige Mtesa und Mwanga. In einem folgenden Artikel werden wir eine Wanderung durch das Protektorat Uganda d. h. die zu dem politischen Verwaltungsbezirke Uganda gerechneten Außenprovinzen antreten.

dunkler Gassen hindurchzuarbeiten. Die Führer des Volks sitzen mit ihren Sekretären in Bureaus und erledigen ihre mancherlei Amtsobliegenheiten; manche haben sogar Postkutschen mit Rädern zur Beförderung ihrer Briefe.“ (Proc. 07, 80.)

Nun besteht ein großer Unterschied zwischen Mengo und andern afrikanischen Städten mit phänomenalem Wachstum wie Kimberley, Johannesburg, oder auch Daressalam. In diesen geben fast ausschließlich ungeheuerere Bodenschätze, welche die Europäer erschlossen, oder einzigartige Vorteile der Lage für den Verkehr mit Europa den Impuls zu dem Wachstum. In Uganda ist die Zahl der Europäer verhältnismäßig gering und wird es wahrscheinlich bleiben; seine Kultur ist ganz vorwiegend Eingeborenen-Kultur. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß seine eigentümlich günstige Lage im Zentrum Afrikas mit relativ bequemen Verbindungen, zumal Wasserwegen, zu dem Aufschwung bedeutend beigetragen hat. Der Handel, eifrig gepflegt von den dafür ausgeprägt begabten Baganda, konvergiert vom Oberlaufe des Nil bis weit nach Deutsch-Ostafrika hinein nach dem Endpunkt der Bahn. Auch die deutschen Häfen am Viktoriassee, Bukoba und Muanja, vermitteln ihren Handel und Verkehr mit der Außenwelt über Uganda. Aber es ist charakteristisch, daß vorläufig noch Elfenbein den Hauptausfuhrartikel bildet (im Jahre 1903 von 810000 Mk. Export allein 516000 Mk. Elfenbein), und daß daneben die Rohprodukte, wie Felle, Honig, Butter die Hauptrolle spielen. Kulturprodukte, wie Baumwolle, Kaffee und dergleichen machen sich erst in den letzten Jahren geltend. Edle Minerale sind spärlich vorhanden. Auch die großartigen Verkehrserleichterungen, welche die englische Kolonisation auch hier schafft, dienen vorwiegend der friedlichen Beherrschung und dem Eingeborenen-Verkehr. Die Telegraphenlinie von Mombas ist bis zum Albert-See und bis Wadelai am Nil fortgeführt; über die zahlreichen Sümpfe und Flüsse werden Brücken geschlagen; Straßen werden gebaut usw. Und das alles dient vorwiegend dazu, Uganda zu einem echt afrikanischen Kulturlande zu machen.

Der frühere Commissioner von Uganda Hayes Sadler schreibt in einem Blaubuche: „In Zivilisation und Wohlstand sind Fortschritte gemacht. Die Häuptlinge eignen sich in ihrer Verwaltung bereitwilligst westliche Methoden an und zeigen offenkundig, daß sie sich mehr und mehr den neuen, höheren Lebensbedingungen, die in ihrer Mitte eingeführt sind, anzupassen streben. . . . Sie fangen an, sich europäische Häuser zu bauen, sie mit den üblichen Möbeln auszurüsten und die in England üblichen täglichen Ge-

brauchsartikel zu schätzen. In gewissem Grade kann das befördert werden; unbequem ist allerdings, daß ihre Damen auch anfangen, sich europäisch zu kleiden, was ihnen ganz und gar nicht steht. Unter dem Volk herrscht Ruhe und Zufriedenheit. . . . Das Rindenzug wird nach und nach mit Baumwolle vertauscht; man kann den Grad materiellen Wohlstandes geradezu nach dem Umfange des Imports dieses Artikels messen.“ (Proc. 04, 100.)

Wir fahren mit einem andern Berichte fort:

„Männer sieht man kaum noch in Rindenzug. Die übliche Kleidung ist das lange arabische Gewand, der Kausu, von weißem Kaliko, glücklicherweise ohne die mohammedanische Bedeutung, die es in anderen Teilen Afrikas hat. Der Katikiro hat sich in Mengo ein stattliches, zweistöckiges Haus mit einem Dach aus Eisenblech gebaut; das ist allerdings wohl das hübscheste Haus im Lande. An den übrigen Häusern sieht man das Wachstum der Kultur an der allmählichen Vergrößerung der Fenster; erst waren sie meist nur einen Fuß große Löcher; allmählich hören doch die Häuptlinge mehr und mehr auf, die frische Luft zu fürchten. Innen finden sich meistens Tische und Stühle; fast alle Häuptlinge essen von Tellern und trinken aus Tassen; sogar die überflüssigen Messer und Gabeln bürgern sich ein. Ein Verdienst hat sich die Uganda Kompanie, die Nachfolgerin der C. M. S. in der Arbeitserziehung der Baganda, durch Einführung des Baumwollbaus und Verteilung guter Saaten erworben. Allein diese Gesellschaft soll in einem Jahre 200000 Mark für eingelieferte rohe Baumwolle bezahlt haben. Das ist Reingewinn für das Land.“ (Church Rev. 07, 705 f.)

Diese Schilderungen, so erfreulich sie sind, klingen reichlich nach Europäisierung; sie wären aber in der Tat einseitig, wollten wir nicht mit allem Nachdruck hervorheben, worauf es uns in diesem Zusammenhang im Grunde ankommt: Uganda ist geworden, was es heute ist, und hat eine Hoffnung für die Zukunft, weil die Mission den lebenskräftigen Keim einer wachstümlichen Kultur gepflanzt hat. Wir tun gut, für diese Behauptung vorerst einen sicher unparteiischen und urteilsfähigen Zeugen aufzurufen. Der frühere englische Kolonialsekretär, jetziger Handelsminister Winston Churchill führte nach einem Besuche in Uganda in einem Vortrage in dem berühmten Klubhause der liberalen Partei in London aus: „Es gibt kein Land unter britischer Flagge, vielleicht keines in der ganzen Welt, wo man auf die Mission mit stärkerer, innerer Gewißheit ihrer wunderbaren und wohlthätigen Erfolge hinweisen kann als das Königreich Uganda. In vielen Ländern findet man die offiziellen Klassen geneigt, die Missionstätigkeit mit Sorge oder Widerwillen anzusehen. In Uganda ist das anders. Ich habe Gelegenheit gehabt, dort mit den hervor-

ragendsten Beamten zu sprechen; ich habe keinen einzigen gefunden, der nicht, ganz abgesehen von den religiösen Einflüssen, gern eingestanden hätte, wieviel Beistand er von der Mission auch in den weltlichen Bestrebungen zur Besserung und Hebung der Eingeborenen tagtäglich erhalte.“ (Proc. 08, 68.)

Derselbe Mann, gegenwärtig einer der populärsten in England, hielt in Uganda selbst bei Gelegenheit einer Schulweihe eine andere bemerkenswerte Rede, in der er unter anderem ausführte:

„In letzter Zeit hat (hier in Uganda) sich eine großangelegte, starke, nützliche Mission (religions work) täglich und stündlich angelegen sein lassen, die Volksmassen von der Mühe und Plage des Alltagslebens zu erheben zur Betrachtung einer höheren Welt. Ich weiß wohl, daß Vorteile und Nachteile der Missionsarbeit in verschiedenen Teilen der Welt recht verschieden beurteilt werden. . . . Aber ich denke, England hat kein Missionsfeld, wo größere Schwierigkeiten überwunden und Ergebnisse erzielt sind, die in gleichem Maße als dies Werk ihren Meister loben. Wir haben hier in Uganda eine Insel der Hoffnung und des Fortschritts mitten im Herzen des dunklen Erdteils; und ich denke, in dem Maße als das britische Volk mehr von den Erfolgen dieser Arbeit erfahren wird, werden in steigender Größe und in einem wachsendem Maßstabe dieser Mission sein Interesse, seine Sympathie, seine Unterstützung — ganz besonders letztere! — zufließen. Wir finden hier das Volk mitten unter den barbarischen Rassen umher bekleidet und von Eifer, Kenntnis und Wissen von allen andern Rassen, mit denen es in Berührung kommt, einzusammeln.“ (Church Rev. 08, 101.)

In der Tat, wenn Tüder auf die 18 Jahre seines Episkopates zurückblickt, muß ihm der erzielte Umschwung nahezu wie ein Wunder erscheinen. Als er 1890 zum ersten Male den Boden von Uganda betrat, gab es erst etwa 300 Christen im Lande; heute gehören zu seiner Mission (nach der Statistik von Ende 1907): 62867 Getaufte und 2566 Katechumenen. In den letzten 6 Jahren (1902—1907) wurden mehr als 37000 Personen getauft. Ende 1904 wurde zum ersten Male in Uganda eine Volkszählung vorgenommen — auch ein Zeichen der neuen Zeit. Das Ergebnis überraschte selbst die Missionare aufs höchste. Das eigentliche Uganda zählte 717535 Einwohner; davon ließen sich 164241 als protestantische und 212669 als katholische Christen einschreiben; die Christen bildeten also mit 376910 die Majorität in der Landesbevölkerung; die Mohammedaner treten dagegen mit nur 40476 ganz zurück. Die Statistik der C. M. S. berechnete in jenem Jahre nur 48496 Getaufte; also mehr als 110000 Ungetaufte hatten sich selbst zu den Protestanten gezählt. (Proc. 04, 101.)

Bischof Tucker sagt: (Church Rev. 07, 159 ff. vergl. Ev. Miss. Mag. 07, 240 ff.):

„Wenn ich mich in meinen Gedanken unter diese Christen versetze, so taucht die eine und die andere Gestalt vor mir auf, die ein lebendiges Zeugnis davon ist, wie in früheren Zeiten die unmenschlichste Grausamkeit in Uganda herrschte. Da ist einer ohne Lippen, ohne Nase, ohne Ohren. Sie sind ihm seiner Zeit abgeschnitten worden. Dort ist ein anderer, der blind ist, von seinen Gefährten an der Hand geführt; seine Augen sind ihm vormals auf Befehl des Königs ausgestochen worden. Hier kniet einer am Tisch des Herrn; aber er kann das geweihte Brot nur mit den Stümpfen seiner Arme in Empfang nehmen; denn seine Hände sind ihm in jenen Tagen des Heidentums auf Befehl des Königs abgehauen worden. Gibt es einen sprechenderen Beweis von dem großen Umschwung, der in den letzten Jahren in Uganda stattgefunden hat?

Ach, sagt da vielleicht einer, das Christentum ist jetzt dort eben Modesache geworden. Da geht vielleicht ein einflußreicher Mann mit gutem Beispiel voran, und die übrigen Leute folgen ihm dann nach wie eine Herde Schafe! — Liebe Brüder, vergessen Sie nicht, daß es seiner Zeit in Uganda gerade die Männer von Einfluß und Stellung waren, wie z. B. der König und seine Häuptlinge, die ihr möglichstes taten, um das Christentum im Lande auszurotten; aber sie unterlagen, und zwar in kläglichster Weise. Das in der Tat ist das Gesunde an dieser volkstümlichen Bewegung, daß sie im heftigen Gegensatz gegen die damals im Lande herrschenden Gewalten, zumal den König Mwanga und seinen ganzen Anhang, auch im Widerspruch gegen eine damals gefährliche und rücksichtslos nach der Herrschaft strebende mohammedanische Partei einsetzte und in den gesündesten Volkskreisen derart starke Wurzel faßte, daß sie sich durchzusetzen vermochte.“

In anderem Zusammenhang führt Bischof Tucker aus:

„Uganda ist in gewissem Sinne bereits ein christliches Land. Nicht, daß keine Heiden mehr da wären; aber das Christentum ist die beherrschende Macht, die einzige wirkliche Macht im Lande. Das Heidentum als organisiertes System ist mehr als entthront, sein Rückgrat ist gebrochen; es ist in Schande gefallen; es verbirgt sein Haupt. Ein Reisender kann von einem Ende von Uganda zum andern reisen, ohne je eine Spur heidnischen Götzendienstes zu erblicken; während doch in allen umliegenden Ländern, und in Uganda selbst noch vor weniger als einem Menschenalter, die kleinen Geisterschreine, Miniaturhüttchen, auf fast jedem in die Augen fallenden Felsen und Berge, an Kreuzwegen und bei Hütten am Wege die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Andererseits wird es in Uganda kein noch so kleines Dorf geben, in dem nicht wenigstens einige Protestanten oder römische Christen leben. Das jüngere Geschlecht der Christen weiß vom Heidentum wenig mehr als den Namen.“ (Church Rev. 07, 707.)

Wir glauben, um unsern Lesern einen Einblick in die Verhältnisse dieser werdenden Volkskirche zu geben, nicht gut zu tun, wenn wir sie von Station zu Station führen. Wir ziehen es vor, an einigen Querschnitten Durchschnittsbilder zu geben. Wir erzählen einiges von den Gemeinden, den Helfern und den Schulen. Nun macht man es ja der Missionsberichterstattung zum Vorwurf, daß sie ihre Erfolge übertreibe und die jungen Christen und Gemeinden in rosigem Lichte zu malen liebe. In der vorliegenden Literatur über Uganda ist davon wenig zu merken. Die Berichterstatter sind im Gegenteil fast ängstlich bemüht, uns gar nichts in zu günstigem Licht erscheinen zu lassen und lieber die dunklen Farben zu stark aufzutragen.

Um das Leben der Gemeinden zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es der Mission in Uganda wunderbar gelungen ist, im Volk eine große Bewegung zum Christentum hin zu entfachen. Indem man die Berichte liest, sinnt man immer wieder darüber nach, worin wohl das Geheimnis dieser Bewegung liege; man vergleicht sie mit Madagaskar, mit der Livingstonia-Mission, mit den Basutomissionen Südafrikas, und das Ergebnis ist vorläufig noch immer: es ist ein ungelöstes Problem, wann und wo in Afrika volkstümliche Christianisierungs-Bewegungen entstehen. Aber es ist nicht so wichtig, die geheimnisvolle Wurzel zu kennen, als vielmehr die vorhandene Bewegung weise und planvoll zu pflegen. Und da ist es eine gnädige Fügung Gottes, daß diese größte volkstümliche Bewegung zu unserer Zeit in Afrika in den Händen der bestgeleiteten und kapitalkräftigsten Missionsgesellschaft der evangelischen Welt liegt, und zwar in ihren Händen ohne jede Konkurrenz oder Einmischung irgend einer andern evangelischen Mission. Die C. M. S. sieht vollkommen ein, daß sie außerstande ist, mit dem immerhin beschränkten Stabe ihrer 31 ordinierten, 13 Laienmissionare, 28 Missionschwestern und 3 Ärzte, die auch das ausgedehnte Protektorat bedienen, Pionierdienste auf vorgeschobenen Vorposten verrichten und die höheren Schulen leiten müssen, die rapide über das Land hin sich ausdehnende Kirche zu erbauen und zu pflegen. Da sind nun überaus charakteristisch die bereits zum zweiten Male stattgehabten Verhandlungen der Missionare über die Frage, ob es nicht an der Zeit sei, der Kirche von Uganda eine eigene Verfassung zu geben. Da wurde denn viel davon gesprochen,

daß die Baganda, aufs ganze gesehen, noch unfähig seien, Verantwortung zu tragen; sie seien noch „reine Kinder“, bemerkte ein leitender Missionar. Ein anderer wies hin auf den allgemeinen Mangel an Wahrhaftigkeit und die Tatsache, daß man sich in Geldangelegenheiten nur auf wenige ganz verlassen könne. Es wurde gesagt, daß viele der jungen Leute, die nach der Hauptstadt kämen, um hier zu Lehrern erzogen zu werden, unbotmäßig seien und der Zucht in bedauerlichem Maße bedürften, und daß von denen, die über das Land hin zerstreut seien, — selbst einschließlich einiger der Ordinierten — eine beträchtliche Zahl nachlässig und in dem ihnen anvertrauten Amte träge geworden seien. Auf Grund aller dieser Tatsachen wurde festgestellt, daß die Christen dieses Landes noch einer besseren Schulung und einer weiteren Periode gründlicher Erziehung bedürfen, ehe man ihnen die Verwaltung ihrer eigenen kirchlichen Angelegenheiten anvertrauen könne. (Intell. 05, 176. Proc. 05, 95.)

Wir stellen noch einige Urteile zusammen, welche die tiefen Schatten grell beleuchten, die noch auf dieser eben erst aus dem Sumpfe der heidnischen Barbarei und Zuchtlosigkeit erstandenen Kirche liegen. Man hat hier eben keine kleinen Auswahlgemeinden, welche die Missionare mühsam aus Erweckten gesammelt und gesichtet haben, sondern ein ganzes heidnisches Volk, das christianisiert werden soll:

„Wenn wir an die Vorteile denken, welche einer Christengemeinde in England das Vorhandensein einer öffentlichen Meinung zugunsten alles Guten und Wahren bietet, und an die Schranken denken, die sie dem einzelnen in bezug auf Trunk und Unfittlichkeit ziehen, und denken dann an die Versuchungen der Christenschar hier, welche nur eine seit Generationen vererbte Neigung zum Laster hinter sich, Gelächter und Spott, wenn sie den sinnlichen Lüsten widerstehen, um sich haben, und stellen uns vor, wie sie Nacht um Nacht die Trommeln und Hörner hören, die sie einladen, an den wollüstigen, mitternächtlichen Tanzgelagen teilzunehmen, — dann scheint mir, wir haben immer noch Grund zur Ermütigung. Nichts als ein moralisches Wunder könnte sie rein erhalten“ (Proc. 06, 100.) „Trommeln und Hörner bei Nacht sind zwar in Uganda gesetzlich verboten; aber weit- hin im Lande heißt's eben: Wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Regt sich so das afrikanische Heidentum mit starken Versuchungen zu sittlicher Laxheit, so enthält andererseits auch die so mächtig in das Land strömende Kultur schreckliche Versuchungen, welche die Eingeborenen zu demoralisieren drohen. Plötzlich regt sich stark die Sucht, reich zu werden. Die Schwachen und Unbefestigten werden sogleich von der Gewinnsucht fortgerissen; die schlechten Leidenschaften der menschlichen Natur machen

sich um so ungehinderter geltend, als sie durch keine einheimische Rechtsordnung mehr in Schranken gehalten werden. Schwache Frauen werden die Beute gewissenloser Händler, und die Prostitution, die vor der Ankunft der Zivilisation so gut wie unbekannt war, nimmt erschrecklich zu. Mädchen stehlen sich von Hause fort und geben sich preis, um die begehrten Baumwollkleider zu erlangen. Die Ärzte und Pflegerinnen sind oft ganz niedergeschlagen von der schamlosen sittlichen Verworfenheit, die ihnen entgegentreift.“ (Int. 06, 730 ff.; 05, 177; Proc. 04, 102 f.; Church Rev. 07, 711 f.)

Missionar Weatherhead untersucht (in der Church Rev. 07, 709 ff.) die „Schwierigkeiten in Uganda“. Ihm fallen besonders 5 in die Augen: 1. die anererbte Oberflächlichkeit des afrikanischen Charakters der Baganda, der erst durch mehrere Generationen christlicher Einflüsse vertieft werden könne; 2. die moralische Schwäche und der Mangel an Widerstandskraft in Versuchungen; 3. das Fehlen eines sittlichen Ideals, speziell für die Sittlichkeit im engeren Sinne; „im Heidentum gab es nichts wie Reinigkeit“; 4. das Fehlen jedes geordneten Familienlebens. Jedes Kind kennt das Totem seines Clans und fühlt sich viel mehr als Glied des letzteren als im Zusammenhang mit seinen Eltern. 5. Wie bei allen Emporgekommenen macht sich bei den Baganda ein ungesundes Maß von Selbstbewußtsein geltend.

Angeichts dieser Zustände in den Gemeinden stände die Mission vor einer fast hoffnungslosen Aufgabe, wenn ihr nicht Helfer aus den Eingeborenen zu Gebote ständen. Das aber ist gerade das Erfreuliche an der Uganda-Mission, daß sie bisher Helfer in unbegrenzter Zahl besaß. Im Januar 1891 legte Tucker sechs Baganda-Christen die Hände auf, um sie zu solchem Dienste in der Kirche zu berufen, den sie als Laien verrichten könnten. Das war der Anfang einer Heranziehung der Baganda zu kirchlicher Arbeit. Bis 1896 war die Zahl dieser Helfer auf 415, bis Ende 1907 auf 2036 gestiegen. Da ist das Wort „Helfer“ im weitesten Sinne gebraucht; „es sind alle geistlichen Arbeiter, Männer und Frauen, auch die geringsten, welche aus Liebe zu Christo die strauchelnden Schritte des unwissendsten Wahrheitsuchers führen; sie alle verdienen, mitgezählt zu werden, zumal ihre Arbeiten in Uganda so augenfällig zur Ausbreitung des Königreiches Christi gesegnet sind.“ (Int. 06, 815.) Es ist ein erstaunliches Verhältnis, daß neben 18078 Abendmahlberechtigten 2036 Helfer stehen. Vielleicht zeigt sich darin am deutlichsten die impulsibe evangelische Kraft dieser Volkskirche. Unter

dieser großen Schar sind 30 ordinierte Geistliche — neben 34 ordinierten Europäern; bald wird die einheimische Geistlichkeit an Zahl die Ausländer überflügelt haben. Und besonders erfreulich ist, daß dieses ganze große Helferpersonal von der jungen Kirche allein, ohne Zuschuß aus der Missionskasse, unterhalten wird. Die C. M. S., zumal Bischof Tucker, haben es von Anfang zu einem Grundsatz und einer Ehrensache gemacht, daß kein Pfennig Missionsgeld zum Unterhalt des einheimischen Personals, der Kirchen und Schulen verwandt werde. Und sie haben diesen Grundsatz der jungen Kirche tatsächlich so fest eingeprägt, daß er ihr bereits als selbstverständlich gilt.

Allerdings darf man von diesem Helferheere keine übertriebenen Anschauungen haben. Weitaus die meisten haben nur eine ganz elementare oder gar keine Volksschulbildung genossen. Auch die geschulten haben nur eine höchst einfache Berufsvorbildung empfangen; in der Regel auf jeder Hauptstation hält ein Missionar und eine Missionschwester Kurse mit den männlichen und weiblichen Lehramtsaspiranten ab und bereitet sie je nachdem für das höhere (senior) oder niedere (junior) Lehrerexamen in Mengo vor. Die Anforderungen sind in den letzten Jahren wiederholt gesteigert; sie sind aber auch jetzt noch mäßig. Der Examinand muß eine Arbeit über die Evangelien, eine über die Episteln im allgemeinen, zwei über je ein Evangelium und eine Epistel im besondern, drei weitere über die Geschichte des Alten Testaments bis David, das Common Prayer-Buch und die Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte schreiben. Diesen Lehrstoff prägen ihnen die Missionare auf den verschiedenen Stationen in freien Kursen ein. Eine theologische Schule existiert bis jetzt nicht. Entsprechend diesen geringen Anforderungen sind denn auch die Gehälter minimal: Ein Ordinierte erhält außer einem Wohnhaus und einem Bananengarten 27 Rupien (36 Mark), ein Katechist 16—18 Rupien (24 Mark) und ein einfacher Lehrer bzw. Lehrerin 14 Rupien (ca. 17—18 Mark) im Jahr. Man kann es verstehen, wenn es auch fast amüßant zu lesen ist, daß die Lehrer je und dann durch Streife ihre finanzielle Lage aufzubessern suchen, wie 1905 die Lehrer in der Provinz Kyagwe, die dadurch auch eine Verdreifachung ihres Gehalts erreichten. (Proc. 06, 79.) Es wird auch nicht Wunder nehmen, daß häufig die Lehrer nach wenigen Jahren ihrem Berufe untreu werden; sie wollen sich etwa verheiraten und legen sich für einige Zeit auf den Handel, um sich die den Brauteltern zu

zahlende Brautgabe zu verdienen; bei der Gelegenheit nehmen sie wahr, wie schön sie vermöge ihrer „Bildung“ handeln können, und kehren oft nicht zu dem alten Berufe zurück. Es ist erstaunlich und erfreulich, daß trotz dieser ungünstigen Verhältnisse nicht wenigen Lehrern und Lehrerinnen das Zeugnis gegeben wird, daß sie ihren Beruf mit hingebender Selbstverleugnung, ja mit Treue bis in den Tod ausüben. Es ist gar nicht selten, daß Baganda-Lehrer in Gebiete gehen, die von der Schlafkrankheit notorisch verseucht sind, und dort geduldig ausharren. Es scheint ein naheliegender Weg zu sein, dem Lehrerstande durch eine allgemeine Gehaltsaufbesserung aufzuhelfen; allein dazu fehlen der Baganda-Kirche die Mittel; betrugen doch die gesamten kirchlichen Einkünfte 1907 nur 19 441 Rupien, — wenn davon dieses ganze Personal unterhalten werden soll, muß man allerdings mit den Gehältern sehr sparen. Oder man müßte mit dem Prinzip brechen, daß das einheimische Personal von der einheimischen Kirche besoldet werde, — dazu aber würde sich die Missionsleitung aus pädagogischen Gründen sehr schwer entschließen. Man hat zwei andere Wege in Erwägung gezogen, nämlich das Bildungsniveau der anzustellenden Helfer zu erhöhen, dafür aber ihre Zahl zu verringern und ihnen demgemäß größere Sprengel anzuweisen (Proc. 06, 99); oder aber die für die kirchlichen Bedürfnisse erforderlichen Summen auf die einzelnen Provinzen und Distrikte gemäß ihrer Steuerkraft und ihrem Wohlstande zu verteilen. (Proc. 08, 67.)

Außer den Helfergehältern liegt, wie gesagt, den Baganda der Bau aller Kirchen, Kapellen und Schulen ob. Und sie haben alle die mehr als 1500 Gottesdienststätten von der Kathedrale in Mengo, die 4000 Personen faßt, bis hinunter zu der armseligen Strohütte im abgelegenen Dorfe aus eigenen Mitteln errichtet. Ein Beispiel mag erläutern, was das zu bedeuten hat. Auf der größten Insel des Sesse-Archipels hatte eines Morgens um 7 Uhr der Blitz in die Kirche eingeschlagen; in wenigen Augenblicken war sie niedergebrannt.

„Um 1/210 Uhr hatte ich, erzählt Missionar Weatherhead, in meinem Hause mit den führenden Häuptlingen der Insel eine Beratung über den Wiederaufbau des Gotteshauses. Der Oberhäuptling hatte eine Zeitlang mit einer kleinen Gruppe gesondert verhandelt; dann kam er zu mir und sagte: ‚Wir haben dies Kirchenbauen satt. Es ist schon das zweite Mal, daß die Kapelle verbrannt ist.‘ War etwa ein Streif in Sicht? Nichts weniger als das! Er fuhr fort: ‚Wir wollen diesmal eine massive Kirche mit einem

Eisenblech=Dache bauen.' Ich sprang auf: „Wissen Sie, daß das Eisenblech wenigstens 4000 Mt. kosten würde? Die Missionskasse kann Ihnen durchaus keinen Zuschuß geben.' „Das wissen wir; wir dachten übrigens, die Sache würde noch teurer kommen. Aber lassen Sie nur, wir haben es uns einmal vorgenommen.' Als ich sie entlassen hatte, berief der Häuptling die ganze Versammlung in sein Zimmer; dort holte er Papier und Bleistift herbei und fing selbst die Subskriptionsliste mit einer anständigen Zeichnung an. Dann reichte er das Blatt seinem Nachbar und forderte ihn auf, auch seinen Beitrag zu zeichnen: „Ich dachte, Sie könnten so und so viel beitragen.' So ging es der Reihe nach. Bei jedem stellte brüderliche Beratung fest, wieviel er beisteuern könne, das trug er dann ein, und Mittags war der erforderliche Betrag zusammen.“ (Church Rev. 07, 708.)

Die Schulen endlich waren bis um die Wende des Jahrhunderts die schwache Seite der Uganda=Mission. Das war um so auffallender, als die durch die Missionare angesachte Bewegung gerade an den unersättlichen Bildungshunger der Baganda appellierte, und in einer rührenden Lust, lesen zu lernen, seinen ersten charakteristischen Ausdruck fand. Im Jahre 1896 zählte man in der ganzen Mission nur 134 Schüler, und sie als „Seminaristen“, d. h. als junge Leute, die man irgendwie später hoffte im Dienste verwenden zu können. Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts hat man dem Schulwesen planmäßige Pflege zugewandt. Es bestehen jetzt 80 Schulen mit 17516 Schülern, 14723 Schülerinnen und 154 Seminaristen, also insgesamt 32393 Schülern. Weit aus die meisten dieser Schulen sind nur Elementarschulen; doch ist auch mit einem gehobenen Schulwesen ein immerhin beachtenswerter Anfang gemacht. Der lehrbegabte Missionar Hattersley gründete 1896 in Mengo eine „Knabenprimarschule“, eine Art Muster- und Pflanzschule von Lehrern für die elementaren Dorfschulen. Diese pädagogisch tüchtig geleitete Schule hat einen guten Grund für das Elementarschulwesen gelegt. Daneben gründete derselbe Hattersley 1905 in Mengo auf dem Namirembe-Hügel ein geschlossenes Schulinstitut, eine Kostschule, für die Söhne des Adels und der Geistlichkeit. Er errichtete zu diesem Zwecke in einem freundlichen Bananengarten eine kleine Schulkolonie mit fünf Wohn-, zwei Schul- und mehreren Nebenhäusern. Da diese „hohe Schule“ bald einen unerwartet großen Zulauf erhielt, wurde im Jahre 1907 ein neuer, geräumiger Schulsaal (für 250 Schüler) errichtet. Diese „hohe Schule“ ist übrigens doch nur eine Bürger-schule mit dreijährigem Lehrgange. Sie ist der Unterbau zu einer Intermediate- oder Mittelschule, die im März 1906 in Bubu, nahe

bei Mengo, eröffnet und gewöhnlich die „Königsschule“ genannt wird. Beide Schulen sollen dem Adel Ugandas und seiner Nachbarstaaten und den Kindern der eingeborenen Geistlichen und sonstiger einheimischer „Gebildeten“ in einem dreijährigen Kursus eine solide, elementare Bildung geben. Man hofft dabei, daß in diesem engen Zusammenleben des „Adels“ dieser ehemals durch Kriege und Volksunterschiede einander vielfach feindlich gegenüberstehenden Stämme ein Zusammenwachsen derselben zu einer christlichen Nation angebahnt werde. Auch für die heranwachsende weibliche Jugend des „Adels“ ist eine eigene Schule mit Kosthaus in Gayaza errichtet. Die Pflege dieser führenden Klassen und ihres Nachwuchses ist um so wichtiger, weil der schnelle Sieg des Christentums in Uganda eben darin vielfach seinen Grund hat, daß die Häuptlingsfamilien jetzt seine Träger sind (Intell. 05, 353 ff.), und man besonderen Wert darauf legen muß, daß die künftigen Machthaber im Lande eine solide christliche Erziehung genossen haben.

Bischof Tucker hat es wiederholt, besonders energisch Intell. 06, 812 ff. ausgesprochen, daß er planmäßig alle Kraft auf die geistliche Pflege dieser werdenden Volkskirche konzentriere, weil ihm als Ideal „die Wiedergeburt Afrikas durch die Kirche von Uganda“ vorschwebt. Darum kommen für ihn alle weiteren Aufgaben unter dem Gesichtspunkt einer Lebensbetätigung der Kirche in Betracht. Auch alle nicht direkt geistlichen Arbeitszweige sieht er nur daraufhin an, ob sie die geistliche Lebenskraft der Kirche zu fördern oder zu hindern geeignet sind. Um die Jahrhundertwende hatte die C. M. S. auch die Arbeitserziehung der Baganda in ihr Missionsprogramm aufgenommen und in Mengo und am Ufer des Viktoria Njansa umfangliche und gut ausgestattete Handwerksstätten eingerichtet. Sie hat diesen ganzen Betrieb gern an eine nach christlichen Grundsätzen arbeitende, aber von ihr unabhängige Handelsgesellschaft abgegeben. Nur die ärztliche Mission hat sie, wie auf fast allen ihren Gebieten, als einen wichtigen Nebenzweig selbst gepflegt. Ihr Hauptquartier ist Mengo. Hier wurde 1904 an Stelle eines durch eine Feuersbrunst zerstörten Fachwerkhospitals ein schönes, lustiges, geräumiges Krankenhaus mit 100 Betten erbaut, das mit den besten Apparaten und Instrumenten eines modernen Krankenhauses ausgerüstet wurde. Daneben wurde in einem Saale des früheren Industrie-Instituts eine Klinik für Schlafkranke, in andern Räumen ein

Kinderfrankensaal und ein Augen-Untersuchungszimmer eingerichtet. Ein wohlhabender Kaufmann schenkte zudem an Stelle eines älteren, baufälligen, als Poliklinik benutzten Hauses ein schönes, zweckmäßig gebautes und mit Hilfe reicher Gaben — eines kostspieligen Operationstisches, eines vollständigen pathologischen Apparates, eiserner Bettstellen usw. — vollständig ausgestattetes Poliklinik-Gebäude. So ist Mengo eine starke missionsärztliche Station, neben Blantyre wohl die bestausgestattete in Afrika geworden. Außerdem ist in Kabarole, der Hauptstadt von Toro, ein kleines Hospital eingerichtet (1904) und mit einem Missionsarzte besetzt, der zugleich in dem weiten Grenzgebiet nach Westen, bis in den Kongourwald hinein, ärztliche Predigtreisen unternimmt (Intell. 1906, 456 f.), und auf fünf Hauptstationen bestehen gutbesuchte Polikliniken, welche von geübten Krankenschwestern bedient werden.

Noch ein Wort über den Islam. Nicht eigentlich die 40000 einheimischen Mohammedaner repräsentieren die von ihm drohende Gefahr, sondern vielmehr der von Norden und von Osten her drohende Einbruch. Die Gefahr von Norden her ist noch nicht aktuell. Der ägyptische Sudan mit seinen dichten Massen ungebrochenen Heidentums und den selbst auf dem Nil noch mangelhaften Verkehrsverhältnissen ist noch ein ungebrochener Wall. Aber von Osten her strömen auf der Ugandabahn Scharen von Suaheli in das Land. Sie kommen als Dolmetscher, Maurer, Zimmerleute und Kaufleute, nach allen ist große Nachfrage; und halberzogen, aber äußerst unfittlich wie sie sind, haben sie großen Einfluß auf die Baganda, besonders auf die jungen Leute. Man respektiert sie wegen ihrer Geschicklichkeit als Händler und Handwerker; sie gelten als Helden alles dessen, das man bewundert; obendrein verdienen sie viel Geld. Und da die vom Christentum geforderte Einehe den zu Ausschweifungen neigenden Baganda bisweilen unbequem wird, ist es schon vorgekommen, daß selbst Christen zum Islam übergetreten sind, um ungestört der Fleischeslust frönen zu können. Wo der Islam eingedrungen ist, da ist für das Christentum die Tür verschlossen. Der unwissende Islamit hüllt sich in einen Mantel von Selbstgerechtigkeit, und er glaubt fest, dem christlichen Lehrer weit überlegen zu sein und keiner Hilfe zu bedürfen. (Intell. 06, 731; Proc. 05, 94).

Leider ist Uganda, zumal in den ehemals am dichtesten bevölkerten Gebieten längs des Viktoria Njansa, von der fürchterlichen

Plage der Schlafkrankheit bedroht, die weder Weiße noch Farbige verschont, und zumal auf den Inseln im See entsetzlich wüthet.

Übertragen durch den Stich einer Art Tsetse, der Riwusfliege, die in ungezählten Mengen in dem Uferlande und Mangrovegeestrüpp längs des Gestades sich vervielfältigt, verursacht die Blutvergiftung durch ihren Stich eine langsame, aber fast unaufhaltsame Infektion des Gehirns, die fast in jedem Falle zum Tode führt, wenn auch zwischen der Infektion und dem tödlichen Ausgang zwei Jahre verfließen mögen. Schon sind 4 englische wissenschaftliche Expeditionen, die letzte unter Dr. David Bruce, und 1906 eine deutsche unter Professor R. Koch, an den Viktoria-See gesandt, um der schrecklichen Krankheit Herr zu werden. Die Natur und der Verlauf der Krankheit sind gründlich erforscht, und es ist durch unsern Koch ein Heilmittel, Atorhyl, ein Arsenikpräparat, entdeckt, das langsam, aber bei sorgfältiger fortgesetzter Behandlung doch mit leidlich sicherem Erfolge wirkt. Bis zum Sommer 1903 waren bereits im eigentlichen Uganda und der angrenzenden Landschaft Busoga 68000 Personen daran zum Tode hingestech. Viele Inseln im See sind bereits gänzlich ausgestorben, und die ganze Seeküste scheint unaufhaltsam der Verödung entgegenzugehen, wenn es nicht gelingt, der Krankheit Herr zu werden. Da die Riwusfliege auch am Tanganjika und Njassa vorkommen soll und die Baganda sehr wanderlustig sind, liegt die große Gefahr vor, daß auch diese Seengebiete von der Krankheit versucht werden. Die C. M. S. hat ihr großes, mit vieler Mühe und Kosten nahe am See aufgebautes Industrie-Etablisement in Mutungo einfach dieser Krankheitsgefahr wegen im Stiche lassen müssen.



Westafrika.

Eine Rundschau.

Von Missionssekretär Würz in Basel.

Seit die Aufteilung Westafrikas unter die Kolonialmächte vorüber ist, vollziehen sich in diesem Teil der Erde anscheinend wenig Vorgänge von weltgeschichtlicher Bedeutung. Der Handel beherrscht wieder so ziemlich das ganze Leben an der Westküste; auch die Maßregeln der Kolonialregierungen stehen in seinem Dienst. Jede

Kolonialmacht sucht die ihr zugefallenen, oft wunderlich genug geformten Stücke so produktionsfähig und kaufkräftig wie möglich zu machen und zugleich von dem innerafrikanischen Handel, der neben dem afrikanischen der Europäer immer noch eine bedeutende Größe für sich selbst ist, soviel wie möglich an die ihr gehörigen Stücke der Küste zu leiten. Was daneben zur politischen Sicherung und Beruhigung der Kolonien geschieht, erscheint mehr wie ein Mittel zum Zweck.

Man möchte fragen, ob nicht das Rassenbewußtsein, dessen mächtige Zunahme für den Anfang unseres Jahrhunderts so bezeichnend ist, auch bei den Völkern Westafrikas erwacht sei. Aus Südafrika tönt es ja schon lange herüber: Afrika den Afrikanern! Man hört den Ruf gelegentlich auch an der Westküste, aber doch nur vereinzelt, unter der jetzt noch verhältnismäßig kleinen Schar Emanzipierter. Im allgemeinen ist die Masse der Negervölker Westafrikas noch zu träge, zu zerspalten und daher noch zu wenig in Fühlung mit dem Pulsschlag der Weltgeschichte, um irgend einer großen gemeinsamen Bewegung fähig zu sein. Es wird wohl nicht immer so bleiben.

Langsam, in aller Stille, vollzieht sich aber doch eine doppelte Veränderung, der die weltgeschichtliche Bedeutung nicht abzusprechen ist. Wir denken da einerseits an die zunehmende Verbreitung europäischer Schulbildung, die im allgemeinen so weit reicht, als die Tätigkeit der Missionen reicht, aber auch von den Regierungen gefördert wird. Wie stark das Verlangen nach solcher Bildung bei heidnischen Stämmen werden kann, dafür liefert Kamerun das handgreiflichste Beispiel. Freilich hat dieser Vorgang, obwohl er hauptsächlich von der Mission gefördert wird, auch seine Gefahr, indem er die Bevölkerung dem angestammten Landbau zu entfremden und damit ein Proletariat zu schaffen droht. Diese Folge muß nicht notwendig eintreten; wir dürfen vielmehr hoffen, daß es der Mission wenigstens in gewissen Gebieten gelinge, eine seßhafte christliche Landbevölkerung mit elementarer Schulbildung heranzuziehen. Aber die Gefahr ist immerhin da. Schon beobachten wir das Aufkommen einer wenig bodenständigen, stark durch den europäischen Verkehr beeinflussten Küstenbevölkerung mit neuen Anschauungen, Erwerbsverhältnissen und Lebensgewohnheiten. Es ist das Volk der Händler, Advokaten, kleinen Beamten, Handlungsgehilfen, Handwerker und Köche. Seine oberste Schicht deckt sich mit der Klasse, die wir so-

eben die Emanzipierten genannt haben; es sind Leute, die zum Teil in Europa Schulen besucht haben, sich aufs Zeitungsschreiben verstehen und mitunter den Mund recht voll nehmen. Auch in den mittleren und unteren Schichten ist häufig einige Schulbildung zu finden, die meist aus Missionsschulen stammt, aber nicht immer im Sinne der Mission verwertet wird; im übrigen findet sich unter dem modernen Firnis noch erschreckend viel afrikanische Unkultur. Die Missionskirchen haben unter dieser Klasse zahlreiche Glieder, wenn auch vielleicht mehr ausgeschlossene als wirkliche. Es ist wohl wahrscheinlich, daß das Christentum allmählich die herrschende Religion dieser Küstenbevölkerung werde; es fragt sich nur, ob es dann noch seinen Namen verdient.

Gleichzeitig mit dem beschriebenen Prozeß schreitet die Islamisierung der Heidenvölker des Innern unaufhaltsam fort, und sie hat an einigen Stellen bereits die Meeresküste erreicht. Es ist gewöhnlich nicht eine planmäßige Propaganda, sondern ein langsames aber stetiges Einsickern mohammedanischer Gewohnheiten und Ideen, deren Träger in erster Linie die großen mohammedanischen Handelsvölker des westlichen Sudan, die Hausa, Mandingo usw. sind. Den Fulbe, die als Staatengründer und Sklavenräuber allergrößten Stils den Islam auf ihre Weise ausgebreitet haben, ist das Handwerk jetzt im allgemeinen gelegt; soweit europäische Macht reicht, reicht auch der Landfriede. Aber unter seinem Schutz scheint die friedliche Aufsaugung des heidnischen Westafrikas durch den Islam nur um so leichtere Fortschritte zu machen, schon deswegen, weil jetzt den Handelsleuten aus dem Innern alle Wege offen stehen. Von den Kolonialregierungen wird das mohammedanische Element, wenn nicht des Handels wegen geradezu begünstigt, so doch aus politischer Vorsicht mit äußerster Schonung behandelt. Einzelne Mahdi-Aufstände in den Ländern um den Tschadsee dienen zur heilsamen Erinnerung daran, daß der Islam auch in Westafrika der Feind des weißen Mannes ist. Die gründliche Auseinandersetzung zwischen beiden ist jedoch der Zukunft vorbehalten.

Dies sind die allgemeinen Verhältnisse, unter denen die Mission in einem mörderischen Klima ihre Arbeit treibt. Auch sie hat die Zeit politischer Ruhe und kultureller Ummwälzungen nach besten Kräften auszunützen gesucht, um unter den Stämmen Westafrikas lebenskräftige Kirchen zu gründen, stark genug für künftige Stürme.

Es ist auffallend, wie isoliert die einzelnen Missionen in Westafrika arbeiten. Von einem Zusammenwirken finden sich nur geringe Ansätze. Das hat verschiedene Gründe. Erstens verursacht das Klima einen ungemein raschen Wechsel des weißen Personals. Zweitens wird durch die Verkehrsverhältnisse die Kommunikation zwischen den einzelnen Gebieten nicht gefördert; Westafrika hat keinen zentralen Hafen wie Shanghai und kein Eisenbahnnetz wie Indien. Drittens wirkt die Verschiedenheit der einzelnen Missionen (alle Schattierungen, von der streng kirchlichen Missionsgesellschaft bis zum unabhängigen Freimissionar!) hier wie überall isolierend. Viertens zeigt gerade dieses Missionsgebiet (man denke nur an die vielen Sprachen) eine Zersplitterung, die nicht dazu dient, gemeinsame Probleme, auch wo sie vorhanden sind, ins Bewußtsein treten zu lassen. Solche Probleme sind aber wirklich vorhanden. Man denke nur an die gemeinsamen Grundzüge der Gemeindeordnung und der Gehilfenbildung, an die ökonomische Selbständigmachung der Gemeinden, an die so schwierige Behandlung der ihrem Volkstum entfremdeten gebildeten Afrikaner, an die fast noch schwierigere innere Mission unter den Europäern und an den Islam. Es wäre daher erfreulich, wenn trotz aller Schwierigkeiten regelmäßig wiederkehrende Konferenzen der westafrikanischen Missionen zustande kämen, die abwechselnd etwa in Afrika und in Lagos gehalten würden.

Vorerst arbeitet jede Mission für sich von irgend einem Punkt der Küste aus gegen das Innere hin, und der Fortschritt nach dem Innern ist so langsam, daß selbst auf den ältesten Missionsgebieten noch große Strecken missionslosen Landes vorhanden sind. Fast alle haben auch das gemeinsam, daß sie sich in ihrer Arbeit auf die zahllosen heidnischen Stämme beschränken und sich der mohammedanischen Völker, die schon in den Küstengebieten zahlreiche Vertreter haben, höchstens nebenher annehmen. Der einzige planmäßige Versuch größeren Stils, direkt unter den Mohammeden zu arbeiten, ist die englisch-kirchliche Mission in Nord-Nigeria.

Ein großer Unterschied besteht zwischen den einzelnen Gebieten je nach ihrer politischen Zugehörigkeit. Die britischen und deutschen Besitzungen sind von der evangelischen Mission am stärksten besetzt, und sie genießt hier am meisten Freiheit, während es auf französischem, portugiesischem und spanischem Gebiet nur zu einzelnen, meist kleinen Ansätzen gekommen ist. Der Grund dafür liegt in der

herrschenden Stellung des Katholizismus in den drei Heimatländern. Am Kongo ist die evangelische Mission vertragsgemäß frei und hat sich trotz mancher Schwierigkeiten viel reichlicher entfaltet als irgendwo z. B. im französischen Westafrika; aber auch hier ist sie durch den parteiischen Bund der Regierung mit der katholischen Mission oft gehindert.

Unseren Rundgang beginnen wir bei der Pariser Mission am Senegal. Als national französische Mission hat sie den Vorteil, auch da arbeiten zu können, wo ein ausländisches Werk infolge der Unduldsamkeit der französischen Behörden beständig mit Schwierigkeiten zu ringen hätte. Nur sie hat Aussicht, einmal ungehindert in die großen, längst von Islam überfluteten Gebiete zwischen dem Senegal und dem obern Niger vordringen zu können. Freilich fehlen ihr dazu noch auf absehbare Zeit die Mittel und die Leute. Durch ihre andern Missionsgebiete über die Kräfte in Anspruch genommen, vermag sie hier nur eine einzige Station, St. Louis, an der Mündung des Senegal, mit einem einzigen weißen Missionar und einem weißen Lehrer aufrecht zu erhalten. Sie selbst vergleicht diese Station mit einem einsamen Wachtposten an der Pforte des westlichen Sudan; aber sie ist entschlossen, den Posten zu halten, zumal seit im Jahr 1906 ein Mitglied des Pariser Komitees am Senegal gewesen ist und dann daheim mit warmen Worten zum Aushalten gemahnt hat. Eine Zeitlang bezog der Missionar einen Staatsgehalt als Prediger für die anwesenden evangelischen Franzosen; dieser ist ihm 1907 entzogen worden, aber sofort ist ein Privatmann mit seinen Mitteln eingesprungen. Ein Prediger- und Lehrerseminar kleinsten Stils ist jüngst gegründet worden, ebenfalls im Blick auf künftige Aufgaben im Innern. — Eine Untersuchungsreise, die der Missionar Moreau nach Französisch Guinea machte, führte dazu, daß seitens der französischen Regierung, durch Vermittlung der Mission, ein evangelischer Lehrer aus Frankreich nach Konakry berufen wurde, um dort eine Schule für die Kinder der aus Sierra Leone eingewanderten evangelischen Schwarzen zu eröffnen. Auf diese Weise schien die Pariser Mission auch hier indirekt einen Stützpunkt gewonnen zu haben; doch ist die Schule leider wieder eingegangen.

Ein zweites Eingangstor zum westlichen Sudan befindet sich in britischen Händen. Es ist das Tal des Gambia-Stromes mit der Stadt Bathurst an dessen Mündung. Hier arbeiten seit 1821 die englischen Wesleyaner; aber sie scheinen über Bathurst nicht weit hinausgekommen.

zu sein. Es fehlt an gutgeschulten eingeborenen Gehilfen. Die Gemeindeglieder in Bathurst haben das Lob der Opferwilligkeit. Wie groß die Sprachschwierigkeiten sind, sieht man daraus, daß bei einer Straßenpredigt in Bathurst in fünf Sprachen geredet werden mußte, darunter allerdings Englisch, das wohl nur wegen des Predigers nötig war. Die Mission hat nur 1—2 europäische Missionare. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn auch sehr zu bedauern, daß die Übersetzung der Bibel in die Landes Sprachen noch nicht über einzelne Teile des Neuen Testaments hinausgekommen ist. An Leute aus dem Innern werden gelegentlich arabische Bibelteile verkauft.

Von hier bis Sierra Leone — die Küste ist halb französisch, halb britisch — zeigen sich besonders deutlich die allgemeinen Schwierigkeiten Westafrikas: schlechtes Klima, endlose Zersplitterung der Stämme, schlechte Verkehrsmittel, Wettbewerb des Islams. Die Mission wird hauptsächlich von Angehörigen der englischen Staatskirche und von Wesleyanern betrieben. Durchweg überwiegen bedenklich die eingebornen Arbeiter, das europäische Personal ist sehr spärlich. Am längsten ist die englische Kirchenmission (C. M. S.) auf dem Plan. Ihr Werk in Sierra Leone feierte sein hundertjähriges Bestehen im Jahr 1904, drei Jahre vor dem für Sierra Leone ebenfalls so bedeutungsvollen Jubiläum der Sklavenbefreiung. Es sind bekanntlich Deutsche gewesen, mit denen die C. M. S. den Anfang in Sierra Leone gemacht hat. Jetzt hat die C. M. S. den größten Teil der Arbeit, darunter seit März 1908 leider auch die gesamte Evangelisation im Hinterland, an die einheimische Kirche von Sierra Leone abgegeben, so daß ihr selbst nur das an die Universität Durham angegliederte College in Furah-Bai und einige untergeordnete Schulen geblieben sind. Im College ist die Zahl der Studierenden von 16 auf 7 gesunken, teilweise weil die Gesellschaft, infolge ihrer Geldnöte, ihre Stipendien zurückzog. Dies läßt uns fraglich erscheinen, ob das College schon einem wirklichen Bedürfnis entspricht. In dem weiten Hinterland wird noch sehr wenig getan; die zwei äußersten Posten sind letztes Jahr ganz unbesezt geblieben. Die Statistik der C. M. S. für Sierra Leone, wobei die einheimische Kirche mitgerechnet ist, führt 12 405 Gemeindeglieder auf, also 427 weniger als vor 20 Jahren. Das ist ein auffallender Stillstand, den wir uns ohne Zweifel daraus zu erklären haben, daß die C. M. S. mit Rücksicht auf andere, dringender erscheinende Arbeit (z. B. Uganda) schon lange nur wenige europäische Kräfte auf Sierra Leone verwendet hat.

Mehr in Französisch-Guinea als in Sierra Leone arbeitet die Mission der anglikanischen Kirche Westindiens, die „Pongas-Mission“, begonnen 1855. Sie steht in enger Verbindung mit der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.), und es ist bezeichnend für ihre Richtung, wenn in einem Bericht bemerkt wird, es sollte in Westafrika „die christliche Pflicht des Fastens“ mehr eingeschränkt werden, da man durch ihre Vernachlässigung im Nachteil sei gegenüber den Mohammedanern. (Rep. 1907, 25.) Die Mission arbeitet ausschließlich mit Schwarzen, unter ihnen fünf „Priester“. Großer Wert wird auf das Schulwesen gelegt. Eine blühende Knabenanstalt auf den Los-Inseln mußte jedoch rasch geschlossen werden, da diese Inselgruppe 1904 an Frankreich gekommen ist und die französischen Schulbehörden natürlich kein Englisch dulden wollen, auch gesonnen sind, das Schulwesen selbst in die Hand zu nehmen. Der größte Teil der Schüler wurde nach Kambia (Sierra Leone) verpflanzt. Die Zahl der Gemeindeglieder gibt der Bericht nicht an. Sehr zahlreich und im ganzen auffallend freundlich sind die Berührungen mit den Mohammedanern. An einem Ort hält man seit längerer Zeit den christlichen Gottesdienst in einer Moschee. (Rep. 1907, 31.) Auch sonst kommen oft Mohammedaner zur Predigt. Aber dem Übertritt steht die Vielweiberei im Wege. In der Nähe von Falangia trat 1905 ein Mahdi auf und bedrohte alle Nicht-Moslem mit dem Tode. Viele Christen wurden beraubt und mißhandelt, hielten sich aber tapfer, bis die französische Regierung Ordnung schaffte.

Den englischen Wesleyanern begegnen wir sowohl in Französisch-Guinea wie in Sierra Leone. Ihre Berichte lauten im ganzen hoffnungsvoller als die der Anglikaner. Nach allen Seiten sei das Werk mit Energie und Erfolg getrieben worden; Sorge mache jedoch die zunehmende religiöse Gleichgültigkeit unter der Jugend an der Küste und die eindringende schlechte Literatur. Unter den erfreulichen Zeichen wird erwähnt die Entstehung von Vereinen zur Unterstützung von Kranken und Armen und die Vertiefung des geistlichen Lebens mancher Gemeinden durch Evangelisationsversammlungen. Auch hier sind wir wieder überrascht durch das freundliche Verhalten der Moslem, z. B. eines neuernannten Oberhäuptlings, der wünschte, daß ein Teil seiner Investiturfeierlichkeit in der Kirche stattfinde, und bei der darauf folgenden Volksversammlung den Missionar bat, ihm die Krone aufs Haupt zu setzen. (Rep. 1906, 117.) Die Zahl der vollen Gemeindeglieder wird auf 7078 angegeben. Bei der Sichtung der Taufbewerber scheint eine erfreuliche Strenge zu walten. Ebenso freuen wir uns über die Offenheit, womit anerkannt wird, daß in Westafrika die Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche vielfach zum guten Ton gehöre und also für die innerste Zugehörigkeit

zur Kirche noch wenig bedeute. Dies ist in der Tat eine Erfahrung, die auch andere Missionen an der Küste machen. Unter den Schulen steht ein Mädchengymnasium (Girls' High School) in besonderer Blüte.

Über Liberia liegen uns wenige Mitteilungen vor. Die Mission lebt dort, wie in so vielen anderen Gebieten, noch allzusehr an der Küste, so daß die Stämme des Inneren leer ausgehen. Doch wird dieser Mangel empfunden, und die Mission der Prot.=Bischöflichen Kirche von Amerika rühmt, daß jedes Jahr mehr Heiden im Innern erreicht werden. (Spir. of Miss. 1902, 810). Dieselbe Mission hat schon 1903 eine ärztliche Mission geplant, ebenso die Gründung einer Industrieschule, die nirgends so nötig sei wie in Liberia. Wir glauben es gern. Die Bischöfl. Methodististen besitzen bereits eine solche Schule, die schon vor vier Jahren ihre ersten „Graduates in Carpentry“ hervorgebracht hat. (Rep. 1905, 46.) Das geht ja noch über den Dr. Ingenieur! Im übrigen liest man in den Berichten von Schulen, hohen und niederen, von Revivals und finanziellen Leistungen der Gemeinden und von schönen Zahlen von Bekehrten. Die erstgenannte Mission gibt eine Zeitschrift heraus unter dem klangvollen Titel: „The Silver Trumpet“ und hofft viel von ihr für den Fortgang des Werkes. (Spir. of Miss. 1907, 388.)

Wir kommen zur Goldküste, in die sich die Basler Mission und die englischen Wesleyaner teilen. Das Werk der Basler ist neben dem der C. M. S. in Süd-Nigeria der größte planmäßige Versuch der Volkschristianisierung in ganz Westafrika. Wir finden hier den größten Aufwand an europäischen Arbeitskräften. Am 1. Januar 1908 standen auf der Goldküste (die Beurlaubten nicht gerechnet) 30 ordinierte Europäer, mit Einschluß eines Missionsarztes; dazu kamen 21 unordinierte (hauptsächlich Kaufleute), 25 Frauen und 3 Missionschwestern. Ferner waren es 255 männliche eingeborene Mitarbeiter, worunter 21 ordinierte. Der Aufwand der Basler Mission für dieses Gebiet im Jahr 1907 betrug 275 000 Mark; dabei sind die Einnahmen auf dem Missionsgebiet (113 886 Mark) schon abgezogen. Gemeindeglieder waren es 21 663, Schüler 6265; das bedeutet in 10 Jahren einen Zuwachs von 34,5 und 36,3 Prozent. Neben 11 von Europäern besetzten Hauptstationen gibt es mehr als 180 Nebenstationen, so daß sich an etwa 200 Orten kleinere oder größere Christengemeinden befinden. Dieser Umstand verursacht zwar große Ausgaben für die eingeborenen Gehilfen, ist aber für die Arbeit ein wesentlicher Vorteil, da durch das Netzwerk der Außenstationen erst recht die Fühlung mit dem Volksleben hergestellt wird. Um so mehr spürt die Mission freilich auch

alle schädigenden und fördernden Einflüsse, wie sie einem westafrikanischen Missionsgebiet gegenwärtig eigen sind.

Die mannigfaltigen Wechselwirkungen zwischen europäischer Kultur, afrikanischem Volksleben und christlichem Geiste kann man gerade hier am besten studieren. Schon die wirtschaftlichen Verhältnisse wirken auf die Mission und das Gemeindeleben beständig ein. Infolge der Waldverwüstung vollzieht sich in einer immer breiteren Küstenzone eine klimatische Verödung, wodurch die Bevölkerung gezwungen wird, ihre Pflanzungen immer tiefer ins Innere zu verlegen, oft in fremdes Stammesgebiet, ganze Tagereisen vom eigentlichen Wohnsitz entfernt. Auch in der Waldzone weiter einwärts findet eine ähnliche Bewegung statt; hier handelt es sich besonders um die oft ebenfalls weit entfernten Kakaopflanzungen. So erfreulich diese intensive landwirtschaftliche Tätigkeit ist, so nachteilig ist es für das Gemeinde- und Familienleben, wenn die Leute höchstens noch zum Sonntag nach Hause kommen und wenn die Schulkinder jeden Freitag oder Samstag von der Station auf die ferne Pflanzung wandern müssen, um sich für die kommende Woche zu verproviantieren. Seit Anfang dieses Jahrzehnts hat die Goldküste einen großen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Zuerst war es das Wiederaufleben der Goldgräberei, besonders in Asante. Große Minengesellschaften wurden gegründet, und die Sucht, mit Goldland zu spekulieren, bemächtigte sich sogar vieler Missionsgehilfen. Auf das Goldfieber folgte zwar bald eine Ernüchterung; aber nun kam der große Aufschwung des Kakaobaues, der in den letzten Jahren bedeutende Summen ins Land gebracht hat. Vom kolonialen Standpunkt hat dieser Gang der Dinge eine hocherfreuliche Seite, zumal da hier die Riesenpflanzungen unter europäischer Leitung unbekannt sind und die Produktion in den Händen eingeborener Bauern liegt. Aber der Geldstrom, der sich nun über das Land ergoß, war mehr als das Volk ertragen konnte. In den Berichten der Missionare finden sich bittere Klagen über die Jagd nach Geld (es heißt jetzt: „Ich bin der Kakao, dein Gott“), über die zunehmende Verschwendung und über die Unempfänglichkeit dieser satten Menschen für geistliche Dinge. Aus einer Gegend liest man z. B., daß die heidnischen Reichenfeierlichkeiten zu wahren Volksfesten ausarten und viel Schnaps dabei fließe. Die Heiden schicken nur noch die dummen Kinder zur Schule, bemerkt ein Bericht, da die andern für den Kakaobau nötig

seien. Mit Ausnahme der uralten afrikanischen Sinnlichkeit ist diese fieberhafte Jagd nach Reichtum die größte Schwierigkeit, mit der die Mission auf der Goldküste jetzt ringt. Es kommen aber noch andere hinzu. Zunächst ein oft unerwartetes Wiederaufleben des Heidentums. Im Jahr 1907 hat von Asante aus ein neuer Fetisch einen wahren Triumphzug durch gewisse Gebiete gehalten. Es ist der Kult der Aberewa (der „alten Frau“), wobei besonders die Beimischung christlicher Elemente bemerkenswert ist. Es gab dabei nicht bloß ein Liebesmahl, sondern auch etwas wie christliche Ethik; die Anhänger sollten z. B. dem Nächsten nichts Böses zufügen, begangenes Unrecht bekennen usw., doch waren geheimnisvolle Morde nicht ausgeschlossen. Die mit dem Kult verbundenen Lustbarkeiten zogen auch Christen gewaltig an. Zum Glück hat nun die Regierung den Aberewadienst verboten. Sein rasches Aufkommen zeigt aber, welche Macht der Fetischglaube immer noch über weite Kreise hat. (J. B. 1908, 47. 91).

Es gibt allerdings auch aufgeklärte Leute, die mit den Fetischen fertig sind, und ihre Zahl wächst. Natürlich gehören zu diesen die „scholars“, d. h. die „Gebildeten“, eine der spezifischen Erscheinungen zivilisierten Negertums. Es ist kein erhebender Gedanke, daß viele von ihnen durch die Mittelschulen der Mission „gebildet“ worden sind. Eines ihrer Hauptmerkmale ist die Scheu vor grober Arbeit, ein anderes die religiöse und sittliche Haltlosigkeit. Sie wissen viel von dem Christentum, sind etwa auch einmal Gemeindeglieder gewesen, nehmen es aber mit den Geboten Gottes im Grunde nicht ernster als mit dem Fetisch. Wenn es solch ein schwarzer Herr feiner findet, christliche Weiber zu haben als heidnische, so ist damit nichts gebessert, und man hat es mit dem Tausen nicht eilig. Diese Leute sind auch die Hauptträger einer kleinen nationalen Bewegung, die der äthiopischen in Südafrika durchaus gleichartig ist. Die Sache hat ja auch ihre erfreuliche Seite. Es ist ganz recht, wenn man anfängt, die Landessitten zu erforschen, die Landestracht und die Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen; aber der Gassenbubenton, womit sich die Bewegung in der lokalen Presse geltend macht, läßt für die Zukunft nichts Gutes ahnen.

Auf der andern Seite sieht man an vielen Anzeichen, daß das Christentum siegreich vordringt. Es gibt schon Gegenden, wo jeder sechste Mensch ein Christ ist. Mehr und mehr nähern sich der Ge-

meinde auch Häuptlinge und andere Leute von Einfluß. Leider ist es noch nicht ausgemacht, ob man als Christ Häuptling bleiben kann und als Häuptling Christ. Die englische Regierung hat vor drei Jahren, als ein Häuptling übertrat und sich seines „Stuhles“ (der Gegenstand abgöttischer Verehrung ist) entledigen wollte, eine kostbare Gelegenheit versäumt, indem sie auf Beschwerde des Oberhäuptlings, eines Feindes der Mission, den Mann zwang, den Stuhl wieder an sich zu nehmen. (J.-B. 1906, 24.) Wie großen politischen Einfluß auch Christen schon ausüben können, zeigt der Thronwechsel in Akropong. Der König Akuso hatte sich, auch nach afrikanischen Begriffen, unmöglich gemacht. Nach Landesrecht war es nun an der ältesten Schwester des verstorbenen Königs, die einst Akuso eingesetzt hatte, den Mann wieder abzusetzen und dem Volk einen neuen König zu geben. Es traf sich, daß diese Pflicht der Frau eines christlichen Pfarrers zufiel, und diese vollzog die Staatsaktion mit so sicherer Hand, daß die Regierung nach langwieriger Untersuchung die Anordnungen der Pfarrfrau vollauf bestätigen mußte. Nun ist ihr eigener Sohn König von Akropong. Leider ist dieser zugleich dem Christentum untreu geworden, indem er einen Eid beim Gözen ablegte. — Erfreulich ist es endlich auch, daß die Eingeborenen begonnen haben, gegen den Branntwein zu kämpfen. Die vom Basler Missionsarzt gegründeten Blaukreuz-Vereine haben es rasch auf gegen 1000 Mitglieder gebracht, und die Frage wurde brennend, ob auch Heiden beitreten dürften. Auch Guttempler-Vogen sind aufgekomen, die es aber mit der Abstinenz nicht sehr genau zu nehmen scheinen und in ein politisch revolutionäres Fahrwasser zu geraten drohen. Aber doch beginnt sich endlich das öffentliche Gewissen gegen die Branntweinpest zu regen.

Daß es auch in den Gemeinden scharfe Gegensätze von Licht und Schatten gibt, versteht sich unter diesen Umständen von selbst. Auf der einen Seite treffen wir manchen tüchtigen Ältesten und Katechisten, manches Beispiel lebendigen Glaubens und kindlichen Gebets. Auch die Gebefreudigkeit ist im Wachsen; sind doch 1907, außer 40009 Mark Kirchensteuer, noch annähernd 20000 Mark an Missionsfest-Opfern und Beiträgen eingegangen, wobei die oft namhaften Aufwendungen für lokale Zwecke nicht mitgerechnet sind. Auf der andern Seite wird immer wieder geklagt über schlechte Kinderzucht bis in die Pfarrhäuser hinein, und die Unbotmäßigkeit der

erwachsenen Gemeindeglieder nimmt in manchen Gemeinden bedenklich zu. Eine stattliche Gemeinde im Gebiet von Aburi war 1905 so widerspenstig, daß man sechs Wochen lang die Kapelle schließen mußte. Wenn freche Bursche am Weihnachtsabend vor einem Missionshaus rufen: „Wir regieren uns jetzt selbst!“ so sind damit sicher die Gedanken vieler Herzen ausgesprochen, und es wird für die Mission vieler Weisheit bedürfen, um dieses an sich berechnete, aber noch sehr vorzeitige Verlangen zu zügeln. Was für ein schwerer Kampf mit der Unsittlichkeit geführt wird, verkündigt deutlich die hohe Zahl der Ausgeschlossenen. Sind doch in zehn Jahren nicht weniger als 3100 Personen durch Ausschluß für die Gemeinde verloren gegangen. Auch der Wandertrieb, durch den wirtschaftlichen Aufschwung gefördert, dezimiert die Gemeinden; der Verlust durch Wegzug beträgt in zehn Jahren netto 3361 Personen. Manche von diesen mögen bei anderen Missionen Anschluß finden; viele verwildern zweifellos. Ein geregelter Diaspora-Dienst wird an der Westküste immer notwendiger werden; für die Basler Mission käme in erster Linie der Goldminenbezirk im Westen der Goldküste in Betracht. Die starke Abwanderung von Männern führt in manchen Gemeinden ein auffallendes Mißverhältnis der Geschlechter herbei. Es finden sich nicht mehr genug Männer für die christlichen Mädchen und Witwen; dabei sind diese von furchtbaren Gefahren umgeben und sollen doch auch keine Heiden heiraten. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß einer der erfahrensten Missionare dringend zur innern Mission in den Gemeinden aufruft. Die schwarzen Christen müssen jetzt lernen, sich der Gefährdeten im eigenen Lager planmäßig anzunehmen.

Asante ist jetzt ein offenes Land für alle und alles. Die durch den Sturm von 1900 unterbrochene Mission ist 1902 wieder aufgenommen worden. Kumase hat jetzt die Eisenbahn, eine weitere Garantie friedlicher Entwicklung. Die Mehrzahl des Volkes hat sich mit dem neuen Stand der Dinge ausgesöhnt, die Häuptlinge freilich nicht; manche von diesen dulden auch die Mission ungern genug. Kumase selbst entwickelt sich ungemein rasch zur großen Handelsstadt mit dem dazu gehörigen Völkergemisch, worin das mohammedanische Element stark vertreten ist. Für die Mission wird Kumase eben darum ein schwieriger Boden bleiben. Hoffnungsvoller ist die Arbeit auf dem flachen Lande, wo 1907 auf Predigtreisen mehr als 800

Ortschaften mit 125000 Menschen besucht worden sind. Der Usanteer ist reserviert, aber klug und charaktervoll; das läßt nicht auf schnelle, aber auf solide Erfolge hoffen. Der alte Ramscher ist Herbst 1908 zum letztenmal aus Usante heimgekehrt.

Noch ist der kaufmännische Zweig der Basler Mission auf der Goldküste (und in Kamerun) zu erwähnen. Aus einem kleinen Warenlager zur Versorgung der Missionare herausgewachsen, ist die Missionshandlung in Akra und Uda (mit Filialen in Akuse, Kumase usw.) längst eines der führenden Häuser an der Goldküste geworden. Auch eine moralische Macht ist sie geworden durch den Anschauungsunterricht in christlichem Geschäftsgebahren, den sie den Eingeborenen gibt. Mit der Ausdehnung des Betriebs sind freilich auch die inneren Schwierigkeiten gewachsen. Es ist mitunter schwer, die genügende Zahl christlicher Kaufleute zu finden, und die vorhandenen leiden dann unter dem Übermaß der Arbeit. Ferner bringt es der moderne Geschäftsbetrieb mit sich, daß das Zusammengehen mit andern, Schnaps führenden Firmen, sei es behufs Regelung der Preise, sei es zu gemeinsamen Transporten, fast unvermeidlich ist; dadurch aber wird der christliche Charakter der Missionshandlung bedroht. So fehlt es nicht an grundsätzlichen Fragen, mit denen sich die Missionsleitung im Jahre 1909 eingehend wird befassen müssen.

Au der Goldküste haben auch die englischen Wesleyaner eines ihrer 27 Missionsfelder. Sie hatten hier nach dem letzten Bericht 7 europäische Missionare und 2 Schwestern, aber 337 bezahlte eingeborene Gehilfen, worunter 22 ordinierte, und 10695 erwachsene Gemeindeglieder in 133 „Kirchen.“ Schüler waren es 6612. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt im Westen der Kolonie, mit Cape Coast als Mittelpunkt. Wir finden sie u. a. im Goldminendistrikt; in Usante, Akra und Akwapem stehen sie neben den Baslern. Der Wettbewerb der beiden Missionen ist im ganzen friedlich; nur wird auf Basler Seite oft über die Lage Gemeindezucht der ungenügend beaufsichtigten Prediger des Wesleyaner geklagt. Sie selbst empfinden lebhaft den Mangel an tüchtigen Leuten. Im übrigen rühmen ihre Berichte den stetigen Fortschritt, besonders in der evangelistischen Arbeit. Unter den Schulen nimmt auch hier eine höhere Mädchenschule (in Cape Coast), geleitet von zwei europäischen Schwestern, einen Ehrenplatz ein. Daß man die Schülerinnen auch zur Hausarbeit anhält, ist ein heilsames, sehr nötiges Gegengewicht gegen die

Sucht, „ladies“ zu werden. In der Aktivität der Christen sind die Wesleyaner den Baslern überlegen, besonders im Aufbringen von Geld. Nach der letzten Rechnung sind 82½ Prozent der Ausgaben für die Goldküste an Ort und Stelle aufgebracht worden. In die Schulpolitik der Regierung, die sich durch einseitige Betonung des Englischen auf Kosten der Landessprache auszeichnet, finden sich die Wesleyaner leichter als die gründlichere Basler Mission. Es sagt viel, wenn jene bemerken, daß das Lesen in der Landessprache den Kindern jetzt gewöhnlich in der Sonntagschule beigebracht werde. (Rep. 1907, 127.)

In Togo finden wir die Basler Mission jetzt nicht mehr. Sie besaß im mittleren Togo, den Volta entlang von Kpando bis Krakye, eine Reihe von Außenstationen, die von dem britischen Anum aus bedient wurden und sich erfreulich entfalteten. Die deutsche Regierung sah es aber aus politischen Gründen ungern, daß hier mit Tshi gearbeitet wurde, und in der Tat ist dieser vielsprachige Landstrich eher zum Gebiet des Ewe zu rechnen, in dem die Norddeutsche Mission arbeitet. Da diese Lust zeigte, die Stationen zu übernehmen, und Basel in Asante und Kamerun vor neuen großen Aufgaben stand, wurde 1902 die Abtretung des ganzen Striches von Basel an Bremen beschlossen; 1905 war sie vollzogen. Mit Ausnahme des Gebiets von Anum ist jetzt der Volta die Grenze zwischen den beiden Missionen. Ob Basel den Norden von Togo, wo kein Ewe mehr gesprochen wird, etwa das Gebiet von Dagomba (Vendi), als neues Missionsgebiet in Angriff nimmt, ist immer noch nicht entschieden. Eine dringende Aufforderung dazu läge in der Tatsache, daß der Islam jenes Gebiet mehr und mehr überschwemmt und keine andere evangelische Mission in der Nähe ist, die hier eingreifen könnte. Eine Erkundungsreise der Missionare Mohr und Martin (1906) verlief durchaus ermutigend, und Basel hätte wohl trotz aller Finanznöte zugegriffen, hätte nicht die Regierung abgewinkt aus Furcht vor dem Fanatismus der Mohammedaner, gegen den sie bei den schlechten Verkehrsmitteln die Mission nicht genügend schützen zu können glaubte. Wir halten diese Besorgnis für unbegründet, da uns in der weiten Welt kein Fall bekannt ist, wo bei gehöriger Vorsicht die christliche Predigt zu politischen Unruhen unter den Mohammedanern geführt hätte. Hier ist übrigens der Ort, wo einmal die ärztliche Mission Pionierdienste leisten kann. Gegen sie

wird auch die Regierung kaum etwas einwenden können. Aber wo sind die Missionsärzte?

Die Norddeutsche Mission in Togo und der südöstlichen Ecke der Goldküste (östlich vom Volta) hat viel Ähnlichkeit mit der befreundeten Basler Mission auf der Goldküste und in Kamerun. Auch finden wir den für Westafrika sonst unerhörten Aufwand an europäischen Kräften. Am 1. Mai 1908 standen auf dem Arbeitsfeld 21 Missionare (18 ordinierte), 9 Frauen und 8 Schwestern. Ansehnlich ist auch die Zahl der eingeborenen Mitarbeiter; am 1. Januar 1908 waren es 168, darunter 15 weibliche. Die Zahl der Christen betrug zur selben Zeit 6143; Schulen gab es 126, Schüler 4506. In 10 Jahren haben sich die Christen um 201 Prozent, die Schüler um 365 Prozent vermehrt. Die Christen verteilen sich auf 123 Ortsgemeinden. Also auch hier wird das Netz systematisch über ein ganzes Volk ausgeworfen. Noch ist auch hier nicht das ganze Gebiet, wo Ewe gesprochen wird, in den Bereich der Arbeit gezogen; aber durch Gründung der neuen Stationen Akpaso im Westen (im ehemaligen Basler Gebiet) und Atakpame im Nordosten (jene 1904, diese 1907) ist man dem Ziel bedeutend näher gekommen. In eigentümlicher Weise leidet diese Mission unter der politischen Zerteilung Westafrikas. Die britisch-deutsche Grenze durchschneidet das Eweland, so daß 6 Bremer Stationen zu Deutsch-Togo, 2 zur britischen Goldküste gehören. Natürlich hält jede der beiden Kolonialregierungen darauf, daß in den Schulen außer der Landessprache nur ihre eigene Sprache getrieben werde. Hiergegen ist nichts einzutwenden, aber es ist doch nicht eben rühmlich, daß sich kein Ausweg hat finden lassen, der es der Mission ermöglicht hätte, ihre Gehilfen in einem gemeinsamen Seminar auszubilden, so daß die für das deutsche Gebiet Deutsch, die für das englische Englisch gelernt hätten. Da dies weder hien oder drüben erlaubt wurde, muß nun diese kleine Mission 2 Seminare unterhalten, ein englisches und ein deutsches! Andererseits bekennt die Norddeutsche Mission unumwunden, daß sie der Tätigkeit der beiden Kolonialregierungen viel Förderung zu verdanken habe. Besonders die glückliche Entwicklung von Deutsch-Togo wirkt auf die Mission segensreich zurück. Eisenbahnen und Telegraph, der allgemeine Landfriede, die wirtschaftliche Hebung der Bevölkerung, die sorgfältige, immer mehr auch auf die Volksanschauungen eingehende Rechtspflege, das alles kommt der Mission zu-

statten; es weckt vor allem das Verlangen nach Schulbildung und ermöglicht stärkere finanzielle Leistungen der Gemeinden. Man wird dies von allen britischen und deutschen Kolonien in Westafrika sagen dürfen. — In den Berichten über den innern Fortschritt des Werkes herrscht der freudige Ton entschieden vor. Man hat zwar auch hier zu klagen über zähen Widerstand des Heidentums (besonders des Deme-Bundes), über das Jagen nach Besitz und Genuß, über Zuchtlosigkeit der Gemeindejugend und über die sozialen Schäden, die für die Gemeinden aus dem Wandertrieb der jungen Männer erwachsen. Aber die Gemeinden sind doch in raschem Wachstum begriffen, ihre finanziellen Leistungen (rund 3 Mark auf den Kopf) sind nicht übel, und was die Hauptsache ist, man kann in vielen Gemeinden einen kräftigen Pulsschlag christlichen Lebens und auch unter den Heiden vielfach ein Sehnen nach Heil und Frieden wahrnehmen. Der scharfe Wettbewerb der römischen Mission in Süd-Tago ist lästig und erschwert die Gemeindezucht, treibt aber nur zu desto größerer Anspannung aller Kräfte.

Bemerkenswert ist die ausgiebige Verwendung europäischer Schwestern. Es wäre interessant, zu untersuchen, warum hier die Frauenmission so gedeiht, während sie auf der Goldküste unter ganz ähnlichen Verhältnissen kümmerlich geblieben ist. Die Erklärung liegt, abgesehen von der planmäßigeren Vorbildung der Schwestern, zum Teil wohl darin, daß die Schwestern weniger isoliert sind, sondern immer 2—3 zusammen arbeiten. Die 7 Schwestern, die nach dem letzten Jahresbericht an der Arbeit waren, hatten den größten Teil ihrer Kraft auf Mädchenschulen und Leitung einer größeren Erziehungsanstalt zu verwenden, während der Dienst an den Kranken und die direkte Missionsarbeit an den Frauen wegen Mangels an Schwestern zurückstehen mußten. Hier seien auch die 12 „Gemeindemütter“ in Keta erwähnt, eingeborene Frauen, die Hausbesuche in den Christenhäusern zu machen haben. Wir verstehen, daß man gerade an einem Küstenplatz, wie Keta, das Bedürfnis nach einer solchen Einrichtung empfunden hat.



Brun von Querfurt.

Zum 900 jährigen Gedenktage seines Todes.

Von Prof. D. Voigt-Galle.

Die Missionswissenschaft als solche hat auch ein Interesse an der Geschichte der großen Missionare der Vergangenheit. Zu ihnen darf man Brun von Querfurt rechnen, der an der Ostgrenze des Sachsenlandes in früher Zeit, als hier eben das geschichtliche Leben begonnen hatte, geboren ist. Der Schreiber dieser Zeilen hat in einem größeren Buch mit den notwendigen wissenschaftlichen Anmerkungen und Exkursen¹⁾ ein Bild des Lebens dieses Mannes entworfen, das entsprechend dem Charakter seiner Zeit besonders für den deutschen Beschauer all die Reize hat, welche die Jugend der Völker und das Anfangsstadium geschichtlicher Entwicklungen mit sich bringen. In dieser Beziehung liegen zwischen den Anfangsverhältnissen der Völker Europas und dem, was die Missionare heute in der Heidenwelt erleben, so viele Analogien vor, daß es freudig zu begrüßen ist, wenn die Männer der Arbeit da draußen selbst diesen Analogien immer mehr ihre Aufmerksamkeit schenken und uns durch ihre an Ort und Stelle gemachten gewissenhaften Beobachtungen und Erhebungen instand setzen, auch die Anfangsgeschichte des eigenen Volkes und seiner europäischen Nachbarn da noch richtiger zu beurteilen, wo nur Bruchteile der Überlieferung vorliegen, deren Zusammenhänge auf dem Wege der Vermutung aufgehellert werden wollen. Wie unendlich wertvoll würde es für die Geschichtswissenschaft sein, wenn alle großen Missionare der Vergangenheit neben ihrer Hauptarbeit, die auf die Rettung und Erziehung lebendiger Menschenseelen gerichtet war, es sich auch hätten angelegen sein lassen, die zuverlässigsten Nachrichten über die Vorgeschichte und die Verhältnisse, die religiösen Anschauungen und die Lebenspraxis der Menschen und Völker zu sammeln und niederzuschreiben, mit denen ihr Lebensberuf sie mehr bekannt und vertraut machte, als irgend jemand sonst. Das

1) Brun von Querfurt, Mönch, Eremit, Erzbischof der Heiden und Märtyrer. Lebenslauf, Anschauungen und Schriften eines deutschen Missionars und Märtyrers um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts, ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands und Italiens im Zeitalter Otto III. und zur ältesten Kirchengeschichte Ungarns, Rußlands, Polens, Schwedens und Preußens. Stuttgart 1907.

ist leider nur selten geschehen, woraus eine Bitte an alle die sich ergeben muß, welche heute dazu Stellung, Zeit und Gaben haben, nicht derselben Unterlassung stattzugeben.

Brun dürfen wir in dieser Beziehung weniger einen Vorwurf machen. Kaum hatte er sein eigentliches Missionswerk aufgenommen, als er im Jahre 1004 in seiner sächsischen Heimat, vielleicht in dem alten Südturm seiner väterlichen Burg Querfurt, der noch heute steht, die Mußzeit, welche für ihn wider Willen gekommen war, benutzte, auf Grund sorgfältiger Nachfragen bei den Begleitern seines berühmten Vorgängers in der Missionsarbeit und den Zeugen seines Todes eine Biographie dieses Mannes, nämlich Adalberts von Prag zu schreiben, die bestimmt war, die schon vorhandene, welche wahrscheinlich den gelehrten Papst Silvester II. oder einen Mann seiner Schule zum Verfasser hatte, zu berichtigen. Und als er einige Jahre später 1008 auf seinem Wege nach Preußen in Polen Halt machte, verfaßte er in dem Kloster der italienischen Eremiten Benedikt und Johannes, die ihm sieben Jahre früher als Missionare für die Preußen und die Lützen nach Polen vorausgegangen und dort bald von Dieben ermordet waren, eine genaue Biographie dieser Männer und ihrer Genossen, die auf eigener Erinnerung und sorgfältigen Erkundigungen über sie beruhte. Zu gleicher Zeit ungefähr sandte er an König Heinrich II., der ihm im Jahre 1004 in Merseburg durch den Erzbischof Tagino von Magdeburg die erzbischöfliche Weihe für die Heiden hatte geben lassen, und ihn als päpstlichen Legaten für den Osten bestätigt hatte, in einem an ihn gerichteten Briefe einen genauen Bericht über seine bisherige Missionsarbeit und alle wichtigen Ereignisse im Verlaufe derselben, sowie eine Bekanntmachung seiner weiteren Absichten. Diese drei Schriftstücke geben von seinem Missionswerk, sowie den Völkern, auf die es sich bezog, und den Personen, mit denen es ihn zusammenführte, ein so lebendiges geschichtliches Bild, daß sie unter den Geschichtsquellen für diese Dinge in erster Linie stehen, und in ihrer Zeit fast ohnegleichen sind. Nach diesen Schriftstücken, deren genaue Übersetzungen mit wissenschaftlichem Apparat beigelegt sind, ist auch vornehmlich das Bild Bruns entworfen, welches das oben genannte Buch enthält. Es bildet mit den früheren Arbeiten des Verfassers, dem Buch über Adalbert („Adalbert von Prag“, Westend-Berlin, 1908) und Einzeluntersuchungen zur Geschichte Adalberts und des böhmischen Herzogs

Wenzel des Heiligen, eine detailliertere Geschichte der frühesten Mission der römischen Kirche an der schon mehr vorgeschobenen Nordostgrenze Westeuropas von Ungarn hinüber bis nach Preußen, welche in dieser Art noch nicht behandelt wurde. In der Schrift zur Geschichte Wenzels (Die von Christian verfaßte Biographie des H. Wenzel, Prag 1907) findet sich auch ein Bericht des Missionars Franz Gleiß über die kulturellen Verhältnisse des Schambáabvolkes in Ostafrika, die besonders zu Vergleichen mit den primitiven Anfangszuständen europäischer Völker Anlaß geben. Ein ausführliches Sach- und Namenregister über alle genannten Schriften ist dem Buche über Brun beigelegt. In zwei neuerdings erschienenen Abhandlungen („Brun von Querfurt und die Bedeutung seines Missionswerkes“, Altpr. Monatschrift, 45 Bd. 3 H., Königsberg 1908; „Brun von Querfurt als Missionar des römischen Ostens“, Prag 1908) hat speziell Bruns Missionswerk noch weitere Aufhellung erfahren. Darnach kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß Brun der erste große deutsche Missionar war, der sich an einem der entferntesten Punkte im östlichen Süden Europas den hier durch Jahrhunderte hin immer von neuem andringenden Völkermassen mit Erfolg entgegenstellte und mit der Befehrung der sogenannten Schwarzen Ungarn, des magharischen Grenzvolkes der Székler in den Bergen Siebenbürgens, sowie der Einsetzung eines Bischofs bei ihren östlichen Nachbarn zwischen Donau und Don, den Petschenegen in diesen Gebieten ein Gefüge kirchlicher Organisation herstellte, von dem nicht bekannt ist, daß es wieder ganz verschwand, vielmehr angenommen werden darf, daß es an dem Bischofsstuhl von Milko in der Moldau seine Leitung hatte, die zwar oft in den Stürmen der Zeit intermittierte, aber in ruhigeren Epochen immer wieder hervortrat.

Daß Brun durch eine Missionsgesandtschaft den schwedischen König Olaf Schoßkönig bekehrte, der nachher in Westgotland das Bistum Skara gründete, möchte noch viel weniger bezweifelt werden können. Darüber liegt eine bestimmte Äußerung von ihm selbst in seinem Brief an Heinrich II. vor. Hätte er länger gelebt, wäre Preußen von ihm christianisiert und wahrscheinlich auch die Zurückführung der abgefallenen Lutizen zwischen Elbe und Oder zum christlichen Glauben von ihm erreicht. Jedenfalls waren diese beiden Völker, die Preußen und Lutizen diejenigen, welche er sich von vornherein besonders zum Ziel seiner Missionsarbeit ausersehen hatte, weil ihnen speziell das

Interesse Adalberts gegolten hatte, und die Befehrung der Lutizen ja überhaupt jedem Christen und Deutschen, welcher an der sächsischen Ostgrenze geboren und gerade in Ottos des Großen Stadt Magdeburg aufgewachsen war, am meisten am Herzen liegen mußte.

In Preußen, welches er von Südost auf einer alten Völkerstraße betrat, hat er rasch große Erfolge gehabt. Der in der Gegend der masurischen Seen residierende preußische König, vor den er sogleich geführt wurde, wurde durch sein imponierendes, selbst die Feuerprobe nicht scheuendes Auftreten alsbald gewonnen, und nur ein unglückliches Verhängnis, an dem vielleicht nur Bruns Kühnheit in etwas schuld hatte, war es, daß es der heidnischen Opposition gelang, ihn zu ermorden.

Bedenkt man, daß im Jahre 1000 die Erzbistümer Gran und Gnesen in Ungarn und Polen hergestellt waren, so kann man kaum dem Schlusse aus dem Wege gehen, daß, wenn der apostolische Legat Brun länger gelebt hätte, er diesen Erzbistümern im Osten ein neues vorgelegt hätte, was vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee gereicht und die Stellung der griechischen Kirche in Kiew bedroht hätte. Keiner hat besser verstanden mit den Fürsten des Ostens umzugehen als Brun. Er verstand das politische Vorgehen der katholischen Kirche bei der Mission im großen Stil. In der That, es war ein schwerer Verlust der westlichen Kirche, als Brun am 9. März des Jahres 1009, mit 18 Genossen von einem Bruder des von ihm bekehrten und getauften preußischen Fürsten enthauptet, auf preußischem Boden zusammenbrach. Er war der letzte Vertreter der Missionsideen des jungen Kaisers Otto III. und fand im Dienste dieser keine Nachfolger. Der Gang der großen Politik in Welt und Kirche hatte sich unter Heinrich II. in andere Bahnen gelenkt. Das von Brun in Preußen versuchte Werk hat erfolgreich erst der Deutsche Orden durchgeführt, und er nicht mit den geistlichen Waffen Bruns, sondern mit dem Schwert.

Indem Brun besonders für Sachsen in früher Zeit an dessen östlichen Grenzen wie ein christlicher Nationalheros dasteht, ist aller Grund vorhanden, an seinem kommenden neunhundertjährigen Gedenktage (9. März) ehrend seiner sich zu erinnern. Es wird in Querfurt unter Mitwirkung des Magdeburger Herrn Generalsuperintendenten eine größere Feier stattfinden, vor allem in der schönen kleinen Burgrkirche, deren Anlage auf Brun selbst zurückgeht. Allen Freunden

der Mission ist damit Gelegenheit gegeben, einmal ein hervorragendes Werkzeug der Kirche des imposanten deutschen Mittelalters sich zu vergegenwärtigen. Möchten die, welche sich um die Feier bemühen, durch eine große und allgemeine Beteiligung belohnt werden!



Ein Deutsch= evangelischer Laien=Missionsbund.

Von Professor Karl Meinhof.

Je mehr der Weltverkehr fortschreitet, desto mannigfaltiger sind die Berührungen der christlichen mit den nichtchristlichen Völkern. Wie nun allerlei andre mehr periphere Segnungen Europas dem fernern Welttheilen zugute kommen, so muß auch das Evangelium Jesu Christi als eine Friedensbotschaft in immer kräftigerer Weise zu jenen Völkern dringen. Man studiert unser Heerwesen, unsere Verwaltung, unsere Unterrichtsmethoden, man nimmt unsere Erfindungen, unsere Lebensformen an, man lernt europäische Sprache, Kunst und Literatur kennen — und man sollte nicht nach dem Quell forschen, aus dem schließlich doch all diese Schätze strömen, nach unserm Glauben? Das ist gänzlich ausgeschlossen. Mag die Zahl der jungen Heidenchristen immer noch klein sein gegenüber den Heiden, sie stellen eine Auswahl nachdenklicher, ernster Leute dar, die sich nicht bei den peripheren Dingen aufgehalten haben, sondern die in das eigentliche Geheimnis der europäischen Überlegenheit eingebrungen sind.

Es wird die Aufgabe der christlichen Nationen sein, diesem Fragen und Suchen zu begegnen. Daß es wirklich vorhanden ist, beweisen die immer wachsenden Anforderungen, die auch an unsere deutschen Missionsgesellschaften gestellt werden; die Bitte um Lehrer tönt uns auf dem Missionsfelde überall entgegen, und mit schwerem Herzen müssen die Gesellschaften viele dieser Bitten ungehört verhallen lassen. Es ist nicht mehr so, daß man fragt: Wo könnten wir wohl Mission treiben? sondern die Dinge stehen so, daß ungezählte Missionsmöglichkeiten und Missionsgelegenheiten vorliegen, aber es fehlt an Mitteln, sie auszunutzen.

Diese Tatsache ist von den praktischen Amerikanern klar erkannt.

Eine große Missionsbewegung hat unter den Geschäftsleuten Amerikas eingesetzt, — sie nennt sich Laymen's Missionary Movement. Hervorragende Finanzleute haben sich daran beteiligt, und es ist kein Zweifel, daß bei dem Ernst und der Tatkraft, mit der die Amerikaner zugegriffen haben, der Einfluß und die Leistung ihrer Missionen bald erstaunlich wachsen wird. England ist uns jetzt bereits im Missionswesen weit überlegen, und seine Missionseinrichtungen versprechen noch ein erhebliches Wachstum bei der starken Missionsbegeisterung, die unter der Jugend, besonders auch unter den englischen Studenten und Studentinnen lebendig ist. Es ist die Frage, ob Deutschland an dem großen Werk, das in dieser unserer Generation für die Evangelisation der Welt im Gange ist, den Anteil nehmen will, der seiner Größe, seinem Wohlstand und seiner Vergangenheit entspricht.

Es handelt sich nicht darum, ob die Arbeit getan wird oder nicht. Sie wird getan auch ohne die entsprechende Mitwirkung der gesamten deutsch-evangelischen Christenheit. Aber wenn die Deutschen nur in geringer Anzahl sich beteiligen, so wird der Schaden für die religiöse und nationale Kraft unsers Volkes unberechenbar groß sein.

Die bisher sich am Missionswerk beteiligt haben, waren in der Hauptsache die Stillen am Lande. Aus den Händen von Witwen und Waisen, von Bauern, Handwerkern, Arbeitern flossen und fließen die reichsten Gaben. Die Kreise der Vermögenden und Gebildeten hielten und halten sich noch immer im ganzen der Mission fern und sehen sie meist nur für eine überflüssige und kostspielige Liebhaberei der Pastoren an. Das ist der Grund, warum alle unsere Missionsgesellschaften Not leiden. Die alten Freunde können zumeist nicht mehr tun, als sie tun, und an neue Freunde kommt man nicht heran, weil sie gar nicht zuhören, wenn man von Mission redet. Und doch bringt die neue Zeit so ungeheuer große Forderungen. Nicht nur, daß das Werk in die Breite wächst, es wächst auch in der Mannigfaltigkeit seiner Aufgaben.

Das Schulwesen ist heute ein großer Zweig der Missionsarbeit geworden. Tausende von Schulen in den Kolonien — auch in deutschen Kolonien — helfen mit zur Erziehung des Volkes auch für seinen irdischen Beruf. Jene stillen Väter, die ihre Spargroschen für die Mission gaben, hatten kaum damit gerechnet, daß davon Schulen, Lehrerseminare, Gymnasien und Universitäten errichtet

werden sollten, in denen neben dem Christentum auch weltliche Wissenschaften gelehrt werden. Solche Schulen zu errichten, wird besonders die Aufgabe vermögender und gebildeter Leute sein müssen. Die Einrichtung von Handwerkerschulen wird von Kolonialfreunden dringend gefordert. Leider nehmen sie aber von den vorhandenen zumeist keine Notiz und stellen keine Mittel für ihre Errichtung zur Verfügung. Die Versorgung der außereuropäischen Völker mit guter Literatur ist nötig. Dazu bedarf es der Anlage von Druckereien, der Herausgabe von Büchern und Zeitungen. Die ärztliche Mission ist die dringendste Forderung des Tages, denn überall in der Welt gibt es schreiende Notstände: die Krankheiten, die Seuchen, die Wunden und Schäden, das Elend der Blinden, Lahmen und Aussätzigen verlangt nach Hilfe, und wie gering sind die Hilfsquellen zur Vinderung der Not! Wir müssen versuchen, ob es nicht möglich ist, die Leute von Bildung und Besitz zu gewinnen, damit wir die Mittel für diese Zwecke in die Hand bekommen. Da der größte Teil dieser Leute von dem Missionsruf bisher nicht erreicht ist, müssen wir versuchen, es wie die Amerikaner zu machen und zum Zusammenschluß der gut situierten Laienwelt für Missionszwecke auffordern. Der Kaufmann, der Arzt, der Bankier, der Industrielle wird leichter von einem Standesgenossen gewonnen werden als von einem Theologen. Es wird leichter sein, die Außenstehenden zu gewinnen, wenn wir nicht nur für einen bestimmten Zweig des komplizierten Missionsbetriebs oder eine bestimmte Missionsgesellschaft werben, sondern den Mitgliedern tunlichste Freiheit lassen, wohin ihr Interesse und ihre Neigung sie führt. Jedenfalls wird aber durch den Zusammenschluß der Freunde es leichter sein, neue Freunde zu gewinnen. So dürfen wir hoffen, die mancherlei phantastischen Vorstellungen zu beseitigen, die der gebildete Deutsche im allgemeinen von der Mission hat, und die trotz ihrer handgreiflichen Ungereimtheit doch verständige und christlich gesinnte Leute von der Beteiligung an der Mission fern halten.

Die sachkundige Vertretung der Mission in der Presse ist notwendig. Der Zustand muß endlich aufhören, daß jede Torheit, die irgend jemand über die Mission schreibt, ihren Weg in die Presse findet, und daß Mitteilungen, die von sachkundiger Seite kommen, abgelehnt werden. Eine wirksame Vertretung der evangelischen Mission im deutschen Reichstag ist erforderlich. Der Zustand ist

unerträglich, daß dieses größte und wichtigste Unternehmen zur Hebung und Bildung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien der Mehrzahl der Parlamentarier nur dem Namen nach bekannt ist. Männer aller Parteien müssen sich darüber unterrichten, denn bei der kolonialen Gesetzgebung ist Kenntnis der Missionsarbeit durchaus notwendig. Die Mission braucht warmherzige Freunde im deutschen Reichstag, die für sie eintreten, nicht nur aus Parteiinteresse, sondern aus freiem Herzen und aus innerster Überzeugung.

Das etwa waren die Gedanken, welche die Männer bewegt haben, die sich nach verschiedenen Vorbesprechungen am 12. November v. Js. in Berlin zusammenschlossen zu einem Deutsch-evangelischen Laien-Missionsbund unter dem Vorsitz des Herrn Direktor D. Spiecker-Berlin. Sie wollen versuchen, eine Laien-Missionsbewegung für Deutschland ins Leben zu rufen und bitten alle Freunde der evangelischen Mission, sich ihrem Bunde anzuschließen. In Berlin selbst liegen für den Winter folgende Pläne vor. Am 6. Dezember, mittags 12 Uhr, ist das Haus der Berliner Mission besichtigt und ein Bericht über ihre Arbeit vom Schatzmeister gegeben worden. Die Besichtigung der andern Missionshäuser ist für später in Aussicht genommen. Am 6. Januar, abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr, werden in einem Auditorium der Universität, das der Herr Rektor zur Verfügung gestellt hat, Vorträge über das Thema „Handel und Mission“ gehalten werden von Herrn Johannes Schroeder in Bremen und Herrn A. Sarasin in Basel. Am 18. Februar soll im Anschluß an die Jahresversammlung des Verbandes gläubiger Kaufleute eine weitere Versammlung stattfinden. Außerdem ist von Herrn Professor Dr. von Luschan im Museum für Völkerkunde zu Berlin ein Vortrag über afrikanische Ethnographie zugesagt. Ferner sollen Besprechungen im kleineren Kreise, auch in Familien, abgehalten werden; zu diesem Zweck ist außer dem Zentralkomitee ein Lokalkomitee für Berlin und Umgegend gebildet.

Unsere Hoffnung ist die, daß das Feuer der Missionsliebe wärmer und heller brennen wird, wenn die vielen kleinen Feuerchen, die hier und da im Lande vorhanden sind, näher zusammenrücken, und daß es so gelingen kann auch die kalte starre Masse zu entzünden, die heute noch fremd oder unfreundlich zur Mission steht.

Unsere Zeit hungert förmlich nach Idealen, nach Begeisterung. Hier, in der Missionsarbeit, werden unserm Volk Ziele vor Augen

gestellt, die manche brach liegende Kraft wecken können, und die uns dadurch einen unschätzbaren Dienst leisten werden auch für die Heimat. Wo die Liebe zur Mission erwacht, da werden Gegner Freunde, da werden die Gefahren des wachsenden Wohlstandes verschwinden, da wird der unbefriedigte Pessimist ein fleißiger Arbeiter. Die Arbeit an der Mission ist ein Segen ohnegleichen für unser Volk, und so wollen wir dem Herrn der Mission zutrauen, daß er auch unserm Volke schenken wird, was es braucht: Brennende Herzen, tatkräftige Hände und helle Augen für die großen Aufgaben, die vor uns liegen.



Chronik.

Der Thronwechsel in China. Wir leben in einer Zeit überraschender Ereignisse. Zu ihnen gehört der schnell hintereinander am 14. und 15. November vorigen Jahres erfolgte Tod des 37jährigen Kaisers von China Kwang=Hsü und seiner 74jährigen kaiserlichen Tante Tschu=Hsi, die seit dem Ableben ihres Mannes, des Kaisers Hsien=feng, 47 Jahre lang die wirkliche Regentin Chinas gewesen ist, ja schon seit ihrer Erhebung zur Gemahlin dieses Kaisers die Zügel der Regierung völlig in den Händen gehabt hat. Zwar jeder einzelne dieser Todesfälle an sich ist nicht überraschend. Der unglückliche Schattenkaiser Kwang=Hsü galt längst als ein dem Tode verfallener Mann und die Kaiserin Witwe befand sich in einem Alter, in dem der Tod nichts Überraschendes ist. Aber daß beide Todesfälle, nur wenige Stunden hintereinander in einer so kritischen Zeit wie die gegenwärtige für China ist, stattfanden, das ist das Auffallende und legt die Vermutung sehr nahe, daß dabei nicht alles natürlich zugegangen ist. Wahrscheinlich wird aber das Geheimnis nie gelüftet werden. Welche Folgen der plötzliche Thronwechsel für die Geschichte Chinas, für seine Stellung zu den auswärtigen Mächten und speziell für die Mission haben wird, das läßt sich zur Zeit natürlich nicht prognostizieren. Wie verlautet hat die Kaiserin Witwe am Abend vor des Kaisers Tode per Edikt Pu=Pi, den 5jährigen Sohn des Prinzen Tschun, eines Enkels des Kaisers Tao=Kwang, zum Kaiser und seinen Vater Tschun während dessen Minderjährigkeit zum Regenten ernannt. Als Kaiser wird Pu=Pi den Namen Hsuan=Zung führen. Der jetzige Regent ist seiner Zeit als sog. Sühneprinz nach Berlin gesandt worden.

Der verstorbene Kaiser hat ein tragisches Leben gehabt. Als Kind von 2½ Jahren wurde er von seiner kaiserlichen Tante zum Kaiser ernannt, aber auch als er majorenn geworden, behielt die Kaiserin=Tante das Regiment so sehr in ihrer Hand, daß Kwang=Hsü nur eine Puppe war, und als er 1898 zum allgemeinen Erstaunen selbständig handelnd durch eine Reihe sehr fortschrittlicher Edikte in die Regierung einzugreifen wagte,

wurde er depossedierte und führte seitdem die klägliche Existenz eines wie es scheint körperlich und geistig verkommenen Palaß-Gefangenen. Über das damalige Trauerspiel vergleiche A. M. Z. 1902, 367 ff. Die verstorbene Kaiserin-Witwe ist jedenfalls eine der bedeutendsten Frauen, die je auf einem Thron gesessen, ob zum Heil Chinas, das ist freilich eine andre Frage. Wie jetzt erwiesen ist, stand der Boxeraufstand von 1900 unter ihrer Protektion, und ob die neue Kral in China unter ihrer aufrichtigen Gunst gestanden, scheint zweifelhaft zu sein. Eine historisch-treue Biographie von ihr würde für die Geschichte Chinas und des kaiserlichen Hofes ein lehrreiches Dokument werden.

*

*

*

Eine Kolonial-Akademie an der Universität Halle. Am 8. November des vorigen Jahres hat sich in Halle „unter der Bezeichnung ‚Kolonial-Akademie‘ innerhalb des Lehrkörpers der Universität eine Vereinigung gebildet mit dem Zwecke, die Kolonialwissenschaften zu fördern unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien.“ Zur Zeit sind es 16 Professoren, welche durch Vorlesungen und Übungen an der Universität wie durch sonstige wissenschaftliche Vorträge und gegenseitigen Meinungsaustausch unter sich und den sonstigen Mitgliedern der Akademie diesem Zweck zu dienen sich verpflichtet haben. „Bei den Vorlesungen und Übungen soll auf eine möglichst vielseitige und geschlossene Vertretung der kolonialen Wissenszweige im Lehrplan der Universität Bedacht genommen werden.“ Die Vorlesungen sind kolonialgeschichtlicher und =politischer, =wirtschaftlicher, =geographischer, =medizinischer, =rechtlicher und missionskundlicher wie religionswissenschaftlicher Art. Daß Missions- und Religionskunde in das Programm aufgenommen wurde, erschien den hiesigen Professoren so selbstverständlich, daß eine Debatte darüber überhaupt nicht stattfand. Vielleicht ist dieser Vorgang nicht ohne Einfluß auf die Kolonial-Akademie in Hamburg, an der die Aufnahme von Missionsvorlesungen bisher abgelehnt worden ist.

*

*

*

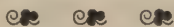
Ein 75-jähriges Missions-Zubiläum. Am 20. und 21. Oktober beging die Pariser Basuto-Mission ihr 75-jähriges Jubiläum in Morija durch eine Feier, welche die gesegnete Entwicklung dieser einzigartigen südafrikanischen Volkskirche eindrucksvoll widerspiegelte. Weil keine Kirche oder sonstiger Raum die Menge fassen konnte, fanden die Versammlungen im Freien statt. Auf der Plattform saßen neben den Vertretern der englischen Regierung, insbesondere dem Resident Commissioner von Basutoland, H. C. Sloley und seiner Gemahlin, neben einer Deputation der Pariser Mission (Generalsekretär Bianqui und Pastor Dumas aus Paris, Pastor Bouzon aus Pau), neben Pariser Missionarinnen aus Basutoland (darunter auch Casalis' Tochter, die ehrwürdige Frau Mabille, „die geliebte Mutter der Basutomission“), neben zahlreichen Vertretern benachbarter und befreundeter Missionen die Häuptlinge des Landes, insbesondere der Oberhäuptling Letjie II., und als Vertreter seines Vaters

Letranika der Häuptling Litia aus Barotseland, außerdem Vertreter der eingeborenen Geistlichkeit und der ältesten Basutochristen. Vor ihnen hatten sich unter grünen Bäumen, in ihren bunten Trachten ein male-ri-scher Anblick, 7000 eingeborene Christen gesammelt, die von nah und fern herbeigeströmt waren und sämtlich freundliche Unterkunft und Bewirtung in Morija gefunden hatten. Europäische Teilnehmer waren erstaunt über die musterhafte Stille und Ordnung und die andächtige Beteiligung, mit der die vielköpfige Menge den etwa 50 Rednern lauschte, die während beider Tage zum Worte kamen. Der einzige Disziplinarfall bestand darin, daß drei Männer gebeten werden mußten, während der Ansprachen nicht zu rauchen, und diese waren — Weiße. Irgend welche Ungehörigkeiten wurden auch außerhalb der Versammlungen nicht bemerkt. Auch bei dem Festmahl, daß an 12 gewaltigen Tafeln gedeckt war, waren Europäer, auch die Regierungsvertreter, mit eingeborenen Christen, besonders den zahlreichen eingeborenen Geistlichen, vereinigt, die sich durchaus gesittet benahmen. Geistige Getränke waren für Schwarze und Weiße ausgeschlossen. Auf dem Platze, auf dem einst Urbouisset, Casalís und Gosselin zum erstenmal ihr Zelt bei dem Häuptling Moschesch aufgeschlagen, hatte vor schon 34 Jahren Frau Mabille eine hohe Eiche gepflanzt; jetzt enthüllte Urbouissets Enkelin eine an dem Baume befestigte schlichte Messingtafel, welche außer den Namen jener drei in Basuto die Worte enthält: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.“ Auf diesen Ton war das ganze Fest gestimmt. Bemerkenswert ist die Ansprache, die M. Sloley als Vertreter von Lord Selborne hielt. Daß man in Basutoland ein eingeborenes Volk in Frieden und Wohlfahrt und weitgehender Selbständigkeit leben sähe, ein Ding, das sonst in ganz Südafrika nicht zu finden sei, hätte seinen Grund allein in dem Takt und der Besonnenheit seiner Häuptlinge, die von Moschesch an dem Rat der Missionare gefolgt seien. Er dankte dann der Pariser Mission für alles, was sie in aufopferndem Dienst in diesen 75 Jahren für den Fortschritt und die Zivilisation der Basuto getan habe, und wandte sich in ernstern Worten an die Häuptlinge und das Volk. Sie könnten ihre einzigartige Stellung in Südafrika nur bewahren, wenn sie, von Übermut und Auflehnung sich freihaltend, in den weisen Wegen blieben, auf die sie die Missionare geführt hätten. Letjie II. erwiderte, indem er in den Dank gegen die Mission einstimmte und versicherte, daß er und sein Volk das gute Verhältnis zu Regierung und Mission festhalten wolle. Bei dem Festmahl hob Missionar Jacotet hervor, daß Mißverständnisse und Reibungen zwischen Mission und Regierung, wie sie aus anderen Kolonien berichtet würden, in Basutoland durchaus unbekannt seien. Mr. Sloley bestätigte dies sofort und dankte der Mission für ihren guten Einfluß auf die Häuptlinge und für ihre Schularbeit. Auch in den Ansprachen der Vertreter befreundeter Missionen wurden mehrfach die vorbildlichen Leistungen der Pariser im Schulwesen (221 Volksschulen mit ca. 12 000 Schülern), in der Heranbildung eingeborener Geistlicher und in der Erziehung zur

Selbsterhaltung (1907 mehr als 160 000 Fr. Gemeindebeiträge, in Thaba-Bossiu 8 Fr. auf den Kopf!) und zur Selbstverwaltung hervorgehoben.¹⁾

* * *

50jähriges Jubiläum Merensky's. Am 25. November waren 50 Jahre verflossen seit dem Tage, an dem Missionsinspektor D. Merensky als Missionar abgeordnet wurde. Die Berliner Mission, mit deren Entwicklung in Süd- und Ost-Afrika die gesegnete Lebensarbeit des Jubilars seit Jahrzehnten eng verknüpft ist, beging den Tag mit einer schlichten Feier, bei welcher Dankbarkeit und Verehrung der Mitarbeiter und Schüler, auch zahlreicher Freunde in der heimatischen Missionsgemeinde, zu herzlichem Ausdruck kamen. D. Merensky gedenkt am 1. Januar 1909 in den Ruhestand zu treten, aber seine Tätigkeit, zumal literarischer Art, nach Kräften fortzusetzen.



Literaturbericht.

1) **Julius Richter:** „Mission und Evangelisation im Orient.“ Gütersloh. 1908. 4,50 geb. 5,50 Mk. Die erste umfassende Monographie über die evangelistische und missionierende Tätigkeit der abendländischen protestantischen Christenheit in den unter mohammedanischer Herrschaft stehenden und an dies Herrschaftsgebiet grenzenden Ländern des Morgenlandes. In der deutschen Missionsliteratur ist diese langjährige, ausgedehnte und bedeutsame Arbeit bisher nur selten, sporadisch und anhangsweise zur Darstellung gekommen, weil sie zu ihrem Objekt fast ausschließlich die alten orientalischen Kirchen hatte, also keine eigentliche Christianisierung war; aber auch in der amerikanischen Missionsliteratur, die sich viel mit ihr beschäftigt hat, weil Amerikaner ihre Hauptträger sind, existiert bis heute keine Gesamt-Monographie über dieselbe. Auch die Kirchenhistoriker haben weder erschöpfend noch verständnisvoll genug dieser Tätigkeit ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Richter gebührt also das Verdienst, hier Bahn gebrochen zu haben. Und das zu einer Stunde, die das Thema seines Buches zu einem aktuellen macht. Zwar als sich das Buch im Druck befand, war die große Unwälzung in der Türkei noch nicht eingetreten, und schwerlich ist es eine prophetische Ahnung dieser Unwälzung gewesen, die seine Abfassung bewirkt hat. Aber nachdem in völlig unerwarteter Weise der 24. Juli des vorigen Jahres den Anbruch einer neuen Ära für die Türkei signalisiert hat, ist die bisher allgemein so wenig bekannte Evangelisationstätigkeit innerhalb der alten orientalischen Kirchen in eine neue Beleuchtung gestellt, in der ihr die so lange versagte Würdigung als Vorbereitung für direkte, jetzt endlich nicht mehr für aussichtslos gehaltene Mohammedanermision zuteil werden wird. So begrüßen wir die Richtersche, auf sorgfältigen, jahrelangen Studien beruhende und längst geplant gewesene Arbeit als eine höchst zeitgemäße, hoffend, daß das ihr auch, neben ihrer Bediegenheit, eine weite Verbreitung sichern wird.

1) Eine der nächsten Nummern wird einen selbständigen Artikel über die Pariser Basuto-Mission bringen.

Das war von Anfang an, wie auch urkundlich das Richtersche Buch neu herausstellt, das Absehen der evangelistischen Tätigkeit innerhalb der orientalischen Kirchen: durch eine religiöse und sittliche Belebung derselben der mohammedanischen Welt ein Christentum vor die Augen zu stellen, welches eine Anziehungskraft auf sie auszuüben qualifiziert war. Kirchenreformation war die Aufgabe, und erst als der Widerstand der Kirchenhäupter es zur inneren Notwendigkeit machte, wurden die Erweckten in besondern Gemeinden gesammelt. Tatsächlich ist im innern Zusammenhange dieser Gemeindefammlung mit der großartigen Erziehungs- und literarischen Tätigkeit ein starker geistiger Einfluß auf die alten orientalischen Kirchen ausgeübt worden, der selbst in die mohammedanische Welt sich weit hinein erstreckt hat, wenn er auch noch nicht so mächtig geworden ist, daß er unter den Mohammedanern in erheblicher Weise zu christianisieren vermochte. Darum spielt die Mohammedaner-Mission in dem Buche auch eine sehr untergeordnete Rolle und korrekterweise hätte dem entsprechend in dem Titel die Evangelisation vorangestellt sein sollen.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, nicht bloß weil die Sammlung der zerstreuten und oft schwer zugänglichen einschlägigen Quellen viel Mühe macht, sondern noch mehr, weil die große Mannigfaltigkeit und Untermischung der kirchlichen und nationalen Gruppierungen wie die Rivalität der politischen Mächte und Strömungen die orientalischen Verhältnisse sehr verwirrt und an eine übersichtliche und klare Darstellung die höchsten Anforderungen stellt. Aber mit viel Geschick hat Richter versucht den Wirrwarr zu entwirren, und wenn das hier und da nicht voll gelungen ist, wenn durch Nachholungen erst am andern Orte ein Bild ergänzt wird und Wiederholungen sich häufen, so wäre es kleinlich, deshalb den Ruhm ihm schmälern zu wollen, daß er an Übersichtlichkeit und Durchsichtigkeit das Mögliche geleistet hat. Auch ist es vielfach ein spröder, an sich nicht jeden Leser fesselnder Stoff, der in dem Buche behandelt wird; doch hat es auch hier der Verf. verstanden, durch die Einwebung vieler konkreter Einzelzüge wie durch anziehende Charakteristik typischer Vorgänge, Persönlichkeiten usw. diesen Stoff zu beleben und durch oft ergreifende Schilderung der Gedulds- und Passionswege, welche die orientalische Evangelisation und Mission hat gehen müssen, das Interesse des Lesers immer wieder in Spannung zu bringen.

Großzügig wird die Darstellung durch die geschichte kirchengeschichtliche, religionsgeschichtliche und weltgeschichtliche Einrahmung, in die sie gestellt ist. Es ist ein gut Stück Geschichte der orientalischen Kirchen, ein ausgedehnter Beitrag zur Charakteristik des Mohammedanismus und ein lichtvoller Einblick in die Stellung beider zueinander wie in die eingreifenden politischen Wirren, die sich durch das Buch hindurchziehen, je und je allerdings in einer durch die Disponierung veranlaßten etwas zu abgerissenen Weise und unter manchen Wiederholungen. Das Urteil ist im ganzen nüchtern und zutreffend und nur je und je mit einem Fragezeichen zu versehen, so, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 214, wo — übrigens im Widerspruch mit der folgenden Darstellung — von dem Babilismus be-

hauptet wird, er habe „im 19. Jahrhundert den Anstoß gegeben zu der wirksamsten und idealsten religiösen Bewegung innerhalb der Welt des Islam.“ Viel sorgfältiger Fleiß ist auf die reichhaltige, das ganze Buch durchziehende Statistik verwendet; sie darf wohl dasjenige Maß von Zuverlässigkeit beanspruchen, welches die mangelhaften und oft sehr unsichern Angaben hier überhaupt ermöglichen.

Den Hauptinhalt und Mittelpunkt des Buches, um den sich alles gruppiert, bilden die orientalischen Kirchen und die in ihnen geübte mannigfach verzweigte evangelisatorische Tätigkeit. Nachdem die Beziehungen derselben zur Welt des Islam, die grundlegenden Fragen über die Berechtigung der Evangelisation unter diesen Kirchen, wie der Zeitgemäßheit einer Mohammedanermiſſion und die Anfänge der bezüglichlichen protestantischen Missionsbestrebungen in 2 orientierenden Einleitungskapiteln nützlich besprochen worden sind, folgt in 4 geographisch geordneten und durch kennzeichnende Unterabteilungen gut disponierten Hauptkapiteln die Übersicht über die evangelisatorische und missionarische Arbeit 1) in der europäischen Türkei, Kleinasien und Armenien; 2) in Syrien und Palästina; 3) in Persien; 4) in Ägypten und Abessinien, immer verbunden mit der Einsicht in den Betrieb der Arbeit. Diese Stoffanordnung ist ja geboten, um über Ausdehnung und Umfang des orientalischen Arbeitsgebietes eine behaltliche Übersicht zu gewinnen, aber wenn nun an dem Faden derselben fortgehend nicht nur immer wieder zum Teil dieselben Arbeitsorganisationen und Arbeitsmethoden registriert werden, so wird das etwas monoton, und es entsteht die Frage, ob es nicht der Sache dienlicher und für den Leser anziehender gewesen wäre, wenn wenigstens die Arbeitsmethoden in selbständigen Kapiteln zusammenhängend dargestellt und charakterisiert worden wären. Im Anhang gibt der Verf. in einem besonderen Abschnitt wenigstens über die Bibelübersetzungen und die Bibelverbreitung eine Gesamtübersicht, und das hat zur Folge, daß Großartigkeit und Bedeutung dieses Arbeitszweiges sehr eindrucksvoll gemacht wird. Man würde besonders von der umfassenden und tief eingreifenden Schultätigkeit einen viel imponierenderen Eindruck erhalten haben, wäre sie als ein zusammenhängendes Ganzes dargestellt worden. Die „zusammenfassende Statistik“, die der Schluß des Buches bringt (S. 311), ist kein vollgütiger Ersatz dafür, so willkommen und wertvoll sie natürlich ist. Aber das ist eine wesentlich formale Frage. Auch bei der vorliegenden Disponierung wird voll ersichtlich, welche Fülle von treuer, fleißiger und einflußreicher Arbeit durch viele hervorragende Männer in den orientalischen Kirchen bisher geleistet worden ist, und so viel man auch die Zersplitterung und zum Teil manche Verkehrtheit derselben beklagen mag — so muß nach dem von Richter beigebrachten Tatsachenmaterial diese Arbeit von nun an eine viel gerechtere Würdigung finden, als sie bisher ihr zuteil geworden ist.

Daß es an Druckfehlern nicht fehlt, ist ein allgemeines Mißgeschick. Die Quellennachweise hätten manchmal etwas genauer sein und konstant unter dem Texte gemacht worden sein sollen, auch die wiederholt vorkommende verschiedene Namensschreibung konnte vermieden werden. Sonst

hätte ich nur noch gewünscht, daß dem Buche eine Karte wäre beigelegt worden; diese war um so nötiger, als die Grundemannschen Atlanten gerade für das orientalische Arbeitsgebiet nicht ausreichen.

2) **Joh. Warned:** „Unsere batakschen Gehilfen, wie sie arbeiten und wie an ihnen gearbeitet wird.“ Viertes Bändchen der „Schilderungen aus der Arbeit der Rheinischen Mission.“ Gütersloh 1908. Geb. 1 Mk. Mit 10 Bildern. Aufgabe dieser Schrift ist es, der großen heimatischen Missionsgemeinde an einem typischen Beispiel verständlich zu machen, welche große Bedeutung für den gesunden, die Selbständigkeit der heidenchristlichen Kirchen anstrebenden Missionsbetrieb die Mitarbeit der Eingebornen hat, sowohl ihr freiwilliger Zeugendienst wie der geordnete amtliche Schul- und Kirchendienst eines solid gebildeten Lehrstandes. Das ist kein volkstümliches Thema, weil es fast ganz der Romantik entbehrt, aber der Verf. hat es meisterlich verstanden, im großzügigen Zusammenhange mit der Volkschristianisierung durch eine Fülle konkreter Einzelzüge anschaulich zu machen, daß es sich hier geradezu um eine missionarische Lebensfrage handelt und durch eine Gesamtschilderung, an der alles lebt, dem Gegenstand zugleich einen Reiz abzugewinnen, der das Interesse immer mehr fesselt je weiter man liest. So haben wir an dem Buche ein gelungenes Beispiel dafür, wie in allgemein verständlicher Weise auch für die großen Missionsprobleme das Interesse der weiten Volkskreise erweckt und lebendig gemacht werden kann. Gegliedert ist der Inhalt nach einer orientierenden Einleitung in folgende 6 Kapitel: Die Helfer in der Gemeindegarbeit; die Helfer in der Missionsarbeit; Wert der eingebornen Evangelisten; Kongsi bataks (eine selbständige durch Eingeborne geleitete Missionsgesellschaft); die Erziehung der Ältesten und Lehrer; die batakschen Prediger. Ein Anhang enthält noch einige von den eingebornen Lehrern gesammelte und ihnen nachgerzählte bataksche Fabeln. In einer hoffentlich bald zu erwartenden 2. Auflage sollte unter den Bildern das von der schönen neuen Seminaranlage in Si Poholon nicht fehlen. Es sollte als Titelbild beigegeben werden.

3) **Handbücher zur Missionskunde** für Missions-Studien-Kränzchen. Basler Missionsbuchhandlung 1909.

a) **E. Ehler:** „Das neue China.“ Deutsche Bearbeitung von M. Smith: The Uplift of China. S. 208. 2,40 Mk.

b) **Steiner:** „Kamerun als Kolonie und Missionsfeld.“ S. 135. 2 Mk. Beide mit Abbildungen und einer Karte.

c) **Römer:** „Schlüssel zu Kamerun als Kolonie und Missionsfeld.“ Für Leiter und Leiterinnen von Missionskränzchen. S. 46. 30 Pf.

d) **M. Bonorand:** „Missions-Studien-Kränzchen.“ S. 35. 20 Pf.

Nach dem Vorbild der Amerikaner und Engländer, die schon seit Jahren für die zum Zwecke eines geordneten Missionsstudiums begründeten Jugendvereine sog. Textbücher herausgeben, so viel ich weiß, jedes Jahr ein neues, beginnt jetzt Basel ein ähnliches Werk mit der Herausgabe einer Serie von „Handbüchern zur Missionskunde“, von denen die beiden ersten soeben erschienen sind. Das zuletzt genannte Bonorandsche Schriftchen kann man als Einführung in die geplanten Missions-Studienkränzchen bezeichnen;

es zeigt was sie wollen und wie sie am praktischsten eingerichtet und geleitet werden, während Römer an einem konkreten Beispiel zeigt, in welcher Weise der in dem Handbuche von Steiner gegebenen Stoff auf eine Reihe von Stunden verteilt und fruchtbar wie behaltlich behandelt werden kann. Was die beiden Handbücher selbst betrifft, so will mich das erste bezüglich des missionsgeschichtlichen Stoffes nicht voll befriedigen und ich glaube, daß für unsre deutsche Art des Missionsstudiums selbständige deutsche Arbeiten sich besser eignen als Übersetzungen und selbst Bearbeitungen amerikanischer Literatur. Auch kann ich den Titel nicht zutreffend finden, da man das „neue“ China doch erst von der kaum begonnenen Reformära an datieren darf, von der in dem Buche verhältnismäßig wenig die Rede ist und natürlicherweise auch noch wenig die Rede sein kann. Dagegen ist das Geographische, Ethnologische und Religionsgeschichtliche recht brauchbar. Steiners Kamerun ist, zumal wenn es nach Römers Anweisung benutzt wird, ein treffliches Studienbuch, nach dessen Durcharbeitung der Schüler in der Kameruner Kolonial- und Missionsgeschichte wirklich zu Hause sein wird. Aber ich wünsche ihm eine weite Verbreitung auch über die „Missionskränzchen“ hinaus, da es durch seinen gediegenen Inhalt einen selbständigen Platz in der guten monographischen Missionsliteratur beanspruchen darf. Den noch jungen Missions-Studien-Kränzchen ein vivat, floreant, crescant.

4) **Paul Richter:** „Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt.“ 2. Band. Stuttgart. Steinkopf. 1908. Geb. 4,80 Mk. Wieder in 2 Hefen eine Reihe von Lebensbildern hervorragender Missionare der älteren und neueren Zeit, die allerdings den mit der Missionsgeschichte einigermaßen Vertrauten bekannte Gestalten sind, aber auch nicht den Anspruch erheben, originale biographische Arbeiten über bisher unbekannte oder wenig bekannte missionsgeschichtliche Persönlichkeiten zu sein. Sie fassen, wie schon in der Anzeige des 1. Bandes ausdrücklich hervorgehoben worden ist, als Lesepublikum vornehmlich die heranwachsende Jugend ins Auge, um in dieser durch anziehenden Lesestoff Interesse an und Liebe zur Mission zu erwecken. Und diesen Zweck zu erfüllen, sind sie durch ihre Frische, Anschaulichkeit und Wärme sehr geeignet. Es werden behandelt: Schwarz, Judson, Gebich, Uffmann, Imad ed din (Indien); Moffat, Coillard, H. Hahn (Afrika); Morrison, Gilmour (China); Nibel (Celebes); Paton, Chalmers (Südsee); Gardiner, Evans (Amerika). Dazu kommen noch verschiedene nicht streng biographische, aber meist um bestimmte Personen gruppierte Bilder: Gründung der Missionsstation Botschabelo; christliche Blutzeugen in China; das Evangelium am Kongo; in den Hochtälern des Himalaja; China für Christus. Alles fesselnder Lesestoff.

5) **Paul:** „Evangelische Missionsarbeit in deutschen Kolonien. 70 Lichtbilder mit Vortragstext.“ Stuttgart. Benzinger. Die Leihgebühr für die 70 Bilder beträgt 10 Mk., Vortragstext 1 Mk. Die Lichtbilder: 30 über das tropische Afrika (Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo), 20 über Deutsch-Südwestafrika und 20 über die Südsee (Kaiser-Wilhelmsland, Bismarck-Archipel und Samoa) sind mit Missionsverständnis ausgewählt, so daß sie im Zusammenhange ihrer Reihen-

folge einen anschaulichen Einblick geben in die Umgebung der Mission, in die verschiedenen Betriebszweige derselben, in ihre stufenmäßige Entwicklung und die Erfolge, so weit sich das in Bildern sichtbar machen läßt. Was die technische Seite der Bilder betrifft, so macht sie dem guten Rufe des Benzingerschen Lichtbilder-Instituts alle Ehre; sie sind eine feine künstlerische Leistung. In Halle haben wir die erste Vorführung derselben vor einem angesehenen Publikum veranstaltet; alle 70 Bilder kamen zur Darstellung und die Befriedigung über das Gesehene war allgemein.

Freilich nicht die über das Gesehene allein, sondern auch über das Gehörte; denn was wir hörten zur Auslegung der Bilder bildete die belebende Ergänzung des Anschauungsunterrichts. Der Verfasser des Vortragstextes machte uns selbst die Freude, nach diesem Texte der Interpret der Bildersprache zu sein. Und wie sie fesselte, diese geschickte, sachkundige, präzise Interpretation, der man es anmerkte, daß sie so nur ein Mann geben konnte, der auf dem Gebiete unserer Kolonialmission ganz zu Hause ist. Dieser vorzügliche Vortragstext steht nun allen zu Diensten, welche selbst die Bilder vorführen wollen. Sie können ihn entweder wörtlich verlesen, nachdem sie sich vorher mit ihm vertraut gemacht haben, oder sie können ihn frei verwerten, wenn sie selbständige Sachkenntnis besitzen und das Bedürfnis empfinden, bei dem einen und dem andern Bilde eingehender zu verweilen. Ein großer Vorzug des Paulschen Texts ist es, daß er die Bilder in innern sachlichen Zusammenhang miteinander bringt, so daß ihre einzelnen Gruppen zur plastischen Darstellung des Entwicklungsganges der bezüglichen Mission sich gestalten. Wir führten die 70 Bilder hinter einander vor; das dauerte mit Einschluß eines kurzen Einleitungsworts reichlich $1\frac{3}{4}$ Stunde, wo das nicht rätlich ist, kann man die Vorführung auf 2 Abende verteilen, vielleicht mit Einflechtung einiger selbständigen Erzählungen und einiger Gefänge.

6) Schulze: „Die Brüdermission in Wort und Bild.“ Mit einer Übersichtskarte und 148 Bildern. Missionsbuchhandlung. Herrnhut. 1908. 87 S. Gr. 4. 2 Mk. Ein ganz prächtiges; Bilderbuch, das über Länder, Leute und Arbeiten der brüderkirchlichen Mission in ähnlicher Weise einen orientierenden Anschauungsunterricht erteilt wie es die Benzingerschen Lichtbilder über die deutschen Kolonien tun. Auch der begleitende Text ließt sich mit Vergnügen; er ist umfänglicher und missionsgeschichtlicher als der Paulsche, aber wie dieser mit großer Sachkenntnis von dem Verfasser des „Abriss einer Geschichte der Brüdermission“ flott und volkstümlich geschrieben, daß er ausgezeichnete Führerdienste tut. Die einleitende Weltkarte, die dem erst 1907 erschienenen „Missions-Atlas der Brüdergemeine“ entnommen ist, gibt die nötige geographische und der Text zu den 4 ersten Bildern die geschichtliche Gesamt-Orientierung über das Missionswerk der Brüdergemeine. Dann führen Wort und Bild der Reihe nach auf die Missionsfelder in Nord- und Mittelamerika, in Süd- und Ostafrika, in Australien und Westhimalaja. 3 Bilder über das Ausfälligen-Asyl in Jerusalem machen den Schluß. Die Ausstattung des Ganzen entspricht den künstlerisch schönen Bildern.

Robert Clark.

Ein Lebensbild aus der Pandschab-Mission.

Von Paul Richter.

Die Pandschab-Mission bildet eine der anziehendsten Partien der indischen Missionsgeschichte. Es seien hier zunächst kurz die hauptsächlichsten Momente hervorgehoben, welche sie interessant machen. Der Schauplatz, auf dem sie sich abspielt, ist althistorischer Boden, das sogenannte Fünffstromland im nordwestlichen Indien. Von Urzeiten her hat es das Einfallstor gebildet, durch welches in langer Reihe einwandernde Völker von den Ariern an bis zu den Mongolen in Indien eingedrungen sind. Reste von ihnen allen sind dort hängen geblieben und bilden nun ein buntes Völker- und Sprachengemisch. Von besonderem Interesse in der Bevölkerung sind die Sikhs; obwohl sie von den 26³/₄ Millionen Bewohnern des Pandschab noch nicht ¹/₁₀ ausmachen, haben sie doch in den letzten 2 Jahrhunderten eine führende Rolle im Lande ausgeübt. Wir werden von dieser eigentümlichen religiösen Sekte hernach mehr zu sagen haben. Eine besondere und zwar erfreuliche Eigentümlichkeit der Pandschab-Mission ist ihre Anregung durch Laien und die nachhaltige Förderung, welche ihr diese in den schwierigen Anfangszeiten in umfassendem Maße haben angedeihen lassen. Endlich kann die Pandschab-Mission auf besondere Beachtung wegen der durchaus nicht entmutigenden Erfahrungen Anspruch machen, die man hier mit der Mohammedaner-Mission gemacht hat. Es gibt — abgesehen von den hinterindischen Inseln, wo aber der Islam doch das nicht ist, was er in seinem eigentlichen Machtbereich, Vorderasien, Persien, Nordindien, Nordafrika, ist — kein Missionsfeld, das so viele Befehrungen von Mohammedanern, und darunter namhafter Männer, aufzuweisen hätte als das Pandschab.

Fast ¹/₂ Jahrhundert lang ist die Pandschab-Mission, wenigstens die der englisch-kirchlichen M. G., mit dem Namen Robert Clark verbunden gewesen, zum großen Teil ist in dieser Zeit die Geschichte seines Lebens die Geschichte der Mission. Er war mit einem Mitarbeiter zusammen der Begründer der Mission; er hat ihr an verschiedenen besonders wichtigen Plätzen — Amritsar, Peshawar,

Raschmir — den Boden bereitet; er hat gut 2 Jahrzehnte lang die Leitung des ganzen Werkes in seinen Händen gehabt; er hat durch beträchtliche literarische Tätigkeit und durch eine ganze Reihe von ihm ins Leben gerufener Erziehungszentren einen auch über seinen Tod hinausreichenden Einfluß auf die Weiterentwicklung dieser Mission gewonnen. Nachdem er dann im Jahre 1900 durch den Tod von dem Schauplatz seiner reichen Lebensarbeit entrückt ist, hat uns sein Sohn Martin Clark kürzlich eine, diese vielseitige Tätigkeit seines Vaters zur Darstellung bringende Biographie geliefert, welche dem nachstehenden Aufsatz zugrunde gelegt ist.¹⁾

I.

Robert Clark entstammt einem Pfarrhause der Grafschaft Lincolnshire in Mittellengland und wurde am 4. Juli 1825 als dritter Sohn von den acht Kindern des Pfarrers Henry Clark geboren. Eines Abends — Robert war noch ein Knabe — kehrten seine Eltern von einem Missionsfest in Lincoln heim. Der Vater äußerte zu seiner Gattin: „Wenn der Herr das Opfer von uns fordern sollte, so würden wir alle unsere Söhne für die Mission hinzugeben bereit sein.“ Da drehte sich der auf dem Kutscherbock thronende Robert herum und erklärte, seinetwillen würden die Eltern nie in die Lage kommen, ein solches Opfer zu bringen; er beabsichtige nicht einmal Pfarrer zu werden, geschweige gar Missionar. — Seine Neigungen gingen auf einen praktischen Lebensberuf, er faßte die kaufmännische Karriere ins Auge. Wiewohl es nun die Eltern lieber gesehen hätten, wenn er in des Vaters Fußstapfen getreten wäre, so legten sie ihm doch keinerlei Hindernisse in den Weg. Sie brachten ihn mit seinem älteren Bruder frühzeitig nach Deutschland, wo er in einer württembergischen Erziehungsanstalt mehrere Jahre verbrachte. Danach kam er als Lehrling nach Liverpool in ein kaufmännisches Geschäft.

Während seiner dortigen, dreijährigen Lehrzeit muß eine große innere Umwandlung mit ihm vorgegangen sein, denn ganz unerwartet trat er vor seine Eltern mit dem Wunsche, sich doch noch dem geistlichen Stande widmen zu dürfen. Da sich Clark selbst später über die inneren Erlebnisse, die ihn zu diesem Schritte bewogen, nie eingehender ausgelassen hat, so läßt sich Genaueres darüber auch nicht

1) Rob. Clark of the Panjab, Pioneer and Missionary Statesman, by H. Mart. Clark, London, 1907.

mitteilen. Vermutlich hat auf diese Entwicklung die Gattin des Rev. Carpenter, bei dem er wohnte, eine innig fromme Frau und warme Missionsfreundin, den erheblichsten Einfluß gehabt. Clarks Eltern waren, da sie sahen, es war ihrem Sohne mit dem neuen Entschluß aufrichtiger Ernst, damit zufrieden, ja freuten sich desselben von ganzem Herzen. Freilich bedurfte es für Clark, um sich für den Besuch der Universität zu rüsten, nun erst noch tüchtiger Arbeit, denn er hatte viel nachzuholen. Und erst nach mehrjähriger, rastloser Vorbereitung konnte er, 22jährig, im Herbst 1847 die Universität Cambridge beziehen. Auch hier wurde still und fleißig gearbeitet, so daß er nach 3 Jahren seine Studien mit Auszeichnung abschloß.

Von den Tutors der Universität warb damals einer namens Nicholson als Sekretär der C. M. S. mit brennendem Eifer unter den Studenten für die Sache der Mission. Zu dem großen Kreise, der sich begeistert um ihn scharte, gehörten Moule, Speechley, Rogston, drei spätere angesehene Missionsbischöfe, die Gebrüder Fenn, Cobb u. a. Auch Clark wurde in diesen Kreis hineingezogen, und das Ergebnis war, daß er sich nach Beendigung seiner Studien der C. M. S. als Missionar anbot. Gern wurde er angenommen und, nachdem er unter Leitung seines Vaters noch ein Jahr zur Einführung in die pastorale Praxis durchgemacht hatte, 1851 nach Indien ausgesandt.

Er erhielt den Auftrag, in Gemeinschaft mit Missionar Fitzpatrick die neugeplante Mission im Pandschab in die Wege zu leiten.

Durch die beiden Sithskriege in den Jahren 1845 und 1849 hatten die Engländer soeben dies Land erobert und damit ihrem Machtgebiet eine große, neue Provinz hinzugefügt. An der Spitze des siegreichen englischen Heeres wie auch alsdann an der der neuen Landesverwaltung stand eine Anzahl wahrhaft christlicher Männer, die ihren christlichen Glauben in Wort und Wandel frei bekannten; ja mehr als das, als überzeugte Christen waren sie auch von ihrer Verpflichtung gegenüber der unter ihre Hände gegebenen Heidenchaft durchdrungen und insolgedessen von einem Missionseifer beseelt, wie man ihn allen an ähnlicher Stellung stehenden Männern wohl wünschen möchte. Diese Männer waren John und Henry Lawrence, Herb. Edwardes, Martin, Taylor, Montgomery, McLeod, Temple, Mr. Gist und andere. Noch im Jahre 1849 richtete ein von ihnen gebildetes Komitee an die Leitung der C. M. S. in London das Gesuch, nachdem das Pandschab mit Waffengewalt überwunden sei, sich auch an seiner friedlichen Überwindung zu beteiligen und eine Mission unter seinen Völkern zu beginnen. Eine erste Gabe von 20000 Mark, die durch zwei gleich große bald auf 60000 Mark vermehrt wurde, war ein handgreifliches Unterpfand, daß man es nicht bei Worten bewenden lassen wollte,

sondern gewillt sein, tatkräftig Handreichung zu tun. So ging die C. M. S. mit Freudigkeit an die neue Arbeit.

Auf der Stätte ihrer Wirksamkeit angelangt, erfahen die beiden jungen Missionare sich als ersten Ort ihrer Operationsbasis Amritsar. Die Landeshauptstadt Lahore war bereits von den amerikanischen Presbyterianern besetzt worden, die schon seit geraumer Zeit in den Nordwestprovinzen östlich vom Pandschab in der Arbeit gestanden und alsbald nach der Eroberung des letzteren auch dahin vorgezogen waren. Sie hießen die Mitarbeit der C. M. S. herzlich willkommen, und beide Missionen haben all die Jahre hindurch in ungetrübter Eintracht nebeneinander gearbeitet.

Amritsar hat neben Lahore seine besondere Bedeutung, es ist die religiöse Hauptstadt der Sikhs. Die Stadt ist erst 1581 entstanden; sie wurde allmählich um den goldenen Tempel herum erbaut, welchen damals Ram Das inmitten eines heiligen Teiches, Ambrita Saras (See des Wassers der Unsterblichkeit) errichtete, und der bald das religiöse Nationalheiligtum der Sikhs wurde. Die Sekte der Sikhs ist durch den Gurm (Lehrer) Nanak, einen etwas älteren Zeitgenossen Luthers, gestiftet worden. Abgestoßen in gleicher Weise vom Hinduismus mit seinem groben Götzendienste wie von dem Fanatismus und Aberglauben des Islam, wurde Nanak zum Religionsstifter. Er predigte die Einheit Gottes und die Brüderschaft aller Menschen, verwarf die Kaste und alles, was mit ihr zusammenhängt, und verkündete allgemeine religiöse Duldung. Alle Religionen waren ihm Wege zu Gott, dem einen großen Zentrum. Im Lauf der Zeit hat sich übrigens der Sikhismus, wie das ja allenthalben die Entwicklung derartiger religiöser Sekten in Indien zu sein pflegte, in vielen Stücken wieder seiner Umgebung angepasst und manche von Nanak verworfene Lehren wieder in sich aufgenommen. Ursprünglich waren die Sikhs (d. h. Schüler) sehr friedliche Leute. Als sich aber die Sekte ausbreitete, wurden die Mogulherrscher in Lahore argwöhnisch auf sie und begannen sie mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Unter diesem Druck der Verfolgung verwandelten sich die friedfertigen Sikhs allgemach zu kriegerischen Singhs (Löwen). Schließlich schüttelten sie die Mogulherrschaft ganz ab und errichteten im Pandschab ein selbständiges Reich, welches den Höhepunkt seiner Macht unter der glanzvollen Herrschaft von Randschit Singh im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts erreichte. Mit dessen Tode setzte ein schneller Verfall ein; die beiden Kriege mit den Engländern führten dann sein Ende herbei. Doch blieb Amritsar der religiöse Mittelpunkt der Sikhs. Darum war die von Clark und Hixpatric erwähnte Position eine sehr glückliche. Zu den periodisch wiederkehrenden Festen strömen in ihr Hunderttausende von Festpilgern zusammen. Als bedeutendes Handelszentrum wird die Stadt von Händlern aufgesucht, die zum Teil aus dem tiefsten Innerasien, bis aus Tibet, Bokkhara und Samarkand, kommen. Welch eine Gelegenheit, den Samen des Evangeliums weithin zu streuen!

II.

Die ersten Schritte, um in Amritsar festen Fuß zu fassen, bestanden darin, daß die Missionare aus den in der Stadt ansässigen missionsfreundlichen Engländern einen Missionshilfsverein organisierten, dessen Vorsitz Henry Lawrence, der oberste englische Beamte der Provinz, selbst übernahm. Dieser Hilfsverein nahm sogleich den Missionaren alle Sorge für die notwendigen Baulichkeiten ab. In der Stadt wurde eine englische Kirche erbaut, die auch für Missionszwecke zur Verfügung gestellt wurde. Vor der Stadt wurde ein großes, zunächst freilich noch ziemlich wüstes Grundstück erworben, das nicht nur für Wohnhaus und Garten, sondern auch für spätere Ausdehnung Raum bot. Endlich wurde innerhalb der Stadt eine Schule errichtet. Es war unter der Bevölkerung, zumal seit der englischen Annexion, ein großes Verlangen nach abendländischer Bildung und Erlernung der englischen Sprache. Diesem Verlangen kamen die Missionare gern entgegen und suchten es ihren Bestrebungen dienstbar zu machen. Gleich am Tage der Eröffnung zählten sie 50 Schüler, Pandshabis, Afghanen, Kaschmiris und Hindus; der Religion nach waren es Sikhs, Mohammedaner und Hindus.

Wesentlich erleichtert wurde der Anfang dadurch, daß den Missionaren von Anbeginn an 3 eingeborne christliche Gehilfen zur Seite standen. Das waren Daud Singh, ein auf seinen Wanderungen nach Kahnpur verschlagener und dort zum Christentum bekehrter und getaufter Sikh — der Erstling seines Volkes — dann ein zweiter Sikh gleichen Namens, der als Söldner (Spahi) in der britischen Armee das Christentum kennen gelernt hatte und 1850 in Benares getauft war, und drittens ein Befehrter aus den Mohammedanern, der durch Dr. Pfanders Bücher für das Evangelium gewonnen war.

Selbst konnte Clark noch vor Ablauf des ersten Jahres mit der öffentlichen Basarpredigt beginnen. Man hat wohl den Missionaren in Indien je und je den Rat geben wollen, bei ihrer Predigt im Anfang wenigstens die zu verkündigenden Wahrheiten möglichst den Anschauungen der nichtchristlichen Religionen anzupassen oder vor einem mohammedanischen Publikum von der Gottessohnschaft Christi und der Versöhnung durch seinen Tod zu schweigen; Clark wies solche Zumutungen von der Hand, er entschloß sich, „nichts wissen zu wollen außer Christus, und zwar dem Gekreuzigten“. Doch

verfuhr er keineswegs tactlos; Angriffe auf den Koran, überhaupt Polemik vermied er. Wurde er von einem Hörer zu einem Disput herausgefordert, so bat er, die angeregte Frage lieber in seinem Pribathause mit ihm in Muße zu besprechen. Neben dieser Tätigkeit auf den Basaren bemühte Clark sich, dadurch Fühlung mit dem Volk zu gewinnen, daß er die Leute in ihren Häusern besuchte, und zwar hatte er es dabei besonders auf die Mitglieder der führenden Kreise sowohl in religiöser als sozialer Beziehung abgesehen. Dies führte zu zahlreichen Bekanntschaften, ja Freundschaften, die für die Entwicklung der Mission von Bedeutung wurden; von den späteren Bekehrten entstammten nicht wenige den höheren Kreisen.

Muß man sonst an englischen Missionaren nicht selten beangefunden, daß sie zeitlebens zu hoch über dem Volk stehen, unter dem sie wirken, und sich zu wenig mit dem Volksleben, mit den Anschauungen und Sitten vertraut machen, so trifft Clark ein solcher Vorwurf nicht. Er machte vielmehr das wirkliche Leben ganz bewußt von Anfang an zu seinem liebevollen Studium; er hielt dies sogar für wichtiger als die unendliche Zeit verschlingende Durchforschung der endlosen religiösen und sonstigen Literatur, obgleich er auch diese nicht vernachlässigte. Auf die Gewinnung eines Verständnisses der Geisteswelt, in der die Leute leben — die Eingebornen sagen: seine Augen mit denen des Volkes vertauschen — hat er während seiner ganzen langen Missionslaufbahn großes Gewicht gelegt.

Verhältnismäßig früh schon trug die Mission in Amritsar Frucht. Am 3. Juli 1853 konnte der Erstling getauft werden, es war ein Sikhpriester namens Kaiser Singh; natürlich kostete ihm der Übertritt, abgesehen von den reichlichen Schmähungen, die nicht ausblieben, den Verlust seines Amtes und damit seines bisherigen Lebensunterhaltes. Einen Monat später folgte ihm ein 19jähriger Brahmane von hoher Kaste, er war ein Schüler der Missionschule gewesen. Uebermals einen Monat später traten wieder zwei Missionschüler, ein Mohammedaner und ein Sikh, zum Christentum über. Noch mehr Aufsehen erregte noch vor Ende desselben Jahres die Bekehrung und Taufe des Mulwie Uziz Ullah Beg, eines Mannes von vornehmster Mogulnabstammung, Sohn eines Lehrers des verstorbenen Großmoguls von Delhi. Uziz Ullah Beg stand als Doktor der islamischen Theologie in Amritsar in hohem Ansehen. Bis ausgangs 1854 war schon eine kleine Gemeinde von 23 Seelen gesammelt.

Mit diesen ersten Befehlungen stellten sich nun aber manche ernste Probleme ein, die gelöst sein wollten. Da die Taufe einen Befehten, wie die Verhältnisse in Indien liegen, aus allen Lebensbeziehungen herausreißt, so hielt Clark dafür, daß man diesen endgiltigen Schritt nicht überstürzen darf. Der Täufling muß sich erst völlig und bis ins einzelkste darüber klar geworden sein, was er aufzugeben hat und was ihm dafür das Evangelium bietet, bis er zur Taufe zugelassen wird. Er soll auch nicht, bevor er getauft ist, zum Bruch mit der Kaste genötigt werden. Nach der Taufe dagegen verlangte er einen entschiedenen Bruch mit ihr, es durfte seines Erachtens kein Kompromiß zwischen Christus und der Kaste stattfinden. Da der Orientale nur zu sehr geneigt ist, Religion und Lebenswandel voneinander zu trennen, so betonte Clark seinen Befehten gegenüber mit allem Nachdruck, daß das Christentum nicht nur Lehre, sondern Leben sei.

Eine andere Frage war, wie sollte man es mit der Taufe halten, sollte man sie angesichts des leicht erregbaren Fanatismus der heidnischen und mohammedanischen Bewohner lieber in der Stille vollziehen oder öffentlich? Clark entschloß sich zu letzterem, einmal um des Täuflings willen, der eben lernen mußte, mit einem offenen Bekenntnis hervorzutreten, sodann auch um der Heiden und Mohammedaner willen, die sich überzeugen sollten, daß bei der Taufe nichts von all den unsinnigen Dingen, die gerüchtweise mit ihr verbunden sein sollten, geschehe.

III.

Der hoffnungsvolle Eingang in Amritsar ermutigte, sich auch an anderen Plätzen nach Tüiröffnungen umzusehen. Von Bedeutung wurde ein Besuch, den Clark noch 1853 in Peshawar machte. Peshawar ist strategisch einer der wichtigsten Posten an der Nordwestgrenze Indiens, er beherrscht den Zugang zum Khaiber Paß und den andern Übergängen über das Sulaimangebirge und damit den Zutritt zu Afghanistan und Innerasien. Die afghanische Bevölkerung der Stadt ist aber eine der fanatischsten in der ganzen islamischen Welt. Auch in Peshawar gab es unter den Offizieren der englischen Besatzung lebendige Christen, die hier gern eine Mission gehabt hätten, allein der Kommandeur Oberst Macdson schlug ein diesbezügliches Besuch als unverträglich mit der Sicherheit der Stadt rund ab.

Wenige Wochen danach war er von einem fanatischen Afghanen ermordet. Sein Nachfolger wurde Oberst Herb. Edwardes; er war anderer Meinung als Macleson, er hielt dafür, wenn jemand Gott fürchte, so brauche er keine Menschen zu fürchten, und daß einer viel sicherer sei, der seine Pflicht getan, als einer, der sie versäumt habe. Er hatte darum auch nichts dagegen, daß Clark zur Veranstaltung eines Missionsmeetings nach Peshawar eingeladen wurde. Er hielt auf diesem Meeting sogar selbst eine eindrucksvolle Ansprache, die mit zu dem Besten gehört, was je ein Staatsmann über die Mission gesagt hat, und von der wir nur bedauern, daß wir sie hier nicht wörtlich wiedergeben können. Das Resultat dieses Meetings war eine Sammlung von 14000 Rupies — es wurden nach Clarks Abreise bald 30000 — und die Einladung an die C. M. S., auch Peshawar zu besetzen.

Bis zum Eintreffen der Antwort unternahm Clark eine andere interessante Refognoszierungstour nach Kaschmir und Tibet. Zwei englische Offiziere, einer davon der später selbst in den Missionsdienst getretene Oberst Martin, und 3 indische Christen waren seine Reisebegleiter. Sehr zuvorkommend wurden sie in der Hauptstadt Srinagar von dem Nadscha Gulab Singh aufgenommen, hatten mehrere Audienzen bei ihm und auch eine ernstere Unterhaltung über religiöse Dinge. Im Lande konnten sie ungehindert ihre Botschaft ausrichten. In Tibet waren die Reiseeschwierigkeiten allerdings groß, gelegentlich fast unüberwindlich, und das Volk recht stumpf, aber doch nicht unfreundlich. Der Eindruck, mit dem Clark von dieser Reise heimkehrte, war jedenfalls der, daß trotz mancher Schwierigkeiten eine dortige Mission nicht unmöglich sei. In den nächsten Jahren hat er diese Touren nach Kaschmir noch zweimal wiederholt, aber zu einer Mission daselbst kam es erst später.

Mit Missionar Pfander siedelte Clark dann 1854 nach Peshawar über. Zuerst nahmen sie ihre Wohnung im Rantonnement (dem englischen Lager). Die Situation war noch so gespannt, daß selbst hierin jeder Europäer eine Wache vor seiner Thür hatte; sich auch nur etwas weiter vom Lager ohne Schutz zu entfernen, war nicht rätlich. So bedurfte es bei der Predigt besonderer Vorsicht und großen Taktes, und oft ging es leidenschaftlich genug dabei her. Durch ihr ruhiges und sicheres Auftreten erreichten sie es aber, daß sich die Bevölkerung allmählich an ihre Existenz gewöhnte und sich darein fand. Daraufhin wagten es die Missionare, ihre Wohnung aus dem Rantonnement mitten in die Stadt zu verlegen; um besser auf das Volk einwirken zu können, schien es ihnen nötig, daß sie in

seiner Mitte wohnten. Eine von ihnen eröffnete High School hatte unter ihren Schülern außer Afghanen verschiedene Vertreter tatarischer Stämme aus Innerasien, weiter solche aus Persien, der Umgegend von Kabul, einen sogar aus Georgien. Auch in Peshawar gab es bald einige Tausen. Der Erstling war ein Seiud (Abkomme Mohammeds) und Hadshi (Mekkapilger) Moham. Jahja Bakar; der zweite der tapfere Kriegermann Dilawar Khan.

Das Jahr 1857 brachte Indien den blutigen Spahi-Aufstand. Clark befand sich zu der Zeit gerade auf einem Erholungsaufenthalt in England. Es läßt sich ermessen, mit welcher Sorge er an Peshawar dachte. Aber das Wunderbare geschah: das eben erst unterworfenen Pandschab mit seiner unruhigen Bevölkerung blieb ruhig. Selbst in Peshawar kam es zu keinen Ruhestörungen. Vielmehr halfen die Regimenter aus dieser Provinz anderwärts den Aufstand niederschlagen. Eine glänzendere Rechtfertigung hätten sich die christlichen Administratoren des Pandschab für ihre Verwaltung, die sie im Geist der Humanität und Gerechtigkeit handhabten, in der That nicht wünschen können. Als Clark das Jahr darauf nach Peshawar zurückkehrte, fand er die Mission in ungestörtem, hoffnungsvollen Fortgang.

In diese Zeit fällt eine interessante Episode der Peshawar-Mission. Durch christliche Schriften angeregt, waren einige Söldner des Mahzabi-Regimentes mit dem Christentum bekannt geworden. Einige fromme Offiziere nahmen sich der Suchenden an; so kam es, daß das ganze Regiment von einer religiösen Bewegung ergriffen wurde. Es lag dann für einige Zeit in Peshawar, dort widmete sich ihm Clark und konnte in ihm 49 Tausen vollziehen. Hernach begleitete er das Regiment auf seinen Wanderungen nach Schairabad und Attock. Leider kam dann aus Kalkutta die Ordre an die Offiziere, auf keine Weise die christliche Bewegung zu begünstigen. Die Söldner legten sich diese Ordre so aus, als ob die Regierung ihren Übertritt nicht wolle, und damit kam die Bewegung ins Stocken. Für so berechtigt Clark auch prinzipiell die neutrale Haltung der Regierung in religiösen Fragen hielt, so mußte er es doch beklagen, wenn die Neutralität geradezu eine Abschreckung vom Christwerden und eine indirekte Begünstigung des Heidentums und Mohammedanismus wurde. Aber darüber haben ja viele Missionare zu klagen gehabt, und die Klagen sind noch nicht verstummt.

Nachdem Clark 1861 an der ersten allgemeinen Missionskonferenz zu Lahore, um deren Zustandekommen er sich wesentlich bemüht hatte, teilgenommen, ging er 1864 im Auftrage seiner Gesellschaft nach Kaschmir, um dort Pionierarbeit zu tun. So liebens-

würdig Gulab Singh ihn nun bei seinen früheren, kurzen Besuchen aufgenommen hatte, so sagte Clark sich doch mit Recht, daß eine dauernde Niederlassung in dem bigott mohammedanischen Lande ihre Schwierigkeiten haben würde. Der Aufenthalt englischer Beamten und Offiziere war damals in Kaschmir großen Beschränkungen unterworfen; sie durften sich nur im Sommer und zwar in einem besonderen Quartier außerhalb Srinagar aufhalten, im Winter hatten sie das Land zu verlassen. Clark traf insolgedessen seine besonderen Vorsichtsmaßregeln. Er mietete kluger Weise schon in Amritsar von einem dortigen Srinagarer ein Haus und bezahlte die Jahresmiete voraus. Er hatte sich in seiner Voraussicht nicht getäuscht. Als er nach Srinagar kam, suchte man ihn auf alle Weise an der Besitznahme des von ihm gemieteten Hauses zu hindern. Eine tobende Volksmenge drängte sich den ganzen Tag um das Haus und bombardierte es mit Steinen, von der Obrigkeit war nichts zu sehen — sie hatte ja selbst den Pöbel aufgestachelt. Unter vielen Hindernissen erkämpfte sich Clark eine Audienz beim Diwan — Gulab Singh war der Sache aus dem Wege gegangen — und erlangte endlich, daß zur Herstellung der Ordnung Militär aufgeboten wurde. Nach einigen Tagen wiederholten sich die tumultuösen Auftritte, und Clark bedurfte der größten Energie, um den widerstrebenden Diwan zu einem Einschreiten zu seinen Gunsten zu bewegen. Dann steckte sich dieser hinter den englischen Residenten, um mit dessen Hilfe den unbequemen Prediger los zu werden. Glücklicherweise war dies ein mackerer Mann, der sich nicht mißbrauchen ließ. Clark blieb; er eröffnete eine Schule, seine Gattin suchte durch ärztliche Hülfeleistungen Eingang in den Häusern zu finden, er selbst wagte sogar auf der Straße aufzutreten. Es stellten sich auch einige Sucher ein, die schon bei den früheren Besuchen angeregt waren und wegen ihrer Hinneigung zum Christentum hatten Verfolgungen leiden müssen. Einem von ihnen, Husn Schah, wagte Clark, nachdem er ihn für treu erfunden hatte, am 20. Juli die Taufe zu erteilen. Begreiflicherweise erregte das einen neuen Sturm; abermals suchte man Clark zu verdrängen. Es wurde eine förmliche Intrigue gegen ihn eingefädelt — Husn Schah wurde mit Drohungen eingeschüchtert, um als Zeuge gegen Clark aufzutreten — aber es gelang diesem, alle Fäden zu zerreißen; er blieb. Dann nahte der Winter, der englische Resident sowie die andern englischen Beamten reisten ab.

Nach Clark erhielt vom Radscha den Befehl, Kaschmir zu verlassen. Er schwante, was er tun sollte. Schließlich fügte er sich dem gemessenen Befehl; er dachte damit den Anstoß zu geben, daß die Frage prinzipiell zur Entscheidung gebracht würde, wie es sich mit dem Recht der Tributärfürsten verhalte, willkürlich Missionaren den Aufenthalt in ihren Staaten zu verbieten.

Nach dem Pandschab zurückgekehrt, war es Clarks erstes Anliegen, die Gründung eines ärztlichen Missionshilfsvereins zu betreiben. Nach den in Kaschmir gemachten Erfahrungen konnte ärztliche Tätigkeit dort der Mission am ehesten die Wege bereiten. Er hatte auch die Freude, seine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen: schon das Jahr darauf langte als erster Missionsarzt der C. M. S. Dr. Glinslie an. Amritsar machte er zu seinem Standquartier, in dem er sich den Winter über aufhielt, während er den Sommer hindurch jedesmal nach Kaschmir ging. Clark stand ihm während seiner leider nur kurzen missionarischen Laufbahn mit Rat und Tat zur Seite. Die nächsten 1½ Jahrzehnte seiner Arbeit gehörten dem planvollen Ausbau der Station Amritsar. Die Christen hatten sich alle außerhalb der Stadt im Schatten der dort gelegenen Missionsstation angebaut. Das hatte seine großen Nachteile, indem es für das Selbständigwerden derselben ein Hindernis war. Außerdem waren sie dort für ihre heidnischen Landsleute zu wenig ein Licht und ein Sauerteig. Hier suchte darum Clark Änderung zu treffen, indem er den Schwerpunkt der Arbeit inmitten der Stadt verlegte. Dort wurden ein Pfarrhaus für einen eingebornen Pastor, ein Seraj (als Absteigequartier für von auswärts kommende Christen und Zufluchtsstätte für Wahrheitsjucher) sowie etliche Häuschen für gefährdete junge Leute erbaut, dazu aus dem Vermächtnis Shamauns (des Erstlings Kaiser Singh) eine Predighalle, genannt Shamauns Shanda d. h. Sh.'s Fähnlein.

Viel Kopfzerbrechen machte die wirtschaftliche Lage der Bekehrten, die mit dem Bruch der Kaste brotlos geworden waren. Christlich gewordene Handwerker werden in Indien von ihren Landsleuten ja durchweg boykottiert. Die Gemeinde war andererseits noch zu klein, als daß solche Handwerker in ihr eine für ihren Lebensunterhalt genügende Kundschaft hätten finden können. Clark machte darum das Experiment mit der Anlage einer landwirtschaftlichen Kolonie; sie wurde ihm zu Ehren Clarkabad genannt. Er erfuhr

aber, daß dies eine sehr dornige Aufgabe ist, sie bereitete ihm viel Sorge und manche Enttäuschung; erst nach längerer Zeit nahm sie eine gedeihliche Entwicklung.

Großes Gewicht legte er ferner auf die Ausgestaltung des Schulwesens. Die Christen sollten nach seiner Meinung keinen untergeordneten Platz in der Bevölkerung einnehmen, sondern so gehoben werden, daß sie eine führende Rolle im Volksleben spielten. Jeder eingeborene Christ sollte auf seinem Posten, in seinem Stand und Beruf ein Missionar sein, auch ohne daß er im Dienst der Mission stünde. So unternahm er es, die High School in Amritsar sogar zu einem College umzuwandeln. Auch dem weiblichen Geschlecht wandte er seine Fürsorge zu; entgegen der Ansicht mancher Mitarbeiter, daß für die christlichen Mädchen und Frauen eine geringere Bildung ausreiche, eine höhere wohl gar vom Übel sei, wollte er auch diesen die möglichst beste Erziehung verschaffen. Er gründete für sie in der Alexandra School eine höhere Töchterschule. Damit aber auch bescheidener veranlagte Mädchen nicht leer ausgingen, richtete er für solche eine Mittelschule ein. Auf dem Außenposten Batala — später wurde es selbständige Missionsstation — entstand für Knaben die Baring High School.

Sein besonderes Augenmerk richtete Clark wieder auf die Heranziehung eingeborener Prediger. Er hielt es nicht für gut, diese zu sehr in Abhängigkeit von den europäischen Missionaren zu halten. Stünden sie immer nur unter solchen, so würden sie nie selbständig werden. Um das zu werden, überlasse man ihnen die Pastorierung der eingeborenen Gemeinde; der Missionar aber widme sich lieber der Evangelisationstätigkeit in dem weiten, noch unevangelisierten Bereich um die Station herum. Demgemäß hatte Clark seine Freude über jedes selbständige, aktive Vorgehen der eingeborenen Prediger und ermutigte sie darin. Von ihren Schwächen suchte er sie mit Milde und Geduld zu heilen. Im Jahre 1865 durfte er den berühmtesten Bekenntenen aus den Mohammedanern, Imad ed din, taufen. Der wurde dann ein Prediger ganz nach seinem Herzen, es war eine Lust, zu sehen, wie er ohne Furcht, voll Tatkraft gegen den Feind vorging (A. M.-Z. 03, 10). Als dann Missionar French dem Komitee der C. M. S. den Plan einer Divinity School vorlegte, trat natürlich Clark, der damals gerade in London weilte, mit aller Wärme dafür ein, ja er ging selbst auf ein Jahr (1871—72) nach

Lahore, um French bei der Einrichtung dieses Seminars beizustehen. Dieses Jahr in Lahore blieb auch sonst nicht ohne Frucht. Er rief auch dort eine höhere Mädchenschule, die Lady Dufferin School, ins Leben. Und weiter gab er die Anregung zur Stiftung der Panjab Religious Book Society, einer Gesellschaft, welche seitdem in großem Segen tätig gewesen ist und die Christen in Pandschab mit einer Reihe guter christlicher Bücher versorgt hat.

Einer anderen nicht minder wichtigen, mehrere Jahre in Anspruch nehmenden literarischen Arbeit unterzog er sich dann in Amritsar in Gemeinschaft mit Jmad ed din: es handelte sich um Schaffung eines eingehenden Kommentars zu der ganzen Heiligen Schrift. Und zwar war es nach seinem Dafürhalten hier nicht etwa mit der bloßen Übersetzung eines englischen oder deutschen Kommentars getan, sondern die Schriftgedanken mußten dem orientalischen Denken und Fühlen nahegebracht werden. Dazu schien Clark der gelehrte Jmad ed din der gewiesene Mann. Sie teilten die Arbeit so, daß Clark selbstlos Jmad das ganze wissenschaftliche Material mundgerecht lieferte und es ihm überließ, dasselbe nun in den entsprechenden orientalischen Formen auszuprägen.

Daß Clark die Entsendung des Missionsarztes Dr. Elmslie nach Kaschmir veranlaßte, ist bereits erwähnt. Er war überhaupt ein Vorkämpfer des Gedankens der ärztlichen Mission. Dieser jetzt ziemlich allgemein anerkannte Missionszweig hat sich auch erst allmählich Geltung verschaffen müssen; er wurde zunächst von nicht wenigen bekämpft. Im Interesse der ärztlichen Mission hielt Clark einen zündenden Vortrag auf der Decennial Missionary Conference zu Allahabad 1873. Vornehmlich hielt er in so fanatisch mohammedanischen Ländern, wie das Pandschab es ist, die ärztliche Mission für außerordentlich am Plage. Er war darum die Veranlassung, daß nacheinander in Amritsar, Dhera Ismail Khan, Tank und Peschawar ärztliche Missionen etabliert wurden.

IV.

Kurz immer finden wir Clark voller Pläne und auf neue Wege sinnend, um der Mission Eingang zu verschaffen. Auf die Höhe seiner Wirksamkeit brachte ihn dann 1878 seine Ernennung zum Missionssekretär. Die C. M. S. machte in diesem Jahre das Pandschab zusammen mit Sindh zu einer besonderen Missionsprovinz, und

mit ihrer Leitung — denn das bedeutete die Bestellung zum Missionssekretär — betraute sie als ihren ältesten und erfahrensten dortigen Missionar Clark. Er hörte damit auf, Missionar einer einzelnen Station zu sein, er wurde, wenn auch nicht dem Namen nach, Bischof einer ganzen Kirchenprovinz. Außer seiner missionarischen Erfahrung befähigten ihn für diesen wichtigen Posten ebenso sein weltoffener Blick und seine weitherzige Richtung wie auch seine praktische Veranlagung, sein gesundes Urtheil und sein sympathisches Wesen.

Clark hatte von seinem Amt eine hohe geistliche Auffassung. Er war kein Freund der Vielregiererei. Ein Missionar ist ihm nicht ein Soldat, der einfach Ordre zu parieren hat, den man nach Belieben hierhin oder dahin stellt usw. Ein rechter Missionar muß eigne Initiative haben, und dieser muß die Leitung Rechnung tragen. Das *Sic volo sic jubeo* ist in einem Werk, wie es die Mission ist, nicht angebracht. Auch die Stimme des Komitees muß nicht unter allen Umständen Gottes Stimme sein. Ebenso wenig war er ein Freund von allzu „systematischem Arbeiten“, d. h. wenn sich darunter, wie es wohl nicht selten der Fall ist, nur eine handwerksmäßige Routine versteckt. Selbstverständlich muß die Missionsarbeit auch systematisch betrieben werden, aber der Missionar darf kein Sklave des Schemas werden. Die Persönlichkeit des Missionars ist die Hauptsache, auf deren Qualität kommt es an. Wo ein Missionar mit frischem Wagemuth Neues unternahm, der konnte auf Clarks Unterstützung rechnen. Anregungen zu geben, sah er als seine vornehmste Aufgabe an. Und wie er seine Missionare wünschte, so stellte er sich selbst zu der Leitung in London. Es kam oft genug vor, daß er deren Anordnungen nicht billigte, er theilte dann seine abweichende Meinung offen mit und hatte fast ausnahmslos die Genugthuung, daß man in London dem Gewicht seiner Gründe nachgab.

Zu den Obliegenheiten des Sekretärs gehörte es vor allem, regelmäßig die Stationen zu visitieren. Diese Visitationsreisen führten Clark durch das ganze Land, wobei es ihm immer eine besondere Freude war, wenn er auf Plätze kam, wo er selbst einmal gearbeitet hatte. Aus der sorgfältigen Kenntniß des ganzen Werkes heraus, die ihm diese Reisen verschafften, schrieb er seine *Panjab and Sindh Missions*, ein Buch, von dem er selbst zwei Auflagen besorgte.

Das Problem, mit welchem er sich aber als Sekretär der C. M. S. mit besonderer Vorliebe befaßte, war das des Werdens einer indischen Nationalkirche.

Die indische Nationalkirche, wie sie ihm vorschwebte, durfte kein Kopierwerk der abendländischen Kirchenformen werden. Diese in Europa geschichtlich gewordenen Formen würden für das orientalische Denken und Fühlen eine Zwangsjacke sein, in ihnen würde das Christentum in Indien nie ein bodenständiges Gewächs werden. Überhaupt hielt er es für ein

Unrecht, wenn jede Mission ihre konfessionellen Besonderheiten den von ihr gesammelten Gemeinden wieder aufspießen und so auch die indische Christenheit wieder in viele Denominationen spalten wollte. Obwohl selbst aus vollster Überzeugung Anglikaner, war Clark selbstverleugnungsvoll genug, daß er auch nicht das anglikanische System als das einzig berechtigte gelten lassen wollte. Man muß es nach seiner Meinung der indischen Christenheit, wenn sie dafür reif geworden ist, überlassen, sich selbst das ihr passende Kleid zu besorgen. Freilich muß die Zeit dafür erst kommen und bis dahin haben die verschiedenen Missionen ein Recht, ihr das Christentum in ihren besonderen denominationellen Formen zu bieten. Doch sollte das eben geschehen in der Gesinnung des Täufers: ich muß abnehmen, jene sollen zunehmen.

Als einen wichtigen Schritt zur Erreichung dieses Zieles begrüßte Clark die Bildung eines Panjab native church council, einer eingebornen Kirchensynode. Die Bildung derselben fiel schon vor sein Sekretariat, aber sie war doch zum großen Teil sein Werk, und er pflegte diese Institution mit viel Liebe. Großen Nachdruck legte er dabei auf Erziehung der Gemeinden zur Selbstunterhaltung. Ohne solche würde das ganze church council nur trügerischer Schein sein. Mehrere Jahre entwickelte sich das church council sehr aussichtsvoll, dann trat zu Clarks lebhaftem Bedauern ein Stillstand, ja ein Rückschritt ein. Die Schuld daran mußte er leider gewissen Missionaren heimessen, welche sich zu einem so weitherzigen und selbstverleugnenden Standpunkt nicht aufschwingen konnten. Sie betrachteten ein solches native church council, in welchem die Missionare nur beratende, die Eingebornen aber die beschließende Stimme haben, mit Argwohn und Eifersucht. Nicht so Clark, er war der Meinung, daß die neben jenem council ja noch vorhandene missionarische Konferenz nötigenfalls schon das entsprechende Gegengewicht und Regulativ für jenes abgeben würde.

Jedoch die gegenteilige Meinung gewann die Oberhand dergestalt, daß fortan in dem church council in gleicher Weise das europäische wie indische Element vertreten war. Diese Verschmelzung erwies sich aber nicht als segensreich, sie hatte mehr oder weniger die Unterdrückung des indischen Elementes zur Folge, und damit erlahmte bei diesem das anfängliche Interesse. Noch mehr beklagte es Clark, daß auch unter den Missionaren der C. M. S. die engherzige ritualistische Strömung sich bemerkbar zu machen anfang. Dieser fortgeschrittene Anglikanismus war keines Erachtens dem Geist der C. M. S. zuwider und für die Entwicklung der wahren Freiheit im Schoß der indischen Kirche verderblich. Aus dem gleichen Grunde mißbilligte er, daß derselben von Staats wegen ritualistisch gestimmte Bischöfe aufgedrungen wurden. „Will die Regierung — sagt er — Regierungs-

Bischöfe haben, so mag sie für sich welche anstellen. Ebenso wollen wir aber Missionsbischöfe für uns haben, und solche dürfen nicht ohne unsere Sanktion angestellt werden. Der Mann, der eine evangelikale Mission leiten soll, muß jedenfalls selbst evangelikaler Gesinnung sein, und kein Regierungsbischof oder „Erzbischof“ hat das Recht, ihr Leute von abweichenden Ansichten aufzudrängen.“ Am liebsten hätte Clark es ja gesehen, wenn den eingebornen Christen ein Bischof aus ihrer Mitte gegeben wäre; wenigstens sei das das zu erstrebende Ziel.

Gut zwei Jahrzehnte (1878—1899) hat Clark das Sekretariat der Pandschab-Mission aufopferungsboll und rastlos tätig verwaltet. Ausgangs 1899 sah er sich, nachdem ein 48jähriger Missionsdienst seine Kräfte aufgezehrt hatte, genötigt, davon zurückzutreten. Er zog sich nach Simla zurück; kaum $\frac{1}{2}$ Jahr genoß er dort in der herrlichen Gebirgswelt die wohlverdiente Ruhe, dann ging er schon am 16. Mai 1900 zu der vollkommenen Ruhe ein. In seiner letzten Lebenszeit hat er noch den Anfang einer größeren Bewegung zum Christentum erlebt, die im Pandschab einsetzte. Bei seinem Tode zählten die dortigen Gemeinden (allein der C. M. S.) etwa 6000 Glieder; seitdem sind sie auf mehr als das doppelte gestiegen.



Die Außenländer von Uganda.

Von D. Julius Richter.

Das Königreich Uganda (Uganda proper) ist nur ein kleiner Teil, der Größe nach kaum ein Zehntel des „Protektorates Uganda“. Letzteres insgesamt umfaßt etwa 150000 englische Quadratmeilen; es ist also fast halb so groß als das Deutsche Reich, und von seinen etwa 4 Millionen Einwohnern wohnen nur 700000 im eigentlichen Uganda, $3\frac{1}{2}$ Millionen in den Außenländern. Es ist aber nicht zufällig, daß das ganze Gebiet den Namen Uganda führt. Das Königreich Uganda ist in ihm das schlagende Herz, der führende Kopf, das Kristallisationszentrum des werdenden Neuen. Das ist sowohl für die Ausdehnung der europäischen Kultur wie für die des Christentums der Beruf der Baganda, daß sie die Träger der Vornwärtsbewegung für jenes ganze, weite Gebiet sind. Wie die Baganda in der barbarischen, alten Zeit mit ihren Kriegshorden und ihren Flotten das Herrschervolk vom Ostende des Kongourwaldes bis zu den Masai-Steppen waren, so traut man es ihnen jetzt zu, daß sie unter euro-

päischer Oberleitung und angefeuert durch den doppelten Aufschwung der Kultur und des Christentums das bahnbrechende Volk im Herzen Afrikas sein werden, und was man das Protektorat Uganda heißt, wird in den allgemeinen Umrissen die Sphäre ihrer allseitigen Auswirkung bilden.

„Wir haben,“ schreibt Missionar Dr. Willis in einem Artikel: „Die Mission der Kirche von Uganda“ (Intell. 06, 81 ff.) „die Hoffnung, mit dem Wachsen eures Glaubens so großen Erfolg bei euch, auf unserem Gebiete, zu haben, daß es noch weiter reicht, auch über euch hinaus das Evangelium zu tragen (2. Kor. 10, 15. 16. Weissäcker). Das ist die gegenwärtige Lage und Aufgabe der Kirche in Uganda. Im ersten Vierteljahrhundert hatte diese Kirche durch eine überaus wechsel- und verfolgungsreiche Geschichte hindurch Mühe, sich zu behaupten und in dem spröden Boden Zentralafrikas einzuwurzeln. Heute ist die Kirche die herrschende Macht im Lande. Das Regiment des Protektorats ist fest und wohlgeordnet, das Land ist friedlich, mit den umliegenden Königreichen und Distrikten sind lebhafteste Verkehrsbeziehungen angeknüpft. Vier Umstände weisen deutlich darauf hin, daß jetzt die junge Kirche große Aufgaben in den „regions beyond“, den „Gegenden über sie hinaus“ hat. a) Die Baganda sind unstreitig das hervorragendste Volk in diesem Teile Innerafrikas. Gerade die Reisenden, welche sie mit den Bantu- und Nilotischen Negern im Osten, Westen und Norden aus eigener Anschauung haben vergleichen können, behaupten, die Baganda seien ihren Nachbarn in der Zivilisation um Jahrhunderte voraus. b) Die Baganda sind große Reisende. Sie haben schnell Vorteil ziehen lernen aus der Neuordnung des Landes unter der englischen Herrschaft; man findet sie heute überall. Wo Häuser gebaut, Karawanen gebildet, Regierungsstationen errichtet, Straßen angelegt werden, da finden sich die Baganda ein; nicht nur im britischen Gebiete auf beiden Seiten des Viktoria Njansa, sondern auch im deutschen Gebiete im Süden und im belgischen im Westen. Wo nur immer sich günstige Handelsbedingungen zeigen, da strömen die Baganda hin, nlabwärts bis Gondokoro, an der Bahn entlang nach der Küste zu, in den fernen Norden bis zum Elgonberge. c) Dabei haben die Baganda, und zwar ganz besonders die führenden und intelligenten Klassen und die oberen Schichten des Volkes, das Christentum in einem bemerkenswerten Grade angenommen. Und wenn auch durch sie der Miß zwischen den Römischen und den Protestanten hindurchgeht, so sind doch wenigstens diese beiden Kirchen jede für sich geschlossene Massen; auch die evangelische Mission ist glücklicherweise zielbewußt in einer Hand vereinigt. d) Und die zu evangelisierenden heidnischen Massen liegen auf allen Seiten vor den Türen der Bagandachristen; es wäre einfach Pflichtversäumnis, an ihnen vorbeizugehen.“

Allerdings haben nicht allzuvielle dieser Baganda Neigung zu dem Dienst in den Außengebieten, die für sie „Ausland“ sind. Auch haben sie manche Eigenschaften, die sie gerade für die Pionierarbeit minder geeignet machen. Sie haben bei den Heiden jener Außenländer noch von der alten,

heidnischen Zeit her einen schlechten Namen; sie werden mehr gehaßt als bewundert. Sie bringen auch in ihren Missionsdienst ihre nationalen Vorurteile und ihre Verachtung der anderen Völker mit. Sie passen sich nur schwer neuen Lebensbedingungen an und sind leicht entmutigt. Auch muß es erst noch erprobt werden, ob sie Sprachen, die nicht Bantu sind, leicht lernen. Aber daneben stehen spezifisch missionarische Eigenschaften. Die Baganda haben einen ausgesprochenen Missionstrieb; er erscheint ihnen als selbstverständliche Pflicht, die eben erst ergriffene Wahrheit weiterzugeben. Und sie haben im allgemeinen ein ausgesprochenes Behergeßich, andern beizubringen, was sie eben selbst erst mit solcher Begier gelernt haben. So bedürfen sie zumal im Anfang vieler missionarischer Aufsicht. Der Europäer muß die Station aussuchen, mit den einheimischen Häuptlingen verhandeln, die grundlegenden Sprachstudien treiben, und die Bagandalehrer mit seinem starken Arm schützen. Aber mit allen diesen Einschränkungen bilden die Baganda ein ungewöhnlich günstiges Material für den missionarischen Vorstoß in die Außenländer, und die Geschichte des letzten Jahrzehnts hat bewiesen, was die C. M. S. mit ihrer Hilfe hat ausrichten können.

Das Protektorat Uganda wird außer Uganda proper in 5 Provinzen eingeteilt, in die Zentralprovinz, östlich vom oberen Nil Laufe, die Rudolfprovinz, das weite, noch immer abgelegene Gebiet um den Rudolfsee, die Nilprovinz im Norden bis an die Grenze des ägyptischen Sudan, die Ostprovinz östlich zwischen Uganda und dem Protektorate Britisch-Ostafrika, und die Westprovinz mit den drei alten Reichen Unioro, Toro und Ankole. Wir beginnen unsere Wanderung mit der Westprovinz, weil hier das Christentum am ersten und am stärksten Wurzel geschlagen hat.

1. Die Westprovinz besteht aus den 3 früheren Königreichen Unioro, Toro und Ankole.

Die schnellste und wirksamste Ausdehnung hat das Christentum in dem Bergländchen Toro am Fuße des gewaltigen Ruwenzori-Bergmassivs, des sagenhaften Mondgebirges der Alten, gefunden. Als 1891 Oberst Friedrich Lugard dies Ländchen von den Räuberhorden des nördlich angrenzenden, berücktigten Kabarega von Unioro säuberte, setzte er als König den Häuptling Kasagama ein, der von Kind auf als Flüchtling in Uganda gelebt hatte. Mit diesem kehrte ein einziger Christ, Isafet, sein Onkel, in sein abgelegenes Heimatland zurück. Unter dessen Einfluß rief Kasagama 1894 Bagandalehrer in sein Land, um sein Volk im Christentum zu unterrichten; er lernte selbst fleißig, zog dann nach Mengo und ließ sich dort von Bischof Tucker taufen. Da nunmehr das ganze Land christlichen Einflüssen offen stand, wurden 2 Hauptstationen errichtet, die eine

in der Hauptstadt Kabarole, die andere in Butiti. Die Zahl der Christen mehrte sich schnell; sie zählt heute bereits 3000, $2\frac{1}{2}\%$ der Bevölkerung des Vändchens. In der Hauptstadt Kabarole wurde 1907 eine unter der geschickten Anleitung des Missionars Mladdog von den Toro-leuten selbst gebaute, freundliche Backsteinkirche eingeweiht, ein Fortschritt in der kulturellen Entwicklung des Landes. Bei dieser Gelegenheit ordinierte der Bischof auch die beiden ersten Toro, Josia und Anderäa, einen früheren Häuptling, der sein Amt freiwillig niedergelegt hat, um Prediger zu werden, zum geistlichen Amt. Die Toro zeigen in ihrem Christenstande nach verschiedenen Seiten hin einen lobenswerten Eifer.

Die Missionare wünschten, um die politische und kirchliche Einheit in Uganda zu pflegen, daß sich auch die 3 fast gleiche Dialekte sprechenden Landschaften Toro, Unioro und Ankole der ihnen allenfalls verständlichen Bagandabibel bedienen möchten. Aber der König David Kasagama hielt in seinem Palaste mit etwa 150 Toronotabeln und Christen eine Sitzung ab und ließ durch eine Abordnung von 2 Ältesten feierlich den Missionaren in Mengo die Bitte übermitteln, daß doch auch das Alte Testament (das Neue Testament besitzen sie bereits) in ihrer Muttersprache, dem Lufioro, gegeben werde. Das Gesuch wird erfüllt werden. — Der „Landtag“ von Toro, die konstitutionelle Fortbildung des früheren Häuptlings-Rates, besteht bereits fast ganz aus Christen und ist eifrig bemüht, das Heidentum abzuschaffen. So hat er 1907 alles Zaubereiwesen für ungesetzlich und strafwürdig erklärt. 200—300 ehemals gefürchtete Zauberpriester wurden gefangen genommen, je mit 25 Streichen gezüchtigt und zu 1 Monat Gefängnis verurteilt; ihre Medizin- und Zauberhörner wurden öffentlich verbrannt. — Groß ist der Eifer der Toro-leute in der Ausbreitung des Christentums in den angrenzenden Landschaften. Gleich in den ersten Jahren nach ihrem Übertritt stellten sie mehrere Lehrer für die damals noch ganz heidnischen Reiche Unioro und Ankole. Seitdem dort selbst Christengemeinden entstanden sind und darum ihre Hilfe nicht mehr so nötig ist, richtet sich ihre Aufmerksamkeit auf die westlich angrenzenden Gebiete des Kongostaates. Dort dehnt sich vom Albert- und Albert Eduardsee, 6 Wochen Reise weit, der zentralafrikanische Urwald, und bis Stanleyville am Kongo, der letzten Station Dr. Grensfells, ist keine evangelische Missionsstation. Die C. M. S. hat einen vorgeschobenen Vorposten in Mboga mit

einer Gemeinde von 100 Abendmahlsfähigen, meist zugewanderten Baganda und Batoro. Aber die belgischen Beamten des Kongostaates wollen die englischen Missionare und ihre eingeborenen Gehilfen nicht über die Grenze lassen; sie geben vor, sie wollten das Land „durch ihre eigenen Orden“ evangelisieren lassen. (Church Rev. 08, 351 ff.) Vergl. Ruth Fischer, An den Grenzen des Zwerglandes.

Südlich an Toro grenzt das kleine ebene Königreich Ankole mit einer ihre großen Rinderherden zärtlich liebenden Hirtenbevölkerung. Hier war der Eingang des Christentums so romantisch, daß wir Bischof Tucker selbst erzählen lassen:

„Vor ungefähr 7 Jahren (1900) wurde der Versuch gemacht, in das lange verschlossene Ankole einzudringen. Alle früheren Versuche waren mißglückt. Vor unserm Aufbruch hatten wir in Verbindung mit dem allgemeinen Gebetstage an 200 Orten in Uganda besondere Fürbitte am Vorabend des Andreastages angeordnet. Nach vierzehntägiger Reise befanden wir, der Arzt Dr Cook und ich, uns vor den Toren von Mbarara, der Hauptstadt. Wir sammelten unsere christlichen Begleiter um uns zu einem Bittgottesdienste für unsern Einzug am andern Morgen. Der Morgen kam, wir zogen ein; der König, seine Häuptlinge und eine große Menge von Wilden strömten zusammen um uns zu begrüßen. Es war ein sonderbarer Anblick. Alle bis zum König hinauf prangten in ihren fettbeschmierten Leibern, mit ihren wunderlichen Haarfrisuren, mit Schilden am Arm und ihren Lanzen vor sich in der Erde; und hinter ihnen standen die Medizinsmänner in ihrem häßlichen Aufputz als Teufelsdiener, die größte Macht in Ankole. Ich setzte dem König auseinander, wozu wir gekommen wären; wir seien Boten des Allerhöchsten; wir baten um die Erlaubnis, ihn und sein Volk den Weg des Heils zu lehren. Drei Tage lang gab es einen heißen Kampf — man kann es nicht anders nennen — zwischen uns und den Medizinsmännern hinter dem König. Ich erinnere mich nicht, in der ganzen Zeit meiner missionarischen Erfahrung einen gleich heißen Kampf erlebt zu haben. Am Abend des dritten Tages war der Sieg unser; wir erhielten Erlaubnis zu lehren, zu predigen und unsere Evangelisten im Lande zu lassen. Wir stellten zwei tapfere Männer im Lande an und zogen dann unsere Straße, mit Begier auf weitere Nachrichten wartend. Erst wurde gemeldet, hier suche einer, dort ein anderer Unterricht; dann, der König werde gelehrt, dann andere Häuptlinge usw., Monate vergingen; dann kam die herrliche Volkschaft. Eines Tages kamen der König und mehrere Häuptlinge zu dem einen Evangelisten und sagten: „Jetzt, nachdem du uns von Jesus Christus und seinem Heil erzählt hast, wollen wir dir nur sagen, daß wir an unsere alten Zaubereien nicht mehr glauben. Hier sind sie; nimm sie!“ „Nein,“ antwortete der Evangelist, „ich glaube auch nicht daran; vernichte sie vor deinem Volke. Wenn wir sie annehmen, wird dein Volk sagen, wir haben sie uns zu unserem Nutzen angeeignet.“ Der König

befahl, daß vor seinem Gehöft ein großes Feuer angezündet werde; dann kam er am lichten Tage, und angesichts seines ganzen Volkes warf er seine geschätzten Zaubermittel in das Feuer und verbrannte sie. Dann taten der Premierminister und andere dasselbe. Man erzählt mir, das Feuer wurde den ganzen Tag brennend erhalten, und immer wieder kamen Leute und warfen ihren Zaubertram hinein . . . Seither sind der König, sein Minister und viele andere getauft. Als ich zuletzt in Uganda war, konfirmierte ich den König und viele von seiner ehemals so wilden Horde in Gegenwart von etwa 700 Banganhole, die sich zu der Feier in der von den Christen selbst erbauten Kirche versammelt hatten“ (Church Rev. 07, 162 f.).

Im Jahre 1891 wurde die Hauptstadt Mbarara durch europäische Missionare — ein Ehepaar und eine Missionschwester — besetzt. Seitdem ist es schön vorangegangen. Erst wollten sich allerdings die Banganhole nicht zum freiwilligen Evangelistendienst stellen; man mußte Baganda und Batoro in das Land ziehen. Neuerdings haben sich auch dazu 15 Einheimische, Männer und Frauen, bereit finden lassen. Es ist ihnen Ehrensache, im Christentum nicht hinter ihren Nachbarn zurückzustehen.

Als in Mbarara eine neue Kirche gebaut werden mußte, sollte sie durchaus auch ein Dach aus Eisenblech haben, obgleich das dort recht kostspielig ist. Der Katikiro schrieb an den Missionar: „Fang schnell mit dem Bau an; denn alle andern Stationen sind schon lange fertig damit. Es ist ganz unzulässig, daß wir mit Gras decken, während alle Völker umher Eisendächer haben. Mein, mein Freund! Wenn der König 1000 Rupie gibt, will ich weitere 1000 geben; und wenn dann auch die andern geben, was in ihren Kräften steht, wird es für uns nicht zuviel sein.“ (Intell. 06, 126.)

Uniro hat im letzten halben Jahrzehnt eine besonders erfreuliche Entwicklung gehabt. Als 1898 nach einem langhingezogenen Kleinkriege, der mit der Gefangennahme des berüchtigten Kabarega endete, England das Land in Besitz nahm und dem Protektorate einverleibte, war dieses in einem schrecklichen Zustande. Die Nahrungsmittel waren so knapp, daß selbst der von den Engländern ernannte König Josua Kitaimba und seine Familie im Missionshause betteln kamen. Dazu wüteten ansteckende Krankheiten im Lande. Viele Männer waren in den Kämpfen gefallen, die Frauen verwildert und zuchtlos. Hier griffen die Engländer mit scharfer Hand durch und schafften Ordnung. Die Hauptstadt wurde von Masindi nach Hoima verlegt. Hier entwickelte sich bald ein lebhaftes Treiben. Die Markttage wurden von 2000 und mehr Personen besucht. Da sich der Schützling der Engländer, der König Josua, nicht bewährte, gaben diese den Bitten der einheimischen Häuptlinge nach und setzten einen Sohn

Kabarëgas, Anderëha, auf den Thron. Eine bessere Wahl hätten sie nicht treffen können. Denn dieser Anderëha ist ein ebenso ausgezeichnete Christ wie geschickter und einflußreicher Oberherr.¹⁾

Das Christentum hat sich unter dem hier vielleicht besonders starken Einfluß des nahen Uganda schnell eingebürgert. Die C. M. S. hat 3 Stationen angelegt, in Hoima, Masindi und Bugoma, von denen aber nur die erste ständig besetzt gewesen ist. Christen sind bereits 1650 vorhanden, darunter allerdings nur 270 Abendmahlberechtigte. Der König, 5 von den 6 großen Bezirkshäuptlingen und die Mehrzahl der kleinen Häuptlinge sind Christen. Besonders erfreulich ist der erstaunliche Verneiser der männlichen Jugend. Einen Tag aus der Schule zu bleiben, soll ihnen geradezu eine Strafe sein, und sie lesen dann zu Hause oder unterwegs gewissenhaft das Versäumte nach. Weniger eifrig sind die Mädchen. Bei ihnen spielt nämlich auch in der Schulzeit bereits die Heiratsfrage hinein. Werden sie Christen, so können sie nach Landesbrauch nur an einen Christen verkauft werden; Frauenkauf scheint noch allgemein üblich zu sein.

Von den drei Hauptstationen breitet sich durch mehr als 80 Außenstationen das Christentum im ganzen Lande aus. Eine interessante Außenstation ist Ribero, die große Salzfabrik am Albertsee, wo das Christentum erst nach einem heftigen Kampfe mit den Zauberpriestern Eingang fand. Auch nach der Landschaft BuLega jenseits des Albertsees sind die Missionare vorgeedrungen und haben dort, zunächst unter manchem Widerstande der Häuptlinge, Außenstationen angelegt. Spätere Grenzfeststellungen haben indessen diesen Bezirk dem Kongostaate zugewiesen; da hat die Mission die meisten ihrer dortigen Außenposten zurückgezogen.

Der abgesetzte Kabarega von Uniro ist wie Muanga von Uganda nach den Seychellen verbannt. Die Christen seines alten Reiches haben ihm einen tüchtigen christlichen Helfer mit seiner Frau nachgeschickt, um ihn unter christlichen Einfluß zu bringen. Es ging auch im vorigen Jahre bereits die Nachricht durch die Missionsblätter, Kabarega sei getauft. Die Nachricht hat sich aber als verfrüht herausgestellt.

1) Leider machte sich 1907 wieder eine starke Unruhe im Lande geltend, die, durch die Unzufriedenheit vieler Häuptlinge genährt, durch eine in jenen ganzen Gebieten weit verbreitete Leutung in heißen Aufstandsflammen aufzulodern drohte. Doch gelang es der Regierung, durch tatkräftiges Eingreifen die Rebellion im Keime zu ersticken.

2. Die Nilprovinz.

Nördlich von Bunioro erstreckt sich mehr als 50 Meilen weit an dem rechten Ufer des Nil — das linke gehört dem Kongostaate — bis an die Grenze des ägyptischen Sudan die Nilprovinz. Sie wird bewohnt von den Stämmen der Lur, der Vango, der Atscholi oder Schuli, der Bari, der Madi und der Latuka. Die Sprachen sind alle nilotisch, weichen demnach von den weiter südlich gesprochenen Bantusprachen im Bau und Sprachschatz durchaus ab. Das breite, flache Niltal ist fast durchgängig sehr ungesund; nur einige Tagereisen östlich davon finden sich einigermaßen gesunde Wohnplätze. Von Norden her bringt bereits der Islam in das Land; in dem wichtigen Verkehrsmittelpunkte Gondokoro ist schon eine kleine Moschee. Glücklicherweise sind allen diesen Stämmen noch die fürchterlichen Greuel erst der Sklavenjagden, dann der Mahdisten in lebhafter Erinnerung und machen den Namen Mohammeds gründlich verhaßt. Die englische Regierung hat dies weite, dünn bevölkerte Gebiet kräftig in die Hand genommen, hat 3 Verwaltungsstationen angelegt, Straßen gebaut usw.

Die C. M. S. gründete, nachdem Missionar A. B. Nohd 1903 eine Erkundungsreise durch das Land unternommen und dort einen trefflichen Munioro-Evangelisten zurückgelassen hatte, im Jahre 1904 unter den Gang eine Hauptstation in Patigo (Fatico), dem Vorort der Atscholi (Schuli). Die Sprachdifferenz machte vorerst erhebliche Schwierigkeiten, da die Baganda- und Baniorohelfer ihr noch hilfloser gegenüberstanden als die Missionare. Doch bemeisterte Ritching die Sprache, übersetzte die vier Evangelien, die nötigsten Stücke des Common Prayer-Buches, eine Bibel und einige Kirchenlieder in sie und ließ sie teils in Mengo, teils in London drucken. Unterdessen wurden auch leidlich gesunde Wohnhäuser, wenn auch nur aus Lehm, Holz und Stroh, errichtet. Die Haltung der Bevölkerung war schwankend. Zuerst verhielten sie sich fast ganz ablehnend. Als dann die Missionare Gelegenheit gehabt hatten, in einer Fehde zwischen zwei Dörfern friedlich zu vermitteln, kamen sie vertrauensvoll in hellen Haufen. Als dann gar die Regierungsstation von dem ungesunden Wabelai am Nilufer auch nach Patigo verlegt wurde, wimmelte es eine Zeitlang auf der Missionsstation wie in einem Ameisenhaufen. Aber die Wasser verließen sich schnell wieder. Die Bevölkerung der Umgegend zerstreute sich, zumal als die Regierungsstation wieder

aufgegeben wurde (1907). Trotzdem sind an mehreren Hauptorten der Provinz Außenstationen angelegt; so bei dem einflußreichen Häuptling Ogwof und in dem wichtigen Gondokoro. Von letzterem Orte ist man mit der südlichen Station Melwal der Sudanmission in Berührung, und es scheint auch, daß die im Gebiete von Patigo gesprochene Gang-Sprache dem Schilluk und Bari des Sudan nahe verwandt seien.

3. Die Zentralprovinz

ist, wie auch mehrere andere Provinzen des Protektorates, ein von der englischen Verwaltung aus verschiedenen und verschiedenartigen Teilen zusammengelegter Bezirk. Den Süden nimmt die in den Missionsberichten oft erwähnte Landschaft Usoga ein, ehemals eine Provinz von Uganda, aber davon wegen der tiefgewurzelten Unbotmäßigkeit seiner Bevölkerung abgetrennt. Die Basoga sind als eigenwillige, widerspenstige, der Zucht in jeder Gestalt abholden Wilde bekannt, welche das Heidentum mit seiner Vielweiberei und Trunksucht dem Christentum vorziehen. Im Unterschied von Uganda, wo fast alle Häuptlinge Christen sind und mit Nachdruck christliche Einflüsse ausüben, sind in Usoga die Mehrzahl der Häuptlinge Heiden. Das zeigt sich unter anderem auch darin, daß die Frauen fast allgemein am Besuch der Gottesdienste gehindert und vom Übertritt abgehalten werden. Usoga wurde den Missionsfreunden zuerst bekannt, als dort der Häuptling Luba auf Befehl Muangas den Bischof Hannington ermordete (1885). Zwei Ereignisse sind im Rückblick auf dieses traurige Ereignis bedeutungsvoll. Im Juli 1906 starb der alte Häuptling Luba als verstorfter Heide und wurde mit heidnischem Pomp begraben; 1000 Rindenzeugkleider und 100 Ballen Kaliko wurden mit in sein Grab geworfen. Er hatte sich trotz alles Verbens bis an seinen Tod gegen das Christentum kühl ablehnend verhalten. Aber kurz vor seinem Tode, zu Ostern 1906, wurde in Mengo sein Sohn und Erbe von Missionar J. E. M. Hannington, dem Sohn des ermordeten Bischofs, getauft (vgl. darüber 1906, 487). Dieser Christ gewordene Sohn ist inzwischen der Nachfolger seines Vaters Luba geworden; mit ihm verspricht auch in dem finstern Usoga eine neue Zeit einzuziehen.

Der Süden von Usoga, die längs der Meeresküste gelegenen Landschaften und die Inseln im See sind in furchtbarer Weise den Verwüstungen der Schlafkrankheit ausgesetzt. Inseln wie das ehemals

überaus dicht bevölkerte Bugaha sind fast ganz verödet; von ehemals etwa 1900 Häusern sind kaum noch 200 bewohnt. Ganze Dörfer sind ausgestorben. Dieser Küstenstrich scheint hoffnungslos verloren zu sein.

Nördlich von Busoga liegt das gewaltige Bergmassiv des Elgon, auch eine jener isolierten, imposanten Berggruppen, die für Ostafrika so charakteristisch sind. Es ist der Mittelpunkt der Völkergruppe der Teso, die mit fast gleichen Sprachen in den Landschaften Bugwere, Massaba, Bunghi und Budama zwischen dem Nil und dem Rudolfsee wohnen. Am Westabhange des Elgonmassivs haufen in der Landschaft Massaba die Bagischu. Sie sind wie fast alle Tesostämme hinter den stammverwandten Baganda um Jahrhunderte zurück. Ihre Frauen gehen fast ganz unbekleidet und sind dem Rauchen des indischen Hanf und dem übermäßigen Genuß des Bieres ergeben. Männer wie Frauen sind leidenschaftliche Kannibalen; nicht einmal die an Krankheiten gestorbenen Verwandten sind vor ihrer Gier sicher.

Die C. M. S. hat in dieser zur Zeit noch sehr abgelegenen, aber von wichtigen Handelsstraßen durchzogenen Landschaft die einsame Station Nabumale angelegt. Zum Glück findet dieselbe Rückhalt an einer fast 800 Seelen starken Handelskolonie meist christlicher Baganda, nur 1½ Meilen von der Station entfernt, die unter ihrem tatkräftigen christlichen Häuptling Simei Kafungulu den Heiden einen Anschauungsunterricht im Christentum gibt. Die Bagischu zeigen sich vorläufig noch ziemlich ungebärdig. Doch sind die Erstlinge getauft.

4. Die Ostprovinz oder Kifumu.

Diese Provinz gehört politisch zum Protektorat Britisch Ostafrika, kirchlich aber zur Diözese Uganda. Kifumu ist der einheimische Name für Port Florence, den Endpunkt der Ugandabahn an der Ugowe-Bai des Viktoriassees. Geographen und Missionsfreunden ist das Land besser bekannt unter dem Namen Kawirondo. Kawirondo soll sehr dicht bevölkert sein, es soll 1½ Millionen Einwohner, also doppelt soviel als Uganda, haben. Die wichtigsten Stämme sind die Kawirondo, Lumbwa und Nandi. Es geht aber ein Miß durch sie hindurch; die Niederungen um Kifumu, die Ugowe-Bai und längs der Ugandabahn sind von Stämmen nilotischer Abstammung und Sprache bewohnt, welche wahrscheinlich vor einem oder zwei Menschenaltern vom Nil her hier eingewandert sind. Die Bergländer im Süden und Norden werden von Bantustämmen bewohnt. Sie sind alle noch sehr primitiv und charakteristisch verschieden von den Baganda. In Uganda ein einheitliches Volk, hier zahllose kleine Stämme oder Clans ohne gemeinsame Interessen und unfähig zu einem wirksamen Zusammen-

schluß. Dort eine einheitliche, wohl abgegrenzte Sprache, hier eine endlose Mannigfaltigkeit lokaler Dialekte, das unvermeidliche Begleitmoment der Stammeszersplitterung. Keine Disziplin, keine Ordnung, keine Autorität der Häuptlinge; jedermann tut, was ihm recht dünkt" (Proc. 06, 99).

Missionar J. J. Willis ließ sich zu Anfang 1905 in Maragole, 5500 Fuß hoch über Port Florence auf einem Hochplateau mit großartiger Fernsicht unter den Bantusprechenden Luo nieder. Allein da für die Bantustämme sich bereits 1903 die amerikanischen Quäker in Raimosi, $2\frac{1}{2}$ Meile von Maragole an der Grenze des Landes der Bakedi, niedergelassen hatten und unter ihnen auch seit 1904 von Port Florence und Mumia aus die Katholiken des Mill Hill-Hauses wirken, ist im Jahre 1906 die Station nach Maseno verlegt, von wo sie zunächst die nilotischen Dscholowo oder Luo, zu erreichen sich bemüht. Die Arbeit ist noch in den Anfängen; es kommt ihr aber zugute, daß die Missionarsfrau eine geübte Krankenpflegerin ist, und daß ihre Freunde sie mit einer gut ausgestatteten Poliklinik ausgerüstet haben. Auch ist in Maseno 1907 eine kleine Häuptlings-Kinderschule, ein Nachbild der Schulen in Mengo und Budo, eingerichtet.

Wir sind in einem großen Halbkreise um das eigentliche Uganda herumgewandert. In vielen dieser Gebiete hat der Anfang der Mission — und um Anfänge handelt es sich ja hier erst — einen romantischen Zauber. Aber nicht darin liegt die Bedeutung, sondern vielmehr in dem Umstande, daß wir hier den weiten Ausstrahlungsbereich, das große Betätigungsfeld der Kirche von Uganda haben. Man kann die Geschichte dieses Landes unter zwei Gesichtspunkten schreiben: einmal als eine Geschichte des Heroismus, des Geschicks zur Sprachenerlernung, der Geduld seitens englischer Missionare und Missionschwesteren; zum andern als die stille Pionierarbeit der Bagandachristen. Überall haben sie Bahn gebrochen; überall finden wir sie, im obern Niltale bis hinab nach Gondokoro, am fernen Mount Elgon, in Kawirondo, am Rande des Kongourwaldes. Sich selbst überlassen, würden sie einen nachhaltigen Pionierdienst zumal in schwierigen Ländern und unter Völkern grundverschiedener Sprachen schwerlich geleistet haben. Unter der Führung englischer Missionare leisten sie die Hauptarbeit, sind sie die eigentliche evangelistische Kraft der Mission. Das ist augenblicklich die Situation, Bischof Tucker sagt, die Krise der Ugandamission, daß ein Heer von Bagandahelfern

bereit steht, in weitere Gebiete vorzudringen und missionarisches Neu-land in Kultur zu nehmen — und die Missionare fehlen, unter deren Anleitung sie zu diesem Dienste verwendet werden könnten. Es ist Gefahr im Verzuge, daß die impulsibe Energie der jungen Kirche brach liegen bleibt, wenn die Heimatkirche nicht mit entsprechender Energie weiter hinaussendet. (Int. 06, 812 ff.)

Alles in allem ist Uganda zur Zeit der hoffnungsvollste Teil des afrikanischen Missionsfeldes; nicht als ob seine Christenzahl jetzt schon die Gemeinden des Südens und Westens überträfe; aber sie ist in einem so gesunden Wachstum, daß man auf eine beträchtliche, weitere Vermehrung rechnen darf. Selten sonst tut sich in einer relativ noch so kleinen Kirche ein derartig lebendiges, vielseitiges, vor allem auch auf Ausbreitung unter der umwohnenden, heidnischen Bevölkerung gerichtetes Leben kund. Und diese werdende Volkskirche liegt providentiell im Herzen Afrikas mit einer fast unbegrenzten Ausdehnungsmöglichkeit vor sich, und, was besonders wichtig ist, gerade an dem Punkte, wo von Norden und von Osten her die wilden Wasser des eindringenden Islam sich zu vereinigen drohen; — gerade an diesem strategisch wichtigsten Punkte für den Kampf zwischen Christentum und Islam ist die Kirche von Uganda ein Bollwerk, das noch einmal eine entscheidende Bedeutung zu bekommen verspricht.



Westafrika.

Eine Rundschau.

Von Missionssekretär Würz in Basel.

II.

Der gewaltige Länderkomplex, den die britische Besitzung Süd- und Nord-Nigeria umfaßt, bildet schon für sich ein Missionsgebiet von großer Mannigfaltigkeit. Der südliche Strich, im Westen Foruba genannt, ist das Gebiet der dichtgedrängten heidnischen Stadtstaaten — Ibadan, Ilorin, Benin usw. — wo jüngst noch das finsterste Heidentum und barbarische Roheit geherrscht hat. Die nördliche, weitaus größere Hälfte weist ebenfalls noch einige heidnische Völkerschaften auf, gehört aber im ganzen schon zum mohammedanischen Sudan; hier war bis vor kurzem der eigentliche Kern des großen Fula-Reiches von Sokoto. Das Handelsvolk der Hausa hat hier seine

Heimat; es gibt hier auch eine bedeutende bodenständige Kultur, zugleich aber sind Ausbrüche des mohammedanischen Fanatismus (Mahdi-Aufstand 1906) jederzeit zu gewärtigen. Der Islam dringt unaufhaltsam nach dem heidnischen Süden vor und macht dort die Verhältnisse noch verwickelter. Seine Eroberungen bis in die Nähe der Küste sind viel bedeutender, als die der christlichen Mission. In der Küstenzone und am untern Niger hat die Mission außerdem einen harten Kampf mit dem Branntwein. Dieser wird z. B. eine Hauptursache davon sein, daß in Lagos von 1895 bis 1905 die Geburtenzahl unter die Zahl der Todesfälle herabgesunken ist. Die Missionsarbeit liegt hauptsächlich auf den Schultern der C. M. S., die 1857 (durch den spätern Bischof Crowther) ihre ersten Stationen am untern Niger, darunter Onitscha, gegründet hat. Im Forubaland und am untern Niger liegt jetzt die pastorale Arbeit fast ganz, die evangelistische zum großen Teil in den Händen der Eingeborenen, während die Schularbeit von Europäern geleitet wird. Dem europäischen Bischof in Lagos (Tugwell) stehen 2 eingeborene Bischöfe zur Seite. Die Gemeinden sind ziemlich selbständig in Synoden organisiert. Bekanntlich hat seinerzeit die zu frühe Selbständigmachung der eingeborenen Kirche zu einer ernsten Krisis geführt. Jetzt aber scheint sie ihrer Aufgabe mehr gewachsen zu sein, und die Gemeinden mehren sich rasch. Mit Einschluß des kleinen Kontingents von Nord-Nigeria zählte man 1907: 31302 Gemeindeglieder (gegen 11393 vor 10 Jahren); Schüler 9331 (gegen 4109). Die Eingeborenen haben 1907 rund 190000 (1897: 72000) Mark aufgebracht. Im einzelnen wechselt natürlich Licht und Schatten. In Lagos war aus Anlaß der Ernennung eines Pfarrers eine Spaltung entstanden, die jahrelang anhielt und viel schadete, und auch der sittliche Stand der Gemeinde gibt Anlaß zur Klage. Dagegen wird in Abeokuta und anderwärts der Eifer der Befehrten in der Gewinnung der Heiden gerühmt, ja es begegnen uns mehrfach predigende Frauen. Man hört auch von Christen, deren Leben ein starkes Zeugnis für die Macht des Evangeliums sei. Einige große Häuptlinge sind der Mission entschieden freundlich gesinnt, während an andern Orten die Christen noch Verfolgung erleiden. Im allgemeinen scheint der geistliche Stand der Gemeinden im Innern höher zu sein als an der Küste. In Okefika, nahe bei Bonny, wo es zuvor übel aussah, erlebte Bischof Johnson Ende 1906 eine Erweckung, die auch

auf die Heiden segensreich wirkte (Rep. 1908, 35). Die heidnische Noheit ist, z. B. in der Nähe von Bonny und Onitscha, noch furchtbar; dazu gehört u. a. das Töten der Zwillinge. In Onitscha hat die Mission ein Spital für diese armen Wesen und ihre Mütter gegründet. — Überblickt man die Mission in diesem ganzen volkreichen Südbezirk, so hat man den Eindruck einer wahren Riesenaufgabe, zu deren Lösung aber ein guter Anfang gemacht ist. Es gibt im ganzen heidnischen Westafrika kaum noch ein Missionsgebiet von so großen Verhältnissen.

In Nord-Nigeria hat die C. M. S. eine alte Niederlassung (seit 1865) in Sokodsch, am Zusammenfluß von Niger und Benue; aber die Gemeinden sind noch sehr klein (Sokodsch 1907: 202 Christen). Die Mission leidet hier unter denselben Nachteilen wie an einem Hafenplatz der Küste mit seiner Europäerkolonie und seinem zusammengewürfelten Volk. Von diesem Punkt aus hat nun aber die C. M. S. seit 6 Jahren mit großer Kühnheit strahlenförmig nach Nordwesten, Norden und Nordosten ihre Vorstöße gemacht, teils mitten in mohammedanisches Gebiet, teils in das der nördlichsten Heidenvölker hinein. Bida in Nupe und Zaria im Hausaland sind strategische Punkte auf mohammedanischem Boden. Panham im Hochland von Bantschi, wo sich im Oktober 1907 ein Mitglied der „Cambridge University Missionary Party“ niedergelassen hat, liegt im Gebiet eines Heidenvolkes, wo lange genug die mohammedanischen Nachbarn ihre Sklavenjagden gehalten haben. Von Erfolgen ist auf allen diesen Vorposten noch wenig die Rede. Wie hart der Boden ist, sieht man am deutlichsten in Zaria, wo, entgegen aller sonstigen Erfahrung, noch nicht einmal die zwei Missionsärzte das Vertrauen der Bevölkerung haben gewinnen können, trotz schwerer epidemischer Krankheiten. Mit echt mohammedanischem Fatalismus ergeben sich die Leute lieber in ihre Leiden, als daß sie sich dem christlichen Arzte anvertrauen (Rep. 1908, 47). Man hat in London sogar daran gedacht, die ärztliche Station in Zaria aufzuheben; aber hoffentlich kommt es dazu nicht. Die Taufe der 2 Erstlinge von Zaria im April 1907 — es waren 2 mohammedanische Lehrer — eröffnet die Aussicht auf bessere Zeiten.

Dieser entschlossene Vorstoß in den westlichen Sudan verdient die besondere Teilnahme aller Freunde Afrikas. Es steht der C. M. S. als der größten evangelischen Mission wohl an, daß sie

auf diesem dornenvollen Wege vorangegangen ist. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das weite Nord-Nigeria nur ein kleines Stück des Sudan ist, und daß im Westen wie im Osten noch ungeheure Gebiete auf das Evangelium warten.

Den englischen Wesleyanern, die wir zuletzt an der Goldküste getroffen haben, begegnen wir sowohl in Togo wie an der Küste von Dahome und im Torubaland wieder. In Togo (Klein-Popo) unterhalten deutsche Methodisten ein kleines Werk im Anschluß an die englische Mission. Hier und in Porto Novo (Dahome) wird über den starken römischen Gegeneinfluß geklagt, in Dahome merkwürdigerweise auch darüber, daß sich immer mehr die Weiber als die größten Feinde der Mission erweisen (Rep. 1905, 117 f.). Der Mangel an eingeborenen Mitarbeitern ist in Lagos wie auf der Goldküste ein empfindliches Hemmnis, zumal da die Zahl der europäischen Missionare so gering ist. Im Gebiet von Lagos kommt es vor, daß während des Erholungsurlaubs eines Missionars alle europäische Aufsicht fehlt. Für das eingeborene Personal erhofft man kräftige Verstärkung von einem neuen Seminar in Ibadan (Rep. 1905, 117). Es wird mit Recht als Übelstand empfunden, wenn in der Nähe der Küstenstädte Farmer und Geschäftsleute mehr Kenntnisse besitzen, als die schwarzen Missionsarbeiter. Der Jugend wird überall große Aufmerksamkeit geschenkt. Das ist eine Stärke dieser Mission, die sonst oft genug unter der Oberflächlichkeit ihres eigenen Betriebs zu leiden hat. Anhänger etwa 9000. — Eine amerikanische Baptistenmission (Southern Baptist Convention) hat auf 5 Stationen nach dem letzten Bericht 10 weiße Missionare, 31 eingeborene Arbeiter und 886 erwachsene Mitglieder. Das Werk wird als sehr hoffnungsvoll, der jährliche Fortschritt als bedeutend geschildert. Von ihrer Station Schaki im äußersten Nordwesten des Torubalandes würden sie gerne in den Sudan vordringen. Außer ärztlicher Mission wird neuestens auch Industrie als besonderer Zweig betrieben.

Am Kwa-Ibo-Fluß, einem namhaften Küstenfluß östlich vom Niger, arbeitet seit 1887 die kleine aber tatkräftige Kwa-Ibo Mission, von Belfast aus geleitet. Seit 1900 hat sie ihre Hauptstationen von 2 auf 5, die europäischen Arbeiter (einschließlich Frauen) von 7 auf 17 vermehrt. Die äußerste Station liegt etwa 130 Kilometer landeinwärts. Auch ledige Missionarinnen hat man in diesen Jahren ausgesandt. Seit 1904 besteht eine Lehrer- und Evangelisten-

schule, deren erste Zöglinge bereits im Dienst stehen auf Außenposten. Die Gemeinden wachsen sowohl an Zahl (jetzt 1000 Abendmahlsberechtigte) wie an Leistungsfähigkeit. Die 3 ältesten besolden bereits ihre Pfarrer und unterhalten gemeinsam 7—8 Evangelisten. Wie langsam geht es doch hiermit bei uns Deutschen!

Die Mission der Vereinigten Freien Kirche von Schottland in Alt-Kalabar ist die einzige schottische Mission in Westafrika. In ihren Berichten nimmt die Erziehungsanstalt (Training Institution) eine hervorragende Stelle ein. Es muß auch wirklich eine trefflich organisierte und gut geleitete Anstalt sein, die in der Heranbildung sowohl von Lehrern als von Handwerkern verschiedenster Art (Schneider, Schreiner, Buchdrucker usw.) Ausgezeichnetes leistet. Die Schule hat in den 12 Jahren ihres Bestehens ihren Platz als eines der wirksamsten Hilfsmittel zur Hebung der Bevölkerung behauptet. Die früheren Zöglinge erhalten auch bereits bedeutende Posten im Regierungsdienst, wo man sie in jedem Departement findet. Durch den biblischen Unterricht stehen alle Zöglinge unter dem beständigen Einfluß des Evangeliums, das auf manche einen tiefen Eindruck macht und einzelne ganz überwindet, so daß sie um die Taufe bitten. Viele der Knaben sind auch eine gute Hilfe bei der Evangelisationsarbeit unter den Heiden. — Von fast allen Stationen kommen ermutigende Berichte über guten Kirchen- und Schulbesuch. Da und dort offenbarte sich auch ein entschiedenes persönliches Christentum. In Urotschuku ist eine neue (7.) Europäerstation im Entstehen. Anfangs stieß man auf starken Widerstand bei den führenden Häuptlingen und im Volk. Die Leute hoffen sogar, die Regierung werde sich zurückziehen, damit sie den Sklavenhandel wieder aufnehmen können. Doch fehlt es nicht an Fortschritt. In zwei Distrikten, in der Nähe von Urotschuku, hat sich eine kleine Schar zusammengefunden, die den Wunsch ausdrückte, Jesu als ihrem König und Herrn zu folgen. — Die Mission arbeitet mit einem namhaften europäischen, leider sehr unter dem ungesunden Klima leidenden, Personal. Es waren 1907 8 ordinierte Missionare (darunter ein Arzt), 8 unordinierte, wohl meist Lehrer an den Anstalten, 9 Frauen und 12 ledige Schwestern. Gemeindeglieder waren es 3820.

In Kamerun dehnt sich die Basler Mission fröhlich aus. Der Rückschlag, wovon die letzte Rundschau (1902, 202 f.) berichtet, war eine Wachstumserscheinung und ist jetzt überwunden. Daß man

mit der Ausdehnung des Werks einige Jahre innehielt und die Hauptkraft auf Befestigung des Vorhandenen, Ausbau des Schulwesens usw. verwendete, hat dem Werke gut getan. Als es dann Zeit war zu neuem Vorrücken, bedurfte es keiner besonderen Marschorder von Europa, sondern diese lag in den Verhältnissen. Die Ausdehnung des Werkes in den letzten 6 Jahren hat sich in zwei verschiedenen Richtungen vollzogen, nach Osten und nach Norden. Im Osten führten die Predigtreisen, die von Edea aus in das waldige Bergland höher oben am Sanaga gemacht wurden, wie von selbst zur Gründung der schön gelegenen Station Satbageme (1904). Im Norden war es ein planmäßiger Vorstoß in das 12 Tagereisen von der Küste entfernte Hochland von Bali, von wo die Mission schon in den 90er Jahren einen Ruf erhalten hatte, wo nun aber entschlossenes Zugreifen nötig war, wenn man nicht dem Islam oder den Katholiken den Vortritt lassen wollte. Es kam so zur Gründung der Stationen Bali (1903) und Bamum oder Fumban (1906). Jede der beiden Städte ist die Residenz eines schwarzen Königs, der für afrikanische Begriffe über ein großes Volk herrscht. Überhaupt fällt es auf, wie viel größer hier die Verhältnisse sind als an der Küste; es sind kräftige, begabte Völker, die einmal etwas leisten könnten, wenn sie durch Gottes Gnade selbst zu Trägern des Evangeliums würden.

Die Basler Mission hatte am 1. Januar 1908 in Kamerun 38 ordinierte Missionare, einen (vorläufig nur auf 3 Jahre angestellten) Missionsarzt, 15 unordinierte Missionsarbeiter (hauptsächlich Kaufleute), 27 Frauen und 3 Schwestern. Dazu kamen 235 eingeborene Gehilfen; unter diesen befand sich ein einziger schwarzer Pfarrer, der im Frühjahr 1908 gestorben ist und eine große Lücke hinterlassen hat. Der jährliche Aufwand ist 1907 auf nahezu 360 000 Mark angewachsen, wohl die höchste Summe, die irgend eine Mission auf ein westafrikanisches Gebiet verwendet. Die Zahl der Gemeindeglieder (1. Januar 1908: 7080) ist in 10 Jahren um 275 % gewachsen. Die Christen verteilen sich auf 12 Hauptstationen und 250 Außengemeinden. Das Netz ist also hier noch ausgedehnter als auf der Goldküste, freilich sind auch die einzelnen Gemeinden noch kleiner. Die äußere Ursache dieser raschen Ausdehnung ist immer noch das Verlangen der Bevölkerung nach der Schule. Es ist dieselbe Bewegung, die vor 20 Jahren im Aboland begonnen hat und

immer noch einen Stamm nach dem andern ergreift. Ihr ist es zuzuschreiben, daß Satsbayeme im Jahr seiner Gründung schon 39 Schulen mit mehr als 1600 Schülern hatte. Die Missionare kommen oft in große Not, wenn immer neue Ditschaften dringend um Lehrer bitten und doch die Lehrer nicht vorhanden sind. Man hat in dieser Not manchmal junge Leute angestellt, die besser noch auf der Schulbank geblieben wären, und wenn vor einem Jahr die Missionsleitung wegen Geldmangels 10% der Kameruner Gehilfengehälter streichen, also das Personal dezimieren mußte, so hat diese empfindliche Maßregel sicher ihren Segen gehabt. Es wird aber auch in Zukunft nicht möglich sein, die mächtige Strömung einzudämmen. Schülerzahl 9200 in 238 Schulen.

Die Berichte über den inneren Stand der Gemeinden sind seit einigen Jahren viel besser geworden. Trübe ist das Bild immer noch in Lobetal am untern Sanaga; hier leidet das Gemeindeleben darunter, daß so viele Männer des Erwerbs wegen in die Fremde müssen. Verhältnismäßig langsam hat sich das einst so hoffnungsvolle Mangamba erholt; nun aber geht es wirklich voran, besonders auf der Hauptstation selbst. Koto, der berühmt gewordene Häuptling und Lehrer, hatte eine Krisis durchzumachen, hat sich aber gedemütigt und ist immer noch eine gute Hilfe. Erfreulich und fast verwunderlich ist, daß die beiden Duala-Stationen, Bonaku und Bonaberi, die im Mittelpunkt des Handelsverkehrs liegen, seit einigen Jahren besonders schönen Zuwachs haben und sich eines blühenden Gemeindelebens, sogar mit Singchören und dergl., erfreuen. Es ist also nicht notwendig, daß der Weltverkehr unempfänglich macht für das Evangelium. Unter den heutigen Verhältnissen ist auch nicht anzunehmen, daß die Leute um irdischer Vorteile willen Christen werden. Eher kann man fragen, ob es nicht der Zug der Mode sei. Der eingeborene Pfarrer Deibol konnte kurz vor seinem Tod 115 Heiden auf einmal taufen. Natürlich gibt es auch hier viel laue Christen und viele Heiden, die die Wahrheit kennen, sich aber fürchten vor „den Ketten des Wortes Gottes“. Weiber, Brauntwein und Furcht vor dem Spott der Welt sind auch hier die großen Hindernisse.

Das Schulwesen ist jetzt systematisch ausgestaltet, der Lehrplan einheitlich. Über der Menge der Volksschulen stehen 5 Knabenanstalten und 3 Mittelschulen. Die Spitze bildet das Predigerseminar im gesunden Buea. Alle Anstalten, auch 2 Erziehungs-

anstalten für Mädchen unter europäischen Vorsteherinnen, erfreuen sich eines starken Zudrangs. Freilich wird auch die Hälfte der Zeit der Missionare durch das Schulwesen absorbiert. Dies und die Ansprüche der vielen Außenstationen lassen es wenig zu eigentlichen Predigtreisen kommen, obwohl auch im Küstenland noch große missionslose Gebiete sind.

Die wirtschaftliche Entwicklung Kameruns hat der Mission nicht immer Förderung gebracht. Mit den großen Pflanzungsgesellschaften am Kamerungebirge gab es zu Puttkamers Zeit einen langen, heißen Kampf um die Rechte der Eingeborenen, denen man die nötigen Reservate nicht zumessen wollte. Wie die im Bau befindlichen Eisenbahnen (Nordbahn nach Manenguba, Südbahn nach Jaunde) wirken, ist noch abzuwarten. Dagegen wird das Verständnis und Wohlwollen, das die Mission wie die Eingeborenen unter dem jetzigen Gouverneur genießen, dankbar gerühmt.

In Bali und Bamum gibt es noch keine einheimischen Christen, obwohl in beiden Städten die sonntägliche Predigt zahlreich besucht wird. Die Hauptarbeit wird auch hier in den Schulen getan, die fast die ganze Kraft der Missionare in Anspruch nehmen, aber unter der königlichen Gunst rasch emporblühen. Jüngst haben beide Stationen auch Missionschwestern erhalten, so daß sich nun die Arbeit am weiblichen Geschlecht rascher entwickeln wird. Aus der Knabenschule in Bali sind bereits die ersten einheimischen Lehrer hervorgegangen, die nun auf Außenposten in der Arbeit stehen. Von Widerstand des Heidentums (ausgenommen das europäische) ist in Bali und Bamum noch wenig zu hören; es mag sein, daß der Kampf noch kommt. Jedenfalls ist es ein überaus hoffnungsvolles Gebiet, das die Basler Mission hier betreten hat. Von hier aus hofft sie einst in den mohammedanischen Norden von Kamerun vordringen zu können. Es ist nicht mehr weit von hier bis zur großen afrikanischen Religionsgrenze. Beweis dafür ist die Hausakolonie in Bamum, die in wenigen Jahren auf 2000 Köpfe angewachsen ist.

Die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun dehnt sich ebenfalls aus. Im Jahr 1907 waren es 4 Hauptstationen, 37 Außenstationen, 9 europäische Missionare und 9 Frauen und Schwestern. Die Zahl der Gemeindeglieder wird auf 1521, die der Taufbewerber auf 840 angegeben. In Duala wird ein Krankenhaus für Europäer und Schwarze mit europäischen Schwestern unterhalten, in Sopo am

Kamerungebirge ein Predigersseminar. Seit einigen Jahren trachtet man in das Hinterland vorzudringen, zunächst in nordöstlicher Richtung, ins Gebiet des großen Basa-Stammes (Station: Nyamtang; geplante Station: Muschi am Mbam). Das Gebiet der Baptisten in Inner-Kamerun würde sich also zwischen die beiden Strecken einschieben, auf denen die Basler Mission vorgeht. Eine förmliche Gebietsteilung ist angeregt worden, hat aber ihre Schwierigkeiten. — Unabhängig von den deutschen Baptisten bestehen immer noch schwarze Baptistengemeinden, von denen man aber wenig mehr hört. Die Zahl ihrer Mitglieder wird auf 1250 geschätzt.

In Süd-Kamerun (Stützpunkt: Groß-Batanga) wie auch in dem anschließenden spanischen Gebiet von Benito und am französischen Gabun stehen die nordamerikanischen Presbyterianer. Es ist keine Kleinigkeit für sie, unter 3 verschiedenen europäischen Regierungen zu arbeiten, und vor 6 Jahren hätten sie sich am liebsten aus Kamerun zurückgezogen. Daß das nicht geschah, war für die Basler Mission eine große Erleichterung, da sie wohl genötigt gewesen wäre, das verlassene Gebiet zu übernehmen und damit ihre Front an der Küste unverhältnismäßig zu verlängern. Jetzt scheinen die amerikanischen Missionare doch noch Vertrauen zu den deutschen Behörden gewonnen zu haben, und es besteht ein freundliches Verhältnis zu ihnen, wie auch zu den spanischen Behörden in Benito. Aber die Arbeit scheint doch ziemlich stationär zu sein; es ist nicht der Drang nach Ausdehnung, wie am Niger und in Nord-Kamerun. Dagegen steht die Mission dadurch einzig da, daß sie für das kleine Werk in Westafrika über 6 Missionsärzte verfügt. Die Schularbeit steht im allgemeinen gut. Von den Gemeinden wird mehrfach guter Kirchenbesuch und Opferwilligkeit gerühmt. Die Zahl der Kommunikanten (mit Benito und Gabun) beläuft sich auf rund 2000. Auf verschiedenen Stationen nehmen die Christen erfreulichen Anteil an der Heidenpredigt. Wir möchten dieser schönen Mission noch eine kräftige Ausdehnung ins Innere von Süd-Kamerun wünschen; es liegt dort noch ein großes Gebiet vor ihr, das für keine evangelische Mission sonst erreichbar ist.

Im französischen Kongo finden wir wieder die Pariser Mission. Sie wurde vor 20 Jahren hierher gerufen durch die amerikanischen Presbyterianer, die mit der französischen Regierung Schwierigkeiten wegen des Sprachunterrichts hatten und nur noch im

äußersten Nordwesten der Kolonie (Libreville und Angon) geblieben sind. Die Pariser Mission ist von der Regierung zum Eintritt ermutigt worden, und die Beamten verhielten sich im Anfang freundlich, später mehr gleichgültig. Für die Schulen wird ein kleiner Beitrag bezahlt. Daß die Mission völlige Freiheit genießt, ist bei dem scharfen Wettbewerb der Katholiken doppelt viel wert. Ihr Arbeitsfeld liegt vollständig im Stromgebiet des Ogowe, wo sie 4 Stationen hat. Es ist ein ethnographisch interessantes Gebiet; denn gerade hier drängen die kräftigen, aber noch wilden Fan (Mpangwe) aus dem Südosten nach der Küste. Um sie sesshaft zu machen und den Christen eine ordentliche Beschäftigung zu geben, wird die Gründung einer Ackerbau- und Industriegesellschaft in Verbindung mit der Mission geplant. Im übrigen sind auch hier ein Hauptmissionsmittel die Schulen, besonders die 4 Knaben- und 2 Mädchenanstalten. Aber das Schulsystem harret noch des Ausbaus, und die Katechistenschule steht auf elementarer Stufe. Die Arbeit in den Dörfern, an Heiden und Christen, wird zum größten Teil von den (etwa 40) schwarzen Gehilfen getan, so daß den Missionaren Zeit bleibt für Vorstöße in neue Gebiete. Eine 5. Station oberhalb der Stromschnellen des Ogowe soll gegründet werden, so bald es die Mittel und Kräfte erlauben. Die ersten Aufknapfungspunkte in jenem Gebiet ergaben sich durch einen Mann, der auf einer Handelsreise mit dem Evangelium bekannt geworden war und nun von sich aus so eifrig arbeitete, daß ihn Durchreisende für einen Lehrer der Mission hielten. Christen sind es jetzt rund 2500. Schlimm ist, daß es noch an christlichen Frauen und damit an christlichem Familienleben fehlt, wie dies in den Anfangsstadien afrikanischer Mission so oft der Fall ist. Dagegen freut man sich über den Missionstrieb einzelner Christen; an manche Orte ist das Evangelium durch sie gekommen, sogar durch Frauen, die nach fremden Orten verheiratet wurden. An europäischem Personal standen Herbst 1908 in der Arbeit: 11 Missionare (7 ordinierte, 4 Handwerker) und 2 Lehrerinnen. Der allgemeine Leutenmangel der Pariser Mission ist auch hier empfindlich.

Der Kongostaat ist nun also belgische Kolonie geworden. König Leopold II., unter dessen Oberhoheit ein System von Ausbeutung und barbarischer Grausamkeit groß geworden ist, das den Kongostaat zum Schandfleck Afrikas gemacht hat, hat die kostbare Besitzung so teuer an Belgien verkauft, daß es für den belgischen

Staat ungemein schwer sein wird, mit dem alten System zu brechen, ohne sich tief in Schulden zu stürzen. Die Regierungen der zivilisierten Welt haben sich diesen Mißständen gegenüber leider passiv verhalten, und als England den Finger auf die Wunde legte, wurden, mit oder ohne Grund, seine selbstlosen Absichten in Zweifel gezogen. Auch die große Presse schweigt. So ist den christlichen Menschenfreunden die dornenvolle Pflicht zugefallen, die Sache der zertretenen Eingeborenen am Kongo zu führen. Der Engländer E. D. Morel hat das in seinem Buche „Red Rubber“ (vgl. Miss.-Mag. 1908, 269) tapfer getan, und Dr. jur. H. Christ sekundiert ihm im Namen der Schweizer Liga zum Schutz der Eingeborenen im Kongostaat mit der Schrift: „Das Schicksal des Kongo in Gegenwart und Zukunft“ (Basel 1908, 65 Pfg.), in der das neueste Material mitgeteilt wird. In den Berichten der Missionare begegnet man dem Jammer auf Schritt und Tritt, obschon maßvoll geredet wird. Es sagt viel, wenn die Bevölkerung in der Umgebung von Monsembe, einer Station der englischen Baptisten, die 1890 noch über 7000 Köpfe zählte, 1904 auf 155 herabgesunken ist, nicht bloß wegen der Schlafkrankheit, sondern noch mehr wegen der Ausjaugung durch die Regierung. (Rep. 1904, 80 und 1905, 95.) Dieselbe Mission klagt in einem neubesezten Stationsgebiet über den unbefiegbaren Argwohn der Eingeborenen, wodurch die Reisepredigt gehindert werde; natürlich, die Armen wissen den Missionar noch nicht vom Beamten und Kautschukagenten zu unterscheiden. (Rep. 1907, 53.) Die Missionare der Kongo-Balolo-Mission klagen bitter über die fürchterlichen Grausamkeiten, die auch nach dem Besuch der königlichen Untersuchungskommission weitergehen. Doch genug hiervon! Wir wünschten, jeder Leser dieser Rundschau nähme Dr. Christs Schrift zur Hand.

Die bedeutendste Mission in diesem Gebiet ist die der englischen Baptisten. Sie haben hier 9 und im angrenzenden portugiesischen Gebiet 2 Europäerstationen. Die Zahl der Gemeindeglieder wird auf 3117, die des europäischen Personals, wohl mit Einschluß der Beurlaubten, auf 39 Missionare und 25 Frauen und Jungfrauen angegeben. (Rep. 1908, 125.) Zwei empfindliche Lücken entstanden durch den Tod der hervorragenden Missionare Bentley (1905) und Grenfell (1906). Die Berichte über das Gemeindeleben und die Evangelisationsarbeit sind trotz der erwähnten Schatten im ganzen erfreulich. Der letzte Bericht kann sogar von Zeiten außerordentlichen

Segens trotz der Unruhen infolge des harten Druckes von oben her berichten. Mit der Erziehung der Gemeinden zur Selbstständigkeit und Selbstausbreitung scheint man es weit gebracht zu haben. So bringen die Gemeinden des Stationsgebietes Wathen (Ngombe) Leute und Mittel für 51 Arbeitsposten auf. (Rep. 1903, 66.) Auch im Gebiet von San Salvador (portugiesisch) wird die Hauptarbeit von den Eingeborenen getan, und dabei wachsen die Gemeinden rasch. Von Nakusu, der vorgeschobenen Station am Kongo, plant man eine Kette von Stationen, die die Fühlung mit der C. M. S. am Albert Nyanza herstellen soll. In Kimpese am untern Kongo ist ein Lehrer- und Predigerseminar (United College) errichtet worden, das mehreren Gesellschaften dienen soll. (Rep. 1908, 55.) Eine Zentral-Missions-Druckerei ist in Stanley Pool gegründet worden.

Ein ansehnliches Werk unterhalten am Kongo auch die amerikanischen Baptisten (Am. Baptist Miss. Union). Sie haben am untern Kongo 7, am obern Kongo 2 Stationen. In ihren Berichten finden sich bittere Klagen über die römische Mission, die es auf Verdrängung des Protestantismus anlege. Die Katholiken erlauben sich allerlei Gewalttätigkeiten. Es werden sogar Gemeindeglieder mißhandelt. Die Beamten stehen auf seiten der Priester und behandeln die evangelischen Missionare unfreundlich. Von allen Schwierigkeiten, wird bemerkt, seien die von seiten der Regierung am schlimmsten. Trotzdem wird von schönen Erfolgen der Arbeit berichtet, und man hofft auf eine nahe, reiche Ernte. Die Übergetretenen bleiben unter Druck standhaft. Auch bei den Heiden scheinen sich unter dem Einfluß des Evangeliums die sittlichen Zustände zu bessern. An offenen Türen fehlt es nicht. Häuptlinge, deren Untertanen noch Menschenfresser sind, schicken nach den Missionaren. Eine ärztliche Mission wirkt sehr erfolgreich. Auch von einer fortschreitenden Temperenzbewegung ist die Rede, ebenso von einer interessanten Arbeit unter den Eisenbahnangestellten. Am obern Kongo macht man erfreuliche Erfahrungen mit der Schularbeit unter den Mädchen. Wir fragen uns freilich, ob nicht im ganzen etwas zu rosig berichtet werde. An der Arbeit waren am 1. Januar 1907 13 Missionare, 10 Frauen und Jungfrauen; Gemeindeglieder waren es 5025. — Die Berichte der Kongo-Balolo-Mission lauten in Hinsicht auf Missionsarbeit und Gemeinden ganz ähnlich. Immerhin kommen hier auch mehr Schatten zum Vorschein. Von der Gemeinde in Bonginda wird

1906 bemerkt, daß man vor 4 Jahren die Christen kaum mehr von den Heiden habe unterscheiden können; durch eine Erweckung sei es aber anders geworden. Andererseits liest man Beispiele erfreulichen Fortschritts. In einem Dorfe bei Leopoldville (nur 7 Getaufte) haben die Leute ihre Fetische alle ins Wasser geworfen; die 7 Christen unterhalten gemeinsam mit andern Dorfgenossen ihren eigenen Lehrer und schicken ihn zur Predigt in die Nachbardörfer (Reg. Beyond 1906, 144). In Volanga ist eine neue Kapelle für 500—600 Leute immer gedrängt voll. Dies und anderes wird auf den Anstoß einer Gebetswoche 1903 zurückgeführt (Reg. Bey. 1905, 5 und 13). Missionar Ruskin hat die Übersetzung des Neuen Testaments in die Baloslosprache beendet (Reg. Bey. 1907, 83). Daß man wegen der Schlafkrankheit den Einzelkelch beim Abendmahl einzuführen sucht, wird manchen interessieren. Eine Statistik besitzen wir von dieser Mission nicht. Es scheinen aber rund 40 europäische Arbeiter zu sein. Beim Stationsgebiet Banza Mantefe am untern Kongo wurde 1906 die Zahl der Gemeindeglieder auf 2000, die der eingeborenen Helfer auf 200 angegeben. (Siehe A. M. Z. 1902, 433).

Der europäische Kontinent ist am Kongo durch den Schwedischen Missionsbund (Svenska Missionsförbundet, seit 1881) vertreten. Diese Mission ist die einzige, die berichten kann, daß das Verhältnis zu den Beamten im ganzen gut sei und diese die Arbeit der Mission zu schätzen scheinen. Es ist ebenfalls die Gegend am untern Kongo, wo die amerikanischen Baptisten so bitter über römische Vergewaltigungen klagen. Der Stand des Werkes wird auch von den Schweden als günstig geschildert, wenn auch mit nüchternen Worten. So beginne die Arbeit auf der jüngsten Station Ringohi nach einer Zeit starken Widerstandes und vieler Unruhe jetzt festen Fuß zu fassen. Ringohi liegt an der Grenze des französischen Kongo, und die Schweden wollen 1909 auch dort eine Hauptstation anlegen, wozu sie bereits die Zustimmung der französischen Regierung besitzen. Neben Predigt und Schule wird viel literarisch gearbeitet. In Kifioti ist 1905 die ganze Bibel erschienen. Eine Grammatik in derselben Sprache und ein großes Wörterbuch, beide von Missionar Laman, sind im Druck. Auch allerlei Schulbücher und ein Gesangbuch mit 300 Liedern sind vorhanden. Ein Monatsblatt erscheint in 800 Exemplaren. Die Not der Schlafkrankheit hat die Missionare zu einer ausgedehnten ärztlichen Wirksamkeit gezwungen.

Das europäische Personal zählte Ende 1905 50 (22 männliche) Mitglieder; dazu kamen 100 eingeborene Helfer. Die Mission zählt 6 Hauptstationen, 89 Außenposten, 1628 Gemeindeglieder (man tauft nur Erwachsene) und 4029 Schüler in 123 Schulen. Von 1901 bis 1907 sind 10 Europäer dem Klima erlegen. Der Direktor des Schwedischen Missionsbundes fügt seinen Mitteilungen an den Verfasser dieser Rundschau die lakonischen Worte bei: „Die Tage gehen — laufen — eilen. Der Herr kommt. Die Rechenschaft steht vor der Tür.“

Von den kleineren Werken am Kongo müssen wir noch die amerikanischen südlichen Presbyterianer erwähnen, die im Stromgebiet des Kassai mehrere Stationen unterhalten, von denen besonders Luebo eine Stadt auf dem Berge zu sein scheint. Trotz der durch die unfreundliche Regierung bereiteten Schwierigkeiten schreitet hier das Werk hoffnungsvoll voran. 6638 Kommunikanten. (Rep. 1908). Dagegen ist von der Arbeit der International Miss. Alliance, der Jünger Christi und der Seventh Day-Baptisten nichts Sonderliches zu berichten.

Bliden wir auf das Ganze des bisherigen Kongostaats, so ist er einer der bestbesetzten Missionsgebiete Westafrikas; aber auch hier sind noch ungeheure missionslose Gebiete. Fast alle Missionsstationen liegen in der Nähe des Hauptstromes, während das Gebiet der Zuflüsse im Norden und Süden noch fast unberührt ist.

In Portugiesisch Westafrika (Angola) herrscht noch die Sklaverei in der schlimmsten Form. Ganze Sklavenkarawanen ziehen zur Küste und werden von da nach den großen Kakaopflanzungen auf den Inseln Sao Thome und Principe ausgeführt. Einige englische Schokoladefabrikanten haben sich schließlich der Sache angenommen und einen Kommissar nach Angola geschickt, und dieser hat ein schwer belastendes Material veröffentlicht. (African Mail 9. Oktober 1908.) Es ist begreiflich, daß unter diesen Umständen die portugiesischen Behörden nicht die Freunde der evangelischen Mission sind und ihr immer wieder Schwierigkeiten machen. Aber man kann doch weiterarbeiten und genießt das Vertrauen der Bevölkerung, die auch in Aufstandszeiten, wie 1902, zwischen ihren portugiesischen Herren und den Missionaren fein zu unterscheiden weiß.

Zwei amerikanische Missionen arbeiten in Angola. Die Bostoner American Board unterhielt 1907 5 Stationen mit 7 ordinierten

Missionaren, worunter ein Missionsarzt, 13 Frauen und Jungfrauen und 44 eingeborenen Helfern. Die Gemeinden zählten erst etwa 300 Mitglieder. Man hat aber den Eindruck, daß ein solider Grund gelegt sei und daß überall kräftig und umsichtig gearbeitet werde. Mit den Behörden weiß sich diese Mission ordentlich zu stellen, aber die ungerechte Behandlung eines christlichen Häuptlings 1906 zeigte doch, wessen man sich zu versehen hat (Rep. 1907, 4). Nach den neuesten Berichten machen Beamte und Händler kein Hehl daraus, daß ihnen die Missionare im Wege sind. Es kam sogar so weit, daß ein Missionar einen Ausweisungsbefehl erhielt, angeblich, weil er die Eingeborenen zur Rebellion gegen die Regierung aufgestachelt habe (Miss. Herald 1908, 533). In Tschisamba besteht seit 1901 ein Missionshospital, das das Vertrauen der Leute genießt. Die Haltung der Bevölkerung im ganzen ist so freundlich, daß auf eine schöne Ernte zu hoffen ist, wenn der Mission ihre Bewegungsfreiheit erhalten bleibt.

Die bischöflichen Methodisten von Amerika führen Bischof Taylors Mission fort und haben immer noch mit den Nachwehen eines unsoliden Anfanges zu schaffen. An manchen Orten mußte ein fast ganz neuer Grund gelegt werden. Jetzt scheint die Arbeit auf 4 Stationen stetig voranzugehen, soweit es die Spärlichkeit des weißen Personals (1907 6 Missionare, 6 Frauen und Jungfrauen) erlaubt. Eine große Arbeit ist noch an dem Küstenplatz Loanda mit 26000 Eingeborenen und 6000 Weißen zu tun. Die Industrieschule in Quihongoa stand in schöner Blüte, als es 1902 den Behörden in den Sinn kam, sämtliche Zöglinge als Rekruten einzuziehen. Erst auf vieles Bitten wurden wieder einige freigegeben (Rep. 1903, 42). Auf derselben Station ist ein gutbesuchtes Missionshospital.

Wir schließen unsern Rundgang mit einem Werk, das bisher wenig beachtet worden ist. Es ist die Mission Philafricaine in Lincoln, hoch oben im Bergland von Benguela. Der Held dieses Werkes ist ein Schweizer, Héli Chatelain von Murten, der als fränkischer junger Mann durch die Lektüre Livingstones zu dem Entschluß kam, sein Leben der Vinderung des Jammers Afrikas zu weihen, und nach einigen theologischen und medizinischen Studien in Nordamerika 1885 mit Bischof Taylor nach Loanda kam. Erst nach 12-jähriger eifriger Arbeit begann er sein eigentliches Lebenswerk, die Gründung einer christlichen Musterkolonie von Eingeborenen, denen

europäische Handwerker und Bauern ein reines, tätiges Leben vorleben sollten. Die Ausbreitung des Evangeliums von hier aus dachte sich Chatelain ähnlich wie die Ausbreitung des Islam durch die mohammedanischen Händler, also durch wandernde gewerbetreibende Evangelisten. Die Station Lincoln umfaßt jetzt 24 Häuser, 10 Scheunen, 1 Kirche und Schullokal, 1 Zimmerwerkstatt, 1 Mühle und ausgedehnte Kornfelder. Aus dieser aufblühenden Arbeit heraus ist Chatelain am 22. Juli 1908 in Lausanne gestorben. In Lincoln hinterließ er 2 junge Schweizer Industriemissionare, zu denen sich früher ein dritter gesellt hat. (Genaueres Eb. Miss. Mag. 1908, 523 f.) Es muß sich noch zeigen, ob das Werk ohne seinen erfahrenen Leiter fortbestehen kann. Mit seinem Untergang würde ein schönes Stück nüchterner evangelischer Arbeit in Westafrika verloren gehen.



Die Entlassung des Yuan Schi Kai in China.

Eine Betrachtung von Moses Chiu aus Amoy (China).¹⁾

Generalgouverneur Yuan Schi Kai ist auf Grund seines Rheumatismusleiden von dem Kaiserregenten Prinz Tschun nach seinem Geburtsort in den Ruhestand geschickt. Die Welt weiß aber zu genau, daß es eine absichtliche Entlassung ist. Die Europäer in China sind im ganzen in großer Aufregung. In Europa hat man einen schlechten Eindruck von China bekommen. Man vermißt den begabten Reformeur Yuan Schi Kai, der in den letzten Jahren eine große Rolle in China vor der Welt gespielt hat; man tadelt den neuen Regenten, daß er diesen Anti-Reform scheinenden Schritt getan hat. Viele Chinesen (besonders die Gegner der Mantschui-Dynastie) sind unzufrieden, weil Yuan Schi Kai ein Chinese ist. Die Unruhe ist bereits hier und da merkbar. Wer kann uns versichern, daß es in der Zukunft in China kein Blutvergießen geben wird!

Aber welchen Eindruck haben die Missionsfreunde von dem Reich der Mitte bekommen? Wie beurteilen sie die gegenwärtige Situation? Die Mission soll weder nach der europäischen politischen Anschauung noch nach dem chinesischen fanatischen Mantschui-Haß ihr Urteil bilden. In dieser kritischen Zeit soll das Motto der Mission Vorsicht sein, sonst wird ihrer Arbeit in China geschadet. Wir wollen im Interesse der Mission die Wahrheit untersuchen und wir betrachten folgendes:

1) Die Diktion meines chinesischen Freundes ist unverändert beibehalten worden. D. S.

I.

Juan Schi Kai. Er ist ein hochbegabter, weitsichtiger, willensfester und konfuzianistisch religiöser Mann. Zugleich ist er ein Reformers ersten Ranges. Als junger Tao-Tai zeichnete er sich im Dienst sehr aus, so daß er bald zum Vizekönig von Schantung ernannt wurde. In seinem Beruf als solcher hatte er eine nach deutschem System geübte Militärmacht von etwa 15 000 Mann gebildet. Später wurde er nach Tschili als Generalgouverneur und Präsident des Tsung-Bi-Namen versetzt. Seit der Bagerbewegung war er ein Günstling der verstorbenen Kaiserin-Witwe und der größte Geist der Reform in China. Er erweiterte das deutsche Militärsystem und englische Marinewesen und formierte chinesische Schulen um. Er schickte viele Studenten und Schüler nach Japan, aber Japan blieb doch sein Feind. Er ermöglichte vielen Offizieren und Studenten nach Europa und Amerika zu fahren, um die Anschauung des Westens kennen zu lernen, doch ist die westliche Anschauung ihm nur das Angesehene der westlichen Fremden, welches den Chinesen unpassend ist. Mit den Europäern und Missionaren verkehrte er politisch freundlich und nach der Lehre des Konfuzius höflich, aber weder das „fremde“ Element noch die „fremde“ Religion konnte ihn begeistern. Ihm waren die christlichen Chinesen gute und gehorsame Untertanen, aber er ließ keinen Christen in die Pekingische Hochschule eintreten. Tägliche Anbetung des Konfuzius wurde von ihm in dieser Hochschule eingerichtet, um den Aufenthalt jedes Christen unmöglich zu machen, da er wußte, daß bereits mehrere Christen darin waren. Missionsarbeit hinderte er nicht, aber die christliche Wahrheit erkannte er nicht an. Er begeisterte viele, Bücher gegen die christliche Wahrheit zu schreiben und das Betragen der christlichen Welt zu analysieren und kritisieren. Es ist auch gesagt worden, daß er anonym apologetische Aufsätze über Konfuzianismus und Kritik gegen das Christentum geschrieben habe.

II.

Der Kaiserregent Prinz Tschun. Er ist der jüngere Bruder des verstorbenen Kaisers Kwang Hsü und im Denken und im Tun ähnlich wie dieser. Nach der Bagerbewegung im Jahre 1901 kam er nach Deutschland als Sühne-Prinz. Das war eine Kommission der Demütigung, welche in der chinesischen Geschichte bisher nicht von einem kaiserlichen Prinzen übernommen worden ist. Doch hat er sie freiwillig getan. Einerseits war es Gehorsam gegen die Kaiserin-Tante und andererseits tat er einen Liebedienst für seinen Bruder, der doch daran nicht schuldig war, da er seit 1898 in dem Reich nur dem Namen nach Kaiser war. Auf seiner europäischen Reise hat er die Gelegenheit benützt, vieles in Europa zu sehen und zu beobachten. Nach der Rückkehr nach China hat er Verschiedenes für die Reform vorgeschlagen und manches geleistet. Wie sein verstorbener Bruder ist er temperamentvoll und schnell im Handeln. Für das Volk ist er bereit, das Beste zu tun. Wir bedauern, daß er in so kurzer Zeit als Regent, in welcher die europäischen Mächte ihm das Vertrauen kaum

geschenkt haben, in unerwarteter Weise Juan Schi Kai schon entlassen hat. Aber wir müssen die Ursache nun untersuchen.

III.

Die möglichen Gründe zur Entlassung des Juan Schi Kai sind:

1. Daß gegen die Chinesen. Juan Schi Kai ist ein Chinese, er hatte die Liebe vieler Chinesen gewonnen. Er besaß auch große Militärmacht. Die Mantschius konnten ihn nicht dulden. Das wird von vielen behauptet. Aber die meisten, die das behaupten, sind Anti-Mantschiu-Chinesen. Sie suchen fortwährend Gründe mit der Mantschiu-Dynastie zu zanken.

2. Man vermutet, daß der Regent Furcht vor Juan Schi Kai hat. Er hatte eine nach deutschem System geübte Militärmacht und konnte deshalb eine Revolution leicht herbeiführen. Für diesen Grund kann man nicht leicht mathematische Beweise erbringen. Aber man kann sich gut denken, daß Tschang-Tsi-Tung, Vizekönig von Hunan und Supeh, ebenso eine moderne Militärmacht hat; hat man Furcht vor Juan Schi Kai, so muß man auch Furcht vor Tschang-Tsi-Tung haben. Ferner hat Juan Schi Kai früher ebenfogut wie jetzt revolutionieren können; unter der verstorbenen Kaiserin-Tante hatte er die Vollmacht, und er hatte es doch nicht getan. Auch ferner hatte er in der neuen Zeit keine Revolutionszeichen gegeben; warum sollte der Regent gerade ihn und nicht auch die anderen treffen?

3. Man sagt: Juan Schi Kai als bedeutender Mensch hat ebenso viele Feinde wie Freunde. Seine Feinde haben ihn durch den Regenten weggejagt. Das wäre zu glauben, wenn ein vernünftiger Grund zur Entlassung angegeben wäre. Die Feinde des Juan Schi Kai konnten den Regenten nicht auf ihre Seite bringen, ohne einen wichtigen Grund. Ferner hätte der Regent nicht in so kurzer Zeit seiner Regentschaft (kaum 2 Monate) sich zur Entfernung bereit finden lassen sollen, sondern erst abwarten, bis gewichtige Gründe vorlagen.

4. Ein sehr möglich glaubhafter Grund ist die Annahme, daß Rache vorliegt. Wie gesagt ist der Regent der Bruder des Kaisers Kwang Sü. Er ist der Gesinnung nach ähnlich wie sein Bruder und hat großen Respekt vor ihm. Als junger Prinz beobachtete er im Jahre 1898 seinen Bruder, wie er das Reich zu reformieren suchte, wie er schließlich von seiner Gegnerschaft verfolgt, gefangen und mehrere Male beinahe getötet worden wäre. Diese schreckliche Szene im Palast hat auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Die Ursache dieser Palastrevolution ist Juan Schi Kai. Der Kaiser Kwang Sü war im Jahre 1898 schnell und entschieden in seiner Reform. Ning-Lu, Vizekönig von Tschili und Hauptperson der reaktionären Partei, bat heimlich die Kaiserin-Tante, den Kaiser abzusetzen und selbst wieder die Regierung zu übernehmen. Der Kaiser hatte Mitteilung davon erhalten und befahl Juan Schi Kai, damals Vizekönig von Schantung, mit seiner europäisch geübten Militärmacht Ning-Lu in seinem Yamen gefangen zu nehmen und zu enthaupten. Juan Schi Kai war nicht nur ungehorsam gegen diesen Befehl, sondern hatte auch denselben dem Ning-Lu mitgeteilt.

Die Kaiserin=Tante trat auf, vernichtete die ganze Reformpartei und nahm den Kaiser gefangen. Der Kaiser war seit dieser Zeit bis zu seinem Tode machtlos, in Gefahr, in Trübsal und in Sorge gewesen. Ying=Lu ist inzwischen (1903) gestorben. Nur Juan Schi Kai ist glücklich gewesen — ja, er wurde ein Günstling der Kaiserin=Tante und der größte und mächtigste Geist der Reform. Aber die Lage hat sich geändert. Die Kaiserin=Tante und der Kaiser sind nicht mehr am Leben. Statt deren sind der Regent und die Regentin Kaiserin Kwang Hsü die herrschende Macht. Wie der eine mit brüderlicher Liebe an die Trübsal des verstorbenen Kaisers, welche durch Juan Schi Kai verursacht war, sich erinnern kann, so kann sich auch die andere mit voller Zartheit der Gattin an das mehrjährige Leiden ihres Mannes lebhaft erinnern. Man kann gut verstehen, warum der Regent und die Regentin den Juan Schi Kai, trotz seiner Begabung und Fähigkeit für die Reform, nicht gebrauchen wollten. Offenlich wird der Grund niemals angegeben werden. Die Zeit wird uns lehren, welches der eigentliche Grund gewesen ist. Gegenwärtig können wir nur vermuten und wir glauben, daß unsere Annahme der Wahrheit nicht fern ist.

Aber dieser echte Chinese, dieser treue Konfuzianist, dieser willensfeste und kluge Reformers Chinas, Juan Schi Kai, ist nun beiseite geschoben. Machtlos soll er für immer in China sein. Ich bedauere persönlich, daß China in ihm viel verloren hat und daß die europäische Welt den chinesischen Patriotismus in ihm noch nicht richtig kennen gelernt hat. Ja mehr, ich bedauere, daß, ehe China chinesische Theologen (nicht europäische Missionare in China) hat, die ihm die christliche Wahrheit nach chinesischer Anschauung präsentieren und die seine Kritik gegen das Christentum in chinesischer Weise beantworten können, er schon aus seinem Amt entlassen ist.



Chronik.

Missionar Dr. Mateer †. Durch den am 28. September im Faber=hoospital von Tsingtau verstorbenen Dr. Mateer hat die chinesische Mission wieder einen ihrer ältesten und verdienstvollsten Missionare verloren. Er stand im Dienste der amerikanisch=presbyterianischen Mission, kam Ende 1863 nach China und hat bis 1905, nur durch einen einjährigen Aufenthalt in Schanghai unterbrochen, in Tengtshufu (Ost=Schantung), die letzten 3 Jahre bei seinem Bruder in Weihien als Emeritus gelebt. Er war ein Sinologe von Ruf, ein fruchtbarer Schriftsteller, Bibelübersetzer bezw. Bibelrevisor und bahnbrechender Lehrer der Chinesen. In Tengtshufu begründete er in einer Zeit, wo die missionarische Schultätigkeit in China noch sehr dürftig war und mit großen Hindernissen zu kämpfen hatte, und leitete bis 1905 ein berühmt gewordenes college mit chinesischer Unterrichtssprache, das vor einigen Jahren mit der englisch=baptistischen höheren Schule vereinigt und als Shantung Union College nach Weihien verlegt worden ist. Sehr ausgebreitet war seine literarische Tätigkeit, die sowohl wertvolle

sprachliche Hilfsmittel wie eine ganze Reihe von weit verbreiteten wissenschaftlichen Lehrbüchern produzierte, unter ihnen auch angesehene mathematische Werke. Seit 1890 war er Präses der Kommission für die neue einheitliche Übersetzung der Bibel ins Mandarin (Union Mandarin Version), von der er das fertige Neue Testament 1907 der großen Schanghai-Konferenz überreichen konnte und es noch erlebte, daß auch die Übersetzung des Alten Testaments rastlos voranschritt (China's Millions 08, 189; J. M. N. 08, 380; Chin Rec. 08, 604: A tribute to Dr. Mateer, von seinem etwas älteren Freunde, dem bekannten Dr. Martin, frühern Präsidenten der Kaiserlichen Universität in Peking, der mit Wehmut der alten Garde gedenkt, von der er so manchen zu Grabe geleitet hat und nun fast nur noch allein übrig geblieben ist.)

* * *

Eine internationale Opium-Kommission tritt am 1. Februar dieses Jahres in Schanghai zusammen, um über gemeinsame Schritte zur Einschränkung des Opiumhandels zu beraten. Ausgegangen ist die Einladung von der Regierung der Vereinigten Staaten und ihre Beteiligung haben zugesagt England, Frankreich, Deutschland, Holland, Portugal, China, Japan, Rußland, Türkei, Persien und Siam. Die seit 1874 unter ihrem Ehrensekretär Alexander unermüdlich tätige „Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels“ hat diese Gelegenheit benützt, an die genannten 12 Mächte einen in englischer und französischer Sprache verfaßten ausführlichen Brief zu richten, in welchem sie eine lebensvolle, ausgezeichnete Übersicht gibt über die Zwecke der Gesellschaft, die den Opiumhandel verurteilenden Resolutionen des britischen Parlaments, die Verbreitung des Opiumgenusses, die Stellung der verschiedenen Staaten diesem Übel gegenüber, die neuesten Dekrete der chinesischen Regierung zur Beseitigung desselben, die Verhandlungen mit England usw. und mit dem Ausdruck der Hoffnung schließt, daß endlich diese Schanghai-Kommission alle die notwendigen Schritte tun werde, um der Produktion und dem Verkauf des Opiums — außer zu medizinischen Zwecken — durch strikte Verbote wirklich ein Ende zu machen. Es sind treffende und ernste Worte, die diese unerschrockene Gesellschaft ins Gewissen der Mächte, namentlich der westländischen redet. Mächten nun die Regierungen die Hoffnungen erfüllen, die die christliche Welt auf ihre Beratungen setzt.

* * *

Ein Urteil von Kang Yu-wei über Jesus. Unter den verschiedenen Fragen, die der Thronwechsel in China in Kurs gesetzt hat, beschäftigt auch die die Gemüter, ob der Vater der Reformgedanken, die der verstorbene Kaiser Kwang-Sü durch überstürzte Edikte auszuführen unternahm, Kang Yu-wei, wohl begnadigt werden und Erlaubnis erhalten wird, in sein Vaterland zurückzukehren. Als der unglückliche Kaiser entthront wurde, konnte Kang Yu-wei nur durch schnelle Flucht ins Ausland sein Leben retten und das Strafurteil, das auf seinen Kopf einen Preis setzte, ist noch nicht zurückgenommen. Vor einiger Zeit hatte ein Herr Ch. Johnston, Berichterstatter des Hibbert Journal, eine Unterredung mit dem verbannten chinesischen Reformator, in der er auch über seine religiöse Stellung befragt und speziell um sein Urteil über Jesus gebeten wurde. Dabei zeigte sich's.

daß der Gefragte großes religiöses Interesse hatte und mit den Evangelien wohl bekannt war. Zur Überraschung Johnstons erklärte er: „Was mir am meisten an der Persönlichkeit Jesu imponiert, das ist sein Mut, die Mannhaftigkeit, mit der er so ruhig und unerschrocken dem Hase so vieler seiner Landsleute, der fanatischen Feindschaft der mächtigen Pharisäer und vor allem der Gewißheit des Todes ins Angesicht sah, obgleich dieser Tod den Untergang seines Werkes zu bedeuten schien, der Mut, der ein so großartiges Bauwerk unternahm und die Tapferkeit, die an andere so große Selbstverleugnungsforderungen nicht bloß stellen konnte, sondern ihnen auch die Kraft sie zu erfüllen gab. Die bezwingende Autorität und Gewalt, die er ausübte, obgleich er ein heimatloser Wanderer ohne alle äußerlichen Machtmittel war, scheint mir das den Charakter Jesu beherrschende Merkmal zu sein. Sein Mut steht mir in erster Stelle, aber ihm gleich ist seine Liebe. Aber auch diese Liebe, die so tief, so reich, so allumfassend sie gewesen, ist frei von Schwäche und Sentimentalität; sie konnte gelegentlich sehr streng sein, z. B. als sie die Geldwechsler zum Tempel hinaustrieb.“ Ferner erklärte Rang, daß er an die in den Evangelien berichteten Wunder Jesu durchaus glaube und von der Überzeugung ganz durchdrungen sei, daß die Lehre und die Persönlichkeit Jesu der wichtigste Faktor in der Entwicklung der westlichen Welt geworden ist (The Miss. 08, 568).

*

*

*

Amerikanische Universitäten beteiligen sich an den großen Erziehungsaufgaben in China. Die Universität Princeton hat Schritte getan, um eine höhere Schule in Peking zu errichten; Yale will in Tschangsha, der Hauptstadt von Hunan; die Universität von Pennsylvanien in Kanton das Gleiche tun; und die Universitäten von Chicago und Kalifornien haben sich zusammengetan, um Vertreter nach China zu entsenden, die einen geeigneten Ort für eine ähnliche Unternehmung ihrerseits ausfindig machen sollen. Auch in England scheint eine gleiche Bewegung einsetzen zu wollen. Die Studenten von Oxford, Cambridge und Glasgow sind eifrig in missionarischer Werbetätigkeit. In der Times hat der Rektor des Eton-College einen Aufruf an die alten Schüler desselben erlassen, in dem er sie auffordert, dem neu gegründeten Eton-China-Verein zur Gründung einer höheren Lehranstalt in Tschentu (Provinz Sitschuen) tatkräftige Hilfe zu leisten. 10 000 Mk. kamen für diesen Zweck im Verlauf einer Woche zusammen. Und die deutschen Universitäten? (Unit. free Church Rec. 09, 3; Ev. Miss =Mag. 09, 41).

*

*

*

Der erste evangelische Gottesdienst in Japan vor 51 Jahren. Aus dem Tagebuche eines Diplomaten. 18 Monate bevor die ersten evangelischen Missionare, Sendboten der amerik. bischöflichen Kirche, Erlaubnis erhielten in Japan sich niederzulassen, kam im Herbst 1857 als diplomatischer Vertreter der Vereinigten Staaten Mr. Harris in Jedo, dem heutigen Tokio an. Es ist interessant, die Auszüge aus seinem Tagebuche zu lesen, welche das Organ dieser Kirche, Spirit of Miss. (08, 876), veröffentlicht.

„Montag, den 30. November 1857. Heute zog ich in Jedo ein, das bildet eine wichtige Epoche meines Lebens und eine noch wichtigere in der

Geschichte Japans. Ich bin der erste diplomatische Vertreter, der jemals in dieser Stadt empfangen worden ist, und ob meine Verhandlungen Erfolg haben oder nicht, so bleibt es doch eine große Tatsache, daß ich dieses einzigartige Volk zur Anerkennung der Gesandtschafts-Rechte genötigt habe.

Sonntag, den 6. Dezember. Der 2. Adventssonntag. Mit Mr. Heusten las ich laut und vernehmbar die volle Liturgie und bei den hiesigen papiernen Türen konnten unsre Stimmen durch das ganze Haus gehört werden. Es war ohne Zweifel das erste Mal, daß die englische Bibel hier verlesen und ein Gottesdienst in den Formen der amerik. bischöflichen Kirche abgehalten wurde. Was für eine Flut von Gedanken gingen durch meinen Geist, als ich über dieses Ereignis reflektierte. Vor 230 Jahren war in Japan ein Gesetz verkündigt worden, das jeden mit dem Tode bedrohte, der in irgend einer Form christlichen Gottesdienst abzuhalten wagte. Dieses Gesetz ist noch unwiderrufen und ich habe kühn und öffentlich diese Akte vollzogen, welche das japanische Gesetz so streng bestraft. . . Der erste Schlag ist jetzt getan gegen die grausame Verfolgung des Christentums durch die Japaner, und unter dem Segen Gottes werde ich, wenn meine Verhandlungen gelingen, furchtlos für die Amerikaner die freie Übung ihrer Religion in Japan fordern mit dem Rechte, Kirchen zu bauen, und ebenso darauf bestehen, daß der Gebrauch abgeschafft werde, das Kreuz mit Füßen zu treten, welchem die Holländer 230 Jahre sich ohne Widerstand gefügt haben. . . Ich werde stolz und glücklich sein, wenn ich das bescheidene Mittel werden kann, Japan wieder dem segensreichen Einflusse des Christentums zu öffnen. Meine Bibel und mein Prayerbook sind unschätzbare Erinnerungszeichen dieses Ereignisses, und wenn nach vielen oder wenigen Jahren Japan dem Christentum wieder geöffnet sein wird, so werden die Vorgänge dieses Tages von Interesse sein.

Sonntag, den 13. Dezember 1857. Der 3. Adventssonntag. Wieder mit Mr. G. Gottesdienst gehalten. Ich teilte es ausdrücklich den Japanern mit, daß ich nach unserer Gewohnheit christlichen Gottesdienst gehalten, damit sie nicht sagen könnten, sie hätten es nicht gewußt.

Sonntag, den 20. Dezember. Letzter Adventssonntag. Gottesdienst gehalten wie gewöhnlich.“

*

Aberglaube eines gebildeten Hindu. Missionar Ginton, theologischer Lehrer an dem Predigerseminar der C. M. S. in Allahabad teilt in der C. M. Gaz. 09, 22 folgendes Erlebnis mit. Vor kurzem kam ein junger Hindustudent zu mir, um mich um Erklärung einiger Stellen aus einem wissenschaftlichen Werke zu bitten, das er für das Examen durcharbeiten mußte. Nach seinem Namen gefragt antwortete er, ich heiße Sat Kori, das bedeutet: „Sieben Kaurie Muscheln.“ Und er erklärte diesen sonderbaren Namen, indem er erzählte: Meine Mutter hatte vor meiner Geburt alle ihre Kinder durch den Tod verloren, so dachte sie wie viele Hindumütter, der Gott oder der böse Geist habe einen Groll gegen sie und werde vielleicht auch mich ihr nehmen. Wenn er aber zu der Meinung gebracht werden könne, ich sei das Kind einer andern oder ich sei des Wegnehmens

nicht wert, dann würde er mich am Leben lassen. So verkaufte sie mich an ein armes Weib, das ihr in ihrer Krankheit beigestanden hatte für sieben Aaurie Muscheln (etwa gleich $\frac{1}{10}$ Pfennig) und nannte mich Sieben Muscheln. Der Name ist mir geblieben. Als der Missionar den Herrn Student nun fragte, ob er glaube, daß diese vermeintliche Täuschung wirklich geholfen habe, gab er zur Antwort: „Wahrscheinlich; jedenfalls lebe ich ja.“ So glaubt also, mehr als halb, schließt Hinton seine Erzählung, ein Universitäts-Graduierter, daß man den Gott durch eine solche kindische Täuschung betrügen kann!“ Ob wohl Indien das Evangelium braucht?

Booker Washingtons Institut ^{*}floriert. ^{*}Der letzte Jahresbericht des vielverzweigten Tuskegee-Instituts Booker Washingtons (cf. N. M. Z. 04, 14) meldet eine Besuchsziffer von 1400 Negern im Durchschnittsalter von 18 Jahren und aus 38 Staaten und sogar 21 fremden Ländern, unter ihnen fast ein Drittel weiblichen Geschlechts, ungerechnet 400 Ackerbauschüler, die nur im Winter kürzere Kurse durchmachten und 145 Schulkinder. Ihre Studien betrieben sie unter 165 Instruktoren, die Ausgaben betrugen 1 060 000 Mark. Die Erfolge werden allgemein als sehr befriedigend bezeichnet. Die Schüler des Instituts werden weithin als Landwirtschaftsinspektoren und Lehrer verwendet, sind in zahlreichen Geschäften, Haushaltungen und Werkstätten beschäftigt, treiben selbständige Berufe und üben einen guten moralischen Einfluß auf ihre Volksgenossen aus. Am frequentiertesten ist die landwirtschaftliche Abteilung, und die sie mit einem guten Zeugnis verlassenden Schüler sind überall so begehrt, daß die Anstalt der Nachfrage nicht genügen kann. — Erzieht nur die Neger in humaner und verständiger Weise und es werden sehr brauchbare Menschen aus ihnen; des ist das Werk Booker Washingtons unwiderleglicher Zeuge.



Literaturbericht.

1) **Joh. Warned:** „Die Religion der Batak. Ein Paradigma für animistische Religionen des indischen Archipels.“ Mit 4 Abbildungen. Leipzig. Dieterich'sche Buchhandlung 1909. 5 Mk. Der erste Band der 4. Abteilung eines großangelegten religionsgeschichtlichen Unternehmens, das unter der Redaktion von Lic. Böhmmer „Die Religions=Urkunden der Völker“ „in guter, zuverlässiger und geschmackvoller Übersetzung, mit Erläuterungen und Einführung aus der Feder der ersten Autoritäten je ihres Forschungsgebietes“ den Gebildeten deutscher Zunge zugänglich machen will. Unter den Urkunden werden nicht bloß die betreffenden heiligen Schriften und religiösen Texte, sondern auch solche Berichte sowohl über die ältesten wie über die buchlosen gegenwärtigen Religionen verstanden, die teils schriftlich vorliegen, teils auf Grund mündlicher Aussagen in authentischer Form niedergeschrieben worden sind. Es sind 5 Abteilungen, jede in einer Reihe von selbständigen Großquart=Bänden geplant: 1. die vorderasiatisch=westeuropäische, 2. die mongolische,

3. die amerikanische Völkergruppe, 4. die kulturarmen Völker, 5. das Christentum. Die oben angezeigte Arbeit des Lic. Warneß eröffnet das Ganze.

Eine wertvolle Einleitung gibt zuerst eine orientierende und sehr klare systematische Darstellung der religiösen Vorstellungen der Batak auf Sumatra, die darum als typisch für das animistische Heidentum Indonesiens bezeichnet werden dürfen, weil mit Ausnahme oberflächlicher Berührung mit den Hindu die Batak fast ganz unbeeinflusst von fremden Religionen geblieben sind und ihr auf animistischen Seelenvorstellungen beruhender Geister- und Ahnendienst im wesentlichen die gleiche Religionszentrale aller indonesischen Völker ist. „Dreierlei Vorstellungen und religiöse Motive,“ so wird dann detailliert ausgeführt, „laufen innerhalb der batakischen Religion neben einander her: einmal das Bild, das man sich von der Götterwelt macht, sodann die von dieser gänzlich unberührte Anschauung von der Seele als einer alles belebenden Materie, und endlich die Furcht vor den Geistern, Dämonen und Ahnen. Jede der 3 Gruppen hat zur Konsequenz einen entsprechenden Kultus und eine reiche religiöse Sitte.“ Aber das in die Erscheinung tretende Wesen der batakischen Religion ist die Geisterfurcht, und dieser Spiritismus ist ganz aufgebaut auf dem animistischen Weltbilde des Indonesiers. Die als Lebensmaterie gedachte Seele des lebenden Menschen steht im Mittelpunkt des Interesses. Der uns fremdartige animistische Grundgedanke ist der Schlüssel zum Verständnis der ganzen indonesischen Religion. Das macht die 24 Seiten umfassende Einleitung in einem farbenreichen Gesamtbilde man kann sagen anschaulich. Den Hauptteil des Buchs bilden aber in 4 charakteristisch gegliederten Kapiteln die Urkunden unter den Überschriften: 1. die Götter der Oberwelt, 2. der Mensch und der tondi (Seele), 3. der Mensch nach dem Tode, 4. der Geisterdienst. Diese Urkunden sind freilich nicht heiligen Büchern entnommen. Allerdings besitzen die Batak eine selbständige Schrift, die aber nichts anderes enthält als Zauberformeln und Anweisungen für die Zauberer. Das meiste Material ist auf Anregung Warneßs von wohlunterrichteten intelligenten Batak, sowohl von heidnischen wie von christlichen, anderes von ihm selbst niedergeschrieben. Von Anfang seiner Missionstätigkeit an von lebendigem Interesse für das gesamte Geistesleben seiner Missionsobjekte, hat er mit anhaltendem Fleiß alles gesammelt, was dazu diente, ihm diese fremde Gedankenwelt zu erschließen, im Zusammenhange mit dem sprachlichen insonderheit das religionsgeschichtliche Material, und reproduziert es nun genau nach dem batakischen Original in getreuer aber gut lesbarer Übersetzung, so daß das Mitgeteilte durch und durch authentisch und von urkundlichem Werte ist. Den Schluß bildet ein lehrreicher Anhang, der alle diejenigen Worte, Begriffe, Sitten und Gebräuche, auch geschichtliche Notizen, soweit sie nicht bereits in der Einleitung verständlich gemacht sind, näher erläutert, speziell die schwer übersehbaren Termini, die im Texte originaliter gebraucht worden sind. Auch allerlei Sprichwörter, Gleichnisse, Sentenzen und dergl. werden hier noch nachgetragen. Das Ganze ist eine feine sorgfältige Arbeit, die hoffentlich in den Streifen der Religionsgeschichte die ihr gebührende Beachtung findet.

2) **Joh. Warned:** „Die Lebenskräfte des Evangeliums. Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums.“ Dritte Auflage. Berlin. W. Warned. 1908. 4,50 geb. 5,50 Mk. Es ist mir eine besondere Freude, bei dieser Gelegenheit auch die dritte, so schnell nach dem Erscheinen der ersten nötig gewordene Auflage dieses Buches anzeigen zu dürfen. Sie ist nicht wesentlich verändert, aber die bessernde Hand doch vielfach erkennbar, und auch eine kleine Vermehrung ist eingetreten. Charakteristisch ist das „Vorwort“, mit dem der Verfasser diesmal das Buch versehen hat. Zweierlei hebe ich aus demselben hervor: 1. die Bezugnahme auf Kählers großen Aufsatz über die Mission, und 2. die Erwiderung auf den dem Verfasser gemachten Vorwurf, seine Charakteristik des animistischen Heidentums beruhe auf religionsphilosophischen Voraussetzungen. 1. „Die fast gleichzeitig in Kählers ‚Angewandten Dogmen‘ erschienenen Aufsätze über Mission fordern die Missionsarbeiter auf, die Erträgnisse ihrer im Kampf gewonnenen Erfahrungen für die Theologie zuzurichten. Die Lebenskräfte des Evangeliums waren eine bescheidene Antwort darauf, ehe der Verfasser von jener Einladung Kunde hatte. Daß die Gedanken des Dogmatikers über Mission in überraschender Weise zusammenlaufen mit den Erfahrungen des Missionspraktikers gereicht diesem zu besonderer Freude. Mit steigender Überraschung durfte ich konstatieren, daß die Ergebnisse des gläubigen Bibelforschers der Missionstheorie und Missionspraxis ebenso zur Stütze dienen, wie umgekehrt die Missionserfahrungen zur Erhärtung der auf Grund jener gewonnenen Überzeugungen.“

2. Nachdem kurz der wesentlichen Zustimmung gedacht worden ist, die das Buch seitens der Fachgenossen gefunden, heißt es dann: „Gingegen ist mir von anderer Seite — von welcher wird nicht gesagt und ich will es auch nicht sagen — der Rat gegeben worden, das Studium der religionswissenschaftlichen Probleme unbefangener und umfassender zu betreiben und mich mit den Resultaten der vergleichenden Religionsforschung auseinanderzusetzen d. h. anzuerkennen, daß der zur Zeit die wissenschaftliche Welt beherrschende Entwicklungsgedanke auch der Religionsforschung die Wege zu weisen habe. Ich bin mit der einschlägigen Literatur nicht so unbekannt, wie es der betreffende Kritiker mir vorwirft. Wenn ich aber zu abweichenden Resultaten kam, so konnte es nicht im Plane meiner Arbeit liegen, mich mit den religionsphilosophischen Voraussetzungen jener auch von mir hochgeschätzten Männer auseinanderzusetzen. Ich wollte und will nicht Polemik treiben, sondern positive Bauarbeit. Ich zeichnete das animistische Heidentum — und auf dieses habe ich mich zunächst beschränkt — so sachlich, wie es mir möglich war. Ich legte meine und anderer Fachgenossen Beobachtungen dar, lauter Tatsachen. Ich bin von Erfahrungstatsachen ausgegangen, aus ihnen habe ich Folgerungen gezogen, und wenn diese mit der herrschenden Entwicklungshypothese (denn eine solche ist es doch noch immer) nicht übereinstimmen, so liegt das eben an den brutalen Tatsachen, nicht an den ‚religionsphilosophischen Voraussetzungen‘ des Verfassers. Ich leugne nicht, daß der Evolutionsgedanke innerhalb der Menschheitsreligionen etwas Bestehendes hat, aber die Untersuchung

des mir aus langer Augenzeugenschaft vertrauten Animismus hat mich nicht auf ihn hingeführt. Ich gelangte zu der Überzeugung, daß das animistische Heidentum nicht die Durchgangsstufe zu einer höheren Religion ist. Ich meine das in meiner Untersuchung zusammenhängend begründet zu haben mit Tatsachen, die man mit Hypothesen nicht aus der Welt schaffen kann. Man zeige Tatsachen vor, welche beweisen, daß das animistische Heidentum sich irgendwann und irgendwie zu einer reineren Gotteserkenntnis hinauf entwickelt habe, nicht Konstruktionen, wie man sich solche Entwicklung denkt, sondern geschichtliche Wirklichkeit. Die mir bekannte Form des Animismus weist keine Linien auf, die zur Vervollkommenung hinführen, wohl aber unbestreitbare Züge des Verfalls. . . . Die herbe Einschätzung des Heidentums schließt nicht aus, fordert vielmehr, daß der Missionar, dem daran gelegen sein muß, die Religion seines Volkes bis in die verborgensten Tiefen hinein zu verstehen, mit Liebe und Lust alles, was sich darin von Sehnsucht nach Gott, von moralischem Empfinden, von Verlangen nach besseren Gütern findet, sammelt und rückhaltlos anerkennt als das, was es wirklich ist, als Edelmetall göttlichen Ursprungs. Ich hoffe, das sei in der Darstellung genügend zum Ausdruck gebracht. Das Gold der göttlichen Gedanken ist aber verschlakt. Die Wahrheitsgedanken bedeuten bestenfalls eine Unterströmung im heidnischen Gemüt, keinesfalls einen die Religiosität ausprägenden oder langsamerhand veredelnden Antrieb. Ich habe diesen religiösen Werten kein besonderes Kapitel gewidmet, da sie, in den entsprechenden Zusammenhang gestellt, mehr auf gerechte Einschätzung rechnen durften. Wer möchte als Missionar unter den Heiden ein Leben des Kampfes, der Enttäuschungen und Entbehrungen führen, wenn er nicht der freudigen Zuversicht wäre, daß die *viva vox evangelii* auch in den verkommensten heidnischen Gemütern vernommen wird; wenn in ihm nicht der Glaube lebte, daß auch die Animisten weil *ἐκ θεοῦ εἰς θεόν* sind.“

Und den schönen Schluß will ich doch auch noch zitieren. „Im Gegensatz zu den finstern Kräften des Heidentums die lebenweckenden Kräfte des Evangeliums herauszuheben, das war des Verfassers Absicht. Es trieben ihn ähnliche Erfahrungen und Erlebnisse dazu, wie die ersten Heidenmissionare, denen es anlag, der Antiochenischen Gemeinde zu verkündigen, wie viel Gott mit ihnen getan und wie er den Heiden hätte die Türe des Glaubens aufgetan. (Act. 14, 27. 15, 3, 4, 12). Von jenen heißt es: „Sie machten große Freude allen Brüdern.“ Es siegt heute wie damals das Evangelium, von dem der große Heidenapostel aus reicher Erfahrung bezeugt, daß es wirkt *οὐκ ἐν λόγῳ μόνον, ἀλλὰ καὶ ἐν δυνάμει καὶ ἐν πνεύματι ἀγνῶ καὶ πληροφῶριᾳ πολλῇ*“ (1. Thess. 1, 5).

3) Brिंगmann S. J.: P. Florian Baucke, ein deutscher Missionär in Paraguay. Freiburg. Herder. 1908. 140 S. Mit 25 Bildern und 1 Karte. Geb. 2 Mk. Ein lehrreiches Blatt aus der Endzeit der romantischen Geschichte der jesuitischen Paraguay=Mission, das ich mit großem Interesse gelesen habe. Die umfangreiche Handschrift Bauckes selbst ist verloren gegangen, die Abschrift derselben bereits wiederholt bearbeitet

und aus diesen Bearbeitungen das vorliegende Buch hervorgegangen, so daß also eine mehrfache Filtrierung vorliegt. Immerhin sind es wertvolle Einblicke, welche die Auszüge aus der Originalschrift in den erfolgreichen Betrieb der ebenso viel bewunderten wie angefochtenen und so traurig ausgegangenen Paraguay-Mission uns tun lassen. Baude selbst ist eine sympathische Erscheinung und wir stimmen dem Urteil der buchhändlerischen Anzeige zu, daß er „praktisch, in allen Künsten und Gewerben erfahren, ein trefflicher Musiker, voll Humor und von außergewöhnlichem Geschick in der Behandlung der Eingebornen war.“ Auch ist er ein gemüthlicher Erzähler.

D. Warneß.

4) **Ang:** „Deutschlands Pflichten in Südwest-Afrika.“ (Zeitfragen des christlichen Volkslebens.) Stuttgart. 1908. 80 Pfg. Eine erfreuliche Erscheinung in der Flut von Schriften und Broschüren, welche sich mit Südwest-Afrika beschäftigen und gute Ratschläge erteilen. Der Verfasser, 7 Jahre lang Pfarrer in Windhuk, hat das Recht, seine Stimme zu erheben, weil ihm das Wohl der weißen sowohl wie der farbigen Bevölkerung der Kolonie am Herzen liegt. Er weist zunächst auf unsere nationalen Pflichten Afrika gegenüber hin: Die Buren zum Deutschtum herüberziehen, deutsches Nationalbewußtsein pflegen, die deutsche Sprache rein halten und tunlichst einführen. Die Kolonie legt uns auch wissenschaftliche Pflichten auf: Ethnographie der Eingeborenen erforschen, ihre Sprachen, besonders das hochinteressante, bald auf den Aussterbe-Stat gesetzte Nama studieren, das Geheimnis des Volkes der Bergdama und der Buschmänner lüften, Geographie und Geologie des noch allzu unbekannten Landes erschließen. Wichtiger noch sind die kulturellen Pflichten: Verf. äußert sich über die Besiedelung, die später auch mehr in Form von Kleinsiedelungen möglich sein werde. Er gibt Ratschläge über neue Erwerbszweige (Dattelpalmen, Fischerei an der fischreichen Küste), über Bewässerung und dergl. Das wertvollste an der Broschüre ist aber, daß sie dem deutschen christlichen Volke daheim und draußen das Gewissen schärft für die sittlich-religiösen Pflichten, welche die Kolonie ihm auferlegt. Die Eingeborenen, das wertvollste Gut der Kolonie, müssen erzogen werden mit fester Hand, aber gerecht und milde. Wir haben an ihnen viel wieder gut zu machen. Verf. empfiehlt staatliche Kommissare, welche die Interessen der eingeborenen Bevölkerung vertreten, ihr Vertrauen besitzen, an ihrer Erziehung arbeiten und so ein unentbehrliches Bindeglied zwischen Schwarz und Weiß werden. Ang. erörtert auch die viel umstrittene Frage der Reservate und Lokationen; er empfiehlt, den Farbigen wieder Kapitäne zu geben, durch welche man sie, wie die Erfahrungen in Holländisch-Indien beweisen, besser regieren werde. Weiter weist er auf die wohl erschwerten aber auch erweiterten neuen Aufgaben der Mission hin, welche berufen ist, den Hauptanteil an der Erziehung der Eingeborenen zu leisten. Eine starke Bewegung zur Annahme des Christentums läßt sie freudiger in die Zukunft blicken. Sie würde mehr für die Erziehung der Schwarzen zur Arbeit leisten können, wenn die evangelische Christenheit ihr mehr Mittel zur Verfügung stellte. Daß man in Berlin der katholischen Konkurrenzmission den Einzug in die

bisher nur von evangelischer Seite bearbeiteten Gegenden gestattet hat, ist sehr zu bedauern. Die Störung des Friedens kommt aber nur auf Rechnung der katholischen Mission. Die konfessionellen Gegensätze haben sich unter der weißen Bevölkerung verschärft. In Windhuk gibt es keine evangelische Schule mehr, obgleich die Regierungsschule 73 evangelische und nur 2 katholische Kinder zählt. Im Interesse des religiösen Lebens muß die evangelische Volksschule wieder hergestellt werden. Die Heimattirche fängt endlich an, sich auf ihre Pflichten gegenüber ihren deutschen Gliedern in Südwest zu besinnen. Auch die deutsche Frau und die Presse haben hohe Aufgaben für die Entwicklung der Kolonie. Verf. protestiert energisch gegen das vielgeübte Biertrinken und gegen den Geschlechtsverkehr Weißer mit farbigen Frauen. — Gegen manche Urteile und Ratschläge des Verf.'s kann man ja Bedenken hegen und hier und da in die Zukunftsmusik nicht einstimmen, aber es sind der beachtenswerten Anregungen viele, die das Schriften gibt, manche allerdings nicht neue, und — gute tapfre Worte, von denen wir sehr wünschen, daß sie auf guten Boden fallen. Möchte das frisch geschriebene Büchlein weiteste Verbreitung finden, besonders in Kolonialkreisen.

Lic. Warned.

5) **Dr. A. Fries:** „Bibelstudium i Apostlagärningar och Pauli brev.“ Stockholm 1908. 208 S. Unter diesem Titel hat Dr. A. Fries „für tägliches Selbststudium und Bibelkränzchen“ eine sehr ansprechende Einführung in die Apostelgeschichte herausgegeben, als Fortsetzung eines ähnlichen Werkes über das Leben Jesu, das in Kopenhagen erschienen ist. Dr. F. ist Sekretär der Christlichen Vereine junger Männer in Schweden, der Verfasser des dänischen Werkes Sekretär für die in Dänemark; so sollen beide Schriften wohl zunächst diesen Vereinen dienen. Fries hat die Apostelgeschichte für ein Studium von 25 Wochen in 25 Abschnitte geteilt, und jeden wieder für das tägliche Bibelstudium in 6 Unterteile. Diese Anordnung bringt, wie Verfasser selbst anerkennt, Ungleichheit in der Behandlung mit sich, auch wäre sonst die Unterteilung wohl hier und da anders ausgefallen. Jeder Abschnitt läuft in eine „Zusammenfassung“ aus, die in etwas an die fünfte der formalen Stufen der Herbartianer erinnert. Hier, wie auch am Schluß der Tagespensen, sind Fragen zur Gewissensschärfung und Lebensvertiefung gestellt. Verfasser gründet sich meist auf englische Gelehrsamkeit, benutzt aber auch die deutsche, ohne jedoch die Schrift mit gelehrtem Beiwerk zu beschweren. Die Apostelgeschichte ist ihm eine einheitliche, durch historische Treue auch in Nebendingen ausgezeichnete Schrift des Lukas, der, vielleicht als Schiffsarzt auf der Linie Troas-Philippi zu denken (?), zuerst nur zeitweise in Pauli unmittelbarer Nähe war; die paulinischen Briefe sieht er sämtlich als echt an. Er legt nun die Zusammenhänge der Ereignisse und die Gedankengänge der Reden dar, macht die inneren und äußeren Schwierigkeiten im Leben der jungen Kirche klar, weist auf die religiösen, politischen usw. Verhältnisse hin, die zum volleren Verständnis notwendig sind, und sucht überall Beziehungen zu verwandten Gedanken der biblischen Bücher auf, um die Leser recht vielseitig in die Heilige Schrift einzuführen. Die Briefe Pauli sind in die

Apostelgeschichte eingearbeitet, teils zur Ausfüllung von Lücken, teils zur Stimmungsmalerei, teils zur Darstellung der Gemeindeverhältnisse. Sie werden freilich so etwas auseinandergerissen und ihre Behandlung ist natürlich nicht so eingehend wie die der Apostelgeschichte. In Einzelheiten kann man anderer Meinung sein als Verfasser, aber das tut dem Buche selbst keinen Eintrag. Treten die Behrfragen zurück, so treten die Fragen des christlichen Lebens, namentlich des Gemeindelebens, in den Vordergrund, und die Vorgänge in den Anfängen der Kirche haben bis in die Gegenwart ihre Analogie. Vielsach nimmt Verfasser Bezug auf die Verhältnisse der Gegenwart, im heimischen Leben wie auch in den Missionsgebieten. Für die Mission erwärmt die Schrift, durch die Persönlichkeit des großen Heidenapostels wie durch die Siege des erhöhten Herrn, auch ohne daß Verfasser den „Stechen des Treibers“ schwingt, vielmehr berührt die Nüchternheit wohlthuend, mit der er darauf ausgeht, ein gesundes Christenleben zu erzielen, nicht Treibhauspflanzen.

Berlin.



Die vierte deutsche Studenten-Missionskonferenz.

Alle 4 Jahre veranstaltet der deutsche Studentenbund für Mission (S. f. M.) eine allgemeine Studenten-Missionskonferenz. Die vierte soll unmittelbar vor Beginn des Sommersemesters in Halle a. S. vom 16.—20. April dieses Jahres im Hotel „Kronprinz“ tagen.

Ihr Zweck ist, zum Studium der Mission und zu freudiger Hilfeleistung anzuregen. Sie möchte die Erkenntnis wachrufen, daß die Mission Akademiker aller Fakultäten nötig hat, die hier in der Heimat und draußen auf dem Missionsfelde ihre Lebensarbeit der Ausbreitung des Evangeliums dienstbar machen. Es handelt sich also in erster Linie darum, Arbeiter zu gewinnen.

Deshalb will die Konferenz einen Überblick über die augenblicklichen Missionsaufgaben in der Heimat und auf den verschiedenen Gebieten geben und die besonderen Arbeitsgelegenheiten gerade für Akademiker darlegen.

Zugleich wird aus allen Verhandlungen herauszulingen, daß Missionsarbeit Gottesdienst ist und den Glauben und die Hingabe des Lebens an Jesus Christus voraussetzt. So hoffen wir, daß niemand die Hallenser Tage ohne inneren Gewinn erleben wird.

Programm. 16. April abends 8½ Uhr: Eröffnungsversammlung. Höffentlich Prof. D. Warneck. 17. April vorm 9½ Uhr: Morgenandacht. Prof. D. Käbler-Halle. 10 Uhr: „Der Heilsrat Gottes für die Welt.“ Prof. D. Gaußleiter-Halle. 11 Uhr: „Die Werbekraft des Evangeliums.“ Missionsinspektor Lic. Warneck-Barmen. Nachm.: Begrüßung. a) Durch die heimatischen Missionsgesellschaften. b) Durch die auswärtigen Delegierten. Abends 8½ Uhr: „Jüngerschaft.“ Redner noch unbestimmt. — 18. April

vorm.: Gottesdienst. Nachm.: Spaziergang. Ansprache Pastor D. von Bodelschwingh. Abends: Gesellschaftliches Beisammensein. Berichte über verschiedene Zweige der Arbeit. — 19. April vorm. 9 Uhr: Morgenandacht. Prof. D. Sering-Halle. 9 1/2 Uhr: „Dringende Missionsaufgaben in Indien.“ Missionar Frohnmeyer-Basel. 10 1/2 Uhr: „Offene Türen in Ostasien.“ John H. Mott. 12 1/4 Uhr: Ansprache von Moses Chi-Amoy (China). Nachm. 3 Uhr: Dringende Missionsaufgaben in Afrika.“ Missionsdirektor D. Hennig-Berthelsdorf. Abends 8 1/2 Uhr: „Dringende Missionsaufgaben gegenüber dem Islam.“ Missionssekretär P. Würz-Basel. — 20. April vorm. 9 1/2 Uhr: Morgenandacht. Privatdozent Lic. Dr. Heim-Halle. 10 Uhr: „Notwendige Voraussetzungen zur Lösung der Missionsaufgaben.“ a) Arbeiter daheim, Missionsinspektor P. Wilde-Berlin (?). b) Arbeiter draußen, Missionsinspektor P. Stursberg-Neufkirchen. Nachm. 3 Uhr: „Der Ruf Gottes zur Mission.“ Missionar P. Simon-Bielefeld. „Gingabe.“ John H. Mott. Abends 8 1/2 Uhr: Schlußversammlung.

Auch Spezialversammlungen für Theologen, Philologen, Mediziner, Juristen, Techniker und Studentinnen sollen stattfinden. Für eine gute Literatúrausstellung soll gesorgt werden. Wir bitten alle, denen die Förderung des Missionsinteresses unter Studenten und die Gewinnung von Akademikern für den praktischen Missionsdienst am Herzen liegt, Studenten ihres Bekanntenkreises auf diese Konferenz aufmerksam zu machen. Wie viele Studenten aus dem Norden und Osten Deutschlands reisen auf dem Wege nach südlichen und westlichen Universitäten — und umgekehrt — durch Halle durch! Gewiß kämen manche gern, wenn es ihnen nur recht gesagt würde.

Auch für finanzielle Hilfe wären wir allen Freunden der Mission und der akademischen Jugend von Herzen dankbar.¹⁾

Vor allem aber bitten wir für die reiche Arbeit der Vorbereitung und für ein gutes Gelingen der Konferenz um fürbittendes Gedenken.

G. Beyer, P.

Reisefekretär des S. f. M.

1) Freundlichst zu senden an stud. theol. Scharpff, Marburg a. B., Alfföller 1.



Fünzig Jahre Arbeit der Nederlandsche Zendingsvereinigung.

Von Lic. Joh. Warned.

Im November 1908 feierte die Nederl. Zendingsvereinigung das Fest ihres 50jährigen Bestehens. Die Arbeit dieser kleinen Gesellschaft darf darum auf weitgehendes Interesse rechnen, weil sie auf ihrem einzigen Missionsgebiete, dem westlichen Teil von Java, es fast ausschließlich mit Mohammedanern zu tun hat und so einen wertvollen Beitrag liefert zur Lösung der Frage, ob es heute an der Zeit ist, Mohammedanermision zu treiben.

Der verflachende Modernismus, welcher sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Nederl. Zendelinggenootschap eingenistet hatte, veranlaßte eine Anzahl altgläubiger Männer, unter Führung eines Herrn Borhoeve aus dieser Gesellschaft auszutreten und 1858 eine eigene Missionsgesellschaft zu gründen. Man wollte damit zugleich ein Bekenntnis ablegen und stellte in den Statuten folgendes Programm an die Spitze: „Die Gesellschaft besteht aus Mitgliedern, die bekennen, daß der Herr Jesus Christus ihr vollkommener Seligmacher ist, die dieses in ihrem Wandel zeigen und erklären, nicht zusammenarbeiten zu können mit denjenigen, die seine wahrhaftige und ewige Gottheit leugnen.“ Leider bildeten sich ein halbes Jahr später zwei weitere Gesellschaften, gleichfalls im Gegensatz zur alten Rotterdamer Missionsgesellschaft, die Utrechtsche und die gereformeerde Zendingsvereinigung in Amsterdam. Es bleibt zu bedauern, daß die bibelgläubigen Missionsfreunde Hollands ihre Kräfte so zersplitterten. Die Nederl. Zendingsvereinigung stellte sich auf den Boden der Nederl. Hervormde Kerk und verpflichtete ihre Missionare auf deren Bekenntnisse. Rotterdam wurde als Sitz der Missionsleitung beibehalten, wo ihr 1890 von Herrn Jttmann eine außerhalb des großstädtischen Treibens gelegene, geräumige Villa als Heim geschenkt wurde.

Anfangs mußten die Missionszöglinge einen dreijährigen Lehrcursus durchmachen, den man bald auf fünf Jahre verlängerte. Die Ausbildung ist nicht die klassische der deutschen Missionsseminare,

sondern wie bei den meisten holländischen Missionsseminaren eine gute allgemeine; auch medizinische Vorbildung wird gegeben, und auf Unterricht in Malaiisch, Sundanesisch und indischer Völkerkunde wird viel Wert gelegt. Man rühmt in dem zum Jubiläum erschienenen Gedenkbuch¹⁾ die guten Erfolge dieser Vorbildungsmethode. Seit 1878, also 30 Jahre lang, hat Coolisma, früher Missionar auf Java, dem Missionshause als Direktor vorgestanden.

Bei der Wahl des Missionsgebietes, das natürlich innerhalb der holländischen Kolonien des Indischen Archipels zu suchen war, wurde man deutlich auf Java hingewiesen, und zwar auf den westlichen, damals noch wenig von den Europäern berührten Teil, wo das Volk der Sundanesen mit etwa 6 $\frac{1}{2}$ Millionen Menschen wohnt. Außer den durchweg mohammedanischen Sundanesen halten sich dort rund 100 000 Chinesen und einige Araber auf. Das gebirgige Land ist einzig schön, und zum Teil märchenhaft fruchtbar; das Klima verhältnismäßig gesund. Ein großer Vorzug dortiger Missionsarbeit ist der, daß man es in dem ganzen großen Gebiet nur mit einer Sprache, dem Sundanesischen, zu tun hat. Für gute Wege hat das Gouvernement gesorgt, heute durchschneiden sogar nicht wenige Eisenbahnen das Land nach verschiedenen Richtungen. Selbst in den Anfangszeiten, als das Reisen noch beträchtlich beschwerlicher war, konnte man fast überall hin zu Pferd oder zu Wagen gelangen.

Die erste Arbeit der Sendboten bestand darin, die damals kaum bekannte sundanesishe Sprache zu erforschen. Man mußte sie, obgleich das Land schon lange unter holländischer Herrschaft stand, den Leuten vom Munde ablernen. Besonders verdient nach dieser Seite hin machten sich die Missionare Albers, Geerdink und Coolisma, der letztere mit hervorragendem Erfolge. Er gab eine sundanesishe Grammatik und ein Wörterbuch heraus, übersetzte christliche Lieder, die ganze Heilige Schrift, die ein Meisterwerk der Übersetzung genannt wird, und manches andere. Mit der Zeit haben die Missionare den Sundanesen eine nicht unbeträchtliche christliche Literatur geschenkt.

Man merkte bald, daß die Arbeit keine leichte war. Es galt, passive und aktive Widerstände zu überwinden. Der Sundanese ist indolent, träge, gleichgiltig gegen höhere Gedanken, nur für materielle

1) Na vijftig jaren. Gedenboek van de Ned. Zendingsvereeniging, door Ds. H. J. Rooseboom. 1908.

Güter interessiert. Er läßt jede Predigt schweigend über sich ergehen, weil ihm das Gehörte vollständig gleichgiltig ist. Grobe Unfittlichkeit ist allgemein verbreitet. Der Mohammedanismus hat dieser grob materialistischen Gesinnung religiöse Weihe gegeben. Er befördert die Selbstgerechtigkeit, macht hochmütig, schmeichelt den Sinnen und verhärtet die Gemüther gegenüber dem Evangelium. Während das indonesische Heidentum, so sehr es auch die Gemüther verroht hat, sich bei geduldiger Bearbeitung nicht unempfänglich zeigt für das Evangelium, dessen Überlegenheit es bald fühlt, so verhalten sich diejenigen Völker und Individuen, welche dem Islam verfallen sind, hochmütig ablehnend gegen das Christentum, glauben sie doch, eine höhere und bessere Religion zu besitzen. Der Christ ist in ihren Augen ein Kasir, ein Ungläubiger, ein Polytheist. Nicht überall gebärdet sich der Mohammedanismus auf Java fanatisch, immer aber ist er der erbitterte Feind der evangelischen Mission. Die Nederl. Zendingsvereeniging faßt nach 50jähriger Erfahrung ihr Urtheil dahin zusammen: „Unüberwindlich ist der Mohammedanismus nicht, aber er ist stark.“

Auch unter den früher vielfach zugänglichen Chinesen fand das Evangelium in den letzten Jahren stärkeren Widerstand. Seit dem siegreichen Kriege Japans gegen China ist das Selbstbewußtsein der Chinesen mächtig erwacht. Es ist die Losung ausgegeben: Zurück zu Konfuzius! Dieser Neo-Konfuzianismus hat in Niederl.-Indien begeisterte Anhänger gefunden, man will durch Zurückgehen auf des Konfuzius Moral China reformieren. Das javanische Jung-China ist antieuropäisch und antichristlich. In Sukabumi ist der Kleinen Christengemeinde, zu der verhältnismäßig viele Christen gehörten, bedeutender Schaden durch diese politisch-heidnische Bewegung geschehen. Ebenso in Indramaju, wo ein getaufter Chinese dafür Propaganda machte; die Ausbreitung des Christentums ist dort nach einem erfreulichen Anfang vorläufig zum Stillstand gekommen.

Leider bereitet auch die römische Mission in den Sundaländern der evangelischen bedauerliche Schwierigkeiten. In Batavia und dem damit verbundenen Meester-Cornelis drang sie vor 13 Jahren in das evangelische Arbeitsgebiet ein. Ein entlassener Helfer rief sie herbei, und junge Leute, die unzufrieden waren, weil sie nicht in dem Depoker Seminar für eingeborene Lehrer aufgenommen wurden, schlossen sich an. Im Innern des Landes haben die Römischen sich bisher nicht eingedrängt, aber die Parole dazu ist bereits ausgegeben. Seit einigen Jahren bemühen sich auch

Irvingianer und amerikanische Methodisten, in dem kleinen Fischteich der evangelischen Gemeinden ihr Netz auszuwerfen, wodurch sie unter den jungen Christen beklagenswerte Verwirrung anrichten.

So mußte die neue Mission sich Schritt vor Schritt das Terrain erkämpfen. In absehbarer Zeit kann unter den Sundanesen nicht von Volkschristianisierung die Rede sein; denn der Mohammedaner fühlt nicht mehr kommunistisch in Religionsangelegenheiten wie der animistische Heide, sondern jeder ist persönlich überzeugt von der Unübertrefflichkeit des weltumspannenden Islam. Die Sendboten der Nederl. Zendingsvereinigung evangelisierten durch Predigt, Einzelbelehrung und Verbreitung christlicher Literatur. Unter den Heiden findet der Missionar mühelos Zuhörer, unter den Mohammedanern dauert es oft lange, bis einige wenige ihr Ohr der Botschaft leihen. Es sind das zumeist die sozial Unterdrückten, die ärmeren Klassen der Landbevölkerung. Skioptikon und biblische Bilder helfen oft, eine aufmerksame Zuhörerschaft herbeizulocken. Ist erst eine kleine Gemeinde gewonnen und damit eine geregelte Predigtgelegenheit gegeben, so kristallisiert sich darum die missionarische Tätigkeit von selbst; das Evangelium wirkt sauerartige in die Umgebung. Sind einmal die Erstlinge gewonnen, dann fehlt es fast nie an weiteren Taufbewerbern, wobei es sich freilich um kleine Zahlen handelt. Im allgemeinen zeigten sich bei der Gründung neuer Stationen die Chinesen am empfänglichsten. Man hat bei mehreren Gemeinden den Eindruck, daß erst dann mohammedanische Sundanesen gewonnen wurden, nachdem eine kleine Christenschar aus den Chinesen den Bann gebrochen hatte. Man macht in Niederländisch Indien (und Malakka) die Erfahrung, daß der Chinese, wenn er, der Heimat fern, losgelöst ist von der Tradition und dem Konserbatismus des heimatlichen Ahnendienstes, leichter für das Evangelium empfänglich ist. Wo der Einfluß der nationalen Tradition wieder gestärkt wird, wie durch den Neo-Konfuzianismus, wird er genau so unzugänglich und stolz wie in seiner Heimat. Auch sind die Chinesen dankbarer für Krankenbehandlung als der stumpfsinnige Indonesier, der es den Missionaren oft geradezu als ihre Schuldigkeit vorhält, sich der Kranken anzunehmen.

Ein wichtiges Evangelisationsmittel für eine mit den Anfangsschwierigkeiten ringende Mission ist die christliche Schule. Auf diesen Arbeitszweig haben sich die Sendboten der Nederl. Zendingsvereinigung mit Fleiß und Geschick geworfen. Fanden doch ihre Schulen, deren

Nugen Sundanesen wie Chinesen einsehen, viel Zulauf. Bei der Verührung mit den Europäern merkt der Inländer, daß Bildung Macht ist; besonders gefällt ihm der Unterricht im Holländischen und in den Realien. Schicken doch manche Chinesen ihre Kinder sogar nach Singapore, damit sie dort etwas Ordentliches lernen. Wer die Schule besucht hat, findet auf angenehmere Weise sein Brot und gilt mehr. Später flaute der Schuleifer allerdings ziemlich ab. Nicht alle Schulbesucher kamen auf ihre Rechnung; es entstanden religionslose Regierungsschulen, man wehrte sich auch gegen den nicht zu verkennenden christlichen Einfluß der Missionsschulen. Die Missionare ließen sich aber weder durch den ersten Übereifer täuschen noch durch die Reaktion abschrecken; wohin sie kamen, errichteten sie Schulen, die im allgemeinen gut besucht wurden. Heute haben sie 1506 Kinder in regeltem Unterricht. Die biblischen Geschichten bewähren auch in den sundanesischen Schulen ihre Kraft; sie sind das beste Evangelisationsmittel. Die Kinder gehen am liebsten in die Missionsschulen. Leider muß die Missionsleitung klagen, daß ihr nicht genügend europäische und inländische Kräfte zur Verfügung stehen. Hier und da steht man sich sogar genötigt, mohammedanische Lehrer zur Hilfe in den Missionsschulen heranzuziehen.

Um bessere Helfer zu bekommen, errichtete man im Jahr 1902 ein Seminar in Bandung unter Leitung des Missionars Alkema. Es befremdet, daß man das nicht schon viel früher getan hat; bis dahin blieb es dem einzelnen Missionar überlassen, sich Hilfskräfte heranzubilden, wo und wie er sie fand. Eine Reihe brauchbarer Lehrer besorgte das für ganz Niederl. Indien wirkende Seminar zu Depok, wo Batak, Niaffer, Alifuren, Dajak, Sundanesen, Javanen und Papua herangebildet wurden. Eine mit der Zukunft rechnende Mission unter einem großen Volke braucht aber ein eigenes Seminar. Man errichtete in Bandung eine Anzahl zweckentsprechender Gebäude und fing in Gottes Namen an. Die Dauer des Kursus beträgt 4 Jahre. Der Unterricht umfaßt: Sundanesisch, Malaiisch, Lesen, Schreiben, Rechnen, Formlehre, Geschichte, Geographie, Völkerkunde, Naturkunde, Pädagogik, Zeichnen, Singen, biblische Geschichte und Geschichte des Islam, also ein reichbesetztes Programm. Auf diese Weise kamen aber die theologischen Fächer nicht zu ihrem Rechte. Man fügte daher an diesen elementaren Kursus für die dazu geeigneten Zöglinge noch einen zweiten zweijährigen, mit Unterricht in den christ-

lich-theologischen Fächern, nach dessen Absolvierung die jungen Leute als godsdienstvoorgangers, d. h. als Hilfsarbeiter im kirchlichen Dienst der Gemeinden angestellt werden können. Mit dieser Erziehungsmethode hat man gute Erfahrungen gemacht.

Als kräftiges Evangelisationsmittel bewies sich ferner, wie überall in mohammedanischen Ländern, die Krankenbehandlung. Missionsärzte standen und stehen der Gesellschaft allerdings nicht zur Verfügung. Die Missionare genossen aber in Rotterdam eine gute medizinische Ausbildung und verwandten in Java viel Mühe auf die Behandlung kranker Inländer. Zu dem Inventar jeder Station gehört ein kleineres oder größeres Krankenhaus, in welchem man die Kranken besser in Aufsicht und Pflege nehmen kann, als es in den Dörfern möglich ist. Freilich kostet diese Tätigkeit viel Zeit. Dafür öffnet sie aber auch manche verschlossene Tür und trägt nicht wenig dazu bei, bei der mißtrauischen Bevölkerung Vertrauen zur Person des Missionars zu wecken. Ein Missionsarzt, falls sich ein solcher der Gesellschaft anböte, würde höchst willkommen sein.

Die Verhältnisse zwangen die Missionare der Nederl. Zendings-vereinigung, es mit einer eigenartigen Methode zu versuchen, nämlich mit der Gründung christlicher Dörfer und Kolonien, unter Leitung europäischer Missionare, in welchen man die jungen Christen sammelte. Man ist sich auch in Holland darüber klar, daß solche Kolonien als Evangelisationsmittel wenig Wert haben, weil die dort wohnenden Christen isoliert werden, aus dem Volkszusammenhang ausscheiden und keinen oder wenig Einfluß auf ihre mohammedanischen Volksgenossen ausüben können. Dennoch entschloß man sich zur Anlage einiger Christendörfer, um den zum Christentum übergetretenen Sundanesen zu einer Existenz zu verhelfen. Diese gerieten oft in eine üble Lage; sie verloren ihre Felder und Häuser oder wurden von Häuptlingen und Dorfgenossen in der schändlichsten Weise gequält. So sah sich die Mission genötigt, den der mohammedanischen Feindschaft preisgegebenen jungen Christen irgendwie zu helfen. Auch schien es wünschenswert, schwache Christen den Versuchungen des Dorflebens, die wir uns kaum gefährlich genug vorstellen können, zu entziehen, indem man ihnen Gelegenheit bot, in aller Ruhe der Auswirkung ihres Glaubens leben zu können. Der Christ findet in den Asylen Lebensunterhalt und Arbeit, er kann es zu wirtschaftlicher Selbständigkeit und Wohlhabenheit bringen. Dazu

wird er durch die christliche Gemeinschaft geistlich gestärkt und gefördert.

Die gelungenste dieser christlichen Kolonien ist Pangharepan bei Sukabumi. Van Gendenburg gründete sie im Jahre 1886, um einen Mittelpunkt christlichen Lebens inmitten der mohammedanischen Macht zu schaffen. Die holländische Regierung gab bereitwilligst eine große Strecke unbebauten Landes in Erbpacht an die Mission, die ihrerseits einzelne Parzellen an christliche Sundanesen verpachtete. Unter deren fleißigen Händen entstanden bald ergiebige Reisfelder und fruchtbare Gärten, in denen Kaffee, Kakao, Kapok, Pfeffer und Tee gezogen wird. Alle Angeseffenen sind verpflichtet, außer ihrem eigenen Felde auch Missionsgärten zu bearbeiten, deren Ertrag der Anlage zugute kommt. Heute macht die Kolonie einen höchst vorteilhaften Eindruck auf den Besucher. Die Anlagen, sauber und rationell bearbeitet, prangen im herrlichsten Grün. Kirche, drei Schulen, Missionshaus, sowie die Häuser der Christen sind solide gearbeitet und erfreuen das Auge durch Sauberkeit. Das Leben in der Kolonie ist durch christliche Gesetze geregelt; Mohammedaner, die sich unter die Gesetze beugen, dürfen sich unter den Christen niederlassen. Christliche Älteste helfen dem Missionar in der Verwaltung der 308 Seelen zählenden Gemeinde: ein chinesischer Aufseher, „ein Juwel von einem Christen“, kontrolliert die kolonisatorische Arbeit. Mehrmals in der Woche und am Sonntag findet Gottesdienst statt; Sonnabend abends bereiten sich die Christen in einer Versammlung unter sich auf den Sonntag vor. Ein christlicher Jünglingsverein bietet seinen Mitgliedern Erbauung und Erholung. Einigen Diakonen ist die Sorge für die Armen und Kranken aufgetragen. Eine Kleinkinderschule ist für die Kleinsten eingerichtet. Für Krankenbehandlung ist bestens gesorgt. Pangharepan bedeutet „Hoffnung“. Es wurde gegründet in der Hoffnung, daß es eine Stadt auf dem Berge werden möchte, ein brennendes Licht, ein lauttönendes Zeugnis von der Kraft des Christentums inmitten der Mohammedaner. Die Hoffnung hat sich in etwa erfüllt. Reise christliche Charaktere erzieht man freilich auf diese Weise nicht. Die Christen werden auf Schritt und Tritt gegängelt, beaufsichtigt, bevormundet. Missionstrieb kann in ihnen nicht erwachen. Die christlichen Kolonien sind wohl nur als Durchgangsstadium gedacht.

Eine ähnliche Christenniederlassung gründete man in Palalangon im Bereich von Tjiandjur. Die Kolonialregierung hatte dort durch Anlegung eines Staudammes eine große, bisher wüste Ebene fruchtbar gemacht. Missionar Alfema siedelte dort im Jahre 1902 christliche Familien an, welche bei fleißiger Arbeit reichlichen Lebensunterhalt finden. Man hatte zunächst mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Malaria trat bösartig auf und forderte manches Opfer; es fehlte an geeigneten inländischen Helfern; ein Trupp Unzufriedener, die von Pangharepan ausgerückt waren, beunruhigte die Gemüter; Irvingianer, von Batavia kommend, machten 18 Mitglieder der jungen Gemeinde abspenstig. Dann aber ging es besser. Die Gemeinde steht etwas selbständiger da als Pangharepan, wo der Missionar

die Seele des Unternehmers und der allezeit anwesende Leiter ist. Die Zahl der christlichen Kolonisten nimmt zu (70 Seelen). Einige Mohammedaner besuchen regelmäßig die Gottesdienste, und, was besonders erfreulich ist, die junge Gemeinde fühlt die Pflicht, ihrerseits das Evangelium den umwohnenden Mohammedanern zu bringen. Ohne Frage wird erst dann das Evangelium größere Siege über die Anhänger des Islam erringen, wenn es von glaubensstarken Evangelisten des eigenen Volkes ihnen angeboten wird.

Im Jahre 1882 ließ sich Missionar Verhoeven in Tjideres nieder, mit der Absicht, gleichfalls ein Christendorf zu gründen. 26 Jahre lang hat der treue Mann am selben Orte mit Einsetzung aller Kraft arbeiten dürfen und mit gutem Erfolg. Sehr bescheiden fing er mit einigen christlichen Jünglingen, einer Witwe und einem Mädchen an, heute zählt die Gemeinde 205 Seelen. Damals wüstes Land ringsherum, heute eine sehenswerte Anlage mit Kirche, Schule, Missionshaus, Krankenhaus und den netten Häusern der Christen, alles gebaut mit Steinen, die in der Gemeindeziegelei gewonnen sind, und von Gemeindegliedern aufgeführt. Die Christen des benachbarten Filials Tjibolang können sich in ihrer mohammedanischen Umgebung nicht halten und haben schon mehrmals gebeten, in das Christendorf übersiedeln zu dürfen.

Der westliche Teil der Insel Java hat eine Reihe großer und ziemlich großer Städte. Sollte man von diesen Zentren ausgehen oder lieber die Landbevölkerung aufsuchen? Tatsächlich sind meist die Bewohner größerer Städte, in denen alle möglichen Elemente zusammenströmen, weniger empfänglich für das Evangelium als die Bewohner entlegenerer Gegenden. Die Boten der Nederl. Zendings-Vereeniging versuchten beide Wege und haben heute in den Städten sowohl wie auf dem Lande Christengemeinden. In Batavia, wo früher überhaupt nicht missioniert wurde, übernahm Missionar Tiemersma die kleine Arbeit des Java-Komitees an Sundanesen und Chinesen. Die kleine Gemeinde zählt nur 78 Seelen. Tiemersma pflegt auch die kleinen mühsam gesammelten Gemeinden Rangkasbitung in der Residenz Bantam und Djengkol mit zusammen 80 Seelen. Eine kleine Gemeinde hat die Nederl. Zendingsvereeniging in einem Vorort von Batavia, Meester-Cornelis, wo ein holländischer Pastor vorgearbeitet hatte. Jetzt zählt die Gemeinde, lange Jahre durch Missionar Albers bedient, 55 Seelen. Also wenig Erfolg in der großen Stadt. Von hier aus werden noch einige Filialen im Binnenlande bedient. In Buitenzorg, dem Sitz der Kolonialregierung, hat die Arbeit unter den Chinesen nur geringen Erfolg gehabt. Ein chinesischer Lehrer arbeitet an der Schule treu neben dem Missionar. Im ganzen hat die Nederl. Zendingsvereeniging

in der Residenz Batavia 872 Christen, wovon bei weitem die meisten auf die Landgemeinden fallen.

Im Jahre 1893 machte man einen Vorstoß in die westliche Residentenschaft Bantam. Die dortige Mission stellt aber ein trauriges Blatt in der Geschichte der Nederl. Zendingsvereinigung dar. Der unermüdlche Missionar Pennings durchreiste unter vielen Beschwerden das Land hin und her zusammen mit einem jungen Lehrer und ließ sich schließlich in Bebat nieder. Die Bevölkerung empfing ihn mit dem größten Mißtrauen; die Kranken ließen sich wohl behandeln, bewiesen aber nicht die mindeste Dankbarkeit. Im Jahre 1897 hatte er eine kleine Gemeinde von 30 Seelen gesammelt. Dann kam ein Unglück nach dem andern über das Werk. Überarbeitet und innerlich gebrochen, erlag der Missionar einem Cholera-Anfall. Man gab die Arbeit in Bebat auf. Die wenigen Christen werden von Batavia aus versorgt.

Viel Mühe gab man sich in Tjandjur, einer ansehnlichen Stadt der Residentenschaft Preanger, die 1863 besetzt wurde. Hier ist ein Brennpunkt des Mohammedanismus, wo viele Hadjis (Mekkapilger) den Fanatismus schüren. Eine Zeitlang durften sie die Christen sogar öffentlich verfolgen. Noch heute machen sie ihnen das Leben sehr sauer. Die Schüler werden von den Mohammedanern verspottet und gequält. Viele wagten es nur, des Nachts zu kommen. Doch gerade hier gewann die Mission einige tief gegründete Christen aus den Sundanesen. Mehrere Lehrer sind aus dieser kleinen (106 Seelen), aber innerlich gefestigten Gemeinde hervorgegangen. Von hier aus wird die christliche Kolonie Palalangan bedient.

Von dem ausblühenden Christendorf Pangharepan war schon die Rede. Der dortige Missionar pflegt auch eine kleine Christengemeinde in dem von vielen Europäern als Gesundheitsstation aufgesuchten Sukabumi. Die Bevölkerung zeigte sich erst sehr scheu. Die Gemeinde zählt heute 135 Seelen, nachdem sich eine Anzahl Chinesen haben gewinnen lassen. Ein trefflicher Gehilfe, Matthias Salim, ist die Seele der Arbeit.

Die Hauptstadt der Preanger ist Bandung, herrlich gelegen und gut bevölkert. Leider steht die Bevölkerung, europäische, chinesische und inländische, auf einer tiefen Stufe der Sittlichkeit. Seit 1863 wird hier gearbeitet. Später blieb der wichtige Posten lange Zeit unbesezt; ein sonst gut beleumundeter Helfer, Titus, arbeitete zwar weiter an den Mohammedanern; man machte aber mit ihm die gleiche Erfahrung, wie sie überall in Nederl. Indien sich wiederholt, daß nämlich der beste inländische Gehilfe ohne genügende Ober-

aufsicht zurückgeht. Missionar Alfema brachte neues Leben in die Missionsarbeit. Die Schule dehnte sich aus, es konnte bald eine zweite Schule für Mädchen und eine dritte für die chinesische Jugend errichtet werden. Durch Krankenbehandlung wurden manche Chinesen und Sundanesen für das Christentum gewonnen. Man wünscht heute, einen Missionsarzt in Bandung zu stationieren. Im Beginn der dortigen Arbeit sagte ein Inländer zu dem Missionar Geerdink die wenig ermutigenden Worte: „Sie werden hier niemand finden, der etwas glaubt.“ Nach 25 Jahren war noch niemand in Bandung getauft; heute zählt die aufstrebende Gemeinde 161 Seelen, darunter 69 Chinesen.

Pionierarbeit tut die Nederl. Zendingsvereiniging in dem paradiesisch schönen Lustkurort Garut. Die Schulen blühen auf, die Kinder tragen das Gelernte in die Dörfer, so daß ein Inländer jüngst dem Missionar erklärte: „Man weiß in den Dörfern viel mehr vom Evangelium, als Sie denken.“ 54 Seelen sind gewonnen, aber die Arbeit ist eine mühevolle; um jede Seele muß einzeln gekämpft werden. Unter großen Schwierigkeiten arbeitete 30 Jahre lang in Cheribon Missionar Dijkstra, der zu sagen pflegte: „Wenn mir ein Segen in der Arbeit zufällt, bereite ich mich sogleich vor auf eine Enttäuschung, die folgen wird.“ Die Gemeinde, die älteste der Nederl. Zendingsvereiniging in Java, zählt 99 Seelen; es ist aber wenig Aussicht auf weitere Ausbreitung vorhanden. Das Klima gilt als ungesund, die Bevölkerung ist zusammen gewürfelt aus Sundanesen, Javanen, Chinesen, Arabern und Gliedern anderer Völkerschaften. Alte Sultanfamilien schüren den mohammedanischen Fanatismus. Die Missionare wünschen heute eine Aufhebung des unfruchtbaren Postens als Hauptstation.

Auch in Indramaju arbeitet die Nederl. Zendingsvereiniging von Anfang an (1864). Eine Zeitlang kam die kleine Gemeinde zu einer gewissen Blüte; dann ging es rückwärts, und heute nur sehr langsam vorwärts. Der Neo Konfuzianismus hat, nachdem das Heidentum der Chinesen erst in Mißkredit gekommen war und unter ihnen ein Zug zum Evangelium herrschte, viele Hoffnungen wieder zerstört. Ein abgefallener Christ ist sein tätigster Prophet. Das Zurückgehen der Chinesen hatte aber zur Folge, daß nun unter die bisher in den Hintergrund gedrängten Sundanesen Leben kam. In dem benachbarten Diuntikeboa fing man an, nach dem Evangelium zu fragen.

Was in den Sundalanden wohl noch nie vorgekommen, geschah hier: der Missionar wurde in ein mohammedanisches Dorf gerufen und um christliche Belehrung gebeten. Schon zweimal konnten dort kleine Häuflein getauft werden. Der ganze Bezirk zählt jetzt 250 getaufte Christen. Der Gemeinde Indramaju wird nachgerühmt, daß sie, was Erkenntnis, geistliches Leben und sittlichen Stand betrifft, den ersten Platz unter den sundanesischen Gemeinden einnimmt.

Viele Mühsale und Kämpfe im einzelnen, manche Enttäuschung und viele harte Arbeit registrieren die Geschichtsblätter der Nederl. Zendingvereinigung auf Java. Aber der Kampf ist doch aufs Ganze gesehen ein siegreicher, und die Arbeit nicht vergeblich. Den Mohammedanismus in Java angreifen, das heißt den Stier bei den Hörnern packen. Wenn heute die sundanesischen Gemeinden 2260 Christen zählen, wovon allerdings eine Anzahl Chinesen abziehen sind (es ist leider nicht ersichtlich, wie viele; nach meinem Eindruck mögen es etwa $\frac{1}{3}$ sein), so ist der Tatbeweis erbracht, daß schon heute das Evangelium über den Halbmond siegt, auch da, wo er ein besonders fanatisches Gepräge zeigt. Größere Erfolge hat het Ned. Zendelinggenootschap unter den Javanen Mitteljavas, wo aus den Mohammedanern über 9000 für das Christentum gewonnen sind. 1506 Kinder besuchen die Missionschule der Nederl. Zendingvereinigung. Im letzten Jahre brachten die Gemeinden zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse 14300 Mark auf, was freilich nicht annähernd genügt. Das ausgedehnte Gebiet wird bearbeitet von 11 Missionaren, wozu noch 70 inländische Helfer hinzukommen. Das sind ja keine großen Zahlen; wenn man aber den Bericht der Mission nach 25jährigem Bestande und selbst den vom Jahre 1897 damit vergleicht, ergibt sich, daß es in den letzten Jahrzehnten bedeutend vorangegangen ist. Leider übersteigen auch in dieser Missionsgesellschaft die Ausgaben die Einnahmen (fl. 59465) um fl. 10000. An mehreren Punkten Westjavas möchte man gern mit verstärkter Kraft einsetzen, aber „Segen ist teuer“ heißt es im Jubiläumsbuch. Würden einmal größere Mengen der Sundanesen sich dem Evangelium zuwenden, was gar nicht unmöglich, wenn auch für die nächste Zeit noch nicht wahrscheinlich ist, dann würde die kleine Kraft der Gesellschaft sich als unzulänglich erweisen.

Die amerikanische Presbyterianermmission in Ägypten und im Sudan.¹⁾

Von D. G. Kurze.

1. Das erste Jahrzehnt (1854—1864).

Eine Ägyptenreise des amerikanischen Missionars Dr. Paulding in Damaskus, der 1852 in dem milderem Klima des Nillandes seine Gesundheit wieder zu finden hoffte und dort auf die mannigfachen Missionsgelegenheiten aufmerksam wurde, gab seiner heimatlichen Kirche, der „Associate Reformed Church of the West“, die sich 1858 mit der „Associate Reformed Presbyterian Church“ zu der „Vereinigten Presbyterianerkirche Nordamerikas“ zusammenschloß, den äußeren Anlaß, ihrem bisherigen Missionsgebiete Syrien noch Ägypten anzugliedern und zwar um so bereitwilliger, als damals gerade die syrische Mission durch die politische Lage in ihrem Bestande bedroht war.

Mitte November 1854 traf der erste Missionsarbeiter Mc. Cague mit seiner Frau aus Amerika in der Hauptstadt Ägyptens ein und wenige Wochen darauf folgte ihm Missionar Barnett aus Damaskus nach, der bereits eine 10jährige Missionsarbeit in Syrien hinter sich hatte und nun dank seiner völligen Beherrschung des Arabischen seine Tätigkeit unter der hauptstädtischen Bevölkerung alsbald aufnehmen konnte. Zunächst suchten die Missionare durch Hausbesuche, Predigt und Verbreitung evangelischer Literatur auf die Glieder der koptischen Kirche einzuwirken, deren Wiederbelebung die Bahn zu einer direkten Missionstätigkeit unter der mohammedanischen Bevölkerung frei machen sollte. Jeden Sonntag fand ein Gottesdienst in arabischer Sprache statt, der freilich im ersten Jahre nur von wenigen Eingeborenen besucht wurde. Auch sonst war der Anfang nicht gerade ermutigend. Wenige Monate nach der Ankunft der Missionare brach eine heftige Choleraepidemie in Kairo aus, die binnen 4 Wochen 10 000 Opfer forderte. Die Missionare harrten auf ihrem Posten aus, besuchten die Kranken

1) Quellen: Ch. R. Watson: In the Valley of the Nile. New York und London 1903 und The American Mission in Egypt. Philadelphia 1906. J. K. Giffen: The Egyptian Sudan. New York 1906. Annual Reports on the Foreign Missions of the United Presbyterian Church of North America.

und tröſteten die Leidtragenden. Auf dieſe Landplage folgte raſch ein Auſſtand in Oberägypten, der inſolge übertriebener Gerüchte auch die Bewohner Kairos in große Unruhe verſetzte. Weitere Schwierigkeiten verurſachte die Spannung, die inſolge des Krimkrieges zwiſchen Mohammedanern und Kopten herrſchte. Die Miſſionare konnten trotzdem die Arbeit fortſetzen und im Herbſt 1855 die erſte Knabenschule eröffnen, deren Betrieb günſtig auf den Beſuch des arabiſchen Gottesdienſtes zurückwirkte.

Im Jahre 1857 erhielt die Miſſion eine willkommene Verſtärkung durch Dr. Lanſing, einem Miſſionar von hervorragendem Organisations-talent. Er war bereits 6 Jahre in Syrien tätig ge-
weſen, ſo daß er ſofort in die volle Arbeit eintreten konnte. Schon im dritten Jahre ihres Beſtehens — 1857 — erweiterte die Miſſion den Kreis ihrer Tätigkeit, indem ſie in Kairo eine zweite Niederlaſſung und in Alexandria eine weitere Station begründete; auch unternahmen die Miſſionare im ſelben Jahre eine Bootreiſe den Nil hinauf, um die Bibel zu verbreiten und das Land aus-
zukunſchaften. In dem von Dr. Lanſing beſetzten Alexandria gewannen die Amerikaner an dem ſchottiſchen Miſſionslehrer Hogg — er war zuerſt im Auftrage einer ſchottiſchen Judenmiſſion dort tätig — einen überaus eifrigen Mitarbeiter.

Im September 1859 wurde der Grund zur erſten eingeborenen Presbyterianergemeinde in Kairo durch den Übertitt zweier Kopten, eines Armeniers und eines Syriers gelegt, und als das erſte Jahrzehnt zu Ende ging, belief ſich die Zahl der amerikaniſchen Arbeitskräfte auf 6 ordinierte Miſſionare und 3 Miſſionslehre-
rinnen, während aus den 4 Erſtlingen 69 geworden waren, darunter Männer von Einfluß. Das Arbeitsgebiet erſtreckte ſich nicht nur auf die 2 Stationen Kairo und Alexandria, ſondern im Norden auch auf das Delta, im Weſten bis ins Fajum und im Süden nil-
aufwärts bis zum erſten Katarakt.

Zwei Vorkommniſſe in dieſem erſten Jahrzehnt verdienen be-
ſondere Erwähnung, nämlich der erſte Ausbruch einer Verfolgung der Gemeinde und die Beziehungen der Miſſion zu einem indiſchen Prinzen.

Die Frau eines Mohammedaners in Aſſiut, die aus der koptiſchen Kirche zum Iſlam übergetreten war, bereute dieſen Schritt und wünſchte wieder in die chriſtliche Kirche zurückzutreten. Eine kurz vorher erlaſ-

seine Proklamation des türkischen Sultans Abd el Medschid, die Religionsfreiheit seiner Untertanen betreffend, gewährte ihr anscheinend völlige Sicherheit. Sie stellte sich unter den Schutz des koptischen Bischofs und beauftragte den syrischen Christen Faris, der damals gerade die amerikanische Missionschule in Assiut leitete, sie als ihr Sachwalter vor Gericht zu vertreten. Zunächst hielten sich die Gegner stille; aber nach der Thronbesteigung des neuen Sultans Abd el Afis brach der Sturm los. Faris wurde vor den Kadi zitiert und von dem mohammedanischen Gerichtshof derart mißhandelt, daß sein Leben in Gefahr stand. Da er amerikanischer Schutzgenosse war, legte sich der Vertreter der Union ins Mittel und bewirkte eine empfindliche Bestrafung der Schuldigen. Es machte einen guten Eindruck, als 1½ Monat nach erfolgtem Urteilspruch die amerikanischen Missionare zusammen mit Faris die Gefangenen wieder losbaten. Die Haupträdelsführer, ein reicher Kaufmann, gab seiner Dankbarkeit durch ein reiches Festmahl Ausdruck, bei dem Dr. Lansing und Faris die Ehrenplätze einnehmen mußten.

Ein Stück Romantik aus der Anfangszeit der amerikanischen Mission in Ägypten bilden die Beziehungen, die sich zwischen ihr und dem Maharadscha Dhulip Singh, dem Erben des Rungit Sing, des letzten Königs im Pandschab, entspann.

Die englische Regierung hatte den jungen Prinzen nach der Thronentsetzung seines Vaters mit einem fürstlichen Jahresgehalt abgefunden, welchen der zur evangelischen Kirche übergetretene Maharadscha in England verzehrte. Als Liebling der Königin Viktoria verkehrte er viel bei Hofe. Als er im Jahre 1864 auf der Rückreise nach Indien, wo er der Beisetzung seiner Mutter beigewohnt hatte, in Kairo Aufenthalt nahm, stattete er auch der amerikanischen Mission mehrfache Besuche ab und stiftete für die Zöglinge der Missionschulen Preise im Betrage von 1400 Mk. In der Mädchenschule der Mission hatte er die junge koptische Missionslehrerin Bamba, von Geburt eine Abessinierin, kennen und lieben gelernt, die er dann zu seiner Gemahlin ertor. Als Dankopfer überwies er am Hochzeitstage der Mission 20 000 Mk.; später fügte er noch andere Gaben hinzu; bis zu seinem Ableben (1896) empfing die amerikanische Mission im ganzen von ihm 340 000 Mk., und außerdem noch seine Lustjacht „Bis“, die heute noch als Missionschiff ihre guten Dienste auf dem Nil verrichtet.

2. Verfolgungs- und Blütezeiten (1865–1869).

Das rasche Ausblühen der amerikanischen Mission brachte sie schon zu Beginn ihres zweiten Jahrzehntes in Konflikt mit der Leitung der koptischen Kirche. Im Gegensatz zu der Praxis der Englischen Kirchenmission, deren Sendboten jeden Bruch mit den Vertretern der koptischen Kirche ängstlich vermieden hatten, hielten

sich die Amerikaner, unbeschadet ihrer Bemühungen, die koptische Kirche von innen heraus zu reformieren, doch gleichzeitig für berechtigt, die jungen evangelisch gerichteten Kopten, welche mit den Lehren und der Praxis ihrer Kirche nicht mehr harmonierten, in besonderen evangelisch-koptischen Gemeinden zu sammeln. Unfänglich hatte sich die koptische Kirchenleitung dem Vorgehen der Amerikaner gegenüber zuwartend verhalten, bis dann im Jahre 1865 die Eröffnung einer amerikanischen Missionsstation in der oberägyptischen Stadt Assiut das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten gab.

Während die koptische Kirche nur den 14. Teil der Gesamtbevölkerung Ägyptens bildet, ist sie in Oberägypten mit 11,6% der Bevölkerung verhältnismäßig stark vertreten und speziell in Assiut gehörte damals ein Viertel der Stadtbewohner zu ihr, so daß Dr. Hogg, der die Missionsstation in Assiut begründete, nicht überrascht war, als der dortige koptische Bischof unter Androhung des Bannes öffentlich in seinen Kirchen vor den „Ketzern“ warnen ließ. Die eigentliche Verfolgung brach indes erst zwei Jahre später aus, nachdem der koptische Patriarch sich inzwischen über die weite Verbreitung der evangelischen Propaganda innerhalb seiner Gemeinden vergewissert hatte. Sie war nicht etwa ein zufälliges Aufflammen fanatischen Hasses, sondern die Ausführung eines wohl erwogenen Feldzugplanes, nach welchem die koptische Hierarchie unter Zuhilfenahme des willig dargebotenen weltlichen Armes ein für allemal die evangelische Kirche zu vernichten gedachte.

Der damals regierende Khedive Ismaïl war scharfsichtig genug, um sich zu sagen, daß mit der zunehmenden Ausbreitung des Einflusses der amerikanischen Mission sein tyrannisches Regiment, das er über seine geduldbigen Fellachen führte, immer mehr der öffentlichen Verurteilung verfallen werde. Ein direkter Angriff auf die amerikanischen Missionare und ihre Gemeinden hätte ihn in Ungelegenheiten bei dem Konsularkorps verwickelt und seinem Ehrgeize, in den Augen der Fremden als liberaler Herrscher zu glänzen, Abbruch getan. Da bot sich ihm die feindselige Stimmung der koptischen Hierarchie gegenüber den evangelisch gesinnten Ägyptern als eine bequeme Handhabe, seinen Zweck zu erreichen, ohne sich in den Augen der Ausländer zu kompromittieren. Der Patriarch erhielt einen Wink aus dem vizeköniglichen Palast und veranstaltete alsbald eine Visitationsreise zu den koptischen Gemeinden in Oberägypten. Sein Gefolge machte kein Geheimnis aus dem eigentlichen Zwecke der Reise und mußte überall zu erzählen, der Vizekönig

habe dem Patriarchen das Recht übertragen, alle Anhänger des evangelischen Glaubens entweder zu den Galeeren zu verurteilen, oder ihre Kinder in die Soldatenjacke zu stecken. In Assiut ahmte der Patriarch bei seinem Einzug Christi Einzug in Jerusalem nach. Vor dem Patriarchen, der auf einem Esel saß, zogen Priester und Chorknaben mit Kreuzen, Fahnen, Palmzweigen, brennenden Kerzen und dampfenden Weihrauchfässern einher und sangen unter Chymbelbegleitung in der altkoptischen Kirchensprache ihr Hosanna. Soldatentrupps in vollem Waffenschmuck eröffneten und schlossen auf Anordnung der Regierung die Prozession.

Der erste Akt der „Kirchenverbesserung“, welchen der Patriarch unternahm, bestand darin, daß er den koptischen Priester aus dem benachbarten Beni Meig vor seinen Richterstuhl zitierte. Derselbe hatte seinem Bruder, einem Zögling des amerikanischen Predigerseminars in Assiut, gestattet, Sonntags nach beendigter koptischer Messe einen evangelischen Gottesdienst in seiner Kirche abzuhalten. Zur Strafe ließ ihn der Patriarch von einem Soldaten durchprügeln, entkleidete ihn seiner Priesterwürde und trieb ihn von sich. Da er der evangelischen Gemeinde direkt nichts anhaben konnte, wandte sich sein Zorn gegen die evangelischen Schulen. Das Predigerseminar der Mission in Assiut war gerade eine Woche vor dem Einzug des koptischen Großwürdenträgers eröffnet worden. Drei von den Zöglingen, die früher dem Mönchsstande angehört hatten, wurden öffentlich verflucht. Ferner wurde ein Bannfluch wider die Evangelischen in den koptischen Kirchen verlesen, evangelische Bücher und Bibeln aufzuspiüren und zu verbrennen befohlen und mit Hilfe der Behörden viel Druck auf die Missionschristen ausgeübt.

Die Missionare hatten während dieser unruhigen Zeiten viel zu tun, die Verfolgten zu trösten, die Wankenden zu stärken und bei den Behörden Verwahrung gegen die ungerechte Behandlung der evangelischen Kopten einzulegen. Obgleich derartige Schritte vielfach nicht die erhoffte Wirkung hatten, so trugen sie doch dazu bei, mehreren Verfolgten das Leben zu retten und den schwersten Bedrückungen in Oberägypten ein Ende zu machen. Wie so oft in der Geschichte der christlichen Kirche mußte aber die Verfolgungszeit schließlich nur dazu dienen, das Evangelium im Lande auszubreiten.

Trotz der Bannstrahlen der koptischen Hierarchie und der aus-

geübten Bedrückung blieben die gottesdienstlichen Zusammenkünfte der evangelischen Kopten gut besucht. Da dieselben sonntäglich dreimal und außerdem an jedem Wochentage in später Abendstunde abgehalten wurden, konnten sich die furchtsamen Gemüther unter den Kopten eine gelegene Zeit heraussuchen und sich ohne viel Aufsehen im Versammlungslokal einfinden. In Assiut traten zwei der reichsten Kopten offen zur evangelischen Gemeinde über. Am Schlusse der ersten 15 Jahre — also 1869 — zählte die Missionskirche 180 kommunionsberechtigte Glieder, die sich auf die Stationen Kairo, Alexandria, Monjurah, Assiut und Medinet el Fayum verteilten, abgesehen von kleinen Gruppen in zahlreichen Ortschaften des Niltales. In 11 Schulen empfangen 633 Knaben und Mädchen Unterricht und auch zu einer Hochschule und einem Predigerseminar in Assiut war bereits der Grund gelegt. Das Missionspersonal bestand damals aus 8 Missionaren, 2 Missionschweftern und einem koptischen Geistlichen.

3. Ein Jahrzehnt stetiger Entwicklung (1870—1880).

Mit dem nächsten Jahrzehnte setzte eine Periode der äußeren Ausdehnung und der inneren Kräftigung ein. Die Zahl der erwachsenen Kirchenglieder stieg während dieser Zeit um mehr als das Fünffache, von 180 auf 985; aus den 12 Schulen wurden 24 und die Zahl der Schulkinder wuchs von 633 auf 2218. Auch die Opferwilligkeit zeigte eine erfreuliche Steigerung von 4,25 Mk. pro Kopf im Jahre 1870 auf 19 Mk. 10 Jahre später, so daß 1880 die evangelische Missionskirche Agyptens über 18 000 Mk. für kirchliche Zwecke aufbrachte. Ein solch erfreuliches Wachstum in verhältnismäßig kurzer Zeit wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die einzelnen Glieder der jungen evangelisch-koptischen Kirche einen großen Missionseifer bewiesen hätten. Paarweise zogen einfache Laien aus ihrem Wohnorte in benachbarte Dörfer oder Städte, um dort Evangelisationsversammlungen abzuhalten; die meistenkehrten am andern Morgen wieder heim; es gab aber auch Gemeindeglieder, die eine ganze Woche auf solch freiwillige Missionsarbeit verwandten. Wer aus zwingenden Gründen seinen Wohnort nicht verlassen konnte, machte sich wenigstens daheim in der Sonntagschule oder als Evangelist auf Straßen und Märkten nützlich.

Auch der Eifer, sich eingehender mit dem Worte Gottes zu beschäftigen, ergriff immer weitere Kreise. So wurden z. B. in dem Assiuter Stationsbezirke im Jahre 1872 Woche für Woche an den Abenden 30 Bibelfstunden gehalten, die durchschnittlich von je 20 Personen besucht waren. Im Jahre 1873 fanden allein in der Stadt Assiut 624 Abendandachten statt, während in benachbarten Städten die entsprechenden Zahlen 313, 373 und 391 waren. Ein anderer wichtiger Faktor war der Umstand, daß hoch angesehene, einflußreiche Kopten sich den evangelischen Missionsgemeinden anschlossen. So trug z. B. in Rakheilah, wo sich heute eine blühende Gemeinde von über 300 erwachsenen Evangelischen findet, das offene Bekenntnis zum Evangelium seitens des Tadrus Abu Zaglami, des angesehensten Laien unter der koptischen Bevölkerung des Bezirkes, nicht wenig zur Ausbreitung der evangelischen Kirche in jener Gegend bei. Unter Verzicht auf weltliche Ehren trat jener Mann der kleinen, verachteten, evangelischen Gemeinde bei, öffnete sein Haus den Evangelisten und brachte durch sein mannhaftes Eintreten für die evangelische Wahrheit die Gegner zum Schweigen. Stets führte er in der Tasche ein Neues Testament bei sich, und wohin er ging und wer er auch traf, nie ließ er die Gelegenheit zu einem christlichen Zwiegespräch ungenützt vorübergehen.

Während die bisherigen Erfolge in der Hauptsache durch die Arbeit unter den Kopten erzielt wurden, benützten die Missionare jede Gelegenheit, auch der mohammedanischen Bevölkerung das Evangelium nahe zu bringen; das hauptsächlichste Mittel dazu war die Schultätigkeit. Einen der ersten Erfolge auf diesem Gebiete bildete die Bekehrung des Mohammedaners Ahmed Fahmi, die für die Geschichte der Mission epochemachend werden sollte.

Ahmed und seine zwei Brüder waren Zöglinge der Kairener Missionschule gewesen. Ihr wohlhabender Vater nahm eine angesehene Stellung am mohammedanischen Appellationsgerichte der Hauptstadt ein. Während Ahmed die Missionschule besuchte, hörte er gleichzeitig Vorlesungen an der berühmten Universität El Azhar. Der Einfluß der Missionschule schien sich bei Ahmed zunächst auf die Vermittelung von Sprachkenntnissen und die Bekanntschaft mit christlicher Literatur zu beschränken. Späterhin wurde der junge Mann als Lehrer des Arabischen für die neuangekommenen Missionare beschäftigt; als Textbuch wurde unter anderem die Bibel mit verwandt. Die tägliche Beschäftigung mit ihr wurde das Mittel, ihn zur Erkenntnis der Wahrheit zu bringen. Nach hartem inneren Kampfe ließ er sich am 26. November 1877 taufen. Wie ein Wildfeuer ging die Nachricht von Ahmeds Übertritt durch die Hauptstadt. Seine mohammedanischen Freunde suchten ihn im Missionshause, wo er der Sicherheit wegen sich aufhielt, auf und bestürmten ihn mit Bitten, Tränen und Drohungen, doch zum Islam zurückzukehren. Als alles vergeblich war, schleppte ihn eine von seinem Bruder ge-

dingene Bande in ein Versteck, wo er 5 Wochen lang gefangen gehalten wurde. Unter dem Drucke der Bitten seiner scheinbar dem Tode nahen geliebten Mutter gab er äußerlich seine Zustimmung zu dem mohammedanischen Glaubensbekenntnis zu erkennen, ließ aber zugleich im Geheimen die Missionare wissen, daß er nach wie vor ein Christ sei. Kurz darauf gelang es ihm, sich wieder ins Missionshaus zu retten. Die Berufung des englischen und amerikanischen Generalkonsuls auf das Gesetz über Religionsfreiheit hatte zwar zur Folge, daß die Behörden Ahmeds Angehörige für die Sicherheit seines Lebens verantwortlich machten; aber die Volksstimmung kümmerte sich wenig um den Wortlaut der Gesetze, so daß er sich ohne Lebensgefahr nicht öffentlich zeigen lassen durfte. Er war daher froh, als ihm ein schottischer Missionsfreund, der Earl von Aberdeen, das hochherzige Anerbieten machte, für seine weitere Ausbildung zu sorgen. Er ließ ihn nach Edinburgh kommen und an der dortigen Universität Medizin studieren. Später ist Ahmed im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft als Missionsarzt nach China gegangen. Ahmeds Geschichte zeigte, daß die Zeiten vorüber waren, wo ein vom Islam zum Christentum übertretender Ägypter ein todeswürdiges Verbrechen beging, enthüllte aber auch zugleich die noch vorhandene Macht des Islam und seine nicht rastende Feindseligkeit gegen die christliche Kirche.

Neben der äußeren Ausbreitung in dem Jahrzehnt 1870—1880 ging auch eine zweckmäßige Organisation der jungen evangelischen Kirche Ägyptens einher. Man trennte zunächst die „Ägyptische Vereinigung der Missionare der Vereinigten nordamerikanischen Presbyterianerkirche“ von der „evangelischen Kirche Ägyptens“. Dem Presbyterium derselben wurden derartige kirchliche Angelegenheiten, wie die Aufsicht über die ägyptischen Studenten der Theologie, deren Berufung und Ordination, die Organisation von Einzelgemeinden und die Verwendung der von den eingeborenen Kirchengemeinden aufgebrauchten Geldmittel überwiesen und so schon frühzeitig das Verantwortlichkeitsgefühl innerhalb der jungen Missionskirche entwickelt. In jenem Jahrzehnt wurde auch der Grund zu der organischen Gliederung der noch jetzt stärksten evangelischen Missionsgemeinden Ägyptens gelegt, die sich selbst unterhalten und selbst ausbreiten. Von einer Gemeinde konnten die Missionare damals nach Hause schreiben, daß sie, anstatt pekuniäre Hilfe von der Mission zu begehren, die freiwillig angebotene Unterstützung vielmehr zurückgewiesen habe.

Aber auch an Hemmnissen fehlte es nicht. Ganz abgesehen von der Verfolgung und Bedrückung einzelner Gemeindeglieder

verweigerten auch manche Regierungsbeamte evangelischen Gemeinden die Erlaubnis, Kirchen zu bauen oder die etwa schon vorhandenen Schulhäuser zu gottesdienstlichen Zwecken zu benutzen, so setzten z. B. in Kaus die Gemeindeglieder drei Jahre lang unter solchen Schwierigkeiten.

4. Stürme und Anfechtungen (1881—1885).

In dies Jahrfsünft fielen mancherlei wichtige Ereignisse, die zeitweilig die Griftenz der Mission bedrohten. Im Jahre 1881 brach eine Militärrevolte in Kairo aus, die sich im folgenden Jahre zu dem großen Aufstande unter Arabi Pascha entwickelte. In Alexandria verübte der mohammedanische Pöbel blutige Meutereien, welche das Bombardement der Stadt durch die englische Flotte am 11. Juli 1882 zur Folge hatten. Am 13. September wurden die Aufständischen in der Schlacht bei Tel el Kebir aufs Haupt geschlagen und am übernächsten Tage zog General Wolseley mit den englischen Truppen in Kairo ein. Während der schweren Zeiten des Arabi-Aufstandes durften sich die amerikanischen Missionare mit ihren Gemeinden sichtlich des göttlichen Schutzes erfreuen. Als am 11. Juni 1882 eine Bande Mohammedaner unter dem fanatischen Geschrei: „Tod den Christen!“ mit Keulen bewaffnet in den Straßen Alexandrias über harmlose Fremde herfiel und Hunderte getötet oder für ihre Lebenszeit verstümmelt wurden, hüßte weder ein Missionar, noch ein eingeborener evangelischer Christ sein Leben ein. Und am 11. Juli, als während des Bombardements der Stadt der Pöbel in den Hauptstraßen plünderte und die Häuser in Brand steckte, erlitt das Besitztum der Mission keinen Schaden; nur in einem Buchladen wurden einige Bücher geraubt.

In Kairo hatten die Mohammedaner den 15. September 1882 dazu aufersehen, die Christen in der Hauptstadt zu töten und deren Besitztum zu plündern; aber da fügte es Gott, daß der Vortrab der englischen Armee die Tore der Stadt am Abend des 14. September besetzte, und Kopten und Evangelische konnten wieder aufatmen. Obgleich in jenen unruhigen Zeiten die längs des Niltales zerstreuten evangelischen Gemeinden oft in großer Sorge schwebten, weil die Mohammedaner damit drohten, alle christlichen

Männer zu ermorden und deren Frauen, Töchter und Habe ſich anzueignen, ſo wurde doch nicht einem Chriſten ein Haar gekrümmt; ja nicht einmal in den Gottesdienſten trat eine Störung ein.

1883 wurde das Land von der Cholera heimgesucht; an einem einzigen Tage fielen in Kairo über 400 Menſchen der Seuche zum Opfer, und die offiziellen Berichte bezifferten die Geſamtzahl der von ihr hinweggerafften Aegypter auf über 40 000. Auch von dieſer Plage blieben die Miſſionsgeſchwister verſchont und konnten im Samariterdienſt an den Kranken auf ihren Stationen ausharren.

Gleichzeitig mit den von außen her drohenden Gefahren machte ſich innerhalb der jungen evangelischen Kirche eine Bewegung geltend, die die Einheit derſelben bedrohte. Ein amerikaniſcher Miſſionar, der wegen ſeiner Neigung zum Darbyismus im Jahre 1869 aus dem Verbands der Miſſion ausgeſchieden war, kehrte ſpäter wieder nach Aegypten zurück und tat alles Mögliche, um ſeine Irrlehren in den preſbyterianiſchen Miſſionsgemeinden zu verbreiten. Unter Berufung auf beſondere Heiligung ſeines Lebens und auf ſeine pekuniäre Nothlage, da er von keiner Miſſionsgeſellſchaft unterſtützt werde, gelang es ihm, um ſo leichter Eingang zu finden, je bekannter er von früher her mit den einzelnen Gemeindegliedern war. Manche ließen ſich irreleiten, darunter ſogar zwei eingeborene Geiſtliche. Da alles gütliche Zureden nichts fruchtete, mußten letztere ausgeſchloſſen werden; ſchließlich ſetzte eine Gegenſtrömung ein, und die Bewegung fiel in ſich zuſammen, indem die Gemeindeglieder erklärten: „Wir wollen an der Kirche feſthalten, die uns das Evangelium gebracht hat.“

Eine große Theilnahme für das Evangelium machte ſich nach der Niederwerfung des Arabi-Aufſtandes unter der mohammedaniſchen Bevölkerung geltend. Das Mißlingen jener Erhebung und die Demütigung der ſogenannten Moſchee-Partei, welche Arabi Paſcha als Werkzeug benutzt hatte, machte den Hoffnungen auf ein rein mohammedaniſches Regiment im Niltale ein Ende. Die nicht unbedeutende Zahl von Mohammedanern, die im Geheimen eine gewiſſe Zuneigung zum Evangelium bekundeten, erwartete von der engliſchen Schutzherrſchaft ein größeres Maß religiöſer Freiheit und ſcheute ſich daher jetzt nicht mehr, auch in der Öffentlichkeit die chriſtlichen Glaubensboten um Unterweiſung anzugehen. Indes die Erfahrungen, die ein zur evangelischen Kirche übergetretener Mohammedaner, namens Mohammed Habib, machen mußte — man mißhandelte ihn vor dem Kadi, beraubte ihn ſeiner Frau und

seiner Habe und steckte ihn in ein Irrenhaus —, waren nicht dazu angetan, solche Hoffnungen zu nähren. Natürlich ward der Fall zur Kenntniß der Oberbehörden gebracht; aber der britische Generalkonsul ließ sich von dem ägyptischen Premierminister überzeugen, daß die Anwesenheit des jungen Christen im Lande zu Unruhen Anlaß geben werde, und willigte ein, daß Habib auf über ein Jahr nach Cypern verbannt werde. So wurde auf geraume Zeit hinaus jene dem Evangelium günstige Bewegung unter der mohammedanischen Bevölkerung wieder zurückgedrängt.

Trotzdem fehlte es in jenem so bewegten Jahrzehnt (1881 bis 1885) nicht an erfreulichen Zeichen des Wachstums; die Zahl der fest organisierten presbyterianischen Missionsgemeinden stieg von 11 auf 19 und die der kommunionsberechtigten Kirchenglieder von 985 auf 1688.

5. Neue Anläufe unter Kopten und Mohammedanern (1886—1894).

Diese Periode ist besonders durch die großen Umwandlungen in dem politischen und wirtschaftlichen Leben Ägyptens, die eine wohlthätige Folge der britischen Oberherrschaft waren, gekennzeichnet; aber auch in dem Wirkungsbereiche der amerikanischen Mission im Niltale brachten sie mancherlei Wechsel mit sich, zunächst schon im Personal. Im Jahre 1886 entschlief einer der hervorragendsten Missionare, J. Hogg, an dessen Bahre der mohammedanische Gouverneur, als er die schier endlose Zahl der Leidtragenden erblickte, ausrief: „Wie haben sie ihn so lieb gehabt!“ 6 Jahre später folgte ihm Dr. Lausung nach 35jähriger Missionsarbeit nach, ebenfalls ein Großer im Reiche Gottes; ihm war es besonders zu verdanken, daß die evangelische Missionskirche Ägyptens vom Staat als eine selbständige kirchliche Gemeinschaft anerkannt wurde. Auch in die Reihen der eingeborenen Leiter der Missionsgemeinden wurden in diesen Jahren schmerzliche Lücken gerissen, so starb unter andern Jam Stephanus, der Patriarch der blühenden evangelischen Gemeinde in Aus.

Nicht minder bedeutsam wurde dieses Jahrzehnt für die koptische Kirche Ägyptens. Die Verbreitung religiöser Literatur und vor allem der Bibel hatte bei vielen Kopten, die ihrer Kirche treu bleiben wollten, den lebhaften Wunsch nach einer Reform

derselben in Lehre und Kultus rege gemacht. Demgemäß beseitigte man an einzelnen Orten die Bilder aus den Kirchen und ließ bei den Gottesdiensten neben der toten koptischen Kirchensprache das Vulgärarabische mehr zur Geltung kommen. An anderen Orten ahmten die Kopten die evangelischen Missionsarbeiter nach, indem sie ebenfalls Bibelstunden einrichteten. Ja, in Assiut ging der koptische Kirchenvorstand so weit, daß er sich auf ein ganzes Jahr die Dienste eines Studenten vom presbyterianischen Predigerseminar sicherte, der Erbauungsstunden in der koptischen Kirche abhalten mußte. In den höheren Kreisen der koptischen Kirche führten die Reformbestrebungen zur Einsetzung eines Kirchenrates, der den Mißbräuchen in der Verwaltung der kirchlichen Finanzen ein Ende machen sollte. Der Patriarch indes wollte sich auf nichts einlassen. Der Kirchenrat bewirkte wohl seine zeitweilige Verbannung, aber da die breite Masse den Reformgedanken verständnislos gegenüberstand, so schloß schließlich die ganze Bewegung wieder ein, ohne in dem Leben und in der Leitung der koptischen Kirche bleibende Früchte gezeitigt zu haben.

Einen neuen, bedeutsamen Anlauf nahm in dieser Periode die Arbeit im Delta. Bisher hatten die vielen offenen Türen unter der koptischen Bevölkerung, besonders Oberägyptens, die Hauptkräfte der Mission in Anspruch genommen, und die fast durchweg mohammedanische (98%) Bevölkerung im Nildelta hatte nur die Brosamen vom Tische bekommen. Dies wurde nun anders, als 1893 in Tanta und im folgenden Jahre in Benha und Sagasig wichtige Missionsposten besetzt wurden. Es ist immer das Bestreben der Mission gewesen, dem ganzen ägyptischen Volke, Mohammedanern sowohl als Kopten, das Evangelium darzubieten. Am Ende des Jahres 1894 war die Entwicklung soweit gediehen, daß sie nunmehr 33 Missionsgemeinden mit einer Gesamtzahl von 4554 kommunionsberechtigten Gemeindegliedern umfaßte. An Missionsschulen zählte man damals 119, die von 7975 Zöglingen besucht wurden.

6. Die Ausdehnung der Mission über ganz Ägypten (1895—1908).

Ein erfreuliches Wachstum und eine hoffnungsvolle Entwicklung in allen Zweigen kennzeichnen diese letzte Periode. Die evan-

gelische Missionskirche Ägyptens, die bis dahin nur ein Presbyterium gebildet hatte, teilte zu Anfang 1899, wo sie in 50 Gemeinden und auf 165 Außenposten 6515 abendmahlsberechtigte Kirchenglieder zählte, ihr Gebiet in die 4 Presbyterien: Theben, Assiut, Mittelägypten und Delta, welche zusammen die sogenannte Nil synode bildeten.

Einen gewaltigen Aufschwung hat besonders das Schulwesen gewonnen.

An der Spitze sämtlicher Schulanstalten steht die Missionshochschule in Assiut, die aus ganz kleinen Anfängen heraus — ihr Begründer, Dr. Hogg, begann im Frühjahr 1865 den Unterricht mit 5 Zöglingen in seinem Eselstalle; 1875 zählte man schon 100, 10 Jahre später 338, 1895 472 Zöglinge — sich zu der bedeutendsten, im christlichen Geiste geleiteten höheren Bildungsanstalt Ägyptens entwickelt hat. Der vollständige, in 5 Sektionen geteilte Kursus an der Hochschule dauert für die Abiturienten der Volksschulen 8 Jahre. Im Jahre 1907 unterrichteten 12 amerikanische und ebensoviel ägyptische Lehrer im ganzen 828 Zöglinge, von denen 764 im Internate der Anstalt untergebracht waren; der Religion nach waren von diesen Zöglingen 720 Mitglieder der ägyptischen evangelischen Missionskirche, 88 Kopten und 11 Mohammedaner. Seit dem Bestehen der Anstalt haben ungefähr 4300 junge Ägypter dort ihre Ausbildung erhalten, die jetzt weit über das Niltal von Alexandria im Norden bis zu den fernsten Außenposten im Süden zerstreut als Regierungsbeamte, im Eisenbahn- und Postdienste, als Journalisten, Kaufleute, Bankiers und Landwirte zum weitaus größten Teil der von ihnen durchlaufenen Bildungsanstalt Ehre machen.

In enger Verbindung mit der Assiuter Hochschule steht das Kairener Predigerseminar mit 3jährigem Kursus für die Abiturienten der erstgenannten Anstalt.

Ende 1907 wurden im Seminar 12 junge Ägypter von 3 amerikanischen Missionaren für ihren geistlichen Beruf ausgebildet. Neun höhere Knabenschulen unterhält die amerikanische Mission in Kairo Benha, Sagasig, Monjurah, Tanta, Alexandria, Luxor, Beni Suef und Medinet el Fahum, die Ende 1907 von insgesamt 1799 Zöglingen besucht wurden; von diesen waren 144 evangelische, 776 koptische und 624 mohammedanische Ägypter; von 264 Zöglingen ist das Religionsbekenntnis nicht angegeben. Neben den 2 Mädchenhochschulen in Kairo (394 Schülerinnen, darunter 134 Interne und 260 Externe; 190 Koptinnen, 50 Mohammedanerinnen) und Assiut (269 Schülerinnen, 150 Interne, 119 Externe; 82 Koptinnen, 20 Mohammedanerinnen) bestehen noch 13 höhere Töcherschulen in Kairo (in 3 Stadtteilen, eine davon mit einem Waisenhause verbunden), Alexandria (in 2 Stadtteilen), Benha, Sagasig, Monjurah, Tanta, Me-

dinet el Fahum und Luxor mit inſgeſamt 3184 Schülerinnen, von denen 450 der evangelischen, 1479 der koptiſchen Kirche Ägyptens angehörten und 644 Mohammedanerinnen waren. In den von der Miſſion unterhaltenen 158 Volkſſchulen, die über alle Provinzen Ägyptens zerſtreut ſind, unterrichteten Ende 1907 258 eingeborene Lehrkräfte 10 948 Schulkinder nämlich 9211 Knaben und 1737 Mädchen; dem Religionsbekenntniß nach waren darunter 2318 Angehörige der ägyptiſchen evangelischen Kirche, 6204 Kopten und 2216 Mohammedaner. Während früher die evangelischen Miſſionſſchulen ſo gut wie ohne Wettbewerb im Lande daſtanden, haben ſich ſeit der britiſchen Okkupation die Verhältniſſe völlig verſhoben; beſonders im letzten Jahrzehnt iſt die Zahl der von der Regierung unterhaltenen und privaten Schulen ganz gewaltig gewachſen und die Wertschätzung einer beſſeren Schulbildung hat in weiten Kreiſen der eingeborenen Bevölkerung zugenommen. So zählte man im Jahre 1906 in Ägypten 505 weltliche Schulen mit 92 107 Schülern (71 666 Knaben, 20 441 Mädchen) und 4554 Kleinkinderschulen („Kattab“, 102 ſtaatliche und 4452 private unter Staatsaufſicht) mit 165 587 Kindern. Für letztere Schulen hat die Regierung 4 Lehrerſeminare gegründet, auf denen die Zöglinge in Koran und iſlamitiſcher Religionslehre, Rechnen, Schreiben, Geographie, Geſchichte und Pädagogik unentgeltlich unterwieſen werden. Neuerdings hat es übrigens die ſogenannte ägyptiſche Nationalpartei bei der Regierung durchzuſehen gewußt, daß das Engliſche, die biſherige Unterrichtſprache auf den höheren Schulen, durch das Arabiſche abgelöst wird.

(Schluß folgt.)



Die Berliner Miſſion in Deutſch-Oſtafrika.

Von Miſſionsinſpektor Lic. Arenfeld.

1.

Die Anfänge der Berliner Niſſamiſſion ſind von ihrem Begründer Merenſky in ſeinem Buche „Deutſche Arbeit am Niſſa“ ſo eingehend und anziehend geſchildert, daß ich mich darauf beſchränken kann, die Entwicklung in großen Zügen zu kennzeichnen.

Als nach vergeblichen Verhandlungen mit der Ev. M. G. für Deutſch-Oſtafrika (jezt Vieleſelder M. G.) über eine Vereinigung beider Geſellſchaften die Berliner Miſſion auf das dringende Verlangen ihrer heimatlichen Freunde, beſonders der Pommeren, ſich zum Einſetzen in Deutſch-Oſtafrika entſchloß, führten Beſprechungen, die ſie und D. Buchner im Herbfte 1890 mit dem Vorſtande der Deutſchen

Kolonialgesellschaft hatte, zur Entscheidung für gemeinsame Arbeit mit der Brüdergemeinde an dem nördlich des Njassa wohnenden Rondevolke. Nach sorgfältigen Vorbereitungen, bei denen der Rat der am Njassa arbeitenden Schotten und Engländer wertvollen Dienst leistete, traf die von Merensky geführte Kolonne Herbst 1891 bei „dem guten Häuptling Mwapoeri“ ein, an den sie Dr. Groß gewiesen hatte, stieß aber sofort auf die noch heute nicht überwundene größte Schwierigkeit der Ronde mission. Das deutsche Rondegebiet (Ronde = Niederung) zerfällt in das durch Anschwemmung gebildete flache „Unterland“ und das zu den Gebirgen ansteigende „Oberland“; „auf 3 Seiten von schroffen Bergwänden umschlossen, im Süden an den weiten Njassa grenzend, erinnert es an ein antikes Amphitheater, dessen Szene die Rondeebene und dessen ansteigenden Zuschauerraum das Rondeoberland und die es begrenzenden Bergwände bilden“. Das Unterland ist überaus fruchtbar und dicht bevölkert, aber sumpfig und darum für Europäer nicht bewohnbar. Die Missionare stiegen daher zum Oberlande auf und legten in schneller Folge die Stationen Wangemannshöh (1891, aus Gesundheitsgründen als „Neu-Wangemannshöh“ 1899 höher hinauf verlegt), Manow (1892) und Mwakaleli (1893) an.

Sie waren nicht nur von der wunderbaren Schönheit des Landes, den üppigen Bananenhainen, den stattlichen Rinderherden, den sauberen Hütten und Ställen entzückt, sondern mehr noch von der Beschaffenheit des Volkes. Tapfer und kriegstüchtig und dennoch friedliebend, hatten die Ronde gegen umwohnende Raubstämme ihre Freiheit siegreich behauptet und den Schotten in Karonga die Abwehr der Araber ermöglicht. Häuptlingsherrschaft durch Recht und Volkswillen beschränkt, Strafrecht milde, Sklaverei nicht vorhanden; grausame Volksitten, Rohheit und Trunksucht im Vergleich mit anderen Stämmen selten. Auch Geisterfurcht und Zauberei verhältnismäßig zurücktretend. Das Volk gutmütig, gastfrei und gegen den Weißen bescheiden, aber stolz auf seinen Reichtum und die väterliche Sitte, geistig gut begabt, in Ackerbau und Viehzucht geschickt und fleißig.

Die Missionare, denen südafrikanische Erfahrung (Merensky, Rauhaus, Schumann) sprachlich und missionarisch zugute kam, fanden schnell das Vertrauen von Volk und Häuptlingen. Zahlreich kamen Arbeiter zum Bau der Stationen, die Predigten in den Dörfern wurden aufmerksam gehört. Die Bevölkerung, die kaum je Weiße gesehen, auch fast nichts über sie gehört hatte, stand

anfangs wie unter einem Zauber, ließ sich willig leiten, brachte ihre Streitigkeiten zur Schlichtung und erbat in kleinen und großen Dingen Rat von den Missionaren, die nicht selten als „Götter“ bezeichnet wurden. Einzelne begannen auch alsbald (schon 1892) sich von Lüge, Diebstahl und schlechten Reden loszusagen, weil sie jetzt wußten, daß „das vor Gott Unrecht ist“ und „Gott Räuber und Diebe nicht liebt“; „fortan soll Jesus unser Herr sein“. Stationsarbeiter saßen fast allabendlich in der Stube der Missionare, um von göttlichen Dingen zu hören (Merensky, a. a. O. S. 271). Auch die Rinderpest, die 1892 den Reichtum des Landes dahinraffte und von dem Geisterorakel des Mbaſi gegen die Missionare gedeutet wurde, und ein Konflikt des Volkes mit der 1893 gegründeten Regierungsstation Langenburg, der 1897 zur Erhebung und empfindlichen Züchtigung der Ronde führte, konnten das Verhältnis zu den Missionaren nicht ernstlich erschüttern.

Um wenigstens einen Stützpunkt für die Arbeit an dem vollen reichen Unterlande zu gewinnen, wurde 1893 am Nordostufer des Njassa auf einer sandigen Halbinsel die Station Ikombe angelegt.

Die Uferbewohner, Keſi (= Bootsmänner), ein Mischvölkchen aus allerlei Stämmen, dessen Dialekt durch die Rondsprache allmählich verdrängt wird, sich von Fischfang und Töpferei nährend, ärmer und weniger stolz als die Ronde, nahmen die Missionare freundlich auf. Ein Stahlboot, „Paulus“, sollte zur Verkündigung auf Uferplätzen und zum Warenverkehr dienen. Zugleich sollte von Ikombe aus in den benachbarten Ronderdörfern gepredigt werden. Auch hier fanden die Missionare ein empfängliches, lentfames Volk und eine sich schnell ausdehnende, ausichtsvolle Arbeit.

Schon auf den Ronderstationen waren sie mit Bewohnern des Hochgebirges in häufige Berührung gekommen und hatten durch sie Beziehungen zu ihren Häuptlingen gewonnen. Das Livingstonegebirge, das bis zur Höhe von 3000 Metern ansteigend und in weitem Bogen von Nordwesten nach Südosten sich ziehend, das Ronderland umgibt, wird von den Stämmen der Bwanji, Mawemba, Mahanzi, Kinga und Pangwa bewohnt.

Im Vergleich mit den Ronde sind sie unsauber und arm. Schon die Hütten, die bei den Bwanji nicht zu Dörfern vereint, sondern hin und her im Busch verstreut sind, verraten geringe Kultur und Furcht vor übermächtigen Feinden. Nur so weit unzugängliches Bergland die Bewohner schützte, konnten sie ihre Freiheit gegen Ronde, Sangu, Hehe und Ngoni behaupten. Bedrängt und mißhandelt, sind sie scheu, miß-

trauisch, gewalttätig geworden. Häuptlingsherrschaft ist stärker entwickelt, Zauberei und Geisterfurcht mächtig (besonders bei den Kinga), Hansrauchen (Kinga) und Trunksucht (in verheerendem Maß bei den Pangwa) verbreitet.

Schon in der Hoffnung auf Schutz nahmen die Bergstämme die Missionare gern auf. Durch die Kingastationen Bulongwa (1895) und Tandala (1897), die Bwanjistation Magoje (1900) und die Pangwa station Milow (1902) wurde der Gebirgsgürtel missionarisch versorgt.

Bei weiterer Ausdehnung mußte sich die Arbeit den 3 kriegerrischen Herrenvölkern: den Sangu im Norden, den Hehe im Nordosten und den Ngoni (auch Gwangwara genannt) im Südosten zuwenden. Der ursprüngliche Plan faßte alle drei ins Auge. Schon 1892 hatte Merensky mit dem Sangusultan Merere über Niederlassung in seinem Lande verhandelt und Missionar Maples in Sikoma von der anglikanischen Universitäten-Mission hatte Beziehungen zu den Ngonihäuptlingen vermittelt. Diese Pläne wurden aber dadurch gestört, daß sich 1896 die Benediktiner im Norden von Uhehe, 1897 dieselben in Ungoni und die weißen Väter in Kwiba (Usangu) niederließen. Hätte die Berliner Mission demgegenüber auf ihre älteren Rechte ganz verzichtet, so wäre ihr jede zusammenhängende Ausdehnung für die Zukunft versperrt worden. Sie mußte sich ein ausreichendes Arbeitsfeld sichern. Über die Wahl entschieden politische Verhältnisse.

Der gewaltige Hehesultan Mwawa, der vordem mehr als die Hälfte von Deutsch-Ostafrika unter seinem Einfluß gehabt und 1891 durch Niederwerfung der Zelenkschischen Expedition der Schutztruppe die schwerste Niederlage beigebracht hatte, die sie je erlitten, war 1896 durch von Scheele unterworfen und, da er sich wieder erhob, 1898 durch Hauptmann von Prince im Bunde mit den Sangu in einem blutigen Guerillakrieg endgültig besiegt worden. Der Regierung war die Mitarbeit der Mission zur Herstellung von Frieden und Wohlfahrt erwünscht. Für die Berliner M. kam zunächst der südwestliche Teil des Mwawareiches, das vom Livingstonegebirge zum Ruaha sich senkende Hochland Mbena in Betracht. Es hatte, von jeher Zankapfel und Schlachtfeld für Hehe, Sangu und Ngoni, schwer gelitten; die Bewohner sehnten die Missionare herbei und sandten, als sich die Erfüllung ihrer Bitte hinzog, unaufgefordert Träger, um die Missionare zu holen. Diese fanden weite Strecken des Landes verwüstet und entvölkert, den Viehstand fast gänzlich geschwunden. Noch heute sind Leute mit abgehauenen Händen Zeugen dafür, wie hier die Sangu gehaust haben. Die Bena, die sich

ihrer wilden Nachbarn nicht hatten erwehren können, und abwechselnd unter harter Herrschaft von Hehe- oder Sanguunterhäuptlingen standen, galten für schwach, feige und wenig bildungsfähig, während die Sangu grausam und lasterhaft, die Hehe stolz und kriegerisch, auch durch ihre Sultane an straffe Zucht gewöhnt waren.

Durch die Anlage der Stationen Kidugala (1898), Lupemwe (1899), Jacobi (1899) und Nlembula (1900) wurde Ukena, durch Musindi (1898) und Muhanga (1899) der südliche Teil von Uhehe der Berliner Mission gesichert. Als ihre Arbeit mit der der Benediktiner sich zu berühren anfang, fand zur Verhütung gegenseitiger Störung eine freundschaftliche Verständigung statt, die 1906 zu dem Vertrag von Gaviro führte, der den kleinen Ruaha als Grenze festsetzte. Weil die Benediktiner hier auch auf Kwiba, das sie inzwischen von den weißen Vätern übernommen hatten, verzichteten, konnte die Berliner Mission auch in Usangu einziehen und 1908 die Station Brandt anlegen. Dagegen ist Ungoni, das zu bearbeiten der sehnlichste Wunsch der Missionare war, ihr endgültig verloren. Da die B. M. G. 1903 auch die Arbeit der deutsch-ostafrikanischen M. G. in Usaramo übernahm, stieg die Zahl ihrer Stationen in Ostafrika auf 18.

Diese schnelle Ausdehnung, in der Heimat als Zeichen kräftigen Fortschritts freudig begrüßt, vollzog sich zum Teil nicht nach dem Gesetz unwillkürlichen Wachstums, sondern unter dem Hochdruck der Sorge um Erhaltung des nötigen Spielraums für zukünftige Entwicklung.

Die Gesellschaft, die 1892 auch in Maschonaland eine neue Arbeit begonnen hatte, gleichzeitig in Süchina einen kräftigen Aufschwung erlebte und 1898 noch Kiautschou übernahm, konnte weder für Usaramo noch für die Njassastationen die erwünschten Mittel und Arbeitskräfte stellen. Dazu rissen Krankheit und Tod schmerzliche Lücken in die kleine Schar. Unter den schnellen Neugründungen litt die Arbeit auf den älteren Stationen; eine Zeitlang waren 3, ja 4 Stationen unbesezt. Kombe soll erst 1909 wieder eigene Missionare erhalten. Muhanga wird noch immer notdürftig von Nachbarstationen aus versehen. An die Gesundheit und Entsagung der Missionare mußten, zumal bei der Besetzung von Uhehe, fast übermäßige Anforderungen gestellt werden. Noch immer sind unsere Njassastationen nicht so stark besetzt, wie es in tropischer Mission unerlässlich ist.

Aber mit diesen großen Opfern ist eine wertvolle Errungenschaft bezahlt. Die Berliner Mission hat ein Gebiet von 40 500

Quadratkilometern (also von der Größe der Provinz Brandenburg) mit etwa 250 000 Einwohnern (die Schätzungen weichen, da sichere Unterlagen trotz der Hüttensteuer noch fehlen, stark voneinander ab) als unbestrittene Interessensphäre gewonnen. Rechnet man das benachbarte Arbeitsfeld der mit uns nahe verbundenen Brüderkirche (19 500 Quadratkilometer = Württemberg) hinzu, so ist der evangelischen Mission ein Gebiet von ganz bedeutendem Umfang gesichert, das weder von katholischer Konkurrenz noch bisher in erheblichem Maße von mohammedanischer Propaganda durchsetzt ist. Die Berliner Mission kann ein Blick auf Südafrika, wo ihre 55 Stationen auf das ungeheure Gebiet vom Kap bis zum Limpopo mit all seinen Stämmen und Sprachen verstreut, nur schwer zu kirchlicher Gemeinschaft gelangen, erkennen lehren, was sie an der Geschlossenheit und Einheitlichkeit ihrer Nassaarbeit besitzt.

2.

Aus dieser Entwicklung ergeben sich deutliche Richtlinien für künftige Arbeit. Es muß unser Absehen nicht sein, neues Gebiet hinzuzuerwerben, sondern das gewonnene gründlich zu bearbeiten. Wir dürfen uns auch nicht damit begnügen, hie und da, wo etwa gerade besondere Empfänglichkeit sich zeigt, eine Station oder Außenstation anzulegen, sondern müssen planvoll darauf hinarbeiten, das ganze Land gleichmäßig mit Gottes Wort und Schulunterricht zu versorgen. Dazu sind freilich im Nordosten, Osten und Südosten, auch in Usangu, noch mehrere Stationen nötig; die Hauptarbeit aber muß überall in die Entwicklung der Außenarbeit gelegt werden.

Das große Gebiet enthält neben gesunden Gebirgs- und Hochländern ungesundeste Niederungen, in denen Europäer nicht oder nur unter größter Vorsicht leben können. Darin liegt ein besonderer Antrieb, die eingeborenen Christen zur Mitarbeit zu erziehen.

Doch hat die Berliner Mission nicht, wie andere Missionen, ein großes Internat zur Grundlage ihrer Arbeit gemacht, noch auf den Stationen Kostschulen errichtet; sie ist vielmehr ihrer südafrikanischen Praxis treu geblieben. Wir scheuen die Bildung einer ersten Christengeneration aus Kostschülern, also aus jungen Leuten, für die die versuchungsreichen Jahre erst nach der Taufe kommen, auch die Heraushebung aus den heimischen Verhältnissen und die

Gewöhnung an die Missionskrippe. Die ersten Schüler haben wir überall unter den Arbeitern gefunden, die sich zum Aufbau der Station einstellten und an den sonntäglichen Gottesdiensten und den nicht minder wichtigen täglichen Andachten gern teilnahmen, sich auch vielfach auf der Station ansiedelten. Da wir es hier nicht, wie in Südafrika von Anfang an, mit Völkern zu tun haben, die vom Christentum schon etwas gehört und gesehen haben, dauert für die, die weitere Unterweisung begehren, der Unterricht vor der Taufe in der Regel bis zu 4 Jahren. Schon aus den ersten Getauften wurden Geeignete zur Weiterbildung und zum Helferdienst ausgesondert.

Daneben her ging von Anfang an Predigt auf benachbarten Heidendörfern. Zeigte sich der Häuptling oder sein Volk empfänglich, so wurde, vielfach von dem Häuptling selbst unentgeltlich, eine Kapelle errichtet und der Ort zum „Predigtplatz“ erhoben, der nun vom Missionar oder von eingeborenen Christen regelmäßig besucht wurde. Baten die Leute um stetigen Unterricht, so wurde, wenn möglich, ein Helfer von der Hauptstation eingesetzt und dadurch der „Predigtplatz“ in eine „Außenstation“ verwandelt.

Wo sich auf den Hauptstationen kleine Gemeinden bildeten, wurde neben Katechumenen- und Christenunterricht auch Volksschule eingerichtet. Auch auf allen Außenstationen wird von den Helfern, so gut oder schlecht es gelingt, Kinderschule gehalten. Wir betrachten aber die Gemeinde, nicht die Schule als die Grundlage unserer Arbeit. Nur wo auch die Erwachsenen, oder wenigstens ein Teil von ihnen, bereit sind, Gottes Wort zu hören und christliche Lebensordnung anzunehmen, errichten wir auch Schulen für die Kinder. Endlich werden von Missionaren und eingeborenen Helfern gemeinschaftlich auch im weiteren Umkreis der Stationen Predigtreisen veranstaltet, um das Land mit dem Schall des Wortes zu erfüllen.

Diese Außenarbeit hat sich über Erwarten schnell entwickelt. Die Zahl der „Predigtplätze“ und „Außenstationen“ wächst von Jahr zu Jahr stärker und mit ihr der Anteil der Außenstationen an der Zahl der Christen und Taufbewerber. In Neu-Wangemannshöh fällt bereits die Hälfte der Christen und Katechumenen auf die Außenstationen, von denen einige schon kleine Gemeinden aufweisen. Die in Südafrika noch nicht überall überwundene Gefahr, daß sich

die Gemeinden vorwiegend auf die von der Mission abhängigen, weil auf ihrem Grunde wohnenden Leute der Hauptstationen beschränken, besteht hier nicht mehr. Die Mission hat unverkennbar angefangen, eine Macht im Volksleben zu werden.

Die reichliche Außenarbeit gibt dem Dienst des Stationsmissionars ein anderes Gesicht. Er muß einen beträchtlichen Teil von Zeit und Kraft auf den Besuch der Außenstationen und Predigtplätze verwenden, daher auch für den Unterricht auf der Hauptstation, insbesondere die Kinderschule, eingeborene Hilfskräfte heranziehen. Wöchentlich einmal sammeln sich alle Helfer auf der Hauptstation zur Weiterbildung und zur Vorbereitung auf den Sonntag. Gehört zur Station ein großes und gar ungesundes Außengebiet, so kann unsere südafrikanische Regel, jede Station mit nur einem Missionar zu besetzen, nicht aufrecht erhalten werden. Bei unserem großen Missionarismangel haben wir möglichst viele Handwerkerbrüder ausgesandt (zurzeit 10), um die Missionare vor der erdrückenden Last der Bauarbeiten zu schützen. Hätten wir nur genug brauchbare eingeborene Helfer, so könnten wir Hunderte von Predigtplätzen und Außenstationen anlegen. Das Land ist uns offen. Aber aus der großen Missionsgelegenheit für das junge Werk ergibt sich die Versuchung, auch unreife Helfer einzustellen. Wenn eine große Schar von Gehilfen von wenigen Missionaren geleitet wird, kann ein oberflächliches Christentum sich ausbreiten, das nicht zur Erneuerung des Lebens führt und weder dem Ansturm des Islam noch der heranrückenden europäischen Kultur standhält. Unsere wichtigsten Anliegen sind daher ausreichende missionarische Besetzung, Heranbildung eines tüchtigen Helferstandes und Ausgestaltung eines guten Schulwesens.

Es war ein Segen angesichts der schmerzlichen Behinderung durch die heimatlichen Finanznöte, daß ein ungenannter Freund die Mittel zur Errichtung und zum dauernden Unterhalt je eines Helferseminars für jede der beiden Nassafshnoden darreichte.

Aus einer so jungen Christenheit schon zahlreiche Helfer heranzubilden, ist ein Wagnis. Dazu kommt, daß die Seminaristen, entsprechend den bescheidenen Leistungen unserer bisherigen Schulen, nur dürftige Vorkenntnisse mitbringen. Um Entwöhnung von grober Arbeit, um Hofart und Gewöhnung an die Missionskrippe, auch um Meldung zum Helferdienst nur um äußeren Vorteils willen zu verhüten, geben wir ihnen nur einen bescheidenen Zuschuß zum Lebensunterhalt — wo es an-

geht, bringen diesen Zufluß die Gemeinden auf, aus denen die Zöglinge stammen —, aber hinreichend Ackerland, und neben dem Unterricht Zeit genug, es zu bestellen und in der Stationsarbeit etwas zu verdienen. Wer sich grober Arbeit weigert, wird als untauglich entlassen. Verheiratete Seminaristen bringen ihre Familien mit. Der Lehrstoff des dreijährigen Kurses ist zunächst auf ein bescheidenes Maß beschränkt. Für die angestellten Helfer sind Fortbildungskurse vorgesehen.

Um besser vorgebildete Seminaristen künftig zu erhalten, ist für jede Synode eine Mittelschule — in der Kondesynode ist sie erst in der Gründung begriffen — zwischen Stationschule und Seminar geschoben mit ebenfalls dreijährigem Kursus. Auch hier wird neben dem Unterricht Handarbeit gefordert. Die Mittelschüler müssen für ihren Unterhalt selbst sorgen, ja sogar ein kleines Schulgeld zahlen, das nur für Auswärtige ermäßigt wird. Das Prinzip ist, daß zur Mittelschule nur zugelassen wird, wer den Lehrplan der Volksschule bewältigt hat, und zum Seminar nur, wer das Ziel der Mittelschule erreichte. Doch wird das Bedürfnis der Außenstationen noch für lange Zeit Ausnahmen erzwingen. Je Besseres die Volksschulen leisten, desto höher können Mittelschule und Seminar ihre Forderungen steigern, und je gründlicher die Seminaristen ausgebildet werden, desto besser muß der Volksschulunterricht werden.

An der Herstellung des nötigsten Lehr- und Lesestoffes in den Stammessprachen ist und wird emsig gearbeitet (vergl. A. M. Z. 1908, S. 563); durch Einführung von Swaheliunterricht auf Mittelschule und Seminar ist uns die vorhandene Swaheliliteratur zugänglich geworden. Herausgabe eines christlichen Swaheliblattes im Verein mit anderen Missionen ist in Vorbereitung.

Zu unseren wichtigsten Sorgen gehört die Fernhaltung des Islams von dem besetzten Gebiet. Er breitet sich hier nur ausnahmsweise durch wandernde Moranlehrer (Berl. Miss. Ber. 1907, S. 542), stärker durch handeltreibende Jnder, Araber und Swaheli, durch Saisonarbeit von Bena, Sangu usw. beim Bahnbau und auf Plantagen und durch eingeborene Unterbeamte und Askari auf den Regierungsplätzen aus. Letzterem können wir nur dadurch abhelfen, daß wir das Bedürfnis der Regierung nach Unterbeamten, Schreibern, Soldaten usw. durch christliche Eingeborene befriedigen. Wir sehen auch dies als eine Aufgabe unserer Mittelschulen an.

Ob und wie für christlichen Handel und für missionarische Pflege der Wanderarbeiter zu sorgen ist, das sind Fragen, die uns ernst beschäftigen, aber noch auf Lösung warten.

3.

Auffallend ist in den letzten Jahren der Rückgang der Krankheits- und Todesfälle. Seit fünf Jahren haben wir in Njassaland, gottlob, nur ein Grab zu graben gehabt. Diese günstige Wendung hängt unverkennbar mit den Fortschritten der Tropenmedizin zusammen, vor allem mit der gewonnenen Einsicht in die Entstehung und Verhütung der Malaria. Wir lassen ohne gründliche tropenhygienische Belehrung niemand mehr nach Ostafrika ziehen, auch Bräute und Handwerker nicht. Auch sonst wenden wir gesteigerte Vorsicht und Fürsorge an. So müßlich es ist, in kaum erschlossenem Lande alsbald massive Häuser aufzuführen, so hat uns schmerzliche Erfahrung doch belehrt, daß Europäer hier nicht über eine gewisse Zeit in Hütten leben dürfen. Für Maramo sind feste Urlaubsfristen eingeführt, für tiefere Stationen des Inlands ist angeordnet, daß die Missionare in ungesunder Jahreszeit auf höher gelegene sich zurückziehen. Segensreich hat sich der Dienst der auch geburtshilflich ausgebildeten Krankenschwestern erwiesen. Einen Arzt hoffen wir im Sommer mit Hilfe des „Berliner Vereins für ärztliche Mission“ auszusenden. Mit der Gesundheitsfürsorge für die Missionarssfamilien verbindet sich die ärztliche Mission an den Eingeborenen.

Von Anfang an führten sich die Missionare als „Gottesboten und Ärzte“ ein. Mit einer glücklichen Augenkur erwarb sich Merensky den Schutz des gefürchteten Merere. Die Stationen sind überall im Volk als die Plätze bekannt, auf denen man für allerlei Not Hilfe findet. Ganze Scharen werden täglich behandelt. Hierzu besitzt jede Station eine Apotheke. Zwei Missionare haben eine besondere tropenärztliche Ausbildung erhalten. Wir verdanken ihr z. B. die wichtige Entdeckung, daß auf einigen Stationen etwa die Hälfte der Fieberfälle, die bisher als Malaria beurteilt wurden, auf Rückfallfieber beruht. Wiederholt haben die Missionare in Gemeinschaft mit der Regierung Seuchen unter Menschen und Vieh bekämpft, z. B. Pocken durch Massenimpfung. Im Bezirk Nembula ist ein alter Pestherd; Kondeland ist das schlimmste Ausfallgebiet der Kolonie. Die geistliche Pflege dieser Armsten, die durch gemeinsame Bemühung von Regierung und Mission in zwei Leprosenbörsern gesammelt sind, ist einer der lieblichsten Zweige unserer Ar-

beit. Auch um Betämpfung der Säuglingssterblichkeit haben sich einige Stationen mit Erfolg bemüht. Durchreisende sind wiederholt erstaunt gewesen, wieviel kinderreicher als die Heidendörfer die Stationsdörfer seien, und wieviel gesünder hier die Kinder aussehen. Auch die Versuche, eingeborene Christen als Heilgehilfen auszubilden, sind ermutigend. Durch gesundheitliche Belehrungen der Mittelschüler und Seminaristen und durch ihre Beteiligung an der Krankenbehandlung wollen wir anstreben, daß auch in dieser Hinsicht nach und nach von den Außenstationen ähnliche Wirkungen ausgehen wie jetzt schon von den Hauptstationen. So weit es unsere schwachen Kräfte vermögen, möchten wir auch in gesundheitlicher Beziehung unserm Volke geben, wessen es bedarf, gewiß, auch hierdurch dem Seelenheiland den Weg zu bahnen.

4.

Schon das Bedürfnis der Stationsanlagen nötigte, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen. Die Missionare haben oft geseufzt, wenn sie die halben Tage auf dem Bauplatz verbringen mußten. Aber sie kamen dadurch in beständige Berührung mit den Leuten, und diesen prägte sich allgemein die nützliche Überzeugung auf: auf der Missionsstation wird handfest gearbeitet, sogar von den reichen Weißen! Bei guter Behandlung zeigten sich die Eingeborenen überall arbeitswillig und anständig; doch tritt der Stammesunterschied zutage. Auf allen älteren Stationen finden sich jetzt gut angelernte Ziegler, Maurer und Zimmerleute. Zu selbständiger Arbeit für europäische Ansprüche sind sie freilich sämtlich nicht reif, und nicht nur infolge mangelnder Schulbildung. Auch sind die wenigsten imstande, stetig das ganze Jahr durch zu arbeiten.

Wo die Stationen ausgebaut sind, entsteht eine ernste Verlegenheit. Das Land befindet sich in einer wirtschaftlichen Krise. Die Naturalwirtschaft beginnt dem Geldverkehr zu weichen. Die neue Zeit steigert auch schnell die Bedürfnisse. Die Regierung fordert Hüttensteuer, die Mission Platzabgabe, Gemeindebeitrag, Stolgebühren¹⁾, Kollekten. Die übliche bequeme Erwerbsquelle, die Polygamie, die Aussicht auf viele Töchter und damit auf reiches Heiratsgut bot, ist dem Christen versperrt. Und doch soll gerade er sich anständige Kleidung halten, Bücher kaufen usw. Die Früchte des Landes sind wegen der schlechten Verbindung nach der Küste

1) Die sollte sie nicht fordern. D. S.

fast unverkäuflich. Solange die Station reichlich Arbeiter braucht, ist für den Fleißigen gesorgt. Doch mußten nicht selten in der Zeit der Stenereintreibung Scharen Arbeitswilliger abgewiesen werden. Andere Arbeitsgelegenheit ist, außer dem Wegebau, kaum vorhanden. So droht schließlich gerade unsern christlichen Eingeborenen Verarmung, Proletarisierung. Freilich bietet der Werber für den Bahnbau und die Plantagen näher der Küste hohe Löhne. Aber unsere Hochlandneger vertragen das Tiefland nicht; die lange Trennung lockert die Ehen; selten bringt der Heimgekehrte außer dem Lohn etwas Gutes mit.

Die heimatlichen Freunde dürfen sich nicht wundern, wenn wir uns mit diesen wirtschaftlichen Fragen ernst beschäftigen. In Südafrika kamen sie nicht in dem Maße für uns in Betracht, weil hier überall Weiße und Schwarze beieinander wohnen und letztere als Diener und Handarbeiter der ersteren oder durch den Anbau der Landesfrüchte ihr Brot finden. In Ostafrika wird in Zukunft der großen Masse nur die Wahl bleiben, entweder Plantagenarbeiter zu werden oder die selbständige Arbeit bis zur Deckung der Bedürfnisse der neuen Zeit zu steigern. Ich will auf den bekannten Streit über Europäer- oder Negerbetrieb, Plantage oder Eigenkultur hier nicht eingehen. Die Lösung scheint mir nicht in dem Entweder=oder, sondern in dem Sowohl=als=auch zu liegen. Uns aber liegt daran, einen möglichst großen Teil unseres Volkes so zu erziehen, daß es durch gute Handwerksarbeit oder durch den Anbau rentabler Früchte sich ein selbständiges Brot erwerben kann. Vielfach bringen schon jetzt unsere Leute europäische Gemüse und Früchte zum Verkauf, zu denen ihnen die Missionare Saat und Belehrung gaben. Von den Hochgebirgsstationen Bulongwa und Tandala aus ist mit trefflichem Erfolg europäischer Getreidebau als Eingeborenenkultur in Ukinga eingeführt. Er hat weithin Absatz gefunden und war in der Hungersnot nach dem Aufstand ein Segen für die betreffenden Gegenden.¹⁾ Wichtiger noch ist die Anregung absatzfähiger

1) Auch die Denkschrift Nr. 1106 des Reichskolonialamts hebt Seite 21/22 den Weizen- und Kartoffelbau in Ukinga anerkennend hervor, datiert ihn aber irrtümlich erst von 1905 ab und läßt den Umstand unerwähnt, daß dieser wertvolle Beitrag zur wirtschaftlichen Hebung des Schutzgebietes und zur Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit an der evangelischen Mission geleistet ist.

tropischer Produkte. In jeder Synode ist eine Handwerkererschule errichtet. Aber das sind alles nur Anfänge. Wir werden hierin mehr tun müssen. In mehrerer Hinsicht wäre es bedenklich, die Unterweisung von Naturvölkern auf Religionsunterricht und auf Aneignung von Schulkenntnissen, von denen viele später nicht den rechten Gebrauch zu machen wissen, zu beschränken. Die Kraft der katholischen Mission ruht zum guten Teil in der großen Zahl ihrer praktisch tüchtigen Laienbrüder. Ich wünschte, daß auch wir neben den Handwerkern christliche Ökonomen aussenden könnten. Es handelt sich dabei nicht nur um die wirtschaftliche, sondern auch um die sittliche Zukunft unserer Gemeinden.

5.

Aus dem unter 1 Entwickelten ergibt sich, daß die Berliner Njassamission zu Unrecht vielfach kurzweg als Kondemission bezeichnet wird. Letztere bildete nur ihren Anfang, und es ruht nicht einmal mehr in ihr das Schwergewicht.

Zum Teil liegt dies an den schmerzlichen Störungen durch Krankheit und Tod, die gerade die Kondearbeit trafen. Aber es hat auch tiefere Gründe.

Schon 1892 hatte Sup. Schumann darauf hingewiesen, daß den Nkonde, die so glücklich leben, wie es ein Heidenvolk nur könne, die drückenden Umstände fehlen, die vielfach sonst Anlaß geben, daß Weiden einen Retter, einen Heiland, suchen und annehmen. In ihrem Stammesstolz fühlen sie sich nicht so hilfsbedürftig, in ihrer gewohnten politischen Selbständigkeit sind sie nicht so lenksam wie die Bena. Wo die väterliche Sitte mit dem Evangelium unvereinbar ist, sind sie nicht geneigt, vom Alten zu lassen. Zwar wächst die Zahl der Christen und Taufbewerber stetig, und in der Außenarbeit finden die Missionare in der Regel eine zahlreiche Zuhörerschaft; schon aus Höflichkeit ruft der Häuptling seine Leute zusammen. Aber die Mehrheit des Volkes, und besonders der Häuptlinge, setzt dem Evangelium noch einen passiven Widerstand entgegen. Polygamie ist unter den Nkonde besonders stark verbreitet. Wie sich die Nkonde gegen Trägerdienst und Plantagenarbeit sträuben, weil sie die gewohnte Nahrung, Bananen und Milch, nicht entbehren können, so wollen sie nicht einmal für einige Jahre in die dicht benachbarte Tischlerschule eintreten. Mit einem starken Heimatgefühle hängen sie an ihrem schönen Lande. Ihre Neigung zur Selbständigkeit zeigt sich auch im Guten. Die Kraft und Treue, mit der die seit 5½ Jahren vereinsamten Christen in und bei Nkombe Glauben und Zucht gehalten haben, zeigt, daß wir hier edles Material

vor uns haben. Ich bezweifle, daß eine Benagemeinde die gleiche Probe nach so kurzem Bestehen ausgehalten hätte.

Wir können für die bisherige Entwicklung unserer Kondemission nur dankbar sein und dürfen Größeres hoffen; aber nicht nur um der sprachlichen und kulturellen Schranke willen, die die Konde von den übrigen Stämmen unseres Gebietes trennt, scheint es mir unwahrscheinlich, daß dies begabte Volk zum Träger einer christlichen Bewegung für einen weiteren Umkreis wird.

Dagegen hoffe ich dies von den Bena. Für sie brachen mit dem Kommen der Missionare die Tage der Wohlfahrt nach langer Drangsal an. So haben sie, mehr noch als andere, die Stationen als Zufluchtsstätten, die Missionare als Wohltäter ansehen gelernt. Am liebsten zögen sie in Scharen von ihren Unterhäuptlingen fort auf die Stationen. An Abhängigkeit gewöhnt, fügen sie sich willig der Zucht und sehen zu dem Missionar auf. Wenn schon 1905 das Gouvernement die einst so verachteten Bena zu den „kulturell etwas höher stehenden Völkerschaften“ (Denkschrift Nr. 194, S. 2.) rechnen konnte, so ist dies ein starkes Zeugnis für die Arbeit der Missionare wie für die Bildsamkeit des Stammes.

Die Zahl der Taufbewerber und Schüler aus den Bena ist schon jetzt größer als die aus den Konde. Da sie sprachlich von den Nachbarstämmen wenig geschieden sind, auch nicht, wie die Konde, an der Scholle kleben, werden, wie wir hoffen, Benachristen für die Arbeit unter Hehe und Sangu, die noch in den Anfängen steht, gute Dienste leisten können.

Von den Bergstationen hat sich das aus Kinga und Mahanzi gemischte Bulongwa am stärksten entwickelt; in Tandala leistet das Heidentum zäheren Widerstand; die Bwanjistation zeigt erfreulichen Fortschritt in mühsamer Arbeit. Unter den wenigen, elenden Pangwa, die der Aufstand zunächst übrig gelassen hat, mußte Missionar Neuberg in viel Drangsal von neuem anfangen. Langsam sammelten sich die Versprengten wieder.

Das geistliche Leben der Njassagemeinden zeigt viele erfreuliche Züge. Die Gottesdienste werden durchweg gut besucht, meist auch die täglichen Andachten. 1907 wurden bei 639 Abendmahlsberechtigten und 6 Feiern 2319 Teilnehmer gezählt. In den Häusern herrscht Gebet, auf den Stationen Zucht. Einzelne Christen bemühen sich redlich, ein Leben des Glaubens zu führen und anderen herbeizuhelfen. Beweise von echter Frömmigkeit, Anhänglichkeit, Gewissenhaftigkeit, Bußfertigkeit, Geduld im Leiden und

Glaubenszuversicht bis in den Tod fehlen nicht. Übler steht es mit Dankbarkeit und Wahrheitsliebe. Auch hält es schwer, die Gemeinden vor der Nachwirkung der endlosen, verwickelten Vieh- und Weiberstreitigkeiten zu bewahren, die das Volksleben vergiften. Der wundeste Punkt ist das Familien- und Eheleben. Die Polygamie ist geradezu die Klippe unserer Njassamission. Nicht, weil nur um ihrewillen Hunderte sich nicht zur Taufmeldung entschließen können; schon jetzt ist die Taufbewerberzahl auf einzelnen Stationen fast zu groß für die Kraft des Missionars. Auch nicht, weil die Unentschlossenen in schwerem Gewissenskonflikt zurückblieben; Ehelösungen finden unter den Heiden beständig statt; das Volksbewußtsein sieht darin nicht ein Zerreißen heiliger Bande, sondern Rückgängigmachung eines Geschäfts. Nicht um der heidnischen Polygamisten, sondern um der Christen willen, die in Versuchung stehen, polygam zu werden, ist die Frage so ernst. Wenn bisher Christen, ja auch Helfer abfielen, lag es fast stets hieran. An der Weiberzahl hängt Wohlstand und Ansehen nicht nur des einzelnen, sondern der Sippe. Der Europäer kann sich schwer ganz zum Bewußtsein bringen, wieviel er mit der Eihehe fordert. Sie ist für Tausende die enge Pforte, vor der sie zögern. Die Christen sind sich der in der Taufe übernommenen Verpflichtung wohl bewußt. Aber bei Krankheit der Frau oder Kinderlosigkeit, bei Zernüßnis oder Abneigung wird sie manchen zu schwer. Einzelne haben auch offen gesagt, daß es ihnen über die Straft gehe, in Eihehe Treue zu halten. Die meisten der Abfälligen sind ja bußfertig zurückgetehrt. Etliche aber haben, unter Zucht gestellt, sich nicht gebeugt, sind von den Stationen verzogen und bilden ein übles Element in ihrer Umgebung, ein Hindernis der Christianisierung ihres Volkes, und, wie zu fürchten ist, über kurz oder lang eine leichte Beute mohammedanischer Propaganda, wenn nicht gar Kristallisationspunkte für mohammedanische Gemeinden. Denn sie haben zu viel von uns empfangen, um wieder im Buschnegertum sich befriedigt zu fühlen. Wir werden ihnen in Geduld nachgehen müssen, um ihnen den Rückweg offen zu halten. Gottlob sind es nur Ausnahmen. Aber für die Mehrzahl unserer Christen spielen sich die inneren Kämpfe vornehmlich auf geschlechtlichem Gebiet ab. Durch Konzessionen an heidnische Polygamisten würde dieser Kampf noch erschwert. Die Sorge der jungen Njassamission darf nicht

darauf ausgehen, den Zutritt von Massen zu erleichtern und zu beschleunigen, sondern zu verhüten, daß es nach dem Worte gehe: „Etliches ging bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre.“

6.

Die erste Feuerprobe hat unsere Massamission gut bestanden im Aufstand von 1905. Seine Ursache bildete die Unzufriedenheit der Häuptlinge und Stämme im Südosten mit den Eingriffen der vorschreitenden Kultur und Verwaltung in ihr bisheriges Leben, insbesondere mit der Besteuerung, dem Waldschutz, der Wegearbeit, dem Verbot von Willkür und Grausamkeit usw. Die Kraft des Kampfes kam aus den Weissagungen und Medizinen der Zauberer. Den Anlaß zum Ausbruch bildeten Übergriffe eingeborener Unterbeamter. Seine wichtigste politische Lehre ist die plötzliche solidarische Einigung seit Alters verfeindeter Stämme zum Kampf gegen den Weißen und die fanatische Tapferkeit als feige verzehrener Völker, die sich nur aus dem Zaubereiglauben erklärt.

Von Ungoni her wälzte sich der Aufstand mit unheimlicher Schnelligkeit auf unser Gebiet zu. Die Pangwa, ehemals Hörige der Ngoni, und die Bena des mit dem Ngonisultan Schabruma verschwägerten Häuptlings Mbejera schlossen sich ihm an. So fielen ihm unsere Stationen Milow und Jacobi zum Opfer. Wäre auch das übrige Ubena abgefallen, so hätte die Ausbreitung nach Nordwesten wohl kaum abgewandt werden können. Die Schutztruppe war anderweitig beschäftigt. Da gelang es den Missionaren, gestützt auf ihre treuen Gemeinden, die Häuptlinge zum Gehorsam und zu entschlossenem Widerstand zu bestimmen. So wurde unser Missionsgebiet der Damm, an dem sich hier der Aufstand brach, bis die Truppe wieder freie Hand hatte.

Bei der Verteidigung von Jacobi haben die Missionare notgedrungen selbst zu den Waffen greifen müssen, um die vielen treuen Eingeborenen, zumal Frauen und Kinder, die sich in ihren Schutz geflüchtet hatten, vor sicherem grausamen Tode zu bewahren. Der Fall gibt einen lehrreichen Beitrag zu der Frage, ob unter Umständen Missionare sich mit der Waffe verteidigen dürfen. Die Ermordung von Europäern pflegt den Blutdurst zu

steigern und das spätere Strafgericht beklagenswert zu verschärfen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären ohne den Eindruck der Abwehr von Jacobi die Sangu nicht ruhig geblieben, auch hätte sich Mbena schwerlich halten lassen. Jedenfalls ist dadurch ungeheuer viel Blutvergießen erspart worden.

Bemerkenswert ist auch, daß, obgleich allen Weißen durch Gelübde der Tod geschworen war, die Pangwa, welche Missionar Nenberg gefangen hatten, ihn mit seiner Familie frei gaben, ja ihm sogar noch die nötigen Lebensmittel ließen, weil sie wußten, daß er „ein guter Mann“ sei.

Der Aufstand hat uns große Verluste gebracht, für die leider, obgleich die Räumung der Stationen der Aufforderung der Regierung entsprach, Reichsentschädigung abgelehnt ist. Er hat die Missionsarbeit lange Zeit empfindlich gestört, das unglückliche Pangwa-volk furchtbar dezimiert, ein blühendes Land weithin zur Einöde gemacht. Aber er hat die Treue unserer Gemeinden auch in Todesgefahr bewährt, das christliche Gemeingefühl und die gegenseitige Unterstützung in der Not auch über den Stammesunterschied hinüber hell hervortreten lassen und die Zauberer zuschanden gemacht. „Bruder stand gegen Bruder, alle natürlichen Bande zerrißen, aber das Band des Glaubens hat gehalten.“ Von den Christen und Katechumenen ist niemand abgefallen; wohl aber haben etliche ihre Treue mit dem Leben bezahlt. Als die Gefahr abgewandt war, standen die Gemeinden, und auch viele Heiden, unter dem starken Eindruck: „Gott war mit uns!“ Der Kontrast zwischen dem jammervollen Elend der Aufständischen und der Bewahrung der Treuen hielt eine eindringliche Anschauungspredigt, daß es wohlgetan sei, dem Rat der Missionare zu folgen.

Daß in der Abwehr des Aufstands wie später in der Heilung der Wunden, die Krieg, Hungersnot und Krankheit geschlagen hatten, Regierung und Mission Schulter an Schulter standen, war auch den Eingeborenen eindrucklich. Es ist unser lebhafter Wunsch, daß solch gutes Einvernehmen andauere.

Die Mission hat im Nordlande früher eingesezt als die Regierung. Die Eingeborenen kamen anfangs auch mit Sachen, die richtiger vor behördliches Forum gehörten. Aber die Missionare dienten dem Frieden des Landes, wenn sie sich ihnen nicht entzogen. Nach Gründung des Amts Langenburg (1893) wiesen sie sie mehr und mehr dort hin. 1898 beschloßen sie, richterliche Tätigkeit fortan grundsätz-

lich abzulehnen. Daß aber Eingeborene nicht selten erst auf dem Umweg über den Missionar zur Regierung kommen, sollte ebenso wenig befremden, wie es heimatische Behörden verübeln, wenn etwa Landleute auch in Rechtsachen erst ihren Pastor befragen. Am allerwenigsten sollte daraus auf Gang zur „Nebenregierung“ geschlossen werden; sie liegt evangelischer Mission nicht im Blut. Wir haben mit der eigenen Arbeit viel zu viel zu tun, als daß wir in fremde greifen wollten. Eine Verührung der beiderseitigen Tätigkeit entspringt den Verhältnissen und ist bei grundsätzlichem Einvernehmen unbedenklich und heilsam. Die Anregung der Mission, nicht durch Askaripatrouillen, die zur Gewalttat neigen, sondern durch fliegende Gerichtshöfe unter Leitung von Weißen Recht zu sprechen, ist dankbar angenommen; dergleichen der Hinweis auf Übergriffe von Askaris bei der Steuereinziehung. Schon die Erinnerung an die Aufstandszeit sollte Beamte wie Missionare in dem Bestreben bestärken, Reibungen zu vermeiden.

Die Truppendurchzüge der Aufstandszeit und allerlei anderes Volk, das ins Land kam, haben unser Njassagebiet, besonders Ubena, aus seiner hinterwäldlerischen Stille geweckt und den Anschluß an die große Welt näher gerückt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die fortschreitende kulturelle Erschließung Ostafrikas eine totale Umwälzung der Lebensbedingungen für die Eingeborenen bringen wird. Tiefgreifende wirtschaftliche Umgestaltung bedeutet aber stets auch folgenreiche sittliche Erschütterung. Wir merken schon die ersten Zeichen. Die Erzählungen der Soldaten von hohen Löhnen und reichen Genüssen haben hie und da eine bedenkliche Begehrlichkeit und, zumal bei den Vena, einen Zug in die Ferne geweckt. Der Aufstand ist ein entscheidender Wendepunkt für unsere Njassamission. Mit ihm schließt die Zeit vorbereitender Arbeit in abgelegener Stille ab. Waren damals die Entbehrungen für die Missionare empfindlicher, so sind jetzt die Aufgaben verwickelter und schwieriger.

7.

Zur Übernahme der ungesunden und missionarisch wenig fruchtbaren Stationen in Njaramo hatte sich die Berliner Mission nur auf Grund der Überzeugung entschlossen, daß es der Viefelfelder Mission an Mitteln und Kräften zu dieser Arbeit gebreche. Noch schwerer konnten sich die Njassamissionare darein finden; sie befürchteten eine Schwächung ihrer Arbeit und Ablenkung von ihren natürlichen Zielen.

Daresßalam gehört wohl zu den schwierigsten Plätzen, die die evangelische Mission überhaupt bearbeitet.

Bunteste Bevölkerungsmischung, $\frac{1}{3}$ Araber, Jnder und Soaneseu, $\frac{2}{3}$ Neger, davon nur 26% aus den eingeseßenen Stämmen der Saramo und Ndengerefo, die übrigen aus allen Völkern Ostafrikas zusammengewürfelt. Dazu Großstadt- und Hafenleben, reichlicher Lohn und viel Vergnügen, beständiges Hin- und Herfluten, endlich der Einfluß der Araber, Jnder und Europäer und die Übermacht des Islams, dem die Masse äußerlich anhängt. — Der beständige Wechsel der Missionare (in 15 Jahren nacheinander 7), häufige Erkrankungen, auch wohl ein tastendes Versuchen ohne sicheres Ziel, hatten es zu ernstlicher Arbeit nicht kommen lassen. Die wenigen Christen waren Sorgenkinder. Kräftiger hatten sich die Saramostationen Kiherawe und Maneromango entwickelt.

Kiherawe war als Erziehungsstätte für befreite Sklavensinder gegründet und mit einer Mittelschule versehen, deren Zöglinge als Lehrer von Außenschulen angestellt wurden. Den stärksten Zuwachs hatte die Gemeinde in den Hungersnotjahren erlebt. Aber gerade hier waren die Gefahren des Internatsystems trotz eifriger, hingebender Arbeit zutage getreten. Die Außenschulen gingen bis auf 2 wieder ein, weil es an dem Halt einer Gemeinde und den jugendlichen Lehrern an sittlicher Reife mangelte. Daß auch von der Hauptstation keine Kraft ausging, zeigt die Tatsache, daß sie seit Jahren keine Taufbewerber hat. Unter den Gemeindegliedern waren manche nur mit halbem Herzen bei der Sache, etliche insgeheim dem Islam zugetan. Hier mußte zunächst eine scharfe Sichtung eintreten.

Aussichtsvoller war der Anfang auf der jüngsten, allerdings für besonders ungesund geltenden Station Maneromango. Hier waren unter viel Tränen aus rein bäuerlicher Saramobevölkerung die Erstlinge gesammelt. Besonders die Arbeit von Miss. Worms (hier gestorben 1899) war nicht ohne nachhaltige Wirkung geblieben.

Eine gründliche Visitation durch Missionsinspektor Saubenzweig Schmidt führte daher 1903 zu dem Ergebnis, daß bis zur Heranbildung eines Stammes junger Missionare (von den Bielefelder Brüdern ist nur einer dauernd geblieben) und bis zur Gewinnung zuverlässiger eingeborener Helfer die Hauptkraft auf Maneromango verwandt werden solle. Dieser Plan ist durch die seitherige Entwicklung gerechtfertigt. In Maneromango ist eine gesunde, lebendige Gemeinde mit guter Zucht herangewachsen. Wir hoffen daher, demnächst auch in Daresßalam, das bisher notdürftig gehalten worden ist, trotz aller Schwierigkeiten kräftig einsetzen zu können.

Daß die Arbeit der Vielefelder und unserer Brüder auch an den schlaffen, willensschwachen Saramo nicht vergeblich gewesen ist, zeigte sich 1905, als die Maneromangogemeinde, rings von mohammedanischen Aufständischen bedroht, tren blieb und die Küferamechristen ihr tapfer zu Hilfe eilten.

Seit dem Aufstand mehrten sich Zeichen eines Niedergangs des Islams an der Küste, der bis dahin unwiderstehlich vordrang. Die Niederlage seiner aufständischen Anhänger, die Minderung des arabischen Einflusses und die stetige Befestigung der deutsch-christlichen Macht, die Schwächung der Koranschulen durch Einführung lateinischer Swahelischrift seitens der Regierung¹⁾ und leider auch die zunehmende sittliche Verrohung des Küstenvolkes scheinen die Ursachen zu sein (vergl. Berl. Miss. Ber. 1908, S. 560 ff.). Um so dringlicher ist hier verstärkte Missionsarbeit. Die Umgebung Daresalamas ist zum großen Teil islamisiert. Auf unseren Landstationen sind mehr als $\frac{1}{3}$ der Christen bekehrte Mohammedaner. Im Ukidat Maneromango geht der Islam deutlich zurück und das Christentum vor.

Darin hat Meinhof (Ev. Miss. Mag. 1908, S. 1 ff.) sicherlich recht, daß es nicht richtig ist, wenn die evangelische Mission sich in die vom Islam vermeintlich oder wirklich noch nicht erreichten Hinterländer zurückzieht und die Küste, die Verkehrsadern, die großen Volkszentren ihm ohne Schwertstreich überläßt. Die Auseinandersetzung mit ihm kommt im Hinterlande auch. Die Arbeit in Usaramo mag der Berliner Mission als Vorhülle künftiger Kämpfe am Njassa dienen. Jedenfalls ist es nur angemessen, wenn eine Mission, der ein so fruchtbares, ermutigendes Arbeitsfeld zugefallen ist, auch ein Stück des härteren Küstenbodens zu bearbeiten hat.

1) Meine Mitteilungen A. M. Z. 1908, S. 507/8 muß ich dahin berichtigen daß die Ersetzung der arabischen Swahelischrift durch die lateinische seitens der Regierung nicht erst durch das Meinhoffsche Referat auf dem Kolonialkongreß 1905 veranlaßt ist. Arenfeld.

Chronik.

Eine überraschende Erklärung des Sultans. Am 22. Oktober vorigen Jahres wurde der aus der Verbannung nach Konstantinopel zurückgekehrte und von der gesamten Bevölkerung mit ungeheurem Jubel bewillkommnete Ismirlian von der Nationalversammlung der Armenier zum zweiten Male einstimmig zum Patriarchen von Konstantinopel gewählt. Er war das schon früher, aber nur 2 Jahre lang (von 1894—96), gewesen, hatte aber seine Entlassung nehmen und als Verbannter die Stadt verlassen müssen, weil er sich zu energisch der unterdrückten Armenier angenommen hatte und deshalb der türkischen Regierung als ein Haupt der Revolutionäre galt. Nun, dieser Ismirlian wurde, nachdem er den Eid der Treue „der ottomanischen Regierung und seinem Volke“ mit dem Versprechen geleistet, „die armenisch-kirchliche Konstitution unveränderlich zu bewahren“, am 28. November zur Audienz beim Sultan befohlen. Seine Auffahrt im kaiserlichen Galawagen glich einem Triumphzuge. Auf seine Rede erwiderte derselbe Sultan, der die armenischen Massakres, wenn nicht geradezu inszeniert, so doch verschuldet hat, nach der „Christlichen Welt“ (99, 16), die den Hauptteil unter Sperrdruck mitteilt: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Wahl zum Patriarchen und freue mich über Ihre Glückwünsche. Seit langer Zeit herrschte zwischen den Türken und Armeniern eine Kälte, von der auch ich beeinflusst war. Ich bin glücklich, daß diese Schwierigkeiten nicht mehr existieren und Bruderschaft, Gerechtigkeit und Gleichheit herrscht unter den Völkern. Ich und meine Minister werden streben, die Armenier glücklich zu machen. Sie können sich darauf verlassen. Teilen Sie den Armeniern meine Grüße mit.“ Ähnlich äußerte sich der Großvezier und die andern Minister, die der Patriarch sofort nach dem Empfang bei dem Sultan gleichfalls besuchte. Wer hätte das vor 10 Jahren für möglich gehalten! Offenlich dreht sich dieser neue Wind nicht wieder.

*

*

*

Charakteristische Urteile über die religionslosen Schulen in Indien. In einem Artikel über „die gegenwärtige Lage in Indien“ bringt der „Daily Telegraph“ vom 5. Dezember vorigen Jahres einen an den indischen Staatssekretär gerichteten „Offenen Brief“, in welchem — von jeder Voreingenommenheit für die christliche Mission völlig freie — Vertreter der indischen Handelskammer über die religionslosen Schulen bitter Beschwerde führen. Sie sagen da u. a.: „Eine große Zahl dieser Schulen sind Pflegestätten des Aufruhrs. Es erscheint uns als eine unverzeihliche Torheit, daß man solchen Schulen erlaubt zu existieren. Unter dem gegenwärtigen weltlichen Schulsystem, in welchem der Schüler, sei er Hindu, Buddhist oder Mohammedaner, keinerlei ihm doch so nötige religiöse und moralische Erziehung genießt, ist eine große Anzahl von jungen Männer herangewachsen, die weder Gott fürchten, noch den König ehren, noch die Eltern respektieren, und das unverschämte Betragen vieler sogenannter Studenten

gegen ihre Lehrer ist notorisch.“ Die C. M. Rev. (09, 60), der wir diese Mitteilung entnehmen, fügt hinzu: Wir wissen nicht, wie sich der Staatssekretär zu dieser Beschwerde stellt, aber gelegentlich der 50jährigen Jubiläumsfeier der Übernahme der indischen Regierung durch die englische Krone, die von der Universität Kalkutta am vergangenen 14. März stattfand, sagte in seiner bedeutungsvollen Rede der Vizekönig Minto, der Kanzler der Universität, nachdem der Vizekanzler derselben Dr. Mukerdschi, ein Hindu, seinem Schmerze über die unheilvollen Folgen der religionslosen Regierungsschulen Ausdruck gegeben — sagte der Vizekönig u. a. über die religionslosen Schulen folgendes: „Ich glaube, daß die Macht dieser Universität, der indischen Bevölkerung dauernde Wohltaten zu vermitteln, an der gesunden Entwicklung der mit ihr verbundenen (auf sie vorbereitenden) Lehrinstitute wesentlich hängt. Wie diese Entwicklung gefördert werden kann, ist eins der großen Probleme, mit denen wir zu tun haben; aber dahin gehend scheinen mir exzeptionelle Gelegenheiten gegeben werden zu müssen, daß die religiöse Erziehung ermutigt werde. Denn, obgleich die indische Regierung die Neutralität gegen alle Religionen und Sekten festhalten muß, so kann ich mich doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß ein Schulsystem, welches die Erziehung der Jugend ohne alle religiöse Grundlage anstrebt, das eigentliche Fundament ignoriert, auf dem alles, was edel in einem Volke ist, aufgebaut werden muß. Das Fehlen der religiösen Unterweisung ist ein Mangel in unserm Erziehungssystem und doch ist dieser Mangel untrennbar von der religiösen Neutralität der indobritischen Verwaltung.“ Der Rat des Vizekönigs läuft dann darauf hinaus, auf privatem Wege den Mangel der Regierungsschulen ersetzen zu helfen und die Universitätsautoritäten zu bitten, unter den religiösen Verbänden Indiens sich nach Männern umzusehen, die zur religiösen Erziehung der Schüler geeignet sind. (Vergl. auch Ev. Luth. Missionsblatt 09, 80).

Aber noch viel charakteristischer ist der Beschluß der Regierung des unabhängigen Staates Maisur in Südindien vom 1. November vorigen Jahres, daß „religiöse und moralische Unterweisung in allen niedern und höheren Regierungsschulen Maisurs als obligatorischer Unterrichtsgegenstand eingeführt werden soll.“ Die Gründe sind fast dieselben, die der Offene Brief der Handelskammer anführt. Der Staatssekretär für Indien hat auf eine Anfrage im englischen Parlament: ob die indische Regierung beabsichtige, dieselbe Methode für ihre Schulen einzuführen geantwortet: Der Vorgang in Maisur sei ein Experiment, dessen Erfolg man mit Interesse abwarten werde. „Es ist beschämend, fügt The East and the West (09, 91) hinzu, daß wir auf eine mohammedanische Regierung haben warten müssen, die uns das Vorbild der Einführung christlicher Literatur in die Staatsschulen Indiens gibt.“

*

*

*

Die gehäuften Mordtate, besonders die dreimaligen auf den edeln Gouverneur von Bengalen Sir Andrew Fraser und die wiederholten Bomben-

würfe, welche den Bizkönig jetzt zu einem sehr energischen Vorgehen gegen die Anarchisten veranlaßt haben, scheinen indes der britischen Regierung doch die Augen öffnen zu wollen über die Gefahr, die ihr von der revolutionierten, in den religionslosen Regierungsschulen erzogenen Jugend namentlich Bengalens immer ernstlicher droht. Zu der Begründung der neuen Gesetze vom 11. Dezember 1908 gegen die Anarchisten heißt es u. a.: „Es habe sich herausgestellt, daß junge Männer, reine Schulknaben, beauftragt worden seien, die Mordpläne der Verschwörer auszuführen. So sei der Jüngling, der das letzte Attentat auf den Gouverneur Frazer unternahm, nur 13 Jahre alt gewesen. Die meisten Verschwörer seien Söhne vornehmer Eltern, die, getrieben von einem falschen Fanatismus, die Verbrecherlaufbahn beschritten hätten in der Meinung, ihrem Vaterlande damit einen Dienst zu leisten. Diese jungen Leute verachteten ihre Eltern, bezüßten sich unverschämt gegen die Europäer“ usw. (Ev.=Luth. M.=Blatt 09, 58).

*

*

*

Die nationale indische Missionsgesellschaft (cf. A. M. J. 07, 243; 08, 147), die vor 3 Jahren begründet wurde und deren Leitung wie Betrieb ganz in den Händen der Eingebornen liegt, hat vor kurzem bereits an einer dritten Stelle mit ihrer Arbeit eingesetzt, jedesmal im Anschluß an eine größere der bestehenden Missionsgesellschaften. Zuerst im Pandjshab, dann in den Vereinigten Provinzen und jetzt in Mahratta (Bombay=Präsidentenschaft) im Anschluß bezw. an die englische Kirchen=M.=G., an die amerikanischen Presbyterianer und an den Am. Board. Es war eine erhebende Feier, als der angesehene, nicht mehr junge eingeborene Pastor der Congregationalisten=Gemeinde in Ahmednagar vor einer tausendköpfigen Versammlung unter großer Bewegung sein Pfarramt niederlegte, um sich in den Dienst der nationalen indischen M.=G. zu stellen und in einem abgelegenen, bisher von der Mission unbefakten Distrikte missionarische Pionierarbeit zu tun (Miss. Her. 09, 60).

*

*

*

Selbentat einer Ugandachristin. In seinem kürzlich erschienenen zweibändigen Werke: *Eighteen years in Uganda and East Africa* (E. Arnold. London. 1909. 30 Schillinge) erzählt Missionsbischof Luder u. a. folgende Geschichte: In einer Versammlung der Christen zu Agozwe, einem in der Nähe des Seeufers gelegenen Orte, wurden Mitteilungen gemacht über die verheerenden Wirkungen der schrecklichen Schlafkrankheit auf einer benachbarten Insel, wo die Leute in Masse hinstürben, ohne daß jemand bei ihnen wäre, um sie den Weg des Heils zu lehren. Da erhob sich eine Frau, Moseri mit Namen, und erbot sich als Lehrerin zu ihnen zu gehen. Sie wurde gewarnt, die ganze Größe der Gefahr ihr vorgestellt, in die sie sich begeben, sie rischiere ihr Leben, sie werde angesteckt werden und es gebe gegen die Krankheit keine Hilfe. Aber sie blieb fest; das wisse sie alles, aber die Leute dort stürben und kenne den Heiland nicht, sie kenne und liebe ihn und müsse gehen, um den Kranken von ihm zu erzählen. Und sie ging und Gott segnete ihr einfältiges Zeugnis, so daß „manche zu den

Füßen des Heilands geführt wurden, ehe sie hinüber gingen in die unsichtbare Welt.“ Als nach einigen Monaten die Kunde eintraf, sie selbst sei von der Krankheit befallen, wurde sie in das Hospital überführt, wo sie einige Monate unter ärztlicher Pflege lebte. So lange sie gehen konnte besuchte sie von Bett zu Bett, selbst eine Sterbende, als ein „dienender Engel“ die kranken Frauen, las ihnen Gottes Wort vor, betete mit ihnen, suchte ihnen auf jede Weise Linderung zu verschaffen und war unermüdetlich, mit liebevollen Worten sie zu Jesus zu führen. Und das führte sie durch bis kurz vor ihrem friedevollen Ende — ein Beispiel sich selbst opfernder Liebe einer Heidenchristin, welches den Tatbeweis dafür liefert, daß das Evangelium Jesu Christi Macht hat, auch aus afrikanischen Frauen rechte Jüngerinnen des Heilandes zu machen, der sich selbst für uns gegeben hat.

*

*

*

Die Zurücknahme der Rangprivilegien der katholischen Bischöfe und Missionare in China, über die bereits N. M. J. 08, 402 berichtet worden ist, wird jetzt auch von den „Kath. Missionen“ (08, 09, S. 116) bestätigt. Es ist aber charakteristisch, wie die katholische Quelle sich jetzt über die Entziehung dieser so heiß begehrten, als glänzenden Erfolg der Kurialpolitik freudig begrüßten, mit Stolz zur Schau getragenen — man denke nur an Bischof Mager — und mit viel Geschick ausgebeuteten Rangprivilegien äußert. Sie schreibt: „Die Bedeutung dieser Privilegien war namentlich auf französischer Seite stark überschätzt worden, hauptsächlich deshalb, weil der sehr patriotische Bischof Xavier mit derselben die französische Protectorsfrage verquitt hatte.“ „Trotz des Lärms“ schreibt der Korrespondent der *Civiltà Cattolica* (21. Nov. 1898) — den das Dekret damals erregte, änderte es tatsächlich nur wenig an den bestehenden Verhältnissen. In unserer Mission von Kiangnan war von einem Unterschied gegen früher überhaupt nichts wahrzunehmen, weshalb auch die Zurücknahme der Privilegien fast ganz unbemerkt vorüberging. Zu bedauern war nur, daß die chinesische Regierung dieselben ohne jede vorausgehende Vereinbarung mit der französischen Gesandtschaft, mit der doch der Vertrag von 1899 abgeschlossen war, zurücknahm, noch schlimmer, daß sie als Vorwand dieser Maßregel gewisse Mißbräuche bezeichnete, welche einige Mitglieder des Klerus mit jenen Privilegien sollen getrieben haben — eine völlig unerwiesene und unwahre Behauptung.“ Der eigentliche Grund der Maßregel liegt in dem ganz berechtigten Bestreben Chinas, sich vom Einfluß des Auslands und der europäischen Gesandtschaften freizumachen. Praktisch hat die Zurücknahme jener Privilegien wenig zu bedeuten. Wir halten sie sogar zum Vorteil der katholischen Mission und ihres apostolischen Charakters, der sich um so unberührter erhält, je mehr die reinliche Scheidung von Mission und Politik durchgeführt wird.“



Die gegenwärtige große Missionsgelegenheit und die Aufgaben, die sie der sendenden Christenheit stellt.¹⁾

Von D. Julius Richter.

Mit einem Einleitungs- und Schlußwort von D. Warned.

Im Laufe der 30 Tagungen, die unsere Konferenz nun hinter sich hat, haben wir manches zeitgemäße Thema behandelt, aber kaum eins von so aktueller Art und so weittragender Bedeutung wie das heutige. Man kann sagen: Gott selbst stellt es gegenwärtig auf die Tagesordnung der Missionskonferenzen. Die Geschichte der Mission ist von dem Weltregenten im Himmel organisiert in den Verlauf der Weltgeschichte. Politische Ereignisse, kulturgeschichtliche Entwicklungen, geistige Strömungen, die ganz dem diesseitigen Lebensgebiete anzugehören scheinen, läßt er so zusammenwirken, daß sie zu einer „Fülle der Zeit“ sich gestalten, die für den Bau und sonderlich für die Ausbreitung seines Reiches eine neue Epoche seiner Geschichte markiert.

Als vor reichlich 100 Jahren ein neues Zeitalter der Entdeckungen, Erfindungen und Welteroberungen einsetzte und mit ihnen ein Weltverkehr, der die Geschichte der Völker je länger je mehr zur Geschichte der Menschheit, zur eigentlichen Weltgeschichte machte, da war das die göttliche Overtüre zum Beginn des Zeitalters der heutigen Weltmission. Und gegenwärtig ist durch die schnelle Aufeinanderfolge von überraschenden Ereignissen innerhalb der nichtchristlichen Menschheit die zweite Epoche dieses Welt-Missionszeitalters angebrochen. Es geht ein großes Weiden durch die in der ersten Epoche zugänglich gemachte nichtchristliche Welt, nicht bloß durch die ostasiatische, zum Teil auch durch die afrikanische und, was das unerwartetste ist, durch

1) Vortrag auf der sächsischen Prov.-Missionskonferenz in Halle am 16. Februar 1909.

die türkische. Die erwachenden Völker sind in eine mächtige geistige Bewegung gekommen, ein fast leidenschaftliches Reform- und Selbstständigkeitsstreben hat sie ergriffen, ein Suchen und Ringen nach neuen Lebensgestaltungen, das überall mit dem Hergebrachten in Konflikt gerät und je länger je mehr auch die alten Religionen erschüttert.

Kann man von dieser Renaissance-Bewegung sagen: sie ist nicht ferne vom Reiche Gottes? Allerdings geht vielfach Hand in Hand mit ihr ein Entgegenkommen gegen das Evangelium, ja eine Empfänglichkeit für dasselbe; aber aufs Ganze gesehen hat sie in ihren Zielen zunächst mit dem Reiche Gottes wenig oder nichts zu tun; sie verfolgt weltliche Bildungs-, Wirtschafts- und Machtinteressen, trägt starkes national-politisches Gepräge und strebt nach Unabhängigkeit von westländischer Herrschaft gerade dadurch, daß sie sich der westländischen Kultur bemächtigt. Ja, das Alte stürzt und mit ihm auch viel alter heidnischer Glaube und Aberglaube, aber was an seine Stelle treten wird — das ist die große Lebensfrage. Dazu tritt fast überall diese Renaissance-Bewegung sturmflutartig auf und weil sie, obgleich keineswegs unvermittelt, nicht das gesunde Ergebnis werdender Reise ist, sondern in unnatürlichen Sprüngen sich vollzieht, so neigt sie stark zum Radikalismus.

Das ist in wenigen Strichen die Lage, und diese Lage ist kritisch. Aber gerade in dieser kritischen Beschaffenheit der Lage liegt die große Missionsverpflichtung. Sie liegt in dem Zusammenhange der Tatsache des Erwachens der nichtchristlichen Welt mit der Befürchtung, daß, wenn jetzt die Christenheit die gelegene Stunde nicht auskauft, für beide eine Gefahr von unabsehbarer Tragweite entsteht. Für die nichtchristliche Welt, teils, daß ihr antieuropäisches nationales Selbstständigkeitsstreben sich mit einer antichristlichen Bewegung verbindet, teils, daß die Aneignung einer christuslosen Kultur sie in Materialismus, Religionslosigkeit und Atheismus hineinführt. Und eine Gefahr für die christliche Welt, daß, wenn ihr Glaube in dieser entscheidungsvollen Stunde die Probe nicht besteht, er eine schwere Niederlage erleidet, nicht bloß im Angesichte der nichtchristlichen Völker, sondern auch in ihrer eigenen Mitte, und daß die starke widerchristliche Strömung, die sie bereits durchflutet, eine mächtige Stärkung

erfährt, ganz abgesehen davon, daß auch unsere politische und wirtschaftliche Weltmachtstellung ernstlich bedroht wird. Es stehen also in der That große und heilige Güter auf dem Spiele. Setzt die Christenheit jetzt nicht ihre volle missionarische Energie an die religiös=sittliche Wiedergeburt der erwachenden nichtchristlichen Völker, indem sie die Lebenskräfte des Evangelii unter ihnen im weitesten Umfange wirksam macht, so läßt sie eine gottgegebene Gelegenheit vorübergehen, und behaftet sich mit einer Versäumnisschuld, deren Folgen für die weltgeschichtliche Entwicklung sehr verhängnisvoll sein werden.

Soweit mein Präludium zu dem heutigen Vortrage, durch das ich nur Ihre Aufmerksamkeit auf die Hauptgesichtspunkte richten möchte, die er detailliert herausstellen wird. Die göttlichen Missionsgelegenheiten legen auf uns Verantwortlichkeit, und die gegenwärtigen stellen uns Aufgaben, wie sie verantwortungsreicher in keiner früheren Missionsperiode gestellt worden sind. Gott segne unsere heutigen Verhandlungen, daß sie für uns alle ein nachhaltiger Weckruf werden. Wd.

*

*

*

In seiner Eröffnungsansprache bei der 30. Tagung dieser Konferenz im vorigen Jahre prägte Prof. Warneck das seither oft zitierte Wort: „Früher rief ich Ihnen zu: ‚die große Missionszeit kommt erst!‘ Heute darf ich sagen: ‚sie ist schon da!‘“ Und er fuhr in seiner großzügigen Weise fort: „Noch nie, solange es eine christliche Mission gibt, sind ihr solche weltweiten Gelegenheiten zur Ausbreitung des Christentums gegeben gewesen, wie die letzten Jahre herbeigeführt haben. Von Süden, Westen und Osten her bis tief in das Innere hinein sind in Afrika den Boten des Evangelii die Wege gebahnt und die Türen geöffnet, und von Jahr zu Jahr hat dort die Mission ihr Netz weiter ausgeworfen und zugleich durch die Anlegung vieler neuer Stationen engmaschiger gemacht. Japan sucht eine neue Religion; das chinesische Reich ist aus seinem jahrhundertelangen Schlafe erwacht und dürstet nach westländischer Bildung; durch Korea geht wie ein Frühlingssturm eine machtvolle christliche Bewegung; und in Indien setzt ein bis jetzt nicht dagewesenes nationales Selbstständigkeitsstreben ein — lauter weltgeschichtliche Signale Gottes, daß die Zeit erfüllt ist für eine große Missionsaktion“ (M. M.=B. 08, 162). Wir setzen diese Worte

als Motto vor unsere heutigen Ausführungen; die gegenwärtige große Missionszeit, und die dadurch gestellten Aufgaben, — das sind ihre beiden Grundankorbe, zugleich die beiden Teile unseres Themas.

I.

Das Zeitalter der geographischen Entdeckungen und der wirtschaftlichen Erschließung ist wenigstens grundlegend zum Abschluß gekommen. Außer in den menschenleeren Hochtälern Innerasiens, den Sandwüsten Arabiens und den eisigen Einöden der Arktis und der Antarktis gibt es kaum noch weiße Flecke auf der Weltkarte. Welthandel und Weltverkehr haben einen Aufschwung genommen und nehmen von Jahr zu Jahr riesigere Dimensionen an, so daß gegen sie selbst der intensive Weltverkehr des römischen Kaiserreiches im Bereiche der Mittelmeerländer unbedeutend war. Wenn noch vor einem Vierteljahrhundert die abgelegenen Stationen im Inneren Afrikas oder auf den Inseln der Südsee nur durch monatelange, oft gefährvolle Reisen zu erreichen waren, fährt man heute in der Eisenbahn und im Dampfschiff von Halle bis zum Viktoria=Njansa, bis zu den Livingstone=Fällen am oberen Sambesi, bis zu den oberen Kongo=Fällen bei Njangwe, ja, bis nach Lado und Gondokoro nahe den Nilquellen. Es fällt auf den ersten Blick in die Augen, welche Erleichterungen und Förderungen die Mission gegen früher dadurch erfährt. Dazu hat die Erforschung der klimatischen Lebensbedingungen, der Erreger von tropischen Krankheiten und ihrer Bekämpfung, gesundheitlich zuträglicher Wohnung, Kleidung und Lebensweise beträchtliche Fortschritte gemacht, so daß auch das Leben der Missionsgeschwister nicht mehr von gleichen Gefahren umdroht ist und im Falle der Erkrankung bessere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Aber alles dies und ähnliches, das an dieser Stelle und in Missionsblättern wiederholt von berufenen Männern eindringlich vorgeführt wurde, ist doch nur die Voraussetzung der gegenwärtigen Missionsgelegenheit.

Der riesige Weltverkehr hat seine innerwohnenden Konsequenzen gezogen in einem immer größere Dimensionen annehmenden Austausch der Güter. Das hat auf wirtschaftlichem Gebiete zu den Anfängen einer Weltwirtschaft geführt, in der jedes Land, jedes Volk für die Gesamtheit der Menschheit Güter produziert

und dafür auch einen Anteil an den ihm fehlenden Gütern erhält. Das ist das Mittel geworden, immer mehr auch die kulturarmen Völker Afrikas und Australiens in die allgemeine Kulturentwicklung hereinanzuziehen und ihnen im Rahmen der Menschheitsökonomie einen Platz anzuweisen, wo ihr Dienst wertvoll ist und ihre Arbeit Werte produziert. So werden sie sicher und heilsam aus der öden Isolierung herausgerissen, in der sie bisher ein ungeschichtliches Dasein führten. In den alten Kulturländern Asiens entwickelt sich unter dem Einfluß dieses mannigfaltigen Güteraustausches die Einsicht, daß auch sie aufeinander und auf die Völker Europas und Amerikas angewiesen sind im Leben wie im Rechten, daß sie also aus ihrer jahrhundertlangen Isolierung heraus müssen. Und in diesem Wettbewerbe der Welt um die Güter der Welt geht es nicht friedlich zu; da gilt es heißen Kampf, um entweder mit den Waffen in der Hand die alte Position zu behaupten oder um eine neue zu erringen. Wer die wichtigsten Produktionsgebiete als Kolonien des Mutterlandes, die befahrensten Welthandelsstraßen beherrscht, der hat die Vorhand, und wer seinen Handel mit starker Hand zu schützen vermag, der kann sicher wohnen. Nicht mehr nur die Völker Europas und Amerikas, auch die Ostasiens, auch die aufstrebenden Kolonien Südafrikas und Australiens fühlen sich als organische Glieder eines großen Völkerverbandes, in dessen Bereiche im Grunde nur das Recht des Stärkeren gilt, wo also jeder das Interesse hat, sich mit den wirksamsten Schutz- und Trugwaffen zu wappnen, um sich im Wettbewerb behaupten zu können. Das ist für Japan mit seinem ausgeprägten Patriotismus im letzten halben Jahrhundert der mächtige Antrieß zu seinem großartigen Aufschwunge geworden. Die gleiche Logik der Tatsachen wird auch in China der Reformbewegung Stetigkeit und Siebkraft verleihen.

Vielleicht noch wichtiger für die Geschichte der Menschheit in der durch den modernen Weltverkehr angebahnte Austausch der geistigen Güter; dabei ist die Kulturwelt Europas keineswegs nur die gebende. Ich rede gar nicht von der ungeheuren Bereicherung, welche alle naturwissenschaftlichen Disziplinen, die Erd- und Völkerkunde aus dem neuen, ihnen von allen Seiten zufließenden Material schöpfen. Ganz neue Disziplinen mit einem weiten Horizonte sind dadurch ins Leben getreten. Als die altheilige Sanskrit

sprache von den westländischen Gelehrten neuentdeckt und erforscht wurde, entstand die vergleichende Sprachwissenschaft und in ihrem Gefolge die Wissenschaft der Linguistik. Als Gelehrten wie Max Müller die Herrlichkeit und Tiefe der Vedaliteratur und der indischen religiösen Philosophie aufgegangen war, entstand die vergleichende Religionswissenschaft. Nicht nur die tiefsinnigen und innigen persischen Dichtersfürsten, auch manches indische, chinesische und japanische Dichterwerk ist auf einen Ehrenplatz in der Weltliteratur gerückt. Abendländische Gelehrte fangen an, Monographien über chinesische oder japanische Maler und Dichter abzufassen. Aber allerdings die Welt außerhalb des europäischen Kulturkreises hat ungleich mehr zu nehmen als zu geben. Mögen sie an materiellen Gütern noch so wichtige Beiträge für den Weltverkehr zu liefern imstande sein, in dem weitesten Bereiche der Geistesgebiete sind diese Völker Gäste an des reichen Mannes, an Europas Tafel. Wissenschaftliche Gesichtspunkte, Fülle und Ordnung auf allen Wissensgebieten haben sie von den Völkern der weißen Rasse zu lernen.

Das hat für das innere Leben dieser Völker tiefgreifende Folgen. Je mehr sie zu lernen haben — und zumal bei den kulturarmen Völkern ist der Abstand ja riesengroß —, um so mehr sind sie in der Gefahr, von den Wissensfluten wie von einem Sturzbad überflutet und hinweggeschwemmt zu werden, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Was wir schon bei uns bei der heranwachsenden Jugend bisweilen zu beobachten Gelegenheit haben, was Lessing in seinem eingebildeten „jungen Gelehrten“ derb karikiert hat, das droht diesen Völkern im Großen. Man kennt die Kulturkarikaturen in den Hafenstädten Afrikas in Frack, Zylinder und Glacéhandschuhen mit einem Bildungsfirnis, ohne Charakter, mit einem aufgeblasenen, leeren Herzen. Der Bengali-Babu, der sich in fließendem Englisch über alle möglichen Fragen zu verbreiten versteht, ein Examen nach dem andern absolviert, aber alles äußerlich angelernt hat, eine dünne Tünche über einem faulen Grabe, ist für das moderne Indien eine typische Figur geworden. Auswendig gelerntes Vielwissen gibt im günstigsten Falle wandernde Konversationslexika, aber es verarmt. Wissen gibt keinen Charakter. Kultur gibt kein Leben. Was noch von Kraft und Gesundheit im eigenen Volkstum vorhanden ist, die eigene Sprache,

Sitte und nationalen Überlieferungen verachten diese Parvenüs der Bildung, und in der neuerschlossenen Kulturwelt der fremden Sprache und des fremden Volkes werden sie nur sehr teilweise heimisch.

Im Gegensatz zu dieser von dem modernen Kulturströme drohenden Gefahr ist es wohlthuend, eine starke und in den letzten Jahren rapide wachsende Strömung zu beobachten, in der Völker und Individuen sich ebenso geistig wie materiell und politisch Europa gegenüber zu behaupten versuchen. Sie trat zum ersten Male charakteristisch, machtvoll in Japan hervor, jenem eigenartigen Volke, dessen besondere Gabe, soweit wir seine Geschichte zurückverfolgen können, darin besteht, sich jeden mit ihm in Berührung kommenden Kulturstrom möglichst umfangreich anzueignen, und dabei doch seine nationale Eigenart nicht nur zu behaupten, sondern nur um so fester, schärfer auszuprägen. So hatte Japan die ganze Bildungswelt des konfuzianischen China, die indisch-koreanische Religionswelt des Buddhismus sich innerlichst angeeignet, sich dadurch bereichert und befruchtet. So stand es ihm auch, als es sich vor einem halben Jahrhundert der europäischen Kulturwelt erschloß, außer Zweifel, daß es sich diese ganze fremde Kultur aneignen und dabei doch ganz und gar Japan bleiben müsse. Was bei Japan im Laufe der Jahrtausende bewährtes Anpassungs- und Selbstbehauptungsvermögen war, das fand bei den andern Völkern außerhalb des europäischen Kulturkreises eine anklingende Saite. Auch China, Indien, Persien, die Türkei wollen sich bei aller unvermeidlichen Aneignung der europäischen Kultur in ihrer nationalen, geschichtlich gewordenen Eigenart behaupten. Bei dem einen Volke, wie bei den Chinesen, kommt diesem Drange der uralte Bildungstolz zu Hilfe, bei den andern, wie bei den Farbigen Südafrikas, findet er an dem Rassengegensatze zwischen Weiß und Schwarz einen starken Halt. Er bringt die Bewegung des Nationalismus hervor, die, zumal seit dem letzten russisch-japanischen Kriege, so mächtig durch die außereuropäische Welt flutet. Das „Erwachen der Völker“, so hat man prägnant die Signatur unserer Zeit gezeichnet.

Ist das nicht bei allen Exzentritäten, die dieser viel verschlungenen und geschichtlich bedingten Bewegung anhaften, einer der großartigsten und sympathischsten Züge an der Geschichte

Europas im 19. Jahrhundert, daß ein Volk nach dem andern aus dem Schlafe der Entmündigung, der Unterdrückung, der Zerrissenheit erwachte und als selbständiges Volk, als große Nation auf den Schauplatz der Weltgeschichte trat? Griechenlands Freiheitskämpfe, Italiens Ringen nach politischer und nationaler Einigung waren die schönen, begeisterungsvollen Frühlingstage des Jahrhunderts. Deutschlands Zusammenschluß zu einem großen, nationalen Kaiserreich, zu einer gebietenden Weltmacht war die größte geschichtliche Tat des abgelaufenen Jahrhunderts. Und im Lichte dieser zukunftsreichen Bewegungen in der europäischen, in unserer eigenen Geschichte sollten wir nicht ein teilnehmendes Verständnis für ähnliche, wenn auch erst anhebende Bewegungen in der außereuropäischen Völkerwelt haben? Daß die Länder des Islam an den Ketten des Despotismus rütteln und sich konstitutionelle Verfassungen erzwingen, daß die alte Devise freiheitlicher Bestrebungen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ auf den Bannern der Volksmassen in Konstantinopel, in Jerusalem, am Grabe des Propheten in Medina, in Teheran und Täbriz prangt, ist das jüngste, vielleicht in die Augen fallendste Glied in der Kette dieser Ereignisse. Ihr Wellenschlag geht durch ganz Süd- und Ostasien, durch Süd- und Nordafrika und ergreift Land um Land, Volk um Volk. Indiens sprachlich, religiös und volklich zerrissene Völker, die noch nie, soweit die Annalen der Geschichte zurückweichen, ein einheitliches, nationales Reich gebildet haben, werden von Nationalitätsgedanken wie von einem Rausche erfaßt. Chinas Hunderte von Millionen haben zwar seit Jahrtausenden große Weltreiche gebildet und eine auffallende, einzigartige Gleichförmigkeit der Kultur produziert; aber sie haben nie weder dem Wort noch der Sache nach Patriotismus gehabt. Jetzt lernen sie patriotisch zu empfinden, für Chinas Einheit, Größe und Macht einzustehen. Gewiß ist an dem Erwachen der Völker viel Sturm und Drang; man braucht nur an den Äthiopismus in Südafrika und an die Bombenattentate in Indien zu erinnern. Aber wenn der Frühling ins Land kommen soll, gibt es auch erst Aprilstürme und den Schmutz des Tauwetters; so bahnen die Gärungen in der Völkerwelt einen neuen Völkerfrühling an.

Hier kommen wir auf die Missionsbewegung. Jene großen Welt-Entwickelungen, die wir soeben in den allgemeinsten Umrissen

skizziert haben, sind viel mehr durch den modernen Weltverkehr als durch die Mission in Gang gekommen; sie sind auch ohne Rücksicht auf die Mission ihren Weg gegangen. Wie der Herr seinem Reich den Wahlspruch gegeben hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, so darf auch die Mission nur gelegentlich und ausnahmsweise in den großen Gang der Völkergeschichte eingreifen. Sie zieht Nutzen von der allgemeinen Welteröffnung, aber nur ausnahmsweise sind ihre Vertreter, wie Livingstone, Krapf, Grenfell, die Träger der geographischen Entdeckung und der wirtschaftlichen Erschließung. Sie war schnell bei der Hand mit dem ersten Einströmen der abendländischen Kultur auch das Christentum nach Japan zu tragen, und ihre bedeutendsten Vertreter, wie Guido Verbeek und Hardy Nisima, waren dort die Bahnbrecher des neuen Schulwesens; aber die schnell fortschreitende nationale und kulturelle Entwicklung ging über sie hinweg. Mag in Indien auch Duff das angloindische Schulwesen begründet und in den ersten Stadien einen tiefgreifenden Einfluß darauf gehabt haben, es ist längst andere Wege gegangen und die Mission hat Mühe, mit der Entwicklung Schritt zu halten. Im allgemeinen hat auch angesichts der tiefgreifenden Veränderungen in der Weltlage die Mission nur die Aufgabe, sich in die gegebenen Verhältnisse zu schicken und sie auszukaufen. Und die uns beschäftigende Frage ist: Inwiefern bietet die jetzige Lage eine einzigartige Missionsgelegenheit? Wir beantworten diese Frage zunächst generell und dann durch Skizzierung der Situation auf den wichtigsten Missionsfeldern.

a) Wie wir andeuteten, ist die Weltlage ganz überwiegend die, daß die Völker außerhalb des europäischen Kulturkreises von denen des letzteren zu lernen haben; die europäischen Kulturvölker sind die Lehrmeister der Welt, die übrigen Völker sind die mehr oder weniger gelehrigen Schüler. Diese vielbegehrte europäische Kultur aber beruht wesentlich auf dem Christentum und ist aus den Bildungsstätten der Kirche hervorgewachsen. Es ist eine Seite am Christentum, welche Lehre erheischt; nicht umsonst formuliert der Herr seinen Missionsbefehl: Macht zu meinen Jüngern alle Völker; lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Es war eine ungünstigere Position des Christentums in den ersten Jahrhunderten, als es von dem verachteten, bildungsarmen Judenvolke zu dem auf der Höhe der Weltbildung stehenden

griechisch=römischen Weltreiche kam. Es mußte sich diese Bildungswelt selbst erst innerlich aneignen, ehe es dies Weltreich überwinden konnte. Was die Königin Viktoria in dem Begleitbriefe zu einer überreichten Bibel dem König Mtesa von Uganda schrieb: „Die Bibel ist die Grundlage und das Geheimnis der Macht Englands; eigne dir das darin geoffenbarte Gotteswort an; es wird das Fundament deiner Macht und der Größe deines Volkes werden,“ — das ist vorher und seither hundertfach ins Feld geführt; es ist immer wieder betont worden: wie ein Baum nur jung verpflanzt werden und dann bodenständig wachsen und Frucht bringen müsse, so müsse Europas Kultur in seinen Wurzeln, mit seinen wachstümlichen Grundelementen dem fremden Volkstum eingepflanzt werden; nur dann könne die neue Kulturwelt bodenständig wachsen. Diese Grundanschauung macht heute die christliche Mission zur Volkserzieherin großen Stils. Bei den kulturarmen Völkern Afrikas und Australiens liegt es auf der Hand, von welchem Werte es ist, wenn neben dem selbstsüchtigen Handel, der gewinnen, neben der Kolonialmacht, die herrschen will, die linde, sanfte Hand der Mission an der Arbeit ist, welche die Völker emporentwickeln, in sie die Keime einer wachstümlichen Kultur pflanzen will. Aber auch gegenüber den Kulturvölkern Asiens ist die Lage für die Mission einfach und günstig: den unerfülllichen Kulturhunger kann gerade sie, durchdrungen mit dem Besten, was Europas Kultur an Lebenskräften in sich hat, am sichersten stillen. Sie bietet den bildungshungrigen Völkern christliche Kultur. Sie tut es als die Dienerin des Königs der Wahrheit, der bezeugt: Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich von der Wahrheit zeuge. Die auf der Höhe und an der Spitze der Weltbildung stehende, sendende alte Christenheit, und die verlangende Hände nach den Schätzen dieser heiß begehrten Bildung ausstreckenden nichtchristlichen Erdteile, — das ist das Bild der einzigartigen Missionsgelegenheit. Und jene altbekannte Ehrfurcht, die in allen Ländern Asiens der Schüler dem Lehrer zu erzeigen hat, kommt im Großen der sendenden Christenheit zugute und schafft ihr einen wohlzubereiteten Herzensboden.

b) Wir machten schon darauf aufmerksam, wie die Überschwemmung mit dem europäischen Wissensstrom auch eine Gefahr für die Völker in sich schließt. Sie führt eine kritische Zeit in der Ent-

wicklung der Völker herauf. Wir gebrauchen zur Erläuterung eine weltgeschichtliche Parallele. Zwei Faktoren wirkten zusammen, um Europa vom Mittelalter zur Neuzeit hinauszuführen, die Renaissance und die Reformation. Die erstere war bedingt und getragen durch jenen einzigartigen Zustrom von Weltwissen und Kultur, der sich seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 über den europäischen Westen, speziell nach Italien, ergoß. Sie brachte ein glänzendes Geschlecht von Künstlern und Dichtern, von Philologen und Philosophen hervor; aber eine Wiedergeburt der Völker hat sie weder in Italien noch in irgend einem andern Lande erzeugt. Das tat die religiöse Neugeburt der Reformation. Die klassischen Heimstätten der Renaissance sind verödet. Wo aber, wie in Deutschland, Holland und England, wieder zu den Quellgründen des religiösen Lebens hinuntergegraben wurde, wo die Lebenskräfte des Evangeliums wie eine neue Offenbarung in Wirksamkeit traten, da entstanden neue, führende Völker der Menschheit, Völker verjüngt zur Jugendkraft, zu einem weltgeschichtlichen Verufe.

Der breite Zustrom abendländischer Kultur in die alten Kulturländer Süd- und Ostasiens bedeutet für die asiatische Welt eine Renaissance großen Stils. Soll es bei dieser Renaissance bleiben? Soll die große Lehre des 15. Jahrhunderts in den Wind geschlagen werden? Nur Renaissance in Verbindung mit Reformation, nur kulturelle in Verbindung mit der religiösen Neugeburt vermag die neue Zeit im Völkerleben heraufzuführen, vermag den Völkern neues Leben einzupflanzen. Die große Frage kann nur sein: soll diese Reformation in der Gegenwart in Asien durch eine Wiederbelebung der Nationalreligionen oder soll sie durch Einführung des Christentums geschehen?

c) Diese Frage ist die Kernfrage der gegenwärtigen Situation. Bei ihrer Erwägung schießen ebenso tiefgreifende allgemeine Erwägungen wie christliche Glaubensüberzeugungen zusammen. Jenes energische Streben der Selbstbehauptung im Gegensatz zu der drohenden Überschwemmung mit dem europäischen Kulturstrom verankert sich naturgemäß in dem Besten, Lebenskräftigsten, was die nationale Tradition der Völker aufzuweisen hat. Mit einem forschenden Blick zurück in die Vergangenheit suchen die geistigen Führer der Völker Asiens festzustellen, welche Mächte das Volkstum am charakteristischsten ausgeprägt, auf seine Gestaltung den

tiefften Einfluß ausgeübt haben. Und da kann bei allen asiatischen Kulturvölkern kein Zweifel sein: Bei den Arabern und Türken der Islam, bei den Indern der pantheistische Brahmanismus, bei den Chinesen der Konfuzianismus, bei den Japanern, Barmesen, Singalesen der Buddhismus. Und diese Religionen sind tatsächlich bis heute im Volksleben machtvolle Faktoren, die Kristallisationspunkte der nationalen Eigenart. Nun schließt man: ein Volk kann wie ein Reich nur erhalten werden durch die Mächte, die es aufgebaut haben. Wollen wir unsere nationale, geschichtlich gewordene Eigenart behaupten, so müssen unsere Religionen das Schibboleth im Kampfe um unsere Selbsterhaltung sein! Dieser Kampf um die Nationalreligionen tritt uns bei den verschiedenen Völkern in charakteristisch verschiedener Ausprägung entgegen: Bei den Arabern und Türken ist der Islam der Gegenstand des nationalen Stolzes, Abfall von ihm leichtsinnige, todeswürdige Aufgabe des Geburtsadels. Bei den Chinesen ist der Konfuzianismus Staatsraison; Religion, Kultur und Nationalstolz vereinigen sich in ihm zu einer dreifachen Mauer, um sich als Volk rein chinesisch zu behaupten. In Japan ist der Buddhismus in der relativ unbequemsten Lage; Nationalreligion ist er nie geworden, der nationale Schintoismus aber hat Harakiri begangen, indem er sich feierlich als Religion aufgegeben hat. Der Buddhismus hat eine große und einflußreiche Priesterschaft hinter sich, und er verkörpert, was bisher von tieferen religiösen Impulsen im Volke lag. In Indien sehen wir diesen nationalen Selbstbehauptungsprozeß am weitesten vorgeschritten, aber deswegen auch schon in der größten Selbstzerfegung. Um welche von den zahlreichen religiösen Impulsen, welche die reiche Tradition der indischen Religionsgeschichte darbietet, soll Neuindien sich scharen? Um die vermeintlich reine Veda-Religion im Sinne des Arya Samadsch? Um den reinen indischen Pantheismus des Vedantaisystems im Sinne seiner europäischen Verherrlicher? Um einen christlich verbrämten oder interpretierten pantheistischen Krischnaismus wie Mrs. Besant? Um eine aus den besten Elementen des Hinduismus und des Christentums zusammengebraute Mischreligion wie der Brahma-Samadsch? Um die idealisierte Whakti-Religion Tschyantanhas? Oder um den ungewaschenen, ungekämmtten Hinduismus der Purana und des wildwuchernden, modernen Volksaberglaubens?

Man wird ja diesen wohlgemeinten Bestrebungen zur Behauptung des nationalen Volkstums seine Sympathien nicht verweigern; man wird sich auch im Grunde freuen über die in ihnen zum Ausdruck kommende Überzeugung, daß die Religionen das Herz, der Lebensnerv der Völker sind, daß die Frage der Lebenserneuerung der Völker steht und fällt mit der Lebenskraft ihrer Religionen. Allein man müßte doch blind sein, wenn man angesichts der tieferen Einblicke, welche die fortschreitende Erkenntnis gerade der religiösen Reformbestrebungen im Bereiche der asiatischen Nationalreligionen erschlossen hat, nicht unumwunden anerkennen wollte, daß diese Religionen sich fast überall zurzeit in einem Zustande tiefen religiösen, moralischen und kulturellen Verfalls befinden. Gewiß, wir beobachten mit Interesse die Bestrebungen des Revival im Buddhismus Ceylons, Japans und Barmas, wir lesen von Missionsunternehmungen des japanischen Buddhismus in China und Korea. Wir lesen von schüchternen Versuchen eines Konfuzianismus. Wir verfolgen mit Aufmerksamkeit den laie-dokopischen Wechsel der religiösen Reformbestrebungen in Indien. Es wird uns unbehaglich, wenn wir von den Missionen der Buddhisten, Hindu und Mohammedaner in den christlichen Ländern des Westens hören. Allein immer wieder, wenn man vorurteilsfrei an der Hand der zuverlässigsten Kenner diese Religionen an Ort und Stelle prüft und sie ernstlich zur Rede stellt, was sie nicht in der Theorie religionsgeschichtlicher Konstruktion, sondern in der nüchternen Wirklichkeit der Geschichte zur Erhebung und Läuterung der Völker getan haben, so lautet das Verdikt: sie sind selbst an dem Niedergang ihrer Völker zum großen Teil mit schuld; und sie befinden sich in einem Zustande des Verfalls, aus dem sie sich zu erheben außerstande sind.

Das ist doch eben auch ein Stück der neuesten Weltlage, daß die großen Weltreligionen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und sich zu einem Waffengange auf Leben und Tod rüsten. Die Zeiten sind vorbei, wo es genügte, Islam, Brahmanismus und Buddhismus aus ihren alttheiligen Literaturen zu studieren und in der behaglichen Muße der Gelehrtenstube kühl die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Glaubenssätze abzuwägen. Jetzt haben diese Religionen den Beweis des Geistes und der Kraft zu erbringen, und zwar ebenso aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte wie

aus wirklichen Leistungen der Gegenwart. Menschheitsreligion kann allein die Religion mit dem reichsten Maße, der unerschöpflichsten Fülle von Lebenskräften sein.

d) Ist diese weltgeschichtliche Auseinandersetzung der Religionen geht das Christentum, die Mission, in dem Bewußtsein, daß dies der größte, der entscheidendste Kampf ist, der ihr je obgelegen hat, aber auch mit der Siegesgewißheit: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Lassen Sie mich nur auf einige Punkte hinweisen, die diesen Sieg verbürgen: 1. Die tiefste Strömung, welche durch die indischen Religionen, den Brahmanismus insonderheit, hindurchgeht, ist Abneigung gegen alles Persönliche, gegen Individualität jeder Art. Die Götter zerfließen in das Alleine, die Menschen jagen der Vernichtung ihres Selbst durch Aufgehen in das All oder das Nirvana nach; weder die Persönlichkeit des einzelnen noch die des Volksganzen hat Raum im System, ja widerspricht seinen Grundprinzipien. Dagegen ist das Christentum Persönlichkeitsreligion. Der allweise Vatergott hat in den Mittelpunkt unserer Religion eine Persönlichkeit ohnegleichen, das Vorbild aller Persönlichkeit gestellt. Und an den Anfang der Menschheitsgeschichte stellte Gott das große Wort: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Wenn Behauptung der nationalen Eigenart die Triebfeder der religiösen Wiederbelebungsversuche ist, wie müssen sie hoffnungslos scheitern eben an dem Unpersönlichkeitscharakter der indischen Religion! Aber welche Perspektive eröffnet sich für den Siegeszug des Christentums, das jede nationale Individualität anerkennt und zu veredeln unternimmt. 2. Es gehen durch die Völker unserer Tage, selbst in Europa, zwei machtvolle Strömungen, und sie machen an keinen geographischen oder kulturellen Grenzen Halt: die fin de siècle-Stimmung des Lebens- und Kulturüberdrußes, die ihren klassischen Ausdruck im Buddhismus gefunden hat, und seither auf alle von der gleichen berauschenden Betäubung angesteckten Gemüter ihre faszinierende, einschläfernde Wirkung ausübt; und der frische, frohe Wagemut der Lebensfreudigkeit, der Grundzug der zur Weltherrschaft berufenen Völker, das Gepräge der christlichen Nationen. Kann auch nur einen Augenblick Zweifel darüber bestehen, welche von beiden Stimmungen endlich den Sieg davontragen wird? Die Menschheit will nicht sterben, sondern leben!

Für diese Seite am Christentum rechnen wir auf allgemeines Verständnis. Aber wir gehen weiter. 3. Unsere Siegesfreudigkeit hat ein noch festeres Fundament als den Lebensmut. Um eine Wiedergeburt der Völker handelt es sich; dazu gehört mehr als schöne Ideale, dazu sind reale Lebenskräfte erforderlich. Der tiefste Schrei der Völker Asiens und der übrigen außerchristlichen Welt ist doch nicht: Belebt unsere alten Religionen wieder, sonst sterben wir, — sondern: Wo gibt es Lebenskräfte, die uns zu einer neuen Jugend hinführen? Und das ist der Grund der Freudigkeit der christlichen Mission: im Christentum, in dem lebendigen Heiland und der Kraft aus der Höhe sind in die Menschheitsgeschichte hinein die Lebenskräfte von dem Vater im Himmel hineingesenkt, welche wie zur Wiedergeburt der Individuen so der Völker wirksam sind und ausreichen. Das Evangelium von dem Fleisch gewordenen Gottessohne ist für die Welt das Wasser des Lebens; wer davon trinkt, den wird nicht mehr dürsten, sondern das Wasser, das er gibt, wird in ihm ein Brunnen des lebendigen Wassers werden, der in das ewige Leben fließt. Was die Mission an Lehren, Gottesdienstformen und kirchlichen Ordnungen bringt, das ist nur das Gewand, das Gefäß für den lebendigen Heiland, der das Leben der Welt ist und dieses Leben gibt allen, die an ihn glauben. Dahingegen kann die jetzt anbrechende Konfrontation der Religionen im Gerichte der Weltgeschichte für die außerchristlichen Religionen nur enden mit dem göttlichen Urteile: Gewogen, gewogen, und zu leicht erfunden!

Diese allgemeinen Erwägungen leiden an einer gewissen Abgebläptheit, die zur lebendigen Anschauung erst wird, wenn wir die konkreten Verhältnisse der einzelnen Missionsfelder ins Auge fassen. Ich fordere Sie zu einer kurzen Wanderung durch dieselben auf. Sie werden dadurch erst voll den Nachdruck verstehen, mit dem in unserem Thema die „gegenwärtige Missionsgelegenheit“ vorangestellt ist. In der Türkei ist der Umschwung des 24. Juli 1908 noch in frischester Erinnerung. Selbst die erfahrensten Missionare bekennen, von dieser radikalen Umwälzung gänzlich überrascht worden zu sein. Das ist mehr, als selbst die sanguinischen unter ihnen zu hoffen gewagt hatten. Freiheit der Bewegung, der Presse, der öffentlichen Meinung, der Schule — wie mit einem Schlage sind die meisten der lästigen Fesseln gefallen, welche bisher

die Missionen in der Türkei auf Schritt und Tritt einengten — ein lauter Trompetenstoß in die Christenheit hinein, sich endlich auf ihre Missionspflicht gegenüber den Mohammedanern in den ihnen am nächsten liegenden und durch die heiligsten Überlieferungen teuren Ländern zu besinnen!¹⁾ — Für Ostasien bedeutet die Seeschlacht von Tsushima eine Wende der Zeiten. Sie hat in Japan, in Korea, in China eine neue weltgeschichtliche, auch missionsgeschichtliche Situation geschaffen. Japan hat einen Platz unter den führenden Weltmächten eingenommen; es schickt sich an, nicht nur Korea, die Mandschurei und das gewaltige chinesische Reich zu seiner Interessensphäre, dem Bereiche seines dominierenden Einflusses zu machen, sondern seine Macht über den ganzen Stillen Ozean auszudehnen. Eine entscheidende Frage beim Antritt dieses weltgeschichtlichen Berufes ist es nun: auf welcher religiösen Basis soll Japans Weltmacht beruhen — auf der buddhistisch-schintoistischen der alten Zeit des Einsiedlertums, auf einer agnostisch-materialistischen — oder auf dem Christentum? Die Frage bewegt die Geister in Japan. Der Schintoismus ist allgemein als partikulares Sondergut anerkannt, das keine Weltbedeutung haben kann. Der Buddhismus, der sich selbst in marktschreierischer Weise als die einzige Hoffnung Japans anpreist und in diesem Sinne eine große Tätigkeit entfaltet, wird mehr und mehr als eine dem Fortschritt feindliche, rückständige Religion, sein zahlreicher Priester- und Mönchsstand als ungebildete, faule Bäuche verurteilt. Mit dem religionslosen Materialismus der heranwachsenden Jugend macht man so schlimme Erfahrungen, daß selbst der große Staatsmann Graf Ito, der früher eine Religion als überflüssig für Japan erklärte, in dieser Anschauung gänzlich irre geworden ist. Das ist eine goldene Gelegenheit für das Christentum. Es war günstig, daß gerade in diesen Sauerteig gärender Meinungen hinein der

1) Die Missionspflicht. Allerdings dürfen wir auch jetzt noch nicht verkennen, daß uns die Wege vielfach dunkel sind, wie die evangelische Christenheit sie ausrichten soll. Es scheint, daß der islamische Orient vorerst einem großen Wirrwarr entgegengeht, ähnlich den Revolutionsstürmen in Rußland bei und nach der Einführung der parlamentarischen Verfassung. Persien befindet sich in vollster Revolution. In der Türkei wechseln die politischen Konstellationen wie Aprilwetter. Und beide Staaten scheinen bisher entschlossen, auch ihre Verfassungen auf die Grundlage des Islams als der Staatsreligion zu stellen.

weltumspannende Verband christlicher Studenten-Vereine im Jahre 1907 in Tokio seinen Weltkongreß abhielt. Die heranwachsende Jugend der gebildeten Stände Japans für das Christentum, das ist die Lösung! — Das unglückliche Korea, seit mehr als einem Jahrtausend der wehrlose Spielball zwischen den rivalisierenden Mächten China und Japan, hat nach einem kurzen, schönen Traume eines unabhängigen, nationalen Kaisertums die milde chinesische Scheinherrschaft mit dem drückenden Joch einer sein gesamtes nationales Sein bedrohenden japanischen Gewaltherrschaft vertauscht. China hat es mit Ruten gezüchtigt; Japan peinigt es mit Skorpionen. Korea soll eine japanische Provinz werden. Die koreanische Eigenart soll vernichtet, jede Selbstständigkeitsregung unterdrückt werden. Das ist die Situation seit dem russisch-japanischen Frieden. In diesem Elend tiefster nationaler Erniedrigung geht dem koreanischen Volke ein Hoffnungsstern auf, die christliche Mission. Mögen sich daran unreife politische Hoffnungen knüpfen, mag es bei manchen vielleicht ein Versuch sein, im Gegensatz zu der gewaltsamen Japanisierung, mit Hilfe des Christentums die nationale Eigenart zu behaupten, mögen von der Mandschurei her christliche Impulse über die Berge geflogen sein, mögen originale christliche Erweckungsbewegungen breite Massen des koreanischen Landvolkes ergriffen haben, wie zumal in den nördlichen Distrikten von Phön hang und Shen tschöng, kurz, es flutet durch Korea eine volkstümliche Bewegung zum Christentum, und die beteiligten Missionsgesellschaften rufen nach Hilfe, nach Verstärkung des Missionspersonals und schneller Ausdehnung des Missionswerkes. Die Stunde Koreas ist gekommen.

China ist ja in gewissem Sinne offen, seit durch den Frieden von Nanking 1861 den Missionaren Bewegungsfreiheit im ganzen Lande gewährt ist. Aber wie fest waren die Herzen noch verschlossen, wenn der stochinesische Konservatismus mit seiner feindseligen Ablehnung der westländischen Kultur noch in so weitem Maße die Gemüter beherrschte, wie es der Boxeraufstand von 1900 der erschrockenen Welt zeigte. Eine innere Wegbereitung konnte erst geschehen, wenn China aus seinem selbstgenügsamen Kulturhochmüte erwachte und sich nach der Kultur der rothaarigen Teufel als seiner Rettung vom Untergange ausstrecken lernte. Diese Erkenntnis aber scheint dem chinesischen Volke seit

dem Siege Japans über Rußland in weiten Volksschichten aufgegangen zu sein. China hat zweierlei erkannt, erstens, daß seine „Aufteilung“ unmittelbar vor der Tür stand und damit selbst sein nationaler Bestand bedroht war; zweitens, daß auch eine mongolische Rasse mit Hilfe der europäischen Kultur recht wohl imstande sei, sich des Ansturms der europäischen Mächte zu erwehren. Die sich schnell folgenden Reformedikte, an denen selbst die reformfeindliche Kaiserin-Witwe mitgewirkt hat, scheinen zu beweisen, daß China nunmehr sich die europäische Kultur aneignen will; zugleich aber beweist die Führerstellung des entschlossenen und begeisterten Konfuzianers Tschantschungs, selbst unter Beseitigung des minder einseitigen Quanschikais, daß China seine im Konfuzianismus kristallisierte Eigenart mit vollem Bewußtsein behaupten will. Immerhin ist jetzt in Verbindung mit dem mächtigen Einstürmen des europäischen Wissens eine große offene Tür. Zumal das höhere Schulwesen und die Christlichen Vereine junger Männer haben goldene Gelegenheiten. — In Indien kann man durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch die allmähliche Durchsäuerung des Landes mit der englischen Kultur und in Verbindung damit auch mit gewissen christlichen Grundanschauungen verfolgen. Diese Strömung kommt den Missionsbestrebungen entgegen und schafft für sie einen bereiteten Boden. Seit dem Siege Japans ist aber daneben eine andere, in dem indischen Nationalkongresse schon seit einem Vierteljahrhundert vorbereitete Strömung des Nationalismus in den Vordergrund getreten. Die vielleicht etwas willkürliche, aber politisch notwendige Teilung Bengalens durch den Vizekönig Lord Curzon gab den Anstoß zu ihrem Ausbruch. Sie breitete sich bald über verschiedene Gebiete des öffentlichen Lebens aus, als Swadeschi im wirtschaftlichen Leben: Boykott der europäischen Waren, Produktion und Vertrieb nur einheimischer und in Indien hergestellter Produkte; als Swaradsch im politischen Leben: Abschüttelung der Herrschaft oder mindestens eine sehr weitgehende Selbstverwaltung der indischen Völker unter englischer Kontrolle; auf religiösem Gebiete Ablehnung des Christentums als einer ausländischen Religion und Zurückgreifen auf die einheimischen Religionsimpulse und Gestaltungen. Die Kraft der Bewegung liegt in der Negation, ihre äußere Erscheinung ist darum häufig wenig sympathisch. Trotzdem verfolgt die Mission die Bewegung mit

lebhafter Sympathie: Jene krankhafte Abgezogenheit von den Realitäten des Lebens, jenes Traumbdasein in dem Nebellande der pantheistischen Abstraktionen und der Maja hält den Erfolg der Mission viel mehr auf als ein heißer, wenn auch zunächst nicht freundlicher Kampf um ideale Güter. In der Christengemeinde regt sich ein Geist der Tatkraft und spürt die Verpflichtung, ein Schuldner zu sein gegenüber den großen, noch heidnischen Massen des Volkes, und sammelt sich in einer nationalen Missionsgesellschaft.

Die Hauptschlacht wird in unserer Zeit in Asien geschlagen; aber wir müssen wenigstens im Vorübergehen auch einen Blick auf Afrika und die anderen kulturarmen Völker werfen; auch da eine einzig große Missionsgelegenheit. Die Schranken, welche diese Völker von dem Strome der Menschheitsentwicklung abschlossen, fallen dahin. Ein Volk um das andere — man denke nur an die noch vor drei Jahrzehnten schier unbekannten Völker Inner-Afrikas, wie die Baganda — werden in den Strom der allgemeinen Kulturentwicklung hineingezogen. Und damit geht bei diesen Naturvölkern noch wirksamer als bei den asiatischen Kulturvölkern Hand in Hand eine allgemeine Erschütterung und Untergrabung der überlieferten animistischen Anschauungen und Religionsgebräuche. Das Heidentum kann sich gegenüber der neuen Anschauungswelt nicht behaupten. Damit aber raubt die unaufhaltsam vordringende neue Zeit diesen Völkern ihren heiligsten Besitz, und es ist geradezu eine brennende Frage: was soll an die Stelle des in Trümmer sinkenden Heidentums treten? Ist es nicht Ehrenpflicht der christlichen Kulturvölker, den kulturarmen Völkern an Stelle des zerfallenden Alten das Christentum als Grundlage einer neuen Zeit ihrer Entwicklung zu geben?

Wir müssen noch zwei große Tatsachenreihen in Rechnung ziehen, um die Bedeutung der weltgeschichtlichen Stunde zu ermessen. Die eine sind die sich in unseren Tagen häufenden Erweckungen und Volksbewegungen. Es hat ja solche Erweckungen, die sich meist auf die Christengemeinden beschränken, sie aber innerlich durchläutern und auf ein höheres Niveau heben, schon durch das ganze vorige Jahrhundert hin gegeben. Sie mehrten sich um die Jahrhundertwende; zumal Indien ist von den Khassibergen im Norden bis nach Travankor und Kotschin von ihnen durchzogen. Kaum ein großes Missionsland ist ohne einen Schauer

geistlichen Segens geblieben. Noch charakteristischer sind die volkstümlichen Bewegungen, in denen heidnische Stämme und Volksschichten sich dem Christentum zuwenden. Ganze Völker, zum Teil solche, die vermöge ihrer Räubernatur oder ihrer Rückständigkeit dem Christentum besonders fern zu stehen scheinen, wachen mit Macht auf und drängen sich zur christlichen Kirche; so die Baganda, die Batonga, Angoni und ihre westlichen Nachbarn im westlichen, britischen Njassalande, die Mala und Madiga, nun auch schon einige Sudrakasten im indischen Telugulande, die Mundari, Uraon und Santal in Tschota Nagpur, die Dombo im Dscheipurlande, die Ahasi, Jaintia und Garo in den Bergwäldern von Assam, die Lahu im inneren Burma, die Batak auf Sumatra und die Niasser, die Miao in der chinesischen Provinz Kweichow, die Bauernstämme in der östlichen Mandschurei und im nordwestlichen Korea und andere Stämme. Jedes solche sich dem Christentum in Massen zuwendende Volkstum repräsentiert eine große und schwierige Missionsaufgabe; aber jedes ist auch ein Feld, weiß zur Ernte. Und daß diese Bewegungen sich in unseren Tagen häufen, ist eins der großen Zeichen der Zeit.

Wir dürfen auch die Rehrseite nicht vergessen. Wir ist gegeben eine große, offene Tür, und sind viele Widerwärtige, so charakterisiert St. Paulus die große Missionsgelegenheit seiner Tage. Auch diejenige unserer Zeit gleicht einem schönen, sonnigen Arbeitstage, der zu fleißigem Schaffen einlädt, an dessen Horizonte aber überall Gewitterwolken aufsteigen, welche mit einem Gewittersturme drohen oder selbst einen großen Wetterumschwung befürchten lassen. Daß die Mission in China mit eisernem Fleiße den Tag auskaufen muß und jederzeit mit einem Umschwung der öffentlichen Meinung, vielleicht selbst mit einer Wiederholung der blutigen Boxergreuel zu rechnen hat, ist bekannt. Ernster, allgemeiner sind die Gefahren, die von drei Seiten her der evangelischen Mission drohen: 1. Zuerst durch die immer allgemeiner und rücksichtsloser werdende Konkurrenz und Rivalität der römischen Mission. Es gehört zu der Knechtsgehalt der christlichen Mission, daß sie fast auf allen Gebieten den Heiden nicht nur in der bunten Musterkarte protestantischer Denominationen entgegentritt — dieser Mißstand wird beträchtlich gemildert durch die freundnachbarliche Annäherung und gegenseitige Verständigung der Gesellschaften auf den inter-

gesellschaftlichen Konferenzen und das allgemeine Streben nach Kooperationen und Zusammenschluß —, sondern daß sie vor ihren Augen in der zweifachen Ausprägung der evangelischen und der römischen Kirche steht, zumal die letztere prinzipiell keine Berechtigung der evangelischen Kirche und Mission anerkennt und kein Hehl daraus macht, daß sie letztere stört und untergräbt, wo immer sie kann. Da die römische Mission sowohl an Zahl der ausländischen und einheimischen Missionsarbeiter wie an Zahl der gesammelten Christengemeinden annähernd gleich stark ist wie die evangelische Mission und ihr fast auf allen Missionsgebieten gegenübertritt, so ist diese Doppelgestalt der christlichen Mission ein schweres Ärgernis für die Heiden und ein Pfahl im Fleisch der evangelischen Mission.

2. Wir dürfen nicht vergessen, daß jene allgemeine Weltöffnung vermittels des modernen Weltverkehrs nicht nur der christlichen Mission die Wege bahnt, sondern ebenso auch allen den nichtchristlichen Religionen zugute kommt, welche überhaupt noch eine Expansionskraft entwickeln. Auf die Menschheit im großen gesehen, vollzieht sich mit erstaunlicher Schnelligkeit ein Prozeß der Aufsaugung der animistischen Religionen von seiten der Kulturreligionen. Aus Mangel an sorgfältigen Beobachtungen und einer genügenden Berichterstattung sind wir über diesen für die religiöse Entwicklung der Menschheit wichtigen Prozeß nur unzureichend unterrichtet. In Japan werden die letzten Reste der Ureinwohner, die Ainu, zugleich japanisiert und buddhisiert; in China werden die Bergvölker, die bisher jahrtausendlang dem Ansturm der chinesischen Kultur widerstanden haben, von deren polyphenartigen Fangarmen umschlungen und erdrückt. Aus Indien erhalten wir relativ genaue Kunde über das schnell Vordringen des vulgären Hinduismus bei den Wald- und Bergvölkern und bei den niedersten Schichten der Kastenlosen. Aber weitaus am wichtigsten ist die mächtige Expansionskraft, die der Islam entfaltet, und zwar ebenso im Südwesten, in Afrika, wie im Südosten, im holländischen Indonesien. Der Islam hat längs seiner Nordgrenze die alten Kulturvölker und Kulturreligionen sich gegenüber; es scheint, daß dort seine Ausdehnungskraft annähernd erschöpft ist. Aber längs seiner breiten Südwest- und Südostgrenze hat er dichtbevölkerte animistische Gebiete, die ihm religiös mit ihrem flachgewurzelten Heidentum geringen Widerstand entgegensetzen und ihn kulturell als eine höhere

Entwicklungsstufe, als Religion der Bildung begrüßen. So macht der Islam im zentralen und östlichen Afrika von der Guineaküste bis nach Deutschostafrika geradezu erstaunliche Fortschritte. Diese Propaganda ist für das Christentum um so bedrohlicher, als lange schmerzliche Erfahrung gelehrt hat, daß Gebiete und Völker, auf welche einmal der Islam seine harte Hand gelegt hat, gegen das Eindringen des Christentums mit einem doppelten Panzer gewappnet sind. So wird die Sturmflut des Islam zumal in Afrika für die christliche Mission geradezu zu einem Notsignal, um sie zur Anspannung aller Kräfte und zum eilenden Wettlauf anzuspornen, um dem gefährlichen Rivalen keinen zu großen Vorsprung zu gewähren.

3. Die Lage der christlichen Mission wird drittens empfindlich erschwert durch den in der Christenheit um sich greifenden Abfall vom Glauben, durch die immer weitere Verbreitung materialistischer, agnostischer und monistischer Anschauungen und die umfassende Propaganda für diese zerstörenden Anschauungen auch in der gesamten Heidenwelt. Jene nach Hunderttausenden zählende namenchristliche Diaspora, welche der Welthandel und Weltverkehr bis in die fernsten Winkel der Erde führt, ist leider ganz überwiegend keine Empfehlung, sondern eins der schwersten Hindernisse für den Fortgang des Christentums. Diese Namenchristen verleugnen ihr Christentum in Wort und Wandel und machen den Christenamen stinkend vor den Heiden. Es ist bekannt, wie schon in den 80er Jahren der englische und amerikanische Materialismus die Schriften der radikalen Atheisten, eines Bradlaugh, Ingersoll usw., in Massen nach Indien importierte und die Schichten englischer Bildung, die für diesen Giftstoff besonders empfänglich waren, damit überschwenkte. Seither ist vielfach an Stelle dieser rohen Franktireurs das schwere Geschütz der agnostischen Naturforscher, eines Herbert Spencer, Stuart Mill, getreten, und es liegt ganz in der Richtung dieser destruktiven, den Glauben an das Christentum untergrabenden Tendenzen, wenn mit Begier Schriften, die dem positiven Christentum widersprechen und die Autorität des Bibeltglaubens untergraben, teils englisch in Massen exportiert, teils selbst in die Sprachen der heidnischen Kulturvölker übersetzt werden. Es ist ein eitler Trost, wenn man meint, durch solche den positiven Glauben an den Sohn Gottes und sein Heil untergrabenden Schriften

den rationalisierenden Japanern oder Chinesen das Argernis des Kreuzes Christi nehmen zu können. Die Hauptwirkung ist, daß man den Heiden ein Feigenblatt mehr verschafft, um ihren Nichtübertritt zum Christentum mit schönen Phrasen zu verdecken. Und schlimmer als das! Es gehört bekanntlich zu den ernstesten Zeichen der modernen Menschheitsentwicklung, daß das Kapital von aufrichtiger Religiosität in den christlichen Ländern Europas bedrohlich zusammenschmilzt und die theoretische und praktische Religionslosigkeit als neueste Errungenschaft der Kultur, als das Evangelium des 20. Jahrhunderts gepriesen wird. Dieses süße Gift der Religionslosigkeit aber ist ein gefährlicher Exportartikel, zumal in Ländern wie China und Japan, welche ohnehin seit zwei Jahrtausenden unter dem Einfluß der religionsarmen, religiös verflachenden konfuzianischen Ethik gestanden haben. Es ist das heiße Bemühen der christlichen Mission, die Völker zu den lebendigen Quellen geistlichen Lebens, in die Tiefen der heilshungrigen Seele zurückzuführen. Diese moderne Religionslosigkeit schneidet den Lebensnerv ihrer Arbeit durch und fällt wie ein vernichtender Rauhreif auf den vielversprechenden Frühling keimenden Glaubenslebens. — Selbst wo diese Gefahr der religiösen Entleerung noch nicht brennend ist, hat die einseitige Betonung des menschlichen, geschichtlichen, entwicklungsmäßigen Faktors im Christentum leicht die Folge, daß sich die gebildeten Heidenchristen die Aufgabe stellen, nun eben jenes vermeintlich abendländische Gewand des Christentums in Dogmen, Riten und Anschauungen abzustreifen und dafür dem beizubehaltenden „Wesen“ oder Kern des Christentums ein originales, asiatisches Kleid anzulegen. Als das Christentum in den ersten Jahrhunderten von seinem palästinensischen Heimatboden in das römische Weltreich verpflanzt wurde und sich dort mit der griechisch-römischen Kultur auseinandersetzen mußte, war die größte Gefahr, die ihm drohte, der Synkretismus, die Verschmelzung einiger christlicher Substanzen mit einer Masse griechischen Heidentums oder griechischer Philosophie. Das wilde Gewucher der gnostischen Systeme ist das phantastische Produkt dieses Synkretismus. Dieselbe Gefahr droht dem Christentum heute bei seiner Berührung und Auseinandersetzung mit den philosophischen Kulturreligionen des Ostens. Zumal in Japan ist man bereits eifrig an der Arbeit, das Christentum zu japanisieren. Es ist ja sicher, daß das Christentum bei jedem Volke

nur dann lebenskräftig einwurzeln kann, wenn es sich an das bodenständige Geistes- und Kulturleben dieses Volkes anschmiegt. Das ist der Weg des Christentums ebenso im römischen Weltreich wie in der germanischen Welt gewesen. Aber die dringende Pflicht ist, daß bei dieser geistigen Akklimatisation weder wesentliche Wahrheiten des Christentums preisgegeben noch spezifisch heidnische Anschauungen und Bräuche mit ihm verschmolzen werden. Beide Gefahren drohen in Indien und Ostasien.

II.

Es war unsere Hauptaufgabe, die einzigartige Missionsgelegenheit und die darin liegende dringende Verpflichtung Ihnen vorzuführen, und zugleich Sie auf die von allen Seiten aufsteigenden Wetterwolken aufmerksam zu machen, welche den Siegeszug des Christentums aufzuhalten drohen. Welche Aufgaben stellt die gegenwärtige, große Missionsgelegenheit der sendenden Christenheit? Ich kann mich nach dem Gesagten über diesen zweiten Teil des Themas kurz fassen.

1. Noch nie im Verlaufe der Kirchengeschichte ist der Christenheit eine gleich große und umfassende Aufgabe gestellt gewesen. Die Christenheit der ersten Jahrhunderte hatte eine bedeutende, deutlich umgrenzte Missionsaufgabe, die Christianisierung des römischen Weltreiches. Sie hat diese Aufgabe gelöst. Die Christenheit des Mittelalters hatte wieder eine große, klare Missionsaufgabe, die Christianisierung der germanischen und slavischen Völker Europas. Auch sie hat ihre Aufgabe gelöst. Die Christenheit unserer Zeit hat zum drittenmal eine umfassende Missionsaufgabe. Der weltregierende Gott hat sie zur Ausrichtung dieser Aufgabe in die denkbar günstigste Position versetzt: die christlichen Völker sind die Herren der Welt; in ihren Ländern strömen die Reichtümer der Erde zusammen; sie sind die Träger der Weltkultur; ihre Beziehungen umspannen alle Länder und Völker. Mehr als das; Gott hat in der Christenheit durch die Reformation eine große Neubelebung gegeben, hat sein Wort hell auf den Leuchter gestellt und hat sich seither in großen Erweckungsbewegungen wie dem Pietismus und Methodismus machtvoll an ihr bewiesen. Wird die Christenheit unserer Zeit die ihr gestellte Aufgabe ausrichten? Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zielen. Auch die sendende Christenheit

soll wachsen mit ihren größeren Zielen! Der Edinburgher Weltmissionskongreß des nächsten Jahres 1910 hat es einer der acht von ihm eingesetzten wissenschaftlichen Kommissionen als ihr Programm vorgezeichnet: Was kann und muß geschehen, um die gesamte Energie der heimatlichen Christenheit für die Ausrichtung des weltumspannenden Missionswerkes mobil zu machen? Diese Frage sollte sich auf das Gewissen jedes gewissenhaften Christen legen, dem Gott das Verständnis der großen Missionsgelegenheit aufgeschlossen hat.

2. Das ist ja bei uns in Deutschland die Not, daß noch so weite Kreise der Christenheit, auch solche, die noch im Glauben der Väter stehen, von dieser großen Aufgabe nichts wissen, oder nur ganz mangelhaft orientiert sind. Die Zeitungspressen versagt für diesen Dienst fast ganz. Die vornehme Zeitschriften-Literatur ist fast unzugänglich. Die koloniale Literatur steht der Mission zweifelnd, kritisch gegenüber. Da ist die Aufgabe groß, drängend, und richtet sich an jeden Missionsfreund: Helft zur Aufklärung, zur Verbreitung von Missionskenntnis!

3. In England und Amerika hat die lebhafteste Empfindung, daß die Mission zur Ausrichtung ihrer gegenwärtigen, weltweiten Aufgabe ihre Basis in der Heimat verbreitern müsse, zu großartigen Bestrebungen geführt, in die Masse der Laienwelt, in die heranwachsende und studierende Jugend hinein vorzudringen. Die Laien- und die Jugendmissionsbewegung sind mit angelsächsischem Organisationstalent ins Leben gerufene, neue Methoden zur Belebung des heimatlichen Missionslebens, von denen wir lernen müssen.¹⁾

4. Die Missionsgesellschaften sehen sich auf Schritt und Tritt gehemmt von Defizits, die manchmal lawinenartig anschwellen. Offene Türen auf allen Seiten — und weder Geld noch Missionare genug, um einzutreten, das ist die Signatur des deutschen Missionslebens. Ist das nicht eine schwere Anklage wider uns, ein ernster Ruf zur Buße im Blick auf unsere eigenen Missionsgaben und auf die unserer Kirche?

5. Jene Gegenüberstellung und Auseinandersetzung des Christentums mit den nichtchristlichen Religionen ist keineswegs eine Domäne der im Vordergrund des Kampfes stehenden Missio-

1) Vergl. N. M.=Z. 08, 332, 09, 36.

nare; sie sollte auch nicht die Sonderbeschäftigung einer theologischen Richtung werden, welche den übergeschichtlichen Charakter des Christentums preiszugeben und das Christentum als eine Spezies in dem Genus Religion restlos in die religiöse Entwicklungsgeschichte der Menschheit aufgehen zu lassen geneigt ist. Sie ist der Kampf des Christentums um seinen göttlichen Wahrheitscharakter und die Anerkennung der ihm innewohnenden Lebenskräfte zum Heil der eigenen Seele wie zur Wiedergeburt der Völker. Diese Auseinandersetzung ist öffentliche Angelegenheit der Christenheit. Die tüchtigsten Kräfte sollten sich an ihr beteiligen und alle ihr die innerste Teilnahme zuwenden.

6. „Es wird gepredigt werden das Evangelium in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, — und dann wird das Ende kommen.“ Dies Verheißungswort des Königs der Mission bekommt in unseren Tagen einen besonderen Ernst, und neben ihm das Gebot: „Die Ernte ist groß; aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“¹⁾

*

*

*

Schlußwort.

Da die selbstverständliche Voraussetzung für das Verständnis und für die Lösung der Aufgaben, welche die gegenwärtige große Missionsgelegenheit stellt, eine gläubige Christenheit ist, so muß vor allem auf eine christliche Belebung der Christenheit unser Gebet und unsere Arbeit gerichtet sein. Es trifft den Nagel auf den Kopf, wenn der schottische Professor Denney auf die Frage: „Warum fehlt es uns an Interesse für die Mission?“ die Antwort gibt: „Weil es uns an Interesse für das Evangelium im newtestamentlichen Sinne des Wortes fehlt. Wir werden kein Revival des Missionsinteresses erleben, wenn wir nicht zuvor ein Revival der Religion der Erlösung erlebt haben . . . Der Mann, der sagen kann, daß er alles Christo verdankt, daß er erlöst ist mit seinem teuren Blute, der Mann kann auch sagen: ich bin ein Schuldner,

1) „Die Arbeiterfrage in der Mission“ stand gleichzeitig auf der Tagesordnung der Konferenz. Das betreffende Referat wird demnächst folgen.

der Griechen und der Barbaren, der Weisen und der Unweisen.¹⁾ Es gibt ja auch noch zweit- und drittklassige Missionsantriebe, und wir sollen und wollen sie kraftvoller als bisher geschehen ist in Bewegung setzen; aber der erstklassige, der Haupt- und Zentral-Missionsantrieb, ist immer gewesen und wird immer bleiben das in uns zur Kraft Gottes gewordene apostolische Evangelium. Gott gibt der Christenheit die gegenwärtige große Missionsgelegenheit zuerst für sie selber, daß sie sich geistlich beleben lasse, um selbst gesegnet ein Segen der Völker zu werden. Die gegenwärtige Lage stellt viele große Missionsprobleme, aber das größte Missionsproblem liegt in der heimatlichen Christenheit, daß der Geist der ersten Zeugen wieder in ihr wach wird. An diesem Erwachen der Christenheit hängt es, ob das große Wecken, das jetzt durch die nichtchristliche Welt geht, sie zu Christus, dem Retter der Menschheit, führen wird. Es ist daher die Pflicht oder ich will lieber sagen das Vorrecht eines jeden von uns, die wir im Ernst Christen sein wollen, mitzuhelfen, weite Kreise unseres Volkes in eine solche Berührung mit dem lebendigen Christus zu bringen, daß Kraft von ihm auf sie ausgehe, damit dann auch durch sie die Lebenskräfte des Evangeliums wirksam gemacht werden in den geistig erwachenden nichtchristlichen Völkern. Große Missionsbewegungen ziehen ihre Kraft aus religiösen Belebungen. In dem Maße, als diese alte, aber nicht veraltende Wahrheit unter uns realisiert wird, werden wir den Aufgaben genügen können, welche die gegenwärtige große Missionsgelegenheit an die sendende Christenheit stellt. Wk.



Krankenbehandlung bei den Eweern in Togo.²⁾

Von Missionar J. Spieth in Tübingen.

I.

1. Ein oberflächlicher Blick auf die gesundheitlichen Verhältnisse des Ewevolkes als Ganzes läßt dasselbe als ein ge-

1) The Miss. Rec. of the Unit. Free Church of Scotland 09, 52: Why we are not interested in missions.

2) Vortrag im Galleischen Verein für ärztliche Mission am 14. Februar 1909.

hundes erscheinen. Man sieht viele kraftvolle Gestalten und hat an ihrem schönen Körperbau, dessen kräftiger Muskulatur und geschmeidigen Formen seine Freude. Wird dem Beobachter aber Gelegenheit gegeben, mit einzelnen Menschen bekannt zu werden, so trübt sich die Freude, weil man ihm von so vielen Krankheiten zu erzählen hat. Unter den Eweern, zu welchen ich in nähere Beziehung gekommen bin, befand sich ein großer Teil, dessen Lebensgeschichte sich fast ganz aus einer langen Reihe von Krankheiten zusammensetzt.

Auch die Geschichte einzelner Stämme scheint diese Wahrnehmung zu bestätigen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts richteten die Pocken in Ho und Umgebung eine große Verheerung an. Allein in dem kleinen Stamme der Hoer sollen etwa 100 Menschen daran gestorben sein, was für seine beschränkte Gliederzahl einen empfindlichen Verlust bedeutete. Auch mir selbst trat vor der Besitzergreifung Togos durch Deutschland die Wirkung einer Pockenepidemie in erschreckender Weise gegenüber. In einem Dorfe verrieten die düsteren Gesichtszüge seiner Bewohner, daß sie von traurigen Lebensereignissen heimgesucht wurden. Nach ihrer Erzählung befanden sie sich im „Kriege“. So lautete die Umschreibung für die unter ihnen ausgebrochenen Pocken. Betrübt zeigten sie mir einige Gehöfte, deren Bewohner fast alle gestorben waren.

Angeichts dieser Tatsache ist der Mangel an Ärzten sehr zu bedauern. Glücklicherweise tut die Regierung alles mögliche, um die Seuchen einzudämmen, aber sie bedarf dazu einer stärkeren ärztlichen Unterstützung.

2. Worin besteht nun nach Anschauung der Eingeborenen das Wesen der Krankheit?

Die richtigen Fingerzeige zur Beantwortung dieser Frage gibt uns die Sprache. Nach ihr entsteht eine Erkrankung dadurch, daß die Krankheit einen Menschen „überfällt“, ähnlich wie ein ahnungsloser Wanderer von einem Raubtier überfallen wird. Nach dem Überfall nimmt sie ihn „fest“, raubt ihm die Bewegungsfreiheit und „überwältigt“ ihn endlich so, daß er sich nicht mehr gegen sie wehren kann. Aber auch den Gedanken bringt die Sprache zum Ausdruck, daß Krankheit eine Abweichung von den normalen körperlichen und geistigen Funktionen des Menschen ist. Bei leichtem Unwohlsein wie bei einer unheilbaren Krankheit jammert der Kranke: egble = „es ist verdorben“. Er will damit sagen, daß

er in diesem Zustande für das Leben nicht zu gebrauchen sei. Ein körperlich oder geistig kranker Mensch ist für die Aufgaben und Freuden des Lebens unbrauchbar geworden und deswegen verdorben. Wie niederdrückend aber das für einen heidnischen Eweer sein muß, kann nur derjenige nachempfinden, welchem bekannt ist, daß sein höchstes Lebensziel ein gesundes und genußreiches Diesseits ist. Auf die Ursachen der Krankheiten weist der Ausdruck: nu le woyem = „es treibt mich etwas um“, „es ist etwas an mir“. Wenn dieses Wort auch vorzugsweise für nervöse Störungen gebraucht wird, so wendet man es doch auch auf länger dauernde und ganz unheilbare Leiden, wie z. B. Blindheit und Taubheit, an. Die Sprache führt uns demnach zu der Erkenntnis, daß die Eweer zwischen Krankheit und Kranksein unterscheiden. Die Krankheit ist ein außerhalb des Menschen existierendes, von ihm personifiziertes Wesen. Das Kranksein dagegen ist der körperliche Schmerz, welcher durch den Einfluß der personifizierten Krankheit auf den Menschen entsteht. Krankheit ist etwas dem menschlichen Körper von außen Aufgedrungenes.

Hiermit steht die Anschauung des Volkes in völligem Einklang. Sie erblickt in der Krankheit des Menschen „den Boten des Todes“. Nach einer Ausdrucksweise im Hinterlande Togos ist ein jeder Kranker ein Sterbender, selbst wenn er nur unter einem leichten Unwohlsein leidet. Im Jahre 1883 brachen in der Umgebung von Ho die Pocken aus und im Blick darauf sagte der alte Stammeskönig Kofi, daß er selbst den Pockengeist als eine furchtbare Gestalt an einem Kreuzwege gesehen habe. An dieses Wahngebilde glauben alle Eweer, es ist das eine Bestätigung für die Annahme einer persönlichen Existenz der Krankheit.

3. Aus den vielen Namen, welche die Ewesprache für die verschiedenen Krankheiten hat, geht hervor, daß die Eweer innere und äußere Krankheiten unterscheiden. Zu den inneren gehören alle diejenigen, welche an den äußeren Körperteilen keine Schwellungen oder Wunden hervorbringen, einschließlich der gänzlichen Geistesgestörtheit. Zu den äußeren gehören die verschiedensten Arten von Schwellungen und Wunden, bei welchen sie durch mechanische Einflüsse entstandene (Stoß, Schlag, Schuß, Biß) und solche unterscheiden, die von innen heraus entstehen.

Bei den inneren Leiden wird keine Krankheit zu irgend einem

inneren Organ in Verbindung gebracht, außer etwa zu dem Herzen. Es hängt das damit zusammen, daß Unterleib, Brust und Kopf als Gebiete mit einer gewissen Selbständigkeit angesehen werden. Die Schmerzen dieser Körperteile werden darauf zurückgeführt, daß sie den Menschen „beißen“. Wohl denkt der Kranke bei dem Ausdruck „Kopf, Brust oder Bauch beißen mich“ zunächst nur an seinen Schmerz, aber im Hintergrunde desselben steht nach seiner Meinung ein Etwas, das diese Bisse gegen ihn ausführt.

Schwellungen und Wunden fallen zwar zunächst nicht unter den Begriff Krankheit, aber sie können sich dazu entwickeln. Dagegen werden Pocken, Guinea-Wurm, Aussatz und syphilitische Geschwüre als Krankheit angesehen. Wo irgend eine Nachkrankheit in Form einer Wunde sich zeigt, wird dieselbe „Speerwunde“ genannt, weil die eigentliche Krankheit vor ihrem Verschwinden noch ihren Speer gegen den Menschen geschleudert hat.

Alle akut auftretenden Krankheiten werden mit den Ausdrücken „überfallen“, „erfassen“, „hauen“, „schneiden“ bezeichnet. Wogegen chronische Leiden einen Menschen zur „Krankheitsmutter“ machen, weil sie den Charakter eines dauernden, nicht mehr weichen- den Zustandes angenommen haben.

II.

Woher kommen nun die Krankheiten, und warum werden sie über den Menschen verhängt? Das sind Fragen, welche Kopf und Herz der Eweer oft bewegen, worauf sie sich aber nur mit Hilfe ihres Weltbildes und ihrer Religion Antwort geben können.

1. Seine Heimat sucht der Eweer nicht im Diesseits, sondern an einem Orte im östlichen Himmel, den er Amedzowe — Geburtsstätte des Menschen oder Seelenheimat — nennt. Dort glaubt er schon vor seiner Geburt als sogenanntes „Geisterkind“ in Familienverbänden gelebt zu haben. Unter den dortigen und für unseren Zweck in Betracht kommenden Gestalten seien nur die „Geistermutter“, eine fast immer zornige Frau, die „Geistertante“, ein mit Wunden behaftetes weibliches Wesen, und der „Obetsi“, das personifizierte Versprechen, genannt.

Der unter dem Himmel sich ausdehnende Raum, die Luftregion, wird als Wohnstätte der sogenannten Erdgötter, auch *Trwo* genannt, gedacht. Sie sind unter sich in ähnlicher Weise organisiert

wie die Menschen, sind auch mit ähnlichen Gefühlen ausgestattet wie der Mensch. Als Vermittler des Verkehrs zwischen Gott und den Menschen haben sie nicht nur Personen-, sondern auch Kultnamen, die nur in Gebeten zu ihnen genannt werden.

Die unterste Grenze des Luftraumes ist Anhigba, die Erde, die von Menschen, Tieren und Pflanzen bewohnt ist.

Endlich als viertes Gebiet kommt das Tsiwe, die Bleibestätte der Toten, welches jenseits und unter unserer Erde ist, in Betracht.

Durch alle Wesen, welche als Bewohner dieser verschiedenen Regionen gedacht sind, zieht sich der tiefgehende Unterschied zwischen Gut und Böse hindurch. Weil man aber nicht bestimmt weiß, welche gut und welche böse sind, so stehen sie alle im Verdachte, Leben und Wohlfsein des Menschen in irgend einer ihm unheimlichen Weise zu beeinflussen. Die drei der Seelenheimat angehörigen Wesen führen hauptsächlich Kinderkrankheiten, unheilbare Wunden und Unglücksfälle herbei, soweit solche durch Naturvorgänge entstehen können. Dazu gehören z. B. Skorpionenstich und Schlangenbiß, Sturz eines Baumes oder Astes und dergleichen mehr. Die den Luftraum bewohnenden Erdgötter verursachen alle möglichen Körper- und Geisteskrankheiten. Da besteigt z. B. ein junger Mann eine Palme, fällt herunter und bleibt bewußtlos liegen. Der Fall hat eine lange Krankheit zur Folge, in der ihm ein Priester sagen läßt, er sei schon lange tot und alle weiteren Bemühungen, gesund zu werden, seien aussichtslos. Eines Tages besucht ihn ein Freund, der ihm die merkwürdige Mitteilung macht, der Erdgott Aletoe habe sich ihm geoffenbart, und gesagt, daß er den Kranken von dem Baum heruntergeworfen und krank gemacht habe. Bei der Beerdigung ihres Schwagers bekundete eine Frau ihren tiefen Schmerz durch wildes Tanzen in der heißen Mittagssonne. Plötzlich schwindelte ihr und sie meinte, es werfe ihr jemand ein Kleid über den Kopf. Wohl sah sie die Leute, erkannte sie aber nicht mehr. Nach ihrer Auslegung wurde dieser Schwindel von dem Erdgott Fofie verursacht, der sie ergriffen und in Besitz genommen hatte. Eine andere lief 25 Tage lang ohne Nahrung wild im Busch umher und hörte Stimmen in der Luft, die sie sich als den Ruf des Erdgottes Wube deutete, der ihr sagte, daß er sie in Besitz genommen habe. Die schlimmsten Krankheiten jedoch werden den bösen Zau-

berern zugeschrieben. Sie werden nicht nur für plötzlich auftretende innere Leiden, sondern auch für äußere, wie syphilitische Geschwüre und Elefantiasis verantwortlich gemacht. Selbst gänzliche Geistesgestörtheit können sie erzeugen, und das Schlimme dabei ist, daß sie allerlei Fremdkörper, wie Zauberschnüre, Kaurimuscheln, Steinchen, ja sogar lebende Würmer in den Leib des Menschen hineinzaubern. Da klagt eine Frau über furchtbare Kopfschmerzen, die sie auf dem Acker ihres Mannes bekommen, weil sie nicht gewußt habe, daß ein Feind dort Zaubermittel begraben und sie damit „gebissen“ habe. Seitdem man ihr nun in einem Nachbardorfe Zauberschnüre aus dem Kopfe herausgezogen, leide sie zwar nicht mehr an Kopfweh, habe jetzt aber Zauberschnüre im Herzen, was ihr viele Schmerzen verursache. Die Geister der Verstorbenen erzeugen Kopfleiden, Ohnmachten, verhängen sogar oft plötzlichen Tod. Ein Jüngling lag in starkem Fieber in einem licht- und luftarmen Raume zu ebener Erde auf einer dünnen Matte. Er jammerte über entsetzliche Kopfschmerzen und sagte, daß seine verstorbene Mutter seinen Kopf zwischen ihre Hände nehme und quetsche. Im Stamme der Bekier warfen sich zwei streitende Parteien mit Steinen, wobei einer tot auf dem Plage blieb. Man legte ihn dann unter eine Palme, stellte seine Schwester als Wächterin auf und machte in des Königs Gehöfte den Versuch, den Täter herauszufinden. Stunde um Stunde verging und endlich kam die Zeit, in der die Sonne am heißesten scheint und die Geister der Verstorbenen spazieren gehen. Da hörte die bei dem Toten Wache haltende Schwester plötzlich ein Rauschen im Busche und sah ihn in demselben Augenblick umringt von den furchtbarsten Gestalten. Manchen unter ihnen waren Arme und Beine gebrochen, andere hatten einen Strick um den Hals, woran ein Pflöck befestigt war, den sie nach sich schleppten. Über dem fiel sie ohnmächtig um, und die aus der Stadt Zurückkehrenden fanden sie in diesem Zustande vor. Ein junger Mann ging abends zwischen Licht und Dunkel auf den Abort, der draußen vor dem Dorfe liegt. Dort glaubte er plötzlich Totenschädel vor sich dahinwandeln zu sehen, fühlte sich unwohl und hatte auch gleichzeitig das klare Bewußtsein verloren. Am nächsten Tage wurde der Fall untersucht und man erklärte ihm, sein verstorbener Vater, dem seit seinem Tode noch kein Opfer gebracht worden sei, habe sich ihm geoffenbart.

2. Die Gründe, warum Krankheiten über die Menschen kommen, scheinen zwar in den einzelnen Fällen sehr verschieden zu sein, lassen sich aber im wesentlichen auf drei Hauptursachen zurückführen. Bei den Erdgöttern soll in vielen Fällen das Verlangen die Ursache sein, daß sie den Menschen durch Krankheiten bewegen wollen, ihnen Opfer zu bringen oder aber sich persönlich ihrem Dienste als Priester zu weihen. Ein zweiter Grund, wegen dessen die Erdgötter, sowie alle anderen über- und außermenschlichen Wesen Krankheiten verhängen, liegt in Verfehlungen der Menschen gegen allgemeine göttliche Gesetze, gegen ihr eigenes Versprechen und endlich gegen die von den Vätern ererbten Gebräuche. Die sittlich am tiefsten stehenden Gründe gehören dem Gebiete des Neides und der Freude am Verderben an, welche letztere man nur den Zauberern zuschreibt.

Wird eine Krankheit auf den Einfluß der Götter zurückgeführt, so muß zunächst untersucht werden, ob die Gottheit ein Opfer oder den Kranken selbst als ihren Priester haben will. Nur daraus lassen sich die vielen Gelöbnisse verstehen, welche Kranke für den Fall ihrer Genesung machen. Da gelobt z. B. einer, dem Gott eine Ziege geben zu wollen, falls er wieder gesund werde und schickt dem Priester einen Strick mit dem Versprechen, wenn er wieder gesund sei, werde er die Ziege dazu schicken. Ein anderer verspricht, daß er, falls er wieder geneset, die Trommel des Gottes begleiten und einen Palmzweig darüber halten wolle, damit sie nicht von der Sonne belästigt werde. Ein Dritter gelobt sich selbst und sagt, er werde dem Gott, der ihn krank gemacht habe, als Priester dienen. Der Ausdruck hierfür lautet: „Der Gott möge bei mir wohnen, und ich will ihm seine Speise darbringen.“ Einer behauptete, daß er sofort, nachdem er sich bereit erklärt gehabt, dem Gott Kletoe als Priester zu dienen, gesund geworden sei. Verfehlungen werden in den weitaus meisten Fällen als Krankheitsursache angenommen. Den Gestalten der Seelenheimat gegenüber verfehlt sich der Mensch dadurch, daß er sein eigenes Wort nicht hielt. Seelen, welche die Absicht haben, im Diesseits Mensch zu werden, nehmen vor ihrem Weggang dort Abschied und bestimmen den Zeitpunkt, bis zu welchem man sie zurück erwarten dürfe. Sehr vielen aber gefällt es im Diesseits so, daß sie ihr in der Seelenheimat gegebenes Versprechen ganz vergessen und den

Zeitpunkt ihrer Rückkehr verstreichen lassen. Ihnen werden deswegen von dort Boten nachgeschickt, die den Auftrag haben, sie durch gewaltsame Mittel (Unglücksfälle) in die Heimat zurückzubringen. Verstöße gegen göttliche Gesetze sind meist sittlich sehr unbedeutend, haben aber doch schmerzliche Folgen. Es hat z. B. eine Frau Wasser aus einem Bache geschöpft, an dem ihr das als Frau verboten war. Ein Mann brachte eine ganze Palm- oder Bananentraube in die Stadt, die er doch nach göttlicher Vorschrift außerhalb der Stadt hätte zerlegen müssen. Eine Frau steht bei ihrem Manne im Verdacht der Untreue und beschwört ihre Unschuld bei einem von ihr verehrten Erdgott. Bald darauf erkrankt sie und bekennet nun selber, daß sie lügenhaft geschworen habe. Für all die genannten Vergehen nimmt die erzürnte Gottheit durch Krankheit Rache. Die Verstorbenen werden besonders dadurch zum Zorne gereizt, daß man für sie die übliche Totenfeier nicht zeitig hält und ihnen so lange den Eingang ins Totenreich verschließt. Aber auch die Verschleuderung des Familienerbes, gleichviel, ob es in beweglichen oder unbeweglichen Gütern besteht, bestimmt sie, sich an ihren Familiengliedern durch Krankheiten zu rächen. Ein Gelöbniß, das von dem Betreffenden vergessen wurde, kann verstorbene Familienglieder veranlassen, ihn sofort zu töten. Überall da, wo eine Krankheit auf den Einfluß böser Zauberer zurückgeführt wird, lassen sich nie sittliche Gründe irgend welcher Art geltend machen. Der einzige Grund wird beim Zauberer in den Neid und die Freude am Verderben gelegt. Jemand sieht, wie die Familie eines Dorfgenossen und dessen Feldgewächse aufs prächtigste gedeihen, während er selbst ein unglückliches Familienleben und überdies eine Plantage hat, die keine günstige Ernte verspricht. Deshalb geht er mit einem bestimmten Zaubermittel im Laufe der Nacht, womöglich ganz nackt, in dessen Gehöfte, gräbt es (etwa ein Antilopenhorn oder das Horn eines Büffelochsen) vor seiner Türe ein, legt einige Kaurimuscheln dazu und streut das dazu gehörige Pulver auf den Weg. Kommt der Gehafte oder eines der Seinigen noch im Laufe der Nacht aus der Hütte heraus, so setzt er sicher seinen Fuß wenigstens auf das Zauberpulver. Am nächsten Morgen erst entdeckt er das Unheil und wird nun im Schrecken auch tatsächlich von einem Fieber befallen. Ein anderer ist mit seinen Dorfgenossen an einem Mondscheinabend auf dem öffentlichen Spiel-

platz, wo getrommelt, gesungen und getanzt wird. Einer der Tänzer geht auf den andern zu und legt ihm lachend die Hand auf die Schulter. Den Angefaßten ergreift eine Angst, er bekommt im Laufe der Nacht Fieber und läßt dem Mittänzer von gestern abend sagen, er habe ihn mit bösem Zauber gebissen und müsse sich von diesem Verdachte in einem Gottesgericht reinigen.

Die bisherigen Ausführungen zeigen, daß der Eweer, soweit er noch vom heidnischen Glauben beeinflusst ist, unmöglich ein einigermaßen richtiges Bild von einer Krankheit bekommen kann, und es wird sich jetzt schon der Schluß daraus ziehen lassen, daß sich die Krankenbehandlung ganz auf den Anschauungen aufbaut, die er vom Wesen und den Ursachen einer Krankheit hat.

III.

Richten wir nun unser Augenmerk noch auf die Behandlung der Kranken und fragen, in wessen Händen sie liegt, nach welcher Methode sie ausgeübt wird und welche Erfolge sie hat.

1. Bei einem Volke, nach dessen Anschauung jede Krankheit durch ein außer- oder übermenschliches Wesen verursacht wird, kann die Heilkunde nur in der Hand solcher liegen, welche die Fähigkeit haben, mit diesen Wesen zu verkehren und sie auf gutlichem Wege zu bewegen, daß sie von dem Kranken ablassen. In diese bevorzugte Klasse von Menschen gehören die Priester. Eine für die Heilkunde noch größere Bedeutung als der Priester hat im Eweland der Zauberer. Er steht zwar nicht mit den Göttern in Verkehr, kann aber die Krankheitsgeister vermittelt seines Zaubers gewaltsam bannen und sie zwingen, daß sie den Kranken in Ruhe lassen.

Der Priester steht in ehelicher Beziehung zu seinem Gott und wird deswegen Tröfi, Frau des Erdgottes, genannt. Sein Gott wohnt bei ihm und hat seinen Sitz auf seinem Haupte. Von ihm hört der Priester alle Geheimnisse und wird deswegen auch Trönu, Mund des Erdgottes, geheißen. Dank dieser eigenartigen Stellung zu seinem Gott kann er auch in jedem Falle die Krankheit deuten und die Gebräuche einleiten, durch deren Befolgung eine Heilung ermöglicht wird. Der Zauberer besitzt in seinem Zauber ein gefügiges Werkzeug, das auf jeden Wink seines Herrn merkt.

Derſelbe hat mit Vorliebe ſeinen Sitz in ſolchen Gegenſtänden, die eine gewiſſe Veranlagung für ihn haben, wie z. B. in Rotholz, Eiſen und Blißſteinen, Knochen, Borſten, Krallen, Haaren. Immerhin mußte er auch in dieſe Gegenſtände erſt hineinverpflanzt werden. Zu jedem Zaubermittel gehören je nach deſſen Bedeutung Heilkräuter oder Gifte, weßhalb damit in vielen Fällen auch eine umfaſſende Kräuterkenntnis auf ſeiten des Zauberers verbunden iſt. In welch hohem Grade die Bevölkerung an den Zauberern hängt und ihnen vertraut, geht aus folgendem Beiſpiel hervor. Vor Jahren wurde auf unſerer Station Waya ein angeſehener Zauberer Chriſt. Als das eine Heidenfrau hörte, fing ſie bitterlich an zu weinen, denn jetzt, ſagte ſie, habe ſie keinen Menſchen mehr, der ihr in ihren Krankheiten helfen könnte.

2. Die Methode, welche die Heilkünſtler zur Anwendung bringen, zerfällt in einen religiös=zeremoniellen und in einen medizinischen Teil. Schon zu Anfang wurde nachgewieſen, daß in der Vorſtellung der Eweer die Krankheit etwas von außen an ihn Herangekommenes, alſo ihm Fremdes und Widernatürliches ſei. An jedem Kranken haftet deßwegen busu, Unheil. Und dieſes umgibt ihn wie die Luſt, iſt aber auch ſchon zum Teil in Geſtalt der Krankheit in ihn eingedrungen. Das ihn umgebende Unheil muß deßwegen zuerſt entfernt werden, ehe das medizinische Verfahren ſeinen Anfang nehmen kann. Ein günſtiger Krankheitsverlauf wird erſt dadurch ermöglicht, daß der Kranke dem Zorn und der Macht der Krankheitsgeiſter entzogen wird. Die darauf ſich beziehenden Handlungen bezwecken alſo die Entlaſtung oder die Reinigung des Menſchen. Die Sprache hat dafür den Ausdruck busuyiyi und meint damit die Vertreibung alles Unheils, das am Kranken aus irgend einem Grunde haftet. Die die Reinigung des Kranken bezweckenden Handlungen umfaſſen Entfernung materieller Gegenſtände, welche in Zusammenhang mit der Krankheit gebracht werden, ſodann Waſchungen, Sühnehandlungen und Loſkaufungen. Für die Poſten ſind beſonders gefleckte Ziegen und Hähne anziehend. Bei der ſchon erwähnten Poſtengefahr in der Umgebung von Ho, im Jahre 1883, erließen Häuptlinge und Prieſter den Befehl, es müßten alle Hähne und gefleckten Ziegen entfernt werden. Damals war auch das Schießen, Trommeln, Singen und beſonders bei Nacht das Anzünden von Lichtern auf

der Straße verboten. Geschrei, Farbe und Lichtglanz also hätten den Pockengeist anziehen und so Anlaß dazu geben können, daß er dem einen oder anderen begegnet wäre. Eine andere Maßregel besteht bei Seuchenausbruch darin, daß Straßen und Häuser gefeiert, die Krankheitsgeister mit Schlingpflanzen gefesselt und unter Verhöhnung von seiten der Bevölkerung vor die Stadt mit dem Befehl hinausgeworfen werden, sie sollten sich in den Stamm ihrer Feinde begeben. Daran schließt sich dann an, daß alle Stadtbewohner sich das Gesicht aus einem einzigen Topfe waschen, in welchen der Priester einen Kräuterabsud gegossen und ihn durch seinen Speichel besonders geweiht hat. Solche, welche ein krankes Familienglied haben, nehmen von den dazu verwendeten Kräutern mit nach Hause, damit auch sie sich damit baden können.

Um eine Genesung zu ermöglichen, werden mit den Kranken noch besondere Reinigungsbäder unter Leitung des Priesters vorgenommen. Es ist dabei wesentlich, daß sich der Kranke auf dem Rehrichthausen, auf dem Wege zum Abort, oder an einem Kreuzwege badet. Wird die Waschung zu Hause vorgenommen, so muß das von ihm abgewaschene Unheil in einer Grube feierlich begraben und ein Erdhügel darüber errichtet werden, der von da an durch den Kranken verehrt wird. Hatte der Priester als Krankheitsursache eine Verschuldung des Kranken festgestellt, so besteht die Reinigung in einer kostspieligen Sühnehandlung. In dem Stamme Awudome hatte ein Mann sich an dem Erdgott Kletoe dadurch versündigt, daß er beim Auge des Gottes geschworen hatte. Wenige Tage später wurde er krank. Da bekannte er Priestern anderer Götter, daß er beim Auge des Kletoe geschworen habe. Das mußte gesühnt werden. Einer seiner Brüder kniete deswegen mit einer Ziege auf dem Nacken vor dem Priester des Kletoe nieder, bekannte die Sünde seines Bruders und bat den Priester, sie ihm zu vergeben. Der Täter sei ja nur ein Kind und habe nicht gewußt, was er tue. Der Priester nahm ihm die Ziege vom Nacken, hielt sie in die Luft und gab die Bitte des Mannes weiter an seinen Gott. Als äußeres Abzeichen für die erfolgte Sühne sandte er dem Kranken ein dem Kletoe geweihtes Kraut. Welche Bewandnis hat es aber mit der Loskaufung? Sie hängt mit einem nicht erfüllten Versprechen zusammen, das der Mensch vor seinem Abschied aus der Seelenheimat gegeben hat. Durch eine plötzliche Erkrankung wird

er an die Rückkehr ins Jenseits gemahnt und bittet sich deswegen Verlängerung für seinen Aufenthalt im Diesseits dadurch aus, daß er dem Gbetſi anstatt seiner zwölf kleinen Lehmgögen, einen Sack voll Steinchen, Jams und Wassermelonen geben läßt.

Wie wird sich nun die medizinische Behandlung gestalten? Für diese Seite des Heilverfahrens hat die Gwespache zwei Wörter: gbedada, Kräuterabkochung, und dooyo, Räucherung der Krankheit. Damit ist die Form angedeutet, wie die Heilkraft aus den Kräutern gewonnen wird und wie die Wirkung der angewandten Kräuter auf die Krankheit gedacht ist. Die Heilsubstanz oder das Eigenleben der Kräuter wird durch Abkochung, teilweise auch Verbrennung entbunden, dann durch Einreibungen, durch Bäder und Trinken der Medizin auf den Kranken übertragen. Der Duft der Kräuter oder ihre „Seele“ ist es, durch welchen die Krankheit „geräuchert“ wird. Durch diesen inneren Vorgang wird die Heilung herbeigeführt. Da aber die angewandte Pflanze nicht nur eine Eigenseele hat, sondern auch mit dem Zauber in Verbindung gebracht worden war, so ist ihre günstige Wirkung um so mehr gewährleistet. Im Lichte dieser Gedanken wird es verständlich, warum die Zauberer eine gewisse Vorliebe für wohlriechende, scharfe und bitter-schmeckende Kräuter haben. Aber auch das wird verständlich, weshalb zu der Arznei eines Kranken oft noch die ekelhaftesten Dinge, wie Hühnermist und sogar menschliche Exkremente gehören. Es handelt sich hier um die Zusammenstellung und um das Zusammenwirken verschiedener auf die Krankheit ungünstig einwirkender Eigenseelen. Die „Räucherung der Krankheit“ oder die Genesung des Kranken ist aber nicht nur an Waschungen, Zaubermittel und Medikamente gebunden. Sie setzt auch auf seiten des Kranken eine strenge Beobachtung der ihm gegebenen Vorschriften voraus. Diese Vorschriften lernen wir am besten an einem heidnischen Krankenlager selbst kennen. Folgen Sie mir zu diesem Zwecke im Geiste zu einer einsamen und weit vom Dorfe abgelegenen Waldlichtung. Dort steht eine etwa 1½ Meter hohe Hütte, die aus grünen Palmzweigen zusammengesteckt wurde. Das Dach hält wohl die Sonnenstrahlen, nicht aber den Regen ab. Der einsame Bewohner der Hütte, ein junger Mann, ist am ganzen Körper mit eiternden und sehr übel riechenden Wunden bedeckt. Besonders entsetzt sind

die Füße, welche einer formlosen Masse gleichen. Der Kranke steht in der Behandlung des Zauberers Abogā, der seinen Patienten jeden neunten Tag besucht und zwar nicht, um nach dem Kranken zu sehen, sondern um die Kräuter vom Feuer wegzunehmen und sie durch frische zu ersetzen. Sonst bringt ihm eine alte Frau jeden Morgen etwas Jams und Wasser, um dann sofort wieder zu verschwinden. Außerdem bekommt er je und dann einen Besuch von einem Leoparden, der den Kranken mehrmals beriecht, dann aber wieder davongeht, um sich in der nächsten Stadt einen besseren Bissen in Gestalt eines Schweines zu holen. Ein andermal kriecht dem kranken Einsiedler eine giftige Schlange oder ein harmloser Regenwurm über den Körper. Die Vorschriften seines Arztes aber verlangen es, daß er sich vollkommen ruhig dabei verhalten und besonders dem Regenwurm nichts zuleide tun darf. Unter dem Topfe, worin er die Kräuter kocht, darf nie das Feuer erlöschen und keiner seiner Töpfe soll die bloße Erde berühren; er muß sie auf ein aus Gras angefertigtes Polster setzen. Aus der Hand seiner Pflegerin darf er an gewissen Tagen im Monat keine Nahrung annehmen und muß diese Zeit über fasten. Die Wunden muß er mit schwarzer Seife auswaschen und sie dann mit Palmkernöl bestreichen.

Die diätischen Vorschriften verbieten den Genuß des roten Pfeffers und des Palmöls, des Hühner- und Antilopenfleisches, sowie alle nicht geschuppten Fische. Übertretung dieser Verbote macht die ganze Medizin unwirksam.

Für seine medizinische Praxis braucht der Zauberarzt der Eweer eine Trommel, möglichst viele Zaubergegenstände mit ihren dazu gehörigen Kräutern und einen entschlossenen Sinn, der vor allen Dingen fähig ist, auch die ekelhaftesten Prozeduren vorzunehmen. Kommt er zu einem Kranken, so spricht er mit ihm, betastet und behorcht, befächelt ihn, als ob er die Krankheit im Innern des Körpers belauschen wollte. Seine aus dieser Untersuchung gewonnenen Eindrücke teilt er dem Kranken und dessen Angehörigen singend und in dichterischer Form mit. Ein Begleiter, den er stets bei sich hat, schlägt ihm die Trommel. Er selbst aber tanzt und singt dazu. Will er sagen, daß er sich der Krankheit für gewachsen ansehe, so singt er etwa:

Höret zu, ach, hört doch zu!

Narr und Narr begegnen sich, ach, hört doch zu!

Er will damit sagen: die Krankheit wüthet zwar, aber auch ich, der Zauberer, wüthe gegen sie und bin gekommen, mich mit ihr zu messen. Hat er die Vermutung, der Kranke sei verzaubert worden, so faßt er das in folgende Form:

Ein wahres Wort, die Maus ergriff die Kaze,
Und sieh! Der Arme streckt den Reichen in den Sand.

d. h. ein Armer hat den Reichen verzaubert und will, daß derselbe heute noch sterbe und glaubt fest, daß es geschieht. Die Gefahr nun, daß der Kranke sterbe, besingt er auf folgende Weise:

Gibt es wohl Rat für das, was schon verdorben ist?
Woher soll Rat wohl kommen?

Seine Unsicherheit über den Verlauf der Krankheit drückt er in Form einer Mahnung aus, die er an seinen Gott richtet, in der Absicht, sein entscheidendes Eingreifen zu beschleunigen. Er singt:

Noch steht die Sonn' am Himmel hoch,
Doch bricht herein die Nacht.
Von Vater, Mutter nahm ich Abschied;
Es steht noch hoch die Sonn',
Doch bricht herein die Nacht.

Interessieren dürfte es wohl auch, einige der Rezepte kennen zu lernen, welche die Zauberer zu verwenden pflegen. Für einen gewissen Hautausschlag, dzobu genannt, wird Hühnermist mit Hammerschlag zu einem Brei gemischt und auf die Wunde gestrichen. Die Erklärung für dieses Rezept liegt darin, daß das Haushuhn fähig ist, Träger menschlichen Unheils zu werden, so dann darin, daß Schmiedehammer und Amboss im ganzen Ewealande göttlich verehrt werden. Ein Rezept gegen Wassersucht lautet: „Zerreiße einen Rührlöffel, koche ihn zusammen mit einem von Menschenblut besleckten Stück Zeug und gib das dem Kranken zu trinken.“ Dies beruht auf der Annahme, die Krankheit sei durch Hiebe verursacht worden, welche die Frau dem Manne mit dem Rührlöffel verabfolgt und daß sie ihn mit einem blutbesleckten Gewand berührt habe. Ein Rezept gegen Lendenschmerzen lautet: „Riße die Lenden mit einem scharfen Messer, reibe Sand aus dem Nest des Feldhuhns in die Wunde, schlinge dann eine Schnur um die Lenden, in welcher eine Nadel festgebunden ist und bade dich in einem Absud des Krautes tutugbe.“ Innerlich muß der Kranke

eine Arznei einnehmen, die sich aus einer Mischung der Asche der Federn des Haushuhns und der Hauswurz zusammensetzt. Noch seien zwei Rezepte erwähnt, durch welche Geisteskrankheit geheilt werden soll. Dieselben lauten: „Lege die Pfeffermünzpflanze, das Kraut dzoveti und einen Maiszapfen vom Abort ins Wasser, laß den Kranken davon trinken und laß ihn sich die Augen damit waschen. Oder: Nimm zersehte Lumpen von der Straße, eine zerrissene Matte, Hauswurz und die Pfefferart awusa, röste alles in einem Topf über dem Feuer, bis es zu Pulver zerfällt, riße den Körper des Verrückten und reibe die Schnittwunden mit diesem Pulver ein.“ Auch bei diesen Rezepten läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß es sich um die Zusammenstellung von Gegenständen handelt, an welchen Eigenleben oder Seelenstoff verschiedener Wesen hängt. Bei den Kleidersegen und bei der zerrissenen Matte ist nicht nur das wichtig, daß sie schon jemand am Leibe getragen oder daß schon jemand darauf geschlafen hat, sondern daß man sie von der Straße, als von derjenigen Örtlichkeit, wo schon verschiedene menschliche Füße sie berührt hatten, aufgelesen hat.

Es wirkt befreiend, wenn man hört, daß gegenwärtig unter den Zauberern eine Richtung sich geltend macht, die bei ihrer Krankenbehandlung den Nachdruck mehr auf richtige Kräuteranwendung als auf den Gebrauch von Zaubermitteln legt. Sie lassen etwa bei Dysenterie ganz geeignete Kräuter zusammen mit einem dünnen Maisbrei kochen, den der Kranke bis zu seiner Genesung ausschließlich essen muß. Interessant dürfte sein, daß ihnen das System der Darmeingießung nicht unbekannt ist. Man führt dieselbe aus durch hohe Beckenlage und Einführung des dünnen Salzes vom Flaschentürbis in den Darm.

Wie die Zauberärzte operative Eingriffe und Eiterentziehung vornehmen, dafür nur noch ein Beispiel. Im Jahre 1880 kam ich zum ersten Male durch Wegbe, die Hauptstadt des Stammes. Dort wurde ich gebeten, zu einem Kranken zu kommen. In einem düsteren, schmutzigen Winkel saß ein schöner junger Mann, der aus einer frischen Schußwunde am Oberschenkel einen furchtbaren Blutverlust hatte, auf einem Landesschemel. Rings um ihn her war eine Blutlache. Mein Antrag, ihn auf die Missionstation zu nehmen, wurde abgelehnt. Einige Tage später besuchte ich den Verwundeten und fand ihn in einer kleinen, aus

Palmästen hergestellten Hütte außerhalb der Stadt. Bei meiner Ankunft kniete sein Landesarzt neben ihm. Derselbe drehte eben ein etwa 20 Zentimeter langes Stäbchen in der tiefen Schußwunde herum, dessen eines Ende pinselähnliche Fasern hatte. Diese Fasern sollten die Schußwunde nach innen reinigen und der noch darin steckenden Kugel den Weg nach außen bahnen. Das jammervolle Geschrei des Kranken tönt mir heute noch in den Ohren nach. Wieder etliche Tage später erzählten mir seine Angehörigen, der Zauberarzt habe zwar bisher den Eiter mit dem Munde aus der Wunde gesogen, aber jetzt rieche er ihm allmählich zu häßlich, so daß es ihm auch nicht mehr genüge, seinen Mund mit Branntwein auszuspülen. Wäre damals ein tüchtiger Arzt zur Stelle gewesen, so hätte jenem Armsten sicherlich geholfen werden können. So aber ging er jämmerlich an seinem und seiner Angehörigen Zauberglauben zugrunde.

3. Die Heilerfolge dieser afrikanischen Ärzte würden entschieden verkannt, wenn man sie ganz bestreiten wollte. Bedenkt man, daß ihre oft wahnsinnigen Kuren von einem sehr günstigen Klima unterstützt werden, so ist es begreiflich, daß viele Menschen behaupten, durch den Zauberer geheilt worden zu sein. Dazu kommt weiter, daß die angewandten Medizinen nicht alle gleich widersinnig sind und zuweilen einen guten Einfluß auf die Heilbestrebungen der Natur selbst haben mögen. Einem einzigen günstigen Erfolg aber stehen vielleicht zwanzig Mißerfolge gegenüber. Es ist deswegen auch kein Wunder, daß die Bevölkerung Togos die Zauberdoktoren im Verdacht hat, daß sie zuerst den Menschen krank und dann Versuche machen, ihn wieder zu heilen. Ja, sie bringen die große Sterblichkeit unter ihrem Volke unmittelbar mit der Tätigkeit der Zauberärzte in Verbindung. In zwei weit auseinander gelegenen Städten wurden mir vor Jahren Stadtteile gezeigt, deren Einwohner, nach der Annahme der Eingeborenen, fast ausschließlich der Zauberei erlegen sein sollen. Ein angesehener Mann am Adaklu sagte mir, daß die Zahl der Heiden hauptsächlich ihrer Zauberei wegen, wenigstens am Adaklu, im Abnehmen begriffen sei.

Was tun wir nun gegen diesen Jammer des Heidentums? Wohl ist von uns Missionaren auch auf dem Gebiete der Heilkunde schon allerlei Gutes geschaffen worden. Aber einmal

Können wir uns an die schwierigsten Aufgaben gar nicht heranwagen, weil uns die Vorbildung dazu fehlt. Zum andern führt uns unser Beruf auf ganz andere Gebiete. Soll deswegen den Eweern in ihren leiblichen Krankheiten geholfen werden, so brauchen wir Missionsärzte und medizinisch geschulte Missionare. Ihre Aufgabe aber besteht nicht nur in der Behandlung einzelner Kranker, sondern auch in der Überwindung der gesamten heidnischen Weltanschauung, in welcher ihre Krankheitsvorstellungen wurzeln, und diese geschieht nur durch die Darbietung und die Annahme des befreienden Evangeliums von Christo.



Die amerikanische Presbyterianermission in Ägypten und im Sudan.

Von D. G. Kurze.

(Schluß.)

Vom Mittelmeer bis zum ersten Katarakt haben die Presbyterianermissionare zusammen mit ihren eingeborenen Hilfskräften 244 Stationen besetzt. Die Zahl der communionberechtigten Kirchenglieder betrug Ende 1907 9895 (Zuwachs im letzten Jahre um 954), die der evangelischen Gemeindeglieder überhaupt 35 000; Sonntags zählt man reichlich 20 000 Gottesdienstbesucher. Das Missionspersonal umfaßt — die Ehefrauen nicht mit eingerechnet — 85 Amerikaner, nämlich 21 ordinierte Missionare, 6 Missionsärzte, 7 Missionslehrer, 2 Laienmissionare, 36 Missionschwestern, 2 Missionsärztinnen, 11 Krankenschwestern, und 567 Ägypter, darunter 45 ordinierte Geistliche, 37 Hilfsprediger, 5 Haremarbeiter, 8 Buchhändler, 19 Kolporteurs, 298 Lehrer, 108 Lehrerinnen und 46 Haremarbeiterinnen.

Von den 4 Presbyterien, in welche die ganz Ägypten umfassende „Nissynode“ zerfällt, ist das Delta mit seinen über 6 Millionen, fast durchweg mohammedanischen Bewohnern das bevölkerteste. Hier zählt die Presbyterianermission 44 Gemeinden mit 721 Kommunikanten. Die Hauptzentren, von denen aus die Evangelisationstätigkeit betrieben wird, sind Alexandria, Port Said, Monsurah, Sagasig, Tanta, Benha und Kairo. Ein großes Segelboot dient dem Missionar, Arzt und Bibelboten dazu, die Tausende von Ortschaften, die an den Stromarmen und Kanälen des Delta liegen, mit dem Evangelium zu erreichen. In

Tanta unterhält die Mission ein Krankenhaus und eine Poliklinik für weibliche Patienten; in ersteren fanden im Jahre 1907 360 Kranke (darunter 205 Mohammedanerinnen) Aufnahme und in der Poliklinik wurde 9514 kranken Frauen und Mädchen (8277 Mohammedanerinnen) Hilfe zuteil. Zwei andere Polikliniken hat die Mission in Benha (1224 Patienten) und Mohallah Kabirah (505 Patienten) eingerichtet.

Im Presbyterium Mittelägypten zählt die Mission 2823 Kommunikanten auf 68 Stationen, welche sich um den Hauptort Medinet el Fahum gruppieren. Hier ist auch ein Missionshospital, das 1907 mit 304 Kranken belegt war, und eine Poliklinik (6356 Patienten). Das Presbyterium Assiut das die gleichnamige Provinz umfaßt, bildet mit seinen 120 Gemeinden und 5111 Kommunikanten die Hochburg der amerikanischen Presbyterianermission. Die Stadt Assiut zählt nicht weniger als 2200 junge Leute in den höheren Lehranstalten der Mission. Die Gesamtschülerzahl in der ganzen Provinz betrug Ende 1907 5499 in 65 Schulen. In Assiut ist auch ein berühmtes Missionshospital mit 140 Betten und einem Personal von 4 Ärzten, 4 Krankenpflegern und 9 Pflegschwestern. Im Hospital wurden im Jahre 1907 2250 Kranke verpflegt und in der damit verbundenen Poliklinik 17340 Patienten beraten. Assiut ist zugleich der Stationsplatz des „Ibis“, jener vom Maharadscha Dhulip Singh der Mission geschenkten Lustjacht, die nun als Missionsboot den Missionsgeschwistern die regelmäßige Bedienung der am Nil gelegenen oberägyptischen Ortschaften mit dem Evangelium ermöglicht. Den Süden Oberägyptens nimmt das Presbyterium Theben mit 37 Missionsgemeinden und 1240 Kommunikanten ein. Hier ist Luxor der Mittelpunkt mit seiner eben begründeten Mädchenkostschule und einer von 2500 Patienten in Anspruch genommenen Poliklinik. Der ganze Bezirk zählt 32 Schulen mit 2233 Zöglingen.

Mit besonderem Eifer pflegt die Presbyterianermission die Arbeit an der Frauenwelt. Unter der Leitung von 5 Männern arbeiten 46 eingeborene Bibelfrauen in den Harem, wo sie z. B. im Jahre 1907 neben 2700 gelegentlichen Zuhörerinnen 3020 Frauen und Mädchen (757 Evangelische, 1728 Koptinnen, 364 Mohammedanerinnen, 11 Jüdinnen) in der christlichen Wahrheit unterwiesen. Ist auch die Zahl der getauften Mohammedaner nur eine bescheidene — seit dem Bestehen der Mission über 160, davon die Hälfte in dem letzten Jahrzehnt —, so geht doch von der Mission ein nachhaltiger Einfluß zugunsten des Evangeliums auf die Mohammedaner Ägyptens aus, sowohl durch die Missionshospitäler, als auch durch die Schulen, die jährlich von etwa 3500 mohammedanischen Kindern besucht werden, und durch die Haremarbeit. Leider hat die britische Okkupation der christlichen Moham-

medanermiſſion nicht diejenige Förderung und Bewegungsfreiheit gebracht, die man von den amtlichen Vertretern Englands hätte erwarten dürfen. Trotzdem der britiſche Generalkonſul — die erſten 20 Jahre hindurch Lord Cromer und ſeit vorigem Jahre ſein Nachfolger Vorſt —, der eigentliche Beherrſcher des Nillandes iſt, der für alle Regierungsdepartements die maßgebende Autorität darſtellt, ſo übt doch der Iſlam durch den Khedive, ſeine Miniſter und das eingeborene Beamtenheer, ſowie durch die mohammedaniſche Tagespreſſe — z. B. durch das vielgeleſene, vom Scheich Ali Juſuf herausgegebene Tageblatt „Muyyid“ — einen nicht geringen poli- tiſchen Einfluß aus. Die Miniſter ſind mit Ausnahme des Chefs des Unterrichtsdepartements Mohammedaner, und alle wichtigeren Sachen gehen durch ihre Hand, wenn auch die Initiative in der Hand der engliſchen Berater ruht. Gewiſſe Sachen werden der ſogenannten „Ratskammer“ vorgelegt, unter deren Mitgliedern nur ſehr wenig Chriſten ſind.

Bei Konfliktten zwiſchen chriſtlichen Interereſſen und mohammedaniſchen Vorurteilen pflegt der oberſte Vertreter Englands den letzteren eine derartige Rückſichtnahme zuteil werden zu laſſen, daß von einer Wahrung der Neutralität auf religiöſem Gebiete kaum mehr die Rede ſein kann. Einige Beiſpiele aus der jüngſten Gegenwart mögen das belegen.

Der Hauptverhandlungstag bei den ägyptiſchen eingebornen Gerichten iſt der Sonntag. Die Folge davon iſt, daß die bei den betreffenden Sitzungen mitwirkenden chriſtlichen Rechtsanwälte an dem Beſuche des Gottesdienſtes behindert ſind. Eine Anzahl derſelben ſtellte nun an die Oberbehörde das Anſuchen, die Sitzungen für einen anderen beliebigen Tag als Sonntag oder Freitag anzuberaumen. Die Petition fand günſtige Aufnahme und ſchon ſollte die Änderung ins Leben treten, als die mohammedaniſchen Zeitungen ſich der Sache bemächtigten und in maßloſer Sprache die Regierung eines Attentates auf die iſlamitiſche Religionsfreiheit beſchuldigten. Die Folge war, daß die Regierung dem Drängen der Mohammedaner nachgab und wieder zur alten Unſitte zurückkehrte. Auch in den Gerichtshöfen Ägyptens übt der Iſlam einen erdrückenden Einfluß aus, da die Mehrzahl der Richter Mohammedaner ſind. Es kommen viele Fälle von ſchreiender Ungerechtigkeit vor, wenn ſich Mohammedaner und Chriſten als Parteien gegenüberſtehen. Ein junger Ägypter hatte ſich mit mohammedaniſchen und chriſtlichen Altersgenoſſen in harmloſer Weiſe öfters über religiöſe Fragen unterhalten. Da bei dieſer Gelegenheit der Koran zitiert wurde, kaufte ſich der junge Mann ein Exemplar zu ſeinem perſönlichen Ge-

brauch und machte hier und da Randbemerkungen in das Buch. Auf irgend eine Weise fiel dasselbe in die Hände eines Mohammedaners, der damit zum Kadi lief und auf dessen Rat gegen den jungen Mann eine Anklage auf böswillige Verfälschung des heiligen Buches erhob. Der Gerichtshof nahm die Klage an und verurteilte den Christen zu einem Jahre Zuchthaus; eine Berufung an das Obergericht blieb wirkungslos. Da nahm Dr. A. Watson von der amerikanischen Mission die Sache in die Hand, wandte sich an die obersten Behörden und erreichte endlich, daß das unschuldige Opfer mohammedanischer Verfolgungssucht nach viermonatlicher schwerer Haft vom Khedive begnadigt wurde. Wenn auch, wie in diesem Falle, die britische Oberbehörde die schreiendsten Fälle von Vergewaltigung des Rechtes durch ihre mohammedanischen Beamten — vom Minister bis herunter zum einfachsten Omda oder Dorfscheik sind die öffentlichen Ämter bis zu 98% in den Händen von Mohammedanern — nicht durchgehen läßt, sobald sie zu ihrer Kenntnis kommen, so finden sich eben wenig Ägypter, die den Mut haben, sich über einen ungerechten Beamten zu beschweren. So kann man wohl sagen daß die britische Oberherrschaft anstatt zur Schwächung, viel mehr zur Stärkung und Neu belebung des Islam in Ägypten beigetragen hat.

Von einer direkten Neu belebung der alten koptischen Kirche durch die über ein halbes Jahrhundert sich erstreckende eifrige Tätigkeit der Missionare ist zurzeit leider noch kein sicheres Anzeichen vorhanden. Die koptische Geistlichkeit tut absolut nichts, um ihren mohammedanischen Landsleuten das Evangelium anzubieten, geschweige denn, daß sie an eine Missionstätigkeit unter der heidnischen Bevölkerung des ägyptischen Sudan dächte. Ja, nicht einmal innerhalb der koptischen Gemeinden, wenn man von etwa 6 Orten absteht, geschieht das Geringste, um die religiöse Erkenntnis zu vertiefen. Nur auf dem Gebiete des weltlichen Schulwesens und der Verwaltung der Kirchengüter haben einflußreiche Laien unter den Kopten Reformen durchgesetzt. Es gibt unter diesen genug angesehene Männer, die an Bildung ihre Geistlichen weit überragen; aber sie begnügen sich damit, um ihrer Familie willen eine gewisse äußere Verbindung mit der Kirche ihrer Väter aufrecht zu erhalten. In den koptischen Schulen ist der Religionsunterricht, ja alle religiöse Beeinflussung ausgeschaltet. Die koptischen Geistlichen sehen es oft lieber, wenn die Jugend die mohammedanischen anstatt die evangelischen Schulen besucht. Die Folge davon ist, daß Übertritte von der koptischen Kirche zum Islam, besonders im Delta, keine Seltenheit sind.

Daß die junge evangelische Missionskirche Ägyptens bereits tüchtige Fortschritte auf dem Wege zu finanzieller Selbständigkeit gemacht hat, mögen folgende Zahlen aus dem Jahre 1907 beweisen. Während dieses Zeitraumes hat sie für ihr Kirchenwesen 37 728 D., für ihre Schulen 73 231 D., für Bibelverbreitung 18 898 D. und für missionsärztliche Arbeit 27 641 D., insgesamt 157 498 D. (zirka 630 000 Mk.) aufgebracht. Auf jeden Dollar, den amerikanische Missionsfreunde senden, kommt aus ägyptischer Quelle 1,37 D.

7. Missionsanfänge im ägyptischen Sudan (1899—1908).

Raum war der Sudan nach der Zertrümmerung des Mahdireiches durch General Kitcheners Sieg bei Omderman (2. September 1898) von Ägypten aus wieder zugänglich, als auch schon die amerikanische Mission die ersten Schritte tat, um das obere Niltal in den Bereich ihrer Tätigkeit einzubeziehen. Zunächst unternahmen die Missionare Giffen und Dr. Mc. Laughlin im Winterhalbjahr 1899/1900 eine Erkundungsreise nach Kartum und drangen von da aus auf dem Weißen Nil bis zur Einmündung des Sobat vor, dessen Unterlauf ihnen zur Anlegung einer Missionsstation unter heidnischer Sudanbevölkerung am geeignetsten erschien. Die britischen Regierungsvertreter hatten von vornherein die direkte Missionstätigkeit unter dem mohammedanischen Teil der Sudanesen verboten, so daß also nur eine Missionsniederlassung unter heidnischen Sudanstämmen in Frage kommen konnte. Dagegen war es der Mission unverwehrt, in den Nilstädten in Nubien und im nördlichen Sudan unter der eingewanderten koptischen Bevölkerung zu missionieren, sowie für die mohammedanischen Sudanesen Schulen zu begründen. Die junge evangelische Kirche Ägyptens, speziell das Presbyterium Theben, übernahm nun seit 1900 mit Freuden als ihre besondere Aufgabe die Missionsarbeit im nördlichen, mohammedanischen Sudan. Unter der Oberleitung dreier amerikanischer Missionare — darunter ein Arzt — haben 4 eingeborene, von der evangelischen Missionskirche Ägyptens entsandte und völlig unterhaltene Geistliche kleine Gemeinden (1906: 55 Kommunikanten) in Wadi Halfa, Atbara, Nord-Kartum (Halfaya) Kartum und Omderman gegründet, die sich allerdings zunächst hauptsächlich aus eingewanderten evangelischen Ägyptern in Regie-

rungsdienſten zuſammenſetzen. Es ſind ſehr eifrige junge Leute darunter; ſo haben dieſelben im Jahre 1907 z. B. in Kartum für kirchliche Zwecke 2620 Mk. aufgebracht.

An die angeſeſſene ſudanеſiſche Bevölkerung jener 5 Städte iſt die Miſſion mit dem Evangelium biß jetzt nur ganz vereinzelt herangekommen. Doch geht von den 2 in Kartum ſtationierten amerikaniſchen Miſſionſſchweſtern und von den 4 Knabenschulen der Miſſion in Wadi Gaſſa, Nord-Kartum, Kartum und Omderman ein ſegensreicher Einfluß auch auf die mohammedaniſche Bevölkerung aus. Von den 304 Zöglingen jener 4 Schulen ſtammten 153 aus dem Sudan und die übrigen waren faſt alle Ägypter. Der Religion nach ſchieden ſie ſich in 150 Mohammedaner, 128 Kopten und 14 Evangelische. In Omderman unterhält die Miſſion ein kleines Waiſenhaus. Die von dem Miſſionsarzte Dr. Mc. Laughlin ebenda eingerichtete Poliklinik, die im Jahre 1907 von 9752 Patienten in Anſpruch genommen wurde, iſt im vorigen Jahre inſolge gütlicher Übereinkunft mit der Engliſchen Kirchenmiſſionsgeſellſchaft nach Nord-Kartum verlegt worden.

Im ſüdlichen Teil des ägyptiſchen Sudan zog ſich inſolge von Schwierigkeiten, die das Generalgouvernement machte, die Gründung der geplanten Station Dolaiḥ am Sobat — 5 Stunden öſtlich von der Einnündung des Fluſſes in den Weißen Nil — biß ins Frühjahr 1902 hin. Die Station, auf der zwei Miſſionare und ein Miſſionsarzt mit ihren Frauen arbeiten, liegt im Gebiete des Schulla-Volkes und gewährt inſolge ihrer guten ſtrategiſchen Lage nicht nur die Möglichkeit, den Sobat und ſeine Nebenflüſſe hinauf Miſſionsarbeit unter den benachbarten Heidenvölkern der Nuor und Anhoḥ zu treiben, ſondern auch auf das Volk der Dinka am Weißen Nil die Miſſionstätigkeit auszudehnen. Seit Ende 1907 beſitzt die Miſſion ein eigenes Hausboot, den „James A. Elliott“, das den Miſſionaren den öfteren Beſuch der Uferſtämme des Sobat erleichtert. Die Miſſionsarbeit hat ſich bißher auf das Einarbeiten in Sprache und Volkskunde in der Hauptſache beſchränken müſſen. Die Anweſenheit eines Miſſionsarztes zieht monatlich 125—150 Kranke auf die Station; auch iſt eine Knabenschule (20 Zöglinge) gegründet, und zu dem Ausbau einer Induſtriemiſſion, auf die das Sudangouvernement großen Wert legt, ſind ſchon die einleitenden Arbeiten in Angriff genommen. Leider iſt das dortige Klima für Weiße ſehr ungeſund; inſolgedeſſen droht die Miſſionsarbeit am Sobat für die amerikaniſchen Miſſionſgeſchwiſter ſehr aufreibend zu werden.

Eine Korrespondenz

zwischen dem Rheinischen Missionar Kuhlmann und dem General-
leutnant von Trotha, aus Anfang 1905.¹⁾

I.

Otjimbingue, den 9. Februar 1905.

An Excellenz Generalleutnant von Trotha in Windhof.

Die Friedensverhandlungen sind hier in der Otjimbinguer Gegend anhaltend mit Erfolg begleitet; bis heute haben sich im ganzen an 300 Herero gestellt und ihre Gewehre abgeliefert.²⁾ Es ist mir eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die Leute wieder Vertrauen zu unsrer Regierung gewinnen und sich, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch willig nach Karibib schicken lassen. Es würde nun für das Wohl unserer Kolonie in Zukunft von großer Bedeutung sein, wenn die Herero, die die Strafwürdigkeit ihres kriegerischen Treibens stillschweigend anzuerkennen scheinen und ihr Tun durch furchtbare Verluste an Menschen und Vieh und ihres Landes hinreichend gesühnt glauben, jetzt nicht durch übermäßige Strenge in ihrem wiederkehrenden Vertrauen enttäuscht würden.

Von weittragender Bedeutung wird nach mancher Seite hin die Frage sein, ob den Leuten ihr geringer Viehbestand, sofern er nicht aus geraubten Tieren besteht, bleiben kann oder nicht. Es sei mir gestattet in dieser Beziehung meine Wahrnehmung und Meinung mitzuteilen. Aus den Unterhandlungen mit den zurückgekehrten Herero gewann ich den Eindruck, daß diesem und jenem einige Tiere übrig geblieben sind, und es würden in bezug auf das ganze Volk — und nach meiner begründeten Überzeugung sind mehr Herero im Lande geblieben wie wir bisher annahmen — doch so viel sein, daß die arbeitsunfähigen Leute der verschiedenen Stämme vielleicht mit Hilfe von Gartenbau, zu dem außer ihren Frauen und Kindern ihnen etliche Knechte belassen werden könnten, ihren Unterhalt auf etwa zugewiesenen Reservaten finden würden. Damit würde, abgesehen von andern wirtschaftlichen Vorteilen, die Ernährungsfrage der alten, schwachen und auch überschüssigen jungen Leute erheblich erleichtert werden. Bleibt es jedoch bei der bisherigen Forderung der Abgabe jeglichen Viehes, so erwachsen daraus bedeutende Schwierigkeiten und Nachteile, ein Teil der Herero schlachtet, bevor er sich stellt, die wenigen Kühe und Kälber ab, um seinen Hunger zu stillen und andere kommen überhaupt nicht, sondern verstecken sich mit dem Vieh an den Orten im Felde, wo sie für uns unerreichbar sind. Ein Vote von hier machte die Mitteilung, daß 2 Wersten mit Vieh unterwegs umgekehrt seien aus Furcht, daß ihnen ihr Vieh ge-

1) Ich veröffentliche diese Korrespondenz erst jetzt und zwar ohne Kommentar. Sie hat unbenutzt im Redaktionskasten gelegen seit Mitte 1905.

2) Diese 300 sind wohl zu unterscheiden von den 12000, die sich viel später, erst unter dem Nachfolger des Herrn von Trotha, dem Gouverneur von Lindequist, durch Vermittlung der Rh. Missionare freiwillig ergaben.

nommen würde. Auf ähnliche Hindernisse werden wir wohl überall im Lande stoßen, und es werden nur wenige Herero sein, die sich mit ihrem Vieh stellen. Dadurch entsteht aber für unsere Kolonie ein doppelter Schaden: Erstlich geht ihr ein guter Stamm Vieh verloren, und zweitens wird durch das Verbleiben der Herero im Felde die Unsicherheit im Lande auf lange Zeit sehr groß sein. Könnten wir von den Herero, die sich gestellt haben, Leute mit der Botschaft ins Feld schicken, daß das Vieh nicht genommen würde, so könnten wir vielleicht noch mehr erreichen wie bisher. Es dürfte von Interesse sein, was mir in dieser Beziehung ein recht verständiger Herero sagte: „Lehrer, wir haben fast alles verloren, und wir wissen, daß unser Land durch diesen Krieg des Kaisers Land geworden ist und daß wir, wenn es ein rechter Frieden werden soll, alle Gewehre abgeben müssen; wenn uns aber die wenigen Kühe, die uns geblieben sind, gelassen werden könnten, so wäre das ein ondangi, d. h. so würde uns das der Regierung zu großem Dank verpflichten. Mit Hilfe der Kühe, deren Milch wir auch für unsre kleinen Kinder sehr nötig haben, mit Hilfe der Feldkost, die uns unsre Frauen suchen würden, und mit Hilfe von Gartenbau würden wir uns zu ernähren suchen. Die jungen Leute könnten ihren Lebensunterhalt im Dienste der Weißen finden, wie es früher ja auch schon zum Teil geschah.“

Nicht geringe Schwierigkeiten bietet bei den Vermittelungsversuchen der Umstand, daß die Frage noch nicht genügend geklärt erscheint, wer in Wirklichkeit als Mörder angesehen wird. Sind alle, die bei irgend einem Morde zugegen waren, schuldig oder nur diejenigen, die den Mord tatsächlich begangen haben? Es sind z. B. manche Farmen von 10, 20, 30 oder mehr Herero belagert worden, aber nur etliche legten ihre Hand an das Leben der Farmer. In manchen Fällen, wo es zum Schießen kam, wird vielleicht niemand feststellen können, welche Kugeln trafen. Es kommt sehr viel darauf an, daß die Herero erfahren, wer von ihnen schuldig ist und wer nicht. Ich fragte hier die Herero nach den Äußerungen derer, die nicht begnadigt worden seien. Sie antworteten mir, daß bis dahin diese überhaupt nicht gewußt hätten, daß sie anders beurteilt würden als ihre Genossen, sie hätten eben nach altem Herero-Kriegsbegriff gedacht, daß kein Unterschied sei zwischen denen, die im Anfange des Krieges Weiße getötet hätten, und zwischen denen, die sich an den Gefechten beteiligten. Unter den Unterschriften des ersten Briefes fand sich auch tatsächlich der Name eines Herero, der bei der Ermordung von Robertsen mit beteiligt war, bis heute aber im Felde zurück geblieben ist. Ich habe hier den Leuten geschrieben, daß alle diejenigen nicht begnadigt seien, die „im Anfang des Aufstandes ihre Hände an Weiße gelegt hätten, die in ihrer Gewalt waren“, und Herr Oberleutnant Kuhn erklärte, daß dies auch die Meinung der Regierung sei. Eine genaue Bezeichnung der des Mordes Schuldigen wäre aber zu einer möglichst erfolgreichen Vermittelung unbedingt erforderlich. Sehr wünschenswert wäre es aber für die Sicherheit des Landes, wenn auch die Mörder sich stellen würden. Ich möchte darum zum Schluß noch die schwere Frage berühren, ob nicht auch die als Mörder gekennzeichneten

Herero in irgend einer Weise begnadigt werden könnten, vielleicht so, daß ihnen ihr Leben zwar geschenkt, sie dafür aber zu einer bestimmten Reihe von Jahren zu Zwangsarbeiten in einer entlegenen Gegend dieses Landes verurteilt würden. Auf diese Weise wäre vielleicht Aussicht vorhanden, auch diese Leute, die für die Bewohner der Kolonie künftig die größte Gefahr bilden werden, aus dem Felde zu holen und so die Sicherheit im Lande wieder herzustellen. Könnte in Anbetracht all des Elends, das über die Herero in den letzten Monaten durch Hunger und Durst gekommen ist, und der großen Verluste in dem langen Kriege allen ohne Unterschied Begnadigung zuteil werden, so würden wir unstreitig bald das Ende des Krieges erreichen.

Nach allem, was ich von den „Orlogmännern“ erfahren habe, sehen sich die Herero als völlig Besiegte an, und es ist ausgeschlossen, daß sie die Begnadigung nur als Schwäche auslegen würden.

(gez.) N. Kuhlmann, Rheinischer Missionar.

II.

Windhuk, den 18. Februar 1905.

Kaiserliches Gouvernement für Südwestafrika.

Euer Hochwürden

erwidere ich ergebenst auf den gefälligen Brief vom 9. d. M. aus Otjimbingue das Nachstehende.

Ich muß es als auffallend bezeichnen, daß Euer Hochwürden der Meinung sind, daß die Herero unter bestimmten Bedingungen wieder Vertrauen zu der Regierung fassen würden. Diesen Standpunkt vertrete ich nicht. Mein Standpunkt ist ein sehr schroffer, der begründet ist auf langjährigen Verkehr mit schwarzen Völkerstämmen und deren Studium. Auch hier habe ich mir Mühe gegeben, das Volk der Herero zu studieren und habe gefunden, daß sie dasselbe eingebilbete, treulose und barbarische Volk sind, wie alle Bantuleute.¹⁾

Seine Majestät der Kaiser und König haben meine Auffassung durch Seinen Befehl dahin gemildert, daß den sich freiwillig stellenden Herero bis auf die Rädelsführer und Mörder das Leben geschenkt werden soll. Der Herr Reichskanzler hat meinen Befehl, daß alle sich stellenden Herero an der Kette Jahr und Tag Arbeitsdienst tun sollen, aufgehoben. Weitere Befehle in Abänderung der meinigen, kenne ich nicht, und deshalb bleiben sie in Kraft dahin, daß:

1. den Herero alles Vieh abgenommen wird,
2. die arbeitsfähigen Männer und Weiber an den Plätzen, wo sie gebraucht werden, gegen Kost, ohne Lohn, zur Arbeit zur Verwendung gelangen,

1) Herr von Trotha hat aber die Sprache der Herero gar nicht verstanden. Ob er die der andern Bantuvölker gesprochen hat, darf wohl bezweifelt werden.

3. daß eine von mir einzusetzende Gerichtsbehörde die Fälle der Mordtaten untersuchen wird.

Ich bewundere den Mut der Rheinischen Mission, die Verantwortung für den Wiederbeginn der Missionierung der Herero auf sich zu nehmen, und zwar auf der alten Basis, eine Verantwortung gegen Gott, gegen das deutsche Volk und gegen sich selbst. Ich übernehme diese Verantwortung nicht. Ich stelle Ihnen anheim, sich dieserhalb an den Herrn Reichskanzler zu wenden.

Der Kaiserliche Gouverneur
von Trotha.



Zur Lage in China.

Von Missionar Genähr-Hongtong.

Das Jahr 1908 war für China ein Jahr schwerer Heimtuchungen. Kaum eine der 18 Provinzen des Reiches blieb von blutigen Unruhen verschont. Nicht umsonst steht China in dem Rufe, das Land der Revolutionen par excellence zu sein. Die Regierung hat es noch immer nicht verstanden, sich populär zu machen. Im Gegenteil, die Abneigung der Beherrschten gegen ihre Herrscher, d. h. der Chinesen gegen die Mandschus, wird von Jahr zu Jahr intensiver und bereitet der Regierung schwere Sorgen. Durch den Aufwand großer Machtmittel, und namentlich durch den Druck, den die Zentralregierung auf die Provinzialbehörden ausgeübt hat, ist es ja immer wieder gelungen, der Revolution Herr zu werden, ein Zeichen, daß immerhin tüchtige Männer an der Spitze des Reiches gestanden haben, und die chinesische Armee unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Die Gefahr aber bleibt trotzdem bestehen, und es fehlt nicht an solchen, die voraussagen, daß das Land gewaltsamen Erschütterungen entgegengehe, und seine Freiheit ebenso mit Blut erkämpfen müsse wie Frankreich und Rußland, da die Regierung vom Absolutismus nicht lassen könne und wolle.

Durch Heimtuchungen anderer Art sind besonders die Yangtseprovinzen und der Süden Chinas getroffen worden. Ungeheure Überschwemmungen haben in diesen Gegenden die Ernte entweder ganz oder doch zum großen Teile vernichtet und unsagbaren Jammer über das Land gebracht. In anderen Gegenden hat durch Dürre und Heuschreckenschwärme die Ernte großen Schaden erlitten. Auch haben verheerende Taifune in den Küstenprovinzen vielfach großen Schaden angerichtet.

Den Höhepunkt aller Ereignisse des Jahres 1908 bildete aber der Tod des Kaisers Kuang-Hsi und der Kaiserin-Regentin Tse-Hsi im November und der Übergang der Regierung auf den noch unmündigen Sohn des Prinzen Tschun. Es fehlte nicht an solchen, die auch in diesem Ereignis eine schwere Heimtuchung für das Land erblickten und innere und äußere Verwicklungen prophezeiten. Der Thronwechsel wäre wohl die geeignetste Zeit gewesen für die Revolutionspartei, einen allgemeinen Auf-

stand in Szene zu setzen. Wider Erwarten ist aber alles friedlich verlaufen. Die Zentralregierung und die Provinzialbehörden haben die Augen offen gehalten und auch die leisesten Regungen eines Aufstandes im Keime zu ersticken gewußt, so daß eigentlich der jetzige Zustand der Dinge als gefestigter und verheißungsvoller anzusehen ist, als der vor dem Tode des Kaisers Kuang-Hsi. Dieser ist vom Volk ganz allgemein betrauert worden, während der gleichzeitige Tod der verhaßten Tse-Hsi als eine Erlösung vom Lande empfunden wird.

Die ersten Handlungen des Regenten fanden allgemeinen Beifall. Er strich die Hälfte des ihm zuerkannten Gehaltes und ließ die abergläubischen Gebräuche der Beamten bei Sonnen- und Mondfinsternissen abschaffen. Die Liebe zum Volke und die Sorge für dessen Wohl stellte er als die erste und vornehmste Herrscherpflicht hin. Das Volk bringt ihm darum volles Vertrauen entgegen, wenn es auch natürlich nicht an solchen fehlt, die nach wie vor von ihren Umsturzgedanken nicht lassen wollen und an allen Regierungsmaßregeln herumnörgeln. Der Grund warum das Volk dem Regenten volles Vertrauen entgegenbringt, ist nicht bloß dessen fortschrittliche Gesinnung, sondern auch der Umstand, daß er der Bruder des verstorbenen, vom Volke aufrichtig betrauten Kaisers Kuang-Hsi ist. Ubrigens ist auch von den auswärtigen Mächten seine Ernennung warm begrüßt worden.

Es ist anzunehmen, daß China unter der Regierung des Prinzen Tschun auf dem Wege der Reformen langsam aber stetig voranschreiten wird. Auf allen Gebieten sind Fortschritte gemacht worden. Daß aber die Reformen in einem Lande wie China nicht in einem Jahre durchgeführt werden können, liegt auf der Hand. Und daß auf übereiltes Vorgehen auf einigen Gebieten, wie z. B. auf dem des Schulwesens, zeitweilig eine Reaktion einsetzen muß, darf einen nicht Wunder nehmen. Die ganze Reformfrage bedarf eben noch sehr der inneren Klärung, schreitet aber unaufhaltsam fort und muß, einem inneren Drange folgend, fortschreiten.

Das Gesagte gilt auch von der Verfassungsfrage, die im Jahre 1908 in feste Bahnen gelenkt worden ist. Es ist ein kaiserliches Edikt erlassen worden, das die Einführung der Verfassung für das Jahr 1916 festsetzt. So endet das Jahr 1908 trotz vielfacher Heimtuchungen und gewalttätiger Katastrophen für China doch besser, als es begonnen hatte, äußerlich angesehen wenigstens. Tieferblickende auch unter den Chinesen können sich freilich der Sorge nicht erwehren, daß das Reich schweren inneren Krisen entgegengeht. Anschauungen, die seit Jahrtausenden als heilig gehalten, und die niemand gewagt haben würde anzutasten, werden jetzt in der chinesischen Presse schonungslos angegriffen und bekämpft. Von einer übernatürlichen Religion wollen viele überhaupt nichts mehr wissen. Während früher in jeder Heimtuchung, in allen elementaren Katastrophen die Hand einer höheren Macht (des Himmels) gesehen wurde, hält Jung-China es für zeitgemäß, mit diesem „Aberglauben“ aufzuräumen. Wozu auch das Vorhandensein einer höheren Macht annehmen, da doch alles Geschehen nach der Doktrin der neuesten Wissenschaften nur eine Auswirkung der Naturgesetze ist!

Neben dieser besorgniserregenden Strömung modernen Zeitgeistes läuft eine andere Strömung her, welche die Errungenschaften des modernen Wissens mit dem von den Vätern überkommenen Glauben zu vereinigen sucht. Sie ist besonders in den höheren und höchsten Schichten der Bevölkerung zu finden. Wie wenig die letzteren geneigt sind, die Staatsreligion Chinas preiszugeben, beweisen einige im Laufe des Jahres erlassene Edikte. Mitte Mai wurde verschiedenen hohen Prinzen von kaiserlichem Geblüt befohlen, in gewissen, vom Kaiser bezeichneten Tempeln um Regen zu bitten, und zwar als Stellvertreter des Kaisers, der als Sohn des Himmels das Oberhaupt der chinesischen Staatsreligion und der große Hohepriester der Nation ist. Das war ganz konfuzianisch gedacht. Als aber die kaiserliche Fürbitte ohne Erfolg blieb, wurden im Juni die taoistischen und buddhistischen Priester der Residenz angewiesen, bis auf weiteres in den ihrem Kult angehörigen Tempeln Opfer darzubringen und den Zorn der Götter zu besänftigen. Gleichzeitig erging wieder an jene kaiserlichen Prinzen der Befehl, um Regen zu bitten, und zwar eben in diesen Tempeln. Das geschah, nachdem sie sich durch ein zweitägiges Fasten vor den Göttern gereinigt hatten. Als dann zwei Wochen später der Regen in Strömen kam, wurden der regenspendenden Gottheit in ihrem Tempel von den Fürbittern reichliche Dankopfer gebracht.

Diese und ähnliche Beispiele, die leicht beigebracht werden könnten, zeigen einmal, daß Buddhismus und Taoismus sich mit dem Konfuzianismus in die Staatsreligion Chinas teilen, zum andern, daß die Regierung nicht soweit zu gehen gewillt ist, wie die Jung-Chinesen es wünschen. Sie wünscht vielmehr, daß dem Volke die Religion erhalten bleibe. Welche, braucht nach dem oben dargelegten kaum noch gesagt zu werden. Die alte chinesische Staatsreligion wird nicht als Staatsreligion aufgegeben werden. Ebenso wenig wird mit dem Ahnenkult gebrochen werden. Und endlich wird, um die Gefühle des Volkes nicht zu verletzen, dem Taoismus und Buddhismus, wo die Staatsraison es erheischt, die kaiserliche Sanktion auch in Zukunft nicht fehlen.

Wie sind nun bei einer solchen Gesamtlage die Aussichten für das Christentum? Kann man im Rückblick auf das Jahr 1908 von einer nennenswerten Hinwendung zum Christentum reden? Die Antwort ist nicht leicht zu geben, da zahlenmäßige Belege noch fehlen, doch werden zahlreiche Erwiedungen gemeldet und außer Frage steht, daß im verwichenen Jahr mehr getan worden ist für die Ausbreitung des Christentums und für die Konsolidierung des Missionswerkes als in den Vorjahren. Wir dürfen darum getrost in die Zukunft blicken. Erinnern wir uns, wie Milne vor 90 Jahren in seinem „Rückblick auf die ersten 10 Jahre protestantischer Missionsarbeit“ die zaghafte Hoffnung aussprach, daß China im Jahre 1907 wohl 1000 Christen zählen dürfte, und erinnern wir uns ferner, daß die protestantischen Kirchen in jenem Jahre insgesamt bereits 750 000 Seelen (?) zählten, so haben wir alle Ursache, Mut zu fassen.

Literaturbericht.

1) **Von Boffe:** „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten unter besonderer Berücksichtigung seines politischen, ethischen, sozialen und erzieherischen Einflusses.“ S. 480. Gr. 8 mit 25 Abbildungen, darunter 20 ganzseitige auf Kunstdruckpapier. Stuttgart. Belfersche Verlagbuchhandlung 1908. 7.80, geb. 9 Mk. Gefrönte Preisschrift. Eine auf fleißiger Sammlung des einschlägigen Materials beruhende Arbeit, welche zum ersten Male in lückenloser Fülle von ihren ersten Anfängen an bis auf die Gegenwart die Geschichte des Deutschtums in den Vereinigten Staaten und ihres vielseitigen Einflusses auf das amerikanische Leben mit besonderer Würdigung der zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten behandelt, die in dieser Geschichte eine irgend hervorragende Rolle gespielt haben. Nachdem einleitend Gründe, Ziel, Stärke und Wert der deutschen Einwanderung besprochen sind, wird in den folgenden Kapiteln chronologisch und geographisch die Entwicklung derselben von der ersten Kolonialzeit an, in und nach dem Unabhängigkeitskriege, bis zum Bürgerkriege, in und nach demselben, und endlich im spanisch-amerikanischen Kriege übersichtlich dargestellt, immer unter Bezugnahme auf die einflußreiche Bedeutung, die das deutsche Element zu allen Zeiten auf die im weitesten Sinne gefaßte kulturelle Entwicklung der Vereinigten Staaten ausgeübt hat. Der besondere Abschnitt über „die deutsche Kirche“ (Kap. XII, 5) ist etwas trocken und wesentlich chronistisch=statistisch, aber die Geschichte der deutschen Kirchen und der in dieser Geschichte hervorragend tätigen Männer zieht sich durch eine ganze Reihe anderer Kapitel hindurch, so daß man einen tieferen Einblick in sie erhält, als der erwähnte spezielle Abschnitt ihn gewährt, und zugleich eine Anschauung davon, von welcher Bedeutung für die Erhaltung des Deutschtums die kirchliche Pflege der Deutschen in den Vereinigten Staaten gewesen ist und noch ist. Bei mangelnder kirchlicher Pflege ist viel Deutschtum verloren gegangen. Übertreibende Behauptungen wie z. B. daß „der Amerikanismus im letzten Grunde eine Frucht des Luthertums sei“ (S. 451) muß der nüchterne Historiker allerdings beanstanden. Von der missionierenden Tätigkeit der deutschen Kirchen wird leider nichts erwähnt; der Verf. sah es wohl als außerhalb seiner Aufgabe liegend an, derselben zu gedenken.

2) **E. Bohnen** (Herausgeber) und **D. Westermann** (Schriftleiter): „Koloniale Rundschau. Monatsschrift für die Interessen unsrer Schutzgebiete und ihrer Bewohner“. Berlin. D. Reimer (E. Bohnen). 10 Mk. Jedes Heft 4—5 Bogen. Gr. 8. Diese neue Koloniale Zeitschrift anzuzeigen ist mir eine besondere Freude. Warum? Das sagt schon ihr Titel, der ausdrücklich die Interessen der Kolonialbevölkerung mit in ihr Programm aufnimmt. Keins der bisherigen kolonialen Organe hat die Vertretung dieser Interessen in so klarer, warmer, wohlbegründeter und entschiedener Weise als unsre selbstverständliche Pflicht auf ihre Fahne geschrieben wie dieses. Daß unsre Kolonien uns Pflichten auflegen, und daß diese Pflichten in der wirtschaftlichen Erziehung der Eingebornen,

und zwar im Zusammenhang mit ihrer gesamten geistigen, sittlichen und religiösen Hebung bestehen, das ist der Kern des Programms dieser willkommenen „Kolonialen Rundschau“. „Ethische und religiöse Erneuerung — so heißt es in demselben ausdrücklich — können auch im primitiven Menschen Kräfte wecken, von deren Existenz der Europäer früher kaum etwas wußte; sie machen ihn frei von Aberglauben und Geisterfurcht; die nur zu oft jede freie Tätigkeit und jeden Fortschritt unmöglich gemacht haben. Es genügt nicht, daß die religiösen Bohnvorstellungen des Eingebornen einfach zerstört werden, sondern an ihre Stelle muß etwas Neues und Besseres treten. Alle Bestrebungen, die an der Hebung der Eingebornen mit geistigen Mitteln und Zielen arbeiten, sind deshalb freudig zu begrüßen.“ In erster Linie steht natürlich der neuen Zeitschrift das volkswirtschaftliche Interesse, das wir an den Kolonien haben, aber wie sehr auch gerade dieses mit der Pflege der Interessen der Eingebornen verbunden ist, wird mit Nachdruck sofort in dem Programm klar gestellt. „Ein selbständig produzierender, geistig und sittlich hochstehender (eingeborner) Erwerbsstand, der gelernt hat, in seinem eignen Interesse freiwillig zu arbeiten, wird stets die beste Garantie für das Gedeihen unsrer Kolonien sein.“

Neben den komplizierten Aufgaben, welche die vielseitige Erziehung und Interessenpflege der Eingebornen stellt, soll aber auch das Gesamt-leben derselben in den Kreis der programmäßigen Arbeit gezogen werden, also Landeskunde, Volkskunde usw., und das alles nicht bloß in Beschränkung auf unsre eignen Kolonien. Dazu kommen natürlich Nachrichten aus den Kolonien (eigentliche Rundschau), Besprechung schwebender Fragen und Literaturberichte. Es ist ein Kreis angesehenen Männer der verschiedensten Berufe, die zur Mitarbeit gewonnen sind: Kolonialbeamte, Militärs, Farmer, Kaufleute, Ärzte, Missionare und gelehrte Fachleute allerlei Art, und zwar solche, die fast alle die Kolonien auch aus Anschauung kennen und auf Grund eignen Erfahrung zu urteilen vermögen.

Bis jetzt haben wir 2 Nummern vorgelegen mit durchweg gediegenen Aufsätzen außer von dem Herausgeber und Schriftleiter von Prof. Anton-Zena, Hubert-Paris, Dr. Bonn-München, Prof. Passarge-Hamburg, Morel-Liverpool, Prof. Meinhof-Berlin, Generalmajor a. D. Deutwein. Täuscht nicht alles, so hat diese vornehme Koloniale Rundschau eine Zukunft, und wird zum richtigen Verständnis und zur praktischen Lösung der großen kolonialen Aufgaben einen besseren Dienst tun als seiner Zeit die nun begrabene „Koloniale Zeitschrift“ ihn zu leisten so anspruchsvoll sich vermaß.



Die Arbeiterfrage in der Mission.¹⁾

Von Missionssekretär Würz = Basel.

Es ist nicht mehr wie in den Tagen unserer Väter. Damals stand die Mission nur zu oft an den Küsten verschlossener Kontinente und übte in geduldiger Vorarbeit ihre Kräfte für bessere Zeiten. Jetzt ist die Wartezeit vorüber, und unsere Not sind nicht mehr die verschlossenen, sondern die offenen Türen, die überreichen Missionsgelegenheiten. Während die Weltgeschichte voraneilte, hat sich auch die Mission immer vielseitiger entfaltet, und noch steht ihr eine unabsehbare Entfaltung bevor. Nicht nur, daß fort und fort neue Gebiete besetzt werden; auch der innere Ausbau des Missionsbetriebs schreitet fort. Immer neue Arbeitszweige, daheim und draußen; immer neue Mittel und Wege, weil die Aufgabe, die wir zu lösen haben, immer größer und vielseitiger wird. Mancher mag sich nach der alten Zeit zurücksehnen, wo man noch nicht so mit Maschinen arbeitete und, wie uns jetzt scheint, viel unmittelbarer der Aufgabe leben konnte, „dem Lantme Seelen zu gewinnen“. In der Tat, manchmal klingt es in unseren Reden und Berichten, als wären uns die Methoden wichtiger geworden als die Personen, und als erwarteten wir von der Methode allein schon den halben Erfolg. Wir wissen aber, daß das nicht so ist; und es ist gut, das je und je klar auszusprechen. Die Grundfrage in der Mission ist nicht die nach Geld oder Organisation, nicht die nach Lehrbüchern oder Bibelübersetzungen, nicht die nach Schulen oder Werkstätten, sondern die nach den lebendigen Kräften, mit denen allein geistige Aufgaben gelöst werden können. Die Arbeiterfrage ist und bleibt unser oberstes Anliegen.

I.

Die Arbeiterfrage beginnt in der Heimat. Sie ist hier so brennend wie draußen. John Mott sagt in seinem neuesten Buch

1) Vortrag auf der sächsischen Prov.-Missionskonferenz in Halle.
Miss.-Ztschr. 1909.

sogar, das größte Problem der Heidenmission liege nicht draußen, sondern daheim, und die brennendste Frage sei die nach guten Führern.¹⁾ Große Bewegungen, große Führer! Welcher Art müssen diese sein? Was haben wir bisher an unsern Führern gehabt? Da stehen zuerst vor uns Gestalten wie z. B. Zinzendorf und Hudson Taylor, die Männer mit der prophetischen Gabe des Schauens. Sie schauten im Lichte der Gnade Gottes die Christuslose Welt und die Gelegenheiten zur Verherrlichung Christi, die uns in ihr gegeben sind. Sie schauten, und ihr Herz entbrannte; und so wurden sie zu Führern großer Missionsbewegungen. Neben ihnen steht eine zweite Reihe. Das sind die Missions-evangelisten, Männer wie Gustav Knaf, Ludwig Harms, Joh. Volkering, Dr. Barth. Ihre Aufgabe war, das Gesehene der Gemeinde zu verdolmetschen. Sie machten das Volk willig, weil der Grundton ihrer Reden und ihrer Lieder die Liebe Christi war. Der du in Todesnächten erkämpft das Heil der Welt — beginnt eines unserer klassischen Missionslieder. In der dritten Reihe stehen die Missions-Organisatoren, die Josenhans und Buchner. Sie sind die Bildner, die der Arbeit Gestalt und Bestand gaben; ihnen verdanken wir das feste Gefüge auch unserer deutschen Missionsarbeit.

Solche Leute und solche Gaben brauchen wir noch heute. Wir gehen jetzt wie träumend durch eine große Zeit, da doch nicht Zeit ist zu träumen. Da brauchen wir Männer von welt- und reichsgeschichtlichem Blick, daß sie uns die Augen öffnen für das, was wir an dem jung werdenden China, an dem suchenden Indien, an der aufgeschlossenen Türkei, an den erwachenden Negervölkern zu gewinnen oder zu verlieren haben. Sie sollen uns die Zeichen der Zeit deuten in unseren Zeitschriften und auf unseren Konferenzen. — Bleierne Gleichgültigkeit lastet noch auf weiten Kreisen unseres christlichen Volkes. Wir brauchen darum Rufer, die es aufwecken mit dem Hinweis auf Christi Kreuz und es mobil machen zur Tat; wir brauchen besonders dringend Anwälte der Mission unter den Gebildeten. — Und wo die Kräfte in Bewegung kommen, wo neue Interessen erwachen, so wie in den letzten Jahren für die ärztliche Mission, oder wo ganze Kreise frisch erfaßt sind, so wie wir es jetzt bei den Lehrern sehen und für die gebildeten Laien hoffen, da

1) The future leadership of the Church, New-York 1908, S. 53.

brauchen wir Leute, die auf der neuen Bahn mutig vorangehen und die Kräfte zusammenfassen zum gemeinsamen Handeln.¹⁾

Das ist sozusagen der Generalstab. Aber wir brauchen auch Offiziere und Mannschaften in der Front. Es ist eine sehr große Summe von Kleinarbeit zu tun in Gemeinde, Schule und christlichen Vereinen, mit Kollekten, Verbreitung von Schriften und Leitung von Hilfsvereinen aller Art. Durch die Missions-Studien-Kränzchen, die sich jetzt bei uns einbürgern, ist soeben ein neuer Zweig hinzugekommen, der viel treue Pflege fordern wird. Hier handelt es sich um Arbeiterscharen von Tausenden. Eine unserer Missionsgesellschaften hat eine Kollekte, die einst klein in einem Privathause begonnen hat und heute mehr als 400 000 Mark abwirft, bei äußerst einfacher Organisation. Die Zahl der Sammelnden ist auf 12 000 zu schätzen. Eine amerikanische Mission nimmt allein durch Sonntagsschulen zwei Millionen Mark jährlich ein. Wie viele Lehrer und Lehrerinnen, wie viele jugendliche Sammler müssen dabei mitwirken! Und in wie weiten Kreisen der Kirche muß die Mission Heimatrecht besitzen, wenn so etwas möglich sein soll! Wir müssen freilich noch einen Schritt weitergehen und sagen: Was wäre erst möglich, wenn die gesamte Kirche, wenn auch unsere teuren evangelischen Kirchen deutscher Zunge in ihrer Gesamtheit die Heidenmission als ein Stück ihres königlichen Priestertums aufs Herz genommen hätten! Wenn Gott unserem Volk wieder einmal eine Erweckung schickte, was könnte dann aus unserer Heidenmission werden! Aber vorerst danken wir ihm für die einzelnen Herde, auf denen das Feuer brennt; und es sei hier ausgesprochen als die Erfahrung eines heimatlichen Missionsarbeiters, daß eine einzige Person mit einem Herzen voll Liebe ganz erstaunlich viel für die Mission vollbringen kann, eine Person, die glaubt, betet und — will. Das ist vielleicht das Geheimnis der Gemeinde dort, die an Missionsleistungen so hoch über ihre Um-

1) Daß an diesem Punkte die Arbeiterfrage auch innerhalb der Missionsleitungen — Präsidenten, Inspektoren, Komiteemitglieder — immer von neuem brennend wird, sei hier nur angedeutet, da dies Stoff zu einer besonderen Studie wäre. Ihre Kräfte werden durch die anwachsende Verwaltungsarbeit auf eine harte Probe gestellt. Und doch dürfen die leitenden Männer, daheim wie draußen, nie bloße Verwaltungsorgane werden, sondern müssen geistige Führer bleiben in dem soeben beschriebenen Sinne. Nur so kann das ganze Werk seinen gesunden Pulsschlag behalten.

gebung emporragt. Das erklärt uns die Blüte jenes Arbeitsvereins und das stetige Wachsen jener Kollekte, während andere unter ebenso günstigen Bedingungen nicht leben und nicht sterben können, weil eben diese eine Triebkraft fehlt. Ist ein Pfarrer oder Lehrer diese Triebkraft, um so besser; sein ganzer Einfluß wird dann der Sache zugute kommen. Ist es nur eine schlichte Kleinkinderschwester oder eine Fabrikarbeiterin, das schadet nichts: Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.

Wir können diese Arbeiter nicht schaffen; Gott schafft sie. Aber wenn sie da sind, können wir ihnen helfen, ihre Kräfte zu entfalten und zu vermehren. — Zweierlei können die Mitarbeiter von uns Fachleuten erwarten: Information und Inspiration, Belehrung und Belebung. Das ist ja der Hauptzweck unserer Missionskonferenzen, nicht bloß der großen wie in Halle, sondern auch der kleinen, bis herab zu dem halben Duzend Sammlerinnen, die wir bei einer Tasse Tee um uns haben. Dazu haben wir auch unsere Missionschriften, vor allem unsere Monatsblätter, die wissenschaftlichen und die volkstümlichen; wir wollen damit nicht bloß Genuß bereiten, sondern aufbauen. Und das ist der Segen unserer Missionslehrkurse, und zwar nicht bloß derer für Theologen. Vezten Herbst hat man in Stuttgart einen solchen Kursus für Frauen veranstaltet, und der Erfolg hat bewiesen, daß es sich lohnt, dieses Feld weiter anzubauen. Es sind besonders unter dem jungen Geschlecht noch viele kostbare Kräfte; sie warten nur darauf, daß wir kommen und sie mobil machen. Die Missionsfreunde von heute wollen nicht mehr bloß mitsammeln, sondern auch mitdenken. Das läßt uns auch die Missions-Studien-Kränzchen, die soeben von Amerika her über Schottland bei uns einwandern, mit so frohen Hoffnungen begrüßen, und verspricht, sie in kurzem zu einer echt deutschen Sache werden zu lassen. Greifen wir nur frisch mit an!

II.

Nun hinaus aufs Missionsfeld. Wie ist das Werk gewachsen! Unter unseren großen Missionsgesellschaften hat jede einzelne Hunderte von Missionaren und tausend und mehr eingeborene Helfer. Und doch will die Zahl nirgends reichen, weil das Feld so viel weiter geworden ist. Denken wir nur an die Strecken in den deutschen Schutzgebieten, die seit 20 Jahren haben neu besetzt werden müssen, und an die noch viel weiteren Strecken, die in Inner-

Afrika noch auf uns warten. Auch die alten Missionsgebiete sind vor unseren Augen noch gewachsen. Manche Missionsstation in Indien und China hat es mit einer halben Million Seelen und darüber zu tun. Und wenn man sich zu unserer Väter Zeit gefreut hat, daß diese Massen überhaupt in Angriff genommen waren, so ist uns jetzt klar geworden, daß wir diese Massen durchdringen müssen. Es mischt sich oft ein Ton herben Schmerzes in die Aufe nach Verstärkung, die wir immer wieder von draußen erhalten. Das Werk erfordert immer mehr Arbeiter — aber auch immer verschiedenartigere und immer besser gerüstete.

Suchen wir uns einmal ein Bild zu machen von der Mannigfaltigkeit der Arbeit. Jung-Indien steht im Kampf um eine neue Weltanschauung; der alte Glaube geht in Stücke, es sucht einen neuen, wenn überhaupt noch Glaube sein soll. Es braucht Theologen, nicht notwendig akademische, jedenfalls aber solche von Gottes Gnaden, um den Suchenden den Weg zum persönlichen, heiligen, lebendigen Gott zu zeigen. In den Christengemeinden Japans und schon auch Chinas und Indiens regt sich mächtig der Drang nach Selbstständigkeit; eine hoffnungs-, aber auch gefährvolle Bewegung. Es erfordert echte Erzieherweisheit, den heranwachsenden Kindern die verlangte Freiheit zu gewähren und sie doch vor Fehlstritten zu bewahren. Das Schulwesen der Mission wird immer weiter ausgebaut; in den asiatischen Kulturländern reicht es schon hinauf bis zur Hochschule. Wenn da gründliche Arbeit getan werden soll, ist eine ganze Schar von Lehrern und Erziehern nötig, bis hinauf zum Universitätsprofessor. Im tropischen Afrika werden fort und fort neue Sprachgebiete erschlossen und Schriftsprachen geschaffen; ein unabsehbares Feld für sprachbegabte Männer. — So könnten wir fortfahren mit ärztlicher Mission, Frauenmission, Industrie und Handel, mit literarischer Arbeit usw. Dabei eröffnen sich von einem Jahr auf das andere ganz neue Ausblicke. Der Umschwung in der Türkei wird, wenn nicht ein Rückschlag kommt, die Auseinandersetzung mit dem Islam ganz anders als bisher in den Vordergrund rücken, und wir können nur dringend wünschen, daß dies der Anlaß werde, den Kampf mit ihm auch in Indien, im tropischen Afrika und auf den Inseln ernstlicher aufzunehmen. Das kann aber nicht geschehen, und auch im Orient kann nichts Rechtes geleistet werden ohne Männer mit gründlicher Kenntnis des Islam und seiner klassischen Sprache,

des Arabischen. Je mannigfaltiger der Missionsbetrieb wird, je vielfältiger die Methoden, desto mehr hängt nicht bloß von der Zahl, sondern von der Ausrüstung und der Tüchtigkeit der Arbeiter ab. Ohne sie würde die Methode zur leblosen Maschine; aber in ihrer Hand wird die Methode zur Kraft.

Ganz natürlich erhebt sich hier die Frage: Was haben wir denn bis jetzt getan, um diese verschiedenen Arten von Arbeitern heranzuziehen? Wir müssen gestehen, daß wir wenig getan haben. Wir haben uns oft in falscher Weise darauf verlassen, daß Gott selbst sich seine Werkzeuge bilde, und haben darob kostbare Gelegenheiten fast unbenutzt gelassen. Dies gilt z. B. von der Heranziehung akademisch gebildeter Missionare. Die Schwierigkeiten sind ja bekannt, die in unseren deutschen akademischen Verhältnissen liegen. Es hat seine Gründe, wenn bei uns z. B. der Studentenbund für Mission viel schwächer dasteht als in Großbritannien und Amerika. Aber wer weiß, ob er sich nicht rascher und kräftiger entwickelt hätte, wenn er bei den alten Missionskreisen mehr Anschluß gesucht und mehr Vertrauen und Ermutung gefunden hätte? Vielleicht läßt sich das Versäumte noch nachholen. Auch in der Schulung der Arbeiter für die einzelnen Missionszweige ist bis jetzt zu wenig geschehen; denken wir nur an die Fachleute für das ausgedehnte Schulwesen der Mission. Wir verlassen uns oft allzusehr darauf, daß die Arbeit selbst die Leute schule. Das Deutsche Institut für ärztliche Mission verdient gerade auch deswegen unsern warmen Willkomm, weil es ein neuer Schritt ist zur systematischen fachmännischen Ausbildung für einen bestimmten Arbeitszweig. Auch die geplante Schule für Mohammedanermisionare gehört hierher; möchte sich auch für sie zur rechten Zeit die schöpferische Hand finden, die ihr Gestalt und Bestand gibt! Auf dem Gebiet der sprachlichen Vorbildung ist die dankbare Benutzung des Seminars für orientalische Sprachen durch junge Missionare ein Zeichen besserer Zeiten. Wir dürfen uns aber nicht auf die Spezialitäten beschränken; auch der gewöhnliche Lehrgang der Missionshäuser muß sich immer von neuem korrigieren nach dem, was die Gegenwart fordert. Irren wir nicht, so sind auch hier die verantwortlichen Männer jetzt am Werke.¹⁾

1) Vergl. Joh. Warned, Die missionarische Berufsvorbildung. A. M. Z. 08, 261. — Kluge, Die allgemein missionarische Ausbildung der Missionare. Herrnhut 1908.

Das alles ist gewissermaßen die natürliche Seite der Sache. Aber der entscheidende Kampf vollzieht sich auf sittlichem und geistlichem Gebiet. Unsere abendländische Kultur hat die Eigenschaft, daß sie sich gegenüber rückständigen Kulturen durchsetzt mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes. Bei uns aber gilt es, Herzen zu überwinden und sittliche Widerstände zu brechen. Das vollzieht sich nie in der Art eines natürlichen Vorganges; dazu braucht es geistliche Kräfte. In Indien hat man es je und je mit edlen Menschen zu tun, die einen tief innerlichen Zug zur Wahrheit besitzen. Sie sind von der Wahrheit der christlichen Lehre überzeugt, Jesu Person und Wort hat sie ergriffen; es fehlt nur noch eins, der Gang zu seinem Kreuz, wo der Sünder Gnade findet. Wer zeigt ihnen den Weg dorthin? Der Chinese ist der geborene Materialist und wägt auch religiöse Werte mit irdischem Gewicht. Als Mann von nüchternem Wirklichkeitsinn kann er ein vortrefflicher Christ werden, wenn ihm das Auge aufgeht für die Realitäten des Himmelreichs. Aber wer kann ihm den Star stechen? Mit unsäglichlicher Verachtung schauen die Jünger Mohammeds auf uns Ungläubige herunter mit dem stolzen Bewußtsein: Wir haben die Wahrheit! Wer will sie zur Erkenntnis bringen, daß sie in der Irre gehen? Und wer zerreißt die Fessel Afrikas, die stärker ist als Sklavenketten, die Fessel der Fleischeslust? In einer Königsstadt Westafrikas kämpft seit 3 Jahren ein deutscher Missionar den heißen Kampf um keinen geringeren als den jungen König. Wie wird der Kampf enden? Wird der Mann die Kraft finden, die Vielweiberei abzutun, und dann seinem Volk zum unermesslichen Segen werden? Oder wird er zurückgehen und zum Hindernis werden für das Evangelium? — Überall ein Ringen mit Menschen und um Menschen! Der Kampf ist nicht immer so spannend wie hier am Königshofe, und nicht immer mit dem Zauber des Heroischen umgeben. Was man äußerlich sieht, ist vielleicht nur die schlichte Missionschwester, die ein krankes, zertretenes Weib pflegt. Die Hauptsache entzieht sich gewöhnlich unseren Blicken; denn wo die Arbeit am ernstesten wird, geht sie unter vier Augen vor sich, und wo sie am allerernstesten ist, ist der Kämpfer allein mit seinem Gott. Und doch haben wir nirgends so wie hier das Gefühl: Das ist Entscheidungskampf! — wie da, wo ganz direkt um Menschenherzen gerungen wird. Dazu aber braucht es Kräfte von der Art, wie sie Paulus im 2.

Korintherbrief beschreibt: Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern geistlich. Gebt uns Leute mit solchen Kräften, ihr Gemeinden, ihr Studentenvereine, ihr Gemeinschaften und Christlichen Vereine junger Männer! Aber dazu müßt ihr selbst geistlich sein. Es gibt keine kraftvolle Mission ohne eine lebendige Kirche daheim.

III.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die fremden Missionare, auch wenn sie noch so zahlreich und noch so tüchtig sind, nie ans Ziel kommen werden, wenn nicht eingeborene Arbeiter an ihrer Seite stehen. Das ist die dritte Seite der Arbeiterfrage in der Mission.

Werfen wir einmal einen Blick auf eine genaue Karte einer der dichtbevolkerten Gegenden von Nordindien. Tausende und Aber-tausende von Dörfern bedecken das Land, und ihre Bewohnerzahl beträgt zusammen viele Millionen. Unter den zahllosen kleinen Namen treten in größerer Schrift einzelne Städte hervor. Da gibt es vielleicht Missionare. Aber diese Missionare mögen von glühendem Eifer beseelt und im Besitz einer eisernen Gesundheit sein, sie werden nie imstande sein, die unabsehbare Summe von Kleinarbeit zu bewältigen, die diese Dörfer in sich schließen. — Ebenso ist es in Südbindien, z. B. in Malabar. Hier findet man weniger geschlossene Dörfer; aber zahllose Höfe sind über das Land hingefät, bis hinein in die Täler der Westghats, und kein Missionar kann hoffen, je in alle diese Täler einzudringen und so oft über den Erd-wall zu steigen, der den einzelnen Hof umgibt, bis ein jeder auch nur einmal besucht ist. Wenn je einmal alle diese Menschen das Evangelium hören sollen, müssen sie es aus indischem Munde hören. Die Anweisung Jesu an die Jünger bei ihrer ersten Aussendung trifft in Indien manchmal wörtlich zu. Es gibt Wege, die der europäische Missionar mit seinem unentbehrlichen Ballast von Zelt und Reisewagen und Dienstboten nie ziehen wird; aber die bedürfnislosen, barfüßigen indischen Träger der guten Botschaft werden sie finden. Manchmal kann ihnen der Missionar folgen, wenn sie den Weg getreten und das Vertrauen der Leute gewonnen haben. So geschieht es je und je in der Batakmission auf Sumatra. Da wandern zuerst eingeborene Evangelisten durch das missionslose Land, und von diesen hören die Heiden zuerst die „gute Botschaft von Gott“; an ihnen sehen sie, daß man ein echter Batak und doch ein

Christ sein kann. Weist man sie ab, so ziehen sie leichten Fußes ins nächste Dorf. Schlägt ihr Wort ein und bittet man sie um weitere Belehrung, dann ist es Zeit, den weißen Missionar zu rufen.¹⁾

Ein anderes Bild aus Westafrika. In dem waldigen Hügel-land von Kamerun wohnt Stamm an Stamm. Bis vor wenigen Jahren führten diese Menschen ihr geschichtsloses Dasein wie zu der Väter Zeit; Stammesfehden und Hungerzeiten waren das einzige, was sie erlebten. Nun ist für sie die neue Zeit hereingebrochen, und ihre erste Wirkung ist ein allgemeines Verlangen nach der Schule. Feierliche Botschaften kommen Tagereisen weit zum Missionar, der vielleicht noch nicht einmal sein Wohnhaus gebaut hat, und bitten dringend um Lehrer. Wie Pilze, duzendweise, schießen die Dorfschulen aus der Erde, und von weither sammelt sich in ihnen die lernbegierige Jugend. Aus der Schule erwächst im Lauf der Monate oder Jahre eine Gemeinde von Christen, ein kleines, schwaches Häuflein mitten in der Wildnis. Wer soll in diesen Schulen unterrichten und wer die jungen Christen zusammenhalten? Die Missionare können es nicht, und wenn man ihre Zahl verdreifachte. Nur die schwarzen Lehrer können es, die man — ach oft so blutjung! — auf diese Außenposten verteilt. Wenn man ihrer doch mehr hätte! Und wenn sie doch befestigter wären!

Und nun noch einmal nach Indien. In einer Provinzialstadt hat die Mission eines ihrer Realgymnasien, die dazu bestimmt sind, die künftigen Führer des Volkes auf ihrem Weg zur Hochschule unter christlichen Einfluß zu bringen. Es ist eine blühende Anstalt mit 600 Schülern. An ihrer Spitze steht ein einziger Missionar als Hauptlehrer und Direktor. Womöglich behält er sich die Fächer vor, die für den Aufbau der Weltanschauung am wichtigsten sind, vor allem den Unterricht in der Heiligen Schrift. Aber sehr, sehr viel bleibt seinen eingeborenen Oberlehrern überlassen, und wenn unter diesen ein tüchtiger Lehrer und dabei ein festgegründeter Christ ist, so kann er eine mächtige Anziehungskraft ausüben. Leider ist es nicht bei allen so. An mancher Klasse dieser Missionschulen unterrichtet noch ein Heide, und oft reißt er wieder ein, was die christlichen Kollegen aufgebaut haben. Überall Arbeiterfrage!

Es ist eine der größten Nöte der Mission, daß sie zu wenig

1) Vergl. Joh. Warnke, Unsere batakschen Gehilfen. S. 26. 32.

eingeborene Mitarbeiter hat. Die Zahlen sind ja nicht klein. Die Rheinische Mission hat allein im Bataklande 540 eingeborene Helfer, die Basler Mission in Indien 860, worunter leider noch 220 Heiden. In der Basler Mission in Kamerun hat sich ihre Zahl in zwölf Jahren verdreifacht. Und doch sind ihrer zu wenig. Es wird von den Missionaren kaum um etwas anderes so allgemein und so anhaltend gearbeitet, ja man könnte sagen: so heiß gekämpft, wie um einen tüchtigen, zahlreichen Gehilfenstand. Als vor 6 Jahren die Mission in Bali, im Hochland von Kamerun, begonnen wurde, warfen sich die Missionare mit Hintansetzung fast aller anderen Arbeit von Anfang an auf die Schule. Sie hätten weite Predigtreisen machen und große missionslose Gebiete erforschen können, aber sie stellten alles zurück hinter dieser unscheinbaren Arbeit an der Jugend; denn es mußten um jeden Preis bald Gehilfen gewonnen werden. Nach 5 Jahren gingen die ersten einheimischen Helfer aus dieser Schule hervor, und man mußte es wagen, sie auf Außenposten zu stellen, ehe es einen eingeborenen Christen im Lande gab, ja ehe sie selbst getauft waren. Wir können uns denken, daß auch an ihrer geistigen Ausrüstung noch manches gefehlt hat. Das ist die unterste Stufe der Gehilfenbildung. Bald erhebt sich über den Volksschulen, wie wir sie jetzt in Bali haben, eine Mittelschule; aus der einen werden mehrere, und wieder einige Jahre, so krönt das Gebäude ein Lehrer- und Predigerseminar. In Kamerun arbeitet jetzt etwa die Hälfte aller ordinierten Missionare an Erziehungsanstalten, die fast alle auf die Heranziehung eingeborener Helfer hinzielen. Man erhält auf diese Weise allmählich einen Gehilfenstand von einheitlicher Prägung; aber er kommt teuer zu stehen.

Man kann etwas lernen, wenn man 10 bis 12 Jahre durch die Anstalten der Mission geht. Hier wird man mit dem Wort Gottes vertraut, und vor vielen heidnischen Versuchungen bleibt man bewahrt. Wir haben eingeborene Mitarbeiter, die in dieser Schule tüchtige Männer geworden sind. Einer unter vielen ist jener südindische Pfarrer, der Sohn eines der Erstlinge der Mission in Malabar, der mit fester Hand eine zerstreute Stadtgemeinde von 1500 Seelen zusammenhält, in dessen Predigten auch Europäer ihre Erbauung finden und den selbst der Bibelübersetzer gern zum Kollegen hat. Aber manchmal fragen wir uns, ob die jungen Leute in unsern Anstalten nicht ihrem Volk zu sehr entfremdet werden, ob sie

auch wetterfeste Charaktere sind, wenn sie endlich zu Predigern eingeseget werden. Es ist nur zu reichlich für Gelegenheit zur Sichtung gesorgt, wenn sie einmal im Amte stehen, und es ist erschreckend, wie dabei die Schar dezimiert wird. Es sei hier nichts gesagt von den vielen, die der „Sünde Afrikas“ erliegen. Aber wie mancher chinesische und afrikanische Katechist hat leichten Herzens sein Amt verlassen, weil er anderswo mehr Geld verdienen konnte, der Chineser irgendwo auf Borneo oder Hawaii, der Afrikaner etwa bei einer der Minengesellschaften auf der Goldküste oder im Kakaohandel! Es sind nicht viele, die reuig zurückkommen und lieber wieder um bescheidenen Lohn dem Herrn dienen, als um reichen Lohn in einem weltlichen Geschäfte.

Da scheinen unsere irregulären Truppen besser gewappnet zu sein, die Männer, die durch kein Seminar gegangen sind, wenig von europäischer Weisheit wissen, die Schrift auf ihre eigene Art auslegen. Das sind meist Leute, die im Heidentum aufgewachsen und erst in reiferen Jahren Christen geworden sind. Es hat immer tüchtige Kämpen unter ihnen gegeben. Da steht auf einem südin-dischen Götzenfest ein schwächtiges Männchen, dem es zeitlebens nachgeht, daß er seine jungen Jahre als Sanhasi, d. h. als heidnischer Pilger und Bettler, verbracht hat. Er hat dort wohl ein gut Stück Lebenskraft dahinten gelassen; aber er weiß aus Erfahrung, wie es einem redlichen Gottsucher im Heidentum zumute ist, und versteht schlagfertig die heiligen Schriften zu handhaben, an die er einst geglaubt hat. Dort unser Jesaja auf den Nilgiri-bergen ist erst als alternder Mann Christ geworden, nachdem er 30 Jahre lang die Wahrheit gekannt und ihr widerstanden hatte. Aber als der Schritt einmal geschehen war, hat er ein Glied seines Volkes nach dem andern in die Gemeinde einführen dürfen. Im Dienst der englisch-kirchlichen Mission in Kairo steht ein junger Scheich, der an der berühmten Azhar-Moschee seine Studien gemacht und mit Ehren sein Diplom erhalten hat. Es war kurz vor seinem Abgang von der Hochschule, daß er in einem der Missionshäuser in Kairo das Evangelium hörte, und er hat sich kräftig dagegen gesträubt, ehe es ihn überwand. Aus dem Mann kann einmal ein Zeuge werden. — So sind die Leute, die Gott selbst geschult hat, und seine Gnade sorgt dafür, daß sie nicht aussterben. Es ist freilich nicht jeder Befehrte aus solchem Holz, und wenn wir Menschen

versuchten, die Methode zu kopieren, die der Meister anwendet, so brächten wir wahrscheinlich Karikaturen zustande.

Wir haben draußen noch eine andere Arbeiterschlar, die sich nicht zählen läßt. Von rechtswegen sollten dazu alle Glieder unserer heidenchristlichen Gemeinden gehören; aber sehr viele gehören leider noch nicht dazu, sondern es muß an ihnen selbst noch Mission getrieben werden. Wie unsere Gemeinden draußen die rechte Missionskraft bekommen sollen, das ist ein besonders wichtiges Stück unserer Arbeiterfrage. Aber es gibt doch schon viele, die uns wirkliche Mitarbeiter sind. Oft erfahren wir gar nicht viel davon; man hört nur: Hier ist einer durch den Einfluß seiner christlichen Nachbarn zum Glauben gekommen — oder: In jener Gegend haben christliche Handelsleute das Evangelium zuerst bekannt gemacht.

Im Vordertreffen stehen, wie es sich gebührt, die Ältesten, die von Amts wegen zu Pflegern des christlichen Lebens in den Gemeinden bestellt sind. Einige unter ihnen sind wirklich eines Hauptes länger als das übrige Volk und stellen ihren Mann in der Gemeindefürsorge, wie in der Gewinnung der Heiden. Zu diesen gehörte der wackere Schreinermeister Amos in Kalikut, den vor einigen Monaten die Cholera weggerafft hat. Er war ein echter Gentleman, obwohl man ihn immer im Lendentuch und barfuß gehen sah, ein Geschäftsmann, der bei strenger Rechtlichkeit sein Geschäft emporbrachte und viel übrig hatte für die Armen und die Mission, ein guter Hausvater und auch um das geistliche Wohl seiner Lehrlinge väterlich besorgt. Im Rat der Ältesten hatte die Stimme des wortfargen Mannes großes Gewicht. Seine Söhne sind in schöne Stellungen gekommen, aber alle der Missionskirche treu geblieben; einer, der Oberpostmeister, scheut sich trotz seines gutbesoldeten Amtes nicht, den Heiden zu predigen. Gäbe es doch mehr Männer von diesem Schlag! Es gäbe dann weniger Sisyphusarbeit für die Missionare.

In Japan machen die Christengemeinden jetzt Anstalt, sich ganz auf eigene Füße zu stellen. Man gibt den fremden Missionaren zu verstehen, daß sie beim Bau der jungen Kirche nur zeitweilige Stützen gewesen seien und daß es jetzt Zeit sei, die Stützen zu entfernen. Die christliche Kirche Japans will sich in Zukunft selbst regieren, selbst ausbreiten, hoffentlich auch selbst erhalten.¹⁾ Die

1) Ev. Miss.-Mag. 1907, 182 ff. 1909, 21 ff.

Anfänge dieser Bewegung, besonders was das Selbstregieren betrifft, zeigen sich auch schon in China und Indien. Bald werden wir sie überall haben, denn sie ist eine Folge des überall im Zunehmen begriffenen Massenbewußtseins. Dadurch wird die Arbeiterfrage noch viel brennender. Sind die Pfeiler wirklich schon stark genug, um das Gewölbe zu tragen? Für die chinesische Mission hat uns das Vorerjahr 1900 auf diese Frage eine Antwort gegeben, besser als wir zu hoffen gewagt hätten. Damals waren der chinesischen Kirche ganzer Provinzen wirklich die Stützen genommen, denn die Missionare waren getötet oder verjagt. Der Sturm der Verfolgung wütete; aber die Pfeiler hielten stand, die eingeborenen Hirten und Ältesten taten ihre Pflicht, manche bis in den Tod. Das gibt Grund zur Hoffnung auch für andere Gebiete. Es sind doch schon Pfeiler da, die tragen können, weil sie auf dem guten Grunde stehen. Wir haben allen Grund, jetzt mit doppeltem Eifer weiterzubauen an den Pfeilern, die einst die ganze Last tragen sollen, an den christlichen Persönlichkeiten, daß Christus in ihnen Gestalt gewinne. Und wir brauchen solche starke Pfeiler nicht bloß in Verfolgungszeiten, sondern auch in all den Gefahren, die in den jungen heidenchristlichen Kirchen die Reinheit des Christentums in Lehre und Leben bedrohen, weise Baumeister nach Pauli Art, die auf festem Grunde ein feuerfestes Gebäude auführen.

Unsere ganze Arbeiterfrage ist im Grunde nicht eine Frage der Methode oder Organisation, sondern eine geistliche Frage. Das sagt uns die Geschichte der Mission daheim wie draußen. Die Missionsgeschichte daheim ist die Geschichte von Erweckungen und Befehrungen. In dem Maß, als die Leute Gottes Gnade an sich erlebten, fielen sie der Mission als Arbeiter zu. Kolonialbewegungen und ähnliches spielten daneben nur eine untergeordnete Rolle. Daß dieses Gesetz auch draußen gilt, beweist z. B. die gegenwärtige Erweckung in Korea, die der Mission alsbald Scharen von Evangelisten aus den Christengemeinden zugeführt hat; das beweist auch die Geschichte vieler einzelner treuer Zeugen auf allen Missionsgebieten. Hiermit wird die Arbeiterfrage gewissermaßen dem Bereich unseres menschlichen Könnens entrückt und wird für uns in besonderem Sinn zur Glaubensfrage. So hat sie schon der Herr selbst angesehen, als er das verschmachtete Volk sah — so wie wir jetzt die erschöpften Kontinente und die suchenden Völker sehen — und als

sich ihm die Arbeiterfrage mit ihrem Druck auf das Gemüt legte. Auch wir können nichts Wirksameres tun, als was er damals die Jünger tun hieß: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Mit diesem Gebet im Herzen wollen wir weiterarbeiten an der Lösung der Arbeiterfrage in der Mission.



Der Islam, wie ich ihn kennen lernte auf Sumatra.

Von Missionar G. R. Simon.

Der Araber Ibn Batutah fand im Jahre 1345 auf seiner Reise von Vorderindien nach China auf der Nordspitze von Sumatra bei muslimannischen Glaubensgenossen gastliche Aufnahme. So genoß er die Früchte einer friedlichen 100 jährigen Befehrungsarbeit indischer Kaufleute, welche der lebhafteste Handel zwischen Indien und dem Archipel nach Sumatra führte.¹⁾ Also schon im 13. Jahrhundert hat die Islamisierung von Sumatra begonnen. Man legte dann an den Küsten Handelskolonien an, heiratete heidnische Frauen und machte sie, und gar bald auch die Verwandten in der Nachbarschaft, zu Mohammedanern; heidnische, später ebenfalls islamisierte Sklavenfamilien vergrößerten allmählich die kleinen, aber einflußreichen mohammedanischen Handelszentren an der Küste. Aus ihnen entwickelten sich die Küstenstaaten, die noch heute die Ausgangspunkte der mohammedanischen Propaganda bilden.

In 6 Jahrhunderten war die Islamisierung der Insel fast vollendet; die rege Verbindung zwischen der Nordspitze Sumatras und Mekka gab dem Islam immermehr ein arabisches Gepräge. Am Anfang des 19. Jahrhunderts trat das deutlich zutage. Als damals ein begeisterter Wallfahrer von Mekka den heimatlichen Boden Sumatras betrat, da sah er, vielleicht durch die arabische Sekte der Wahabiten zu Reformplänen angeregt, voll Ingrimms die groben Verirrungen der sumatranischen Moslem, das Tabakrauchen, den Opium- und Betelgenuß. Sein Bußruf fand nach und nach Eingang; der mächtige tuanku Nan Rintji, ein Malaienfürst, tötete

1) Dr. C. Snoeck Hurgronje, Arabie en Oostindie. Leiden. 1907.

mit eigener Hand seinen Verwandten, der Tabak geraucht hatte. So entstand die fanatische Padrisekte im Oberland von Padang auf Sumatras Westküste.

Sie begnügte sich bald nicht mehr damit, die altmohammedanischen Länder zu reformieren, ihre Augen fielen auf das große heidnische Batakvolk, das jahrhundertlang allen Islamisierungsversuchen von der malaiischen Küste her getrogt hatte. Ein wilder Padrikrieg verwüstete das Land fast bis zum Tobasee. Wer sich nicht vor dem Halbmond beugte, der wurde gemordet, Dörfer wurden verbrannt, Frauen geschändet, Kinder als Sklaven verkauft. Aber auch dieser Versuch, das widerspenstige Volk von kaum einer halben Million Köpfen unter die alles beherrschende Fahne des Propheten zu zwingen, schien vergeblich. Kaum hatten nach langem Kampf endlich die Holländer 1837 die Padrisekte vernichtet, da warfen auch die batakschen Großen, die sich nur widerwillig vor den grausamen Bedrückern gebeugt hatten, die aufgezwungene Religion des Propheten wieder ab. Aber kleine Nester im Süden hatten am Morden und Plündern im Namen der Religion Freude bekommen, und so war das mohammedanische Gift leider doch in den batakschen Volkskörper eingedrungen.

Die holländische Regierung, die nun das wilde Volk zu bändigen hatte, achtete des Giftes nicht. Im Gegenteil: es erschien ihr als ein wirksames Heilmittel gegen die bösen batakschen Gewohnheiten, wie Menschenraub und Kannibalismus. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir schon die südlichen Landschaften, also ein Fünftel des ganzen Volkes, völlig mohammedanisiert. Was jahrhundertlanges Drängen der Mohammedaner nicht vermocht, das hatte sich nun in kaum einem Jahrzehnt wie von selbst entwickelt unter dem Schutze der Kolonialregierung. Mächtig und siegesgewiß trat die mohammedanische Propaganda auf. Es war klar, noch 4 bis 5 Jahrzehnte, und das ganze Batakland, dies letzte heidnische Bollwerk auf der Insel, war von der alles verschlingenden mohammedanischen Flutwelle hinweggespült.

Und doch schauen wir uns um an der Wende des 19. Jahrhunderts: das Wunderbare, Unerhörte ist geschehen, der Feind ist kaum merklich vorwärts gekommen in den 50 Jahren. Freilich im Westen und Osten hat er Küstenstreifen für sich erobert, aber im volkreichen Süden ist die Bewegung zum Stillstand gekommen.

Eine andere Macht war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf den Plan getreten: die evangelische Mission. Mit Einsetzung aller Kraft ist sie zunächst der mohammedanischen Propaganda vorausgeeilt und hat das Herz des Landes, Silindung und Toba, christianisiert, bevor die islamischen Sendboten dort festen Fuß gefaßt hatten. Gleichzeitig aber sucht die rheinische Mission die noch immer mächtig von den Küsten heraufdrängende Propaganda nach Kräften von den noch heidnischen Gebieten abzuwehren. Endlich aber bietet sie neben zwei holländischen Gesellschaften auch den im Islam groß gewordenen Bewohnern des Südens unermüdlich das Wort vom Kreuz an. So finden wir unter den 90 000 christlichen Batak auch einige tausend Mohammedanerchristen. In solchem Kampf, Mann gegen Mann, lernt man den Gegner kennen. Wie sieht der batakische Islam aus?

I. Die mohammedanische Propaganda.

Es wäre ungerecht, wollte man die Kolonialregierung allein für das Vordringen des Islam verantwortlich machen. Aber auch heute, wo sie die mohammedanische Gefahr klar erkannt hat, wiederholt sich in den neu annektierten Gebieten der alte Vorgang: mit der Kolonialregierung kommt der Islam.

Sie bringt eben eine neue Zeit. Sie erschließt durch Wege das unwirtliche Land. Gerade die pfadlosen, waldbreichen Gebirge im Westen, die sumpfigen Urwälder des Ostens haben jahrhunderte-lang die mohammedanischen Händler und damit die mohammedanische Propaganda auf ihrem Wege in das Innere aufgehalten. Jetzt zieht im Osten auf breitem Fahrweg, im Westen auf schmalen, kunstvoll gewundenen Gebirgspfaden der islamische Kaufmann neben seinem Saumpferd ins Innere. Kein Kriegekrus schreckt ihn, kein habgieriger, nur mit hohem Lösegeld zu befriedigender Häuptling lauert im Busch. Ja, im Notfall zwingt das Regierungsgericht den säumigen Schuldner zur Zahlung. Die Kolonialregierung muß das Land der Kultur erschließen. Es ist nicht ihre Schuld, daß hierzulande die Träger der Kultur meist auch Träger des weißen Turbans sind, des Abzeichens des welterfahrenen Messapilgers. Moderne Zivilisation bahnt eben nicht nur dem Boten des Evangeliums den Weg zum Herzen der heidnischen Völker, sondern in demselben Maß auch den antichristlichen Weltreligionen.

Mächtig ergreift den Heiden der Unterschied zwischen dem fremden Händler und den eigenen Dorfgenossen. Aus dem südlichen Batakland stammend, spricht er auch die Bataksprache, nur klingt sie, mit den artigen arabisch-malaiischen Floskeln aufgepuzt, in seinem Munde feiner und fließender. Über die Dinge, die dem Heiden jetzt soviel Kopfzerbrechen machen, die neue holländische Herrschaft, das neue „Gesetz“, nach dem, wie man meint, fortan gerichtet werden soll, den gefürchteten Herrendienst, die unbezahlten — übrigens recht heilsamen — Frondienste an Wegen und Brücken, redet der kluge Händler so spielend und leicht. Wie schwerfällig kommt sich der Heide dagegen vor!

Er fragt sich und den Fremden: „Warum sind wir so unwissend und ihr seid so klug? Warum habt ihr so feine weiße Gewänder und wir so schmutzige Tücher? Warum könnt ihr für viele hundert Dollar Waren ins Land bringen, wo wir kaum die paar Kupferstücke für Salz und Fisch erschwingen können? Wir stehen besprüht von oben bis unten im schlammigen Reisfeld und ernten kaum das nötigste, ihr dagegen arbeitet nichts und verdient doch auf den bequemen Reisen unter viel behaglichem Gespräch unsere mühsam erworbenen Spargroschen!“ Weil der Heide die soziale Kluft so lebhaft empfindet, deshalb begreift er nur zu gut die oft wiederholte Antwort: „Ihr seid törichte Heiden, wir sind Günstlinge Gottes, nämlich Leute, die Religion (ugama) haben!“ Nun ist der Heide durch und durch religiös, deshalb leuchtet's ihm ein: der soziale Unterschied muß einen religiösen Grund haben.

Hinter dem Händler kommt der Polizeisoldat; er hat einen Brief in der Hand mit dem Siegel des „großen Herrn“; den mächtigen Häuptling, den niemand bisher anzufassen wagte, führt er ohne Widerspruch als Gefangenen fort. Der das wagen darf, ist Mohammedaner. Am gefürchteten Gerichtstag steht neben dem Beamten der Regierung im weißgestärkten Anzug der Dolmetscher, ihm schenkt der Beamte Vertrauen, bei ihm — das hört der Eingeborene — erhält er sich Rat über Land und Leute. Im Hintergrund aber sitzt der Schreiber, mit fliegender Feder schreibt er das Gerichtsprotokoll und verliest mit lauttönender Stimme die Befehle des hohen Herrn. Und alle diese hochgestellten Leute sind Mohammedaner, auch der islamische Impfmeister, der Vollmacht hat, jeden widerstrebenden Vater, der die neumodische Prozedur nicht an seinem

Kinde vollziehen lassen will, durch Anzeige zur Bestrafung zu bringen! Der Schuldige wird unweigerlich dem Schlüsselmeister im Gefängnis übergeben, der ebenfalls guten Lohn und angesehene Stellung hat. Was muß das doch für eine mächtige Religion sein, die aus ihren Anhängern so mächtige Leute macht!

Kein Wunder, daß der heidnische Fürst nun auf alle Weise um die Gunst der mohammedanischen Beamten buhlt, sie auch zu seinen Festen einlädt. Freilich, er muß sich manchen Spott gefallen lassen, er ist ja noch ein Ungläubiger, ein kafir, ein dummer, unwissender Heide. Die unreinen Tiere, die Schweine, verschwinden aus dem Stall unter dem Häuptlingshaus, und wenn die Dorfleute sich noch nicht von dem Vorstenvieh trennen können, dann helfen ein paar wohlgezielte Flintenschüsse der Sendboten des Häuptlings nach. Vor dem Hauptfesttag aber erscheint auf Wunsch der vornehmen Gäste, der mohammedanische Lehrer, der malim; er schlachtet den Büffel nach mohammedanischem Ritus, nicht mehr der Hausvater, sonst würden ja die mohammedanischen Gäste nichts von dem Fleisch anrühren.

Der erste Schritt ist getan, der Häuptling wird Mohammedaner, um auch als vornehmer und geachteter Mann zu gelten. Doch das treibt ihn nicht allein; von den neuen Freunden hört er noch viele Dinge, die sein Herz noch tiefer erregen. In der Stille des Abends schüttet er dem mohammedanischen Lehrer das Herz aus. Er sieht und fühlt ja jetzt die europäische Übermacht der Regierung, er sieht ihre weittragenden Flinten, er erkennt ihre überlegene Klugheit, ihre kraftvolle Energie. Überall weiß der Beamte Bescheid. „Was wird aus uns werden? Ohnmächtig ist man doch diesen „Weisagungen“ gegenüber, meint er, und der Mekkapilger tut den Mund weit auf. Er erzählt, der braune Mann dem braunen Mann, von der andern großen Macht, die die Völker umspannt und mit dem brüderlichen Band des Glaubens vereint. Er beweist durch viele Beispiele, daß vor dieser geheimnisvollen Macht auch der weiße Mann sich fürchtet. Wagt doch keiner der europäischen Beamten, ihnen in ihre religiösen Angelegenheiten hineinzureden.¹⁾ Der Häuptling versteht's, will er nicht ein willenloses Werkzeug in der Hand der Europäer

1) A. M.-Z. 1908, 135: Der mohammedanische Teil von Niederländisch-Indien als Missionsgebiet.

werden, dann gibt's nur ein Mittel, die Flucht in den Islam, in die Religion des braunen Mannes. So entzieht man wenigstens eins, die Religion, der lästigen Kontrolle des weißen Herrschers und zugleich eine leise, politische Hoffnung erhebt sich! Man sieht, der politische Druck der neuen Zeit, der starke Zug des braunen Mannes zum braunen Mann, der Zug der Rasse, drängt ihn ins Lager des Halbmondes.

Also, wo ein Übertritt zum Islam zustande kommt — ich sehe ab von der Masse, die blind dem Häuptling folgt — da wirken diese Faktoren zusammen. Das Streben nach sozialer Verbesserung, das Verlangen nach Anteil an der Kultur, der vielversprechende Anschluß an die Religion der nichtweißen Völker, das in der Ferne winkende panislamische Ideal. Aber alles das erklärt den Übertritt noch nicht vollständig. Man ignoriert im Heiden den wichtigsten Teil seines Seelenlebens, die Religion, wenn man so tut, als ob ihn nur solche äußerliche, wenigstens nichtreligiöse Gründe in den Islam trieben. Auch die eigene Religion vertauscht der Eingeborene, der im Tauschhandel stets seinen Vorteil im Auge hat, nur dann gegen eine neue Religion, wenn er dafür eine religiös leistungsfähigere Religion erhält als die frühere. Der Heide hängt mit jeder Faser seines Herzens an der Lehre seiner Väter. Die Erhaltung der „Lebenskraft“, ohne die er sterben muß, der Bestand der Familie und des staatlichen Gemeinwesens des Stammes, in dem er als patriarchaler Kommunist wurzelt, das Recht, das ihn, den sonst Wehrlosen, schützt, die Sitte, die ihn und die Volksgenossen trägt, alles ist auf das innigste mit der animistischen Religion der Väter verknüpft. Es ist undenkbar, daß er diese alte Grundlage seines gesamten Lebens zertrümmern sollte, wenn er nicht bestimmt erwarten würde, im Islam eine religiöse Kraft zu finden, die ihn sicher durch dies Erdenbafeln geleiten wird. Von Haus aus hat kein Heide Lust, Mohammedaner zu werden. Im Gegenteil, von altersher ist der Mohammedaner dem Heiden verhaßt. Der arme Kuli konnte sich an der Küste nicht sehen lassen, ohne die Zielscheibe des Spottes der übermütigen mohammedanischen Jugend zu werden. Stets pflegte der schlaue Händler die geschäftliche Unerfahrenheit des Heiden gewissenlos auszubeuten. Das kann man in jeder Hütte im Innern hören. Und derselbe Mann wird Mohammedaner! Da dürfen wir gespannt sein, was die neue Religion ihm denn bietet!

II. Das religiöse Leben im Islam.

Wir hören immer wieder: der Islam sei so einfach und billig, deshalb werde der Heide so leicht Mohammedaner. Ein Blick auf die religiösen Pflichten kann uns belehren, daß das nicht richtig ist.

1. Die religiösen Pflichten des Mohammedaners.

Der junge Mohammedaner lernt eine Reihe von gottesdienstlichen Übungen. Er, der nur betete, wenn die Not drängte, soll jetzt fünfmal am Tag einen Gottesdienst¹⁾ verrichten. Mühsam lernt er von dem mohammedanischen Lehrer zunächst die arabischen Worte, das Bekenntnis: „Allah ist groß, und Mohammed ist sein Prophet.“ Denn dies ist die erste der „fünf Säulen“: Bekenntnis, Gottesdienst, Steuer, Fasten, Wallfahrt. Noch viel mühsamer sind die gottesdienstlichen Formeln, z. B. die erste Sure des Koran, der Segen über den Propheten u. a., die er nun in der fremdartigen, kaum aussprechbaren Sprache auswendig lernt, ohne auch nur ein Wort zu verstehen und ohne irgend etwas erklärt zu bekommen. Dazu muß man die vorgeschriebenen Bewegungen einüben: das Kreuzen der Hände über der Brust, das Knien, das sich Niederwerfen, das Wiederaufstehen, alles muß genau mit den dazu gehörigen Formeln gelernt werden. Gewiß, viele erreichen es nicht, und viele begnügen sich damit, anstatt fünfmal nur einmal, kurz vor Sonnenuntergang, den Gottesdienst zu verrichten. Dazu die lästigen Waschungen vor jedem Gottesdienst; besonders in den Morgenstunden sind z. B. die Bäder in den hochgelegenen Gebirgsgegenden empfindlich kühl. Dann die vielen Abgaben, die man dem nimmerfatten Lehrer zahlen muß. Nach der Ernte den Zehnten, nach gut abgeschlossenem Geschäft wieder 10% vom Gewinn! Freilich, diese Steuer war ja eigentlich ein Almosen für die Armen, aber sie wandert schon längst unverfälscht in die Taschen der Lehrer — das ist nicht nur im Batakland der Brauch. Treten nun gar besondere Fälle ein, dann wird der Gläubige arg geschröpft. Wenn man's bezahlen kann, dann lädt man nach dem Verschanden eines nahen Angehörigen 7 Abende hintereinander einen höheren Lehrer, einen „Scheich“, oder „Chalif“²⁾ mit den unteren Lehrern ins Haus ein und bewirtet sie festlich mit Reis

1) Fälschlich werden diese religiösen Übungen (ar. salat, batakisch: sombajang) oft Gebete genannt; vergl. G. R. Simon: Der Islam im Batakland. Mededeel. Ned. Zend. Genootschap 1908, 350.

2) Die Batak sagen sè und kulipa.

und Huhn. Beim Hinausgehen streckt jeder der heiligen Männer seine Hand aus, sie haben ein gutes Anrecht dazu, denn alle diese Gaben und die Gebete, die bei dieser heiligen Mahlzeit (kanduri) gesprochen werden, kommen dem Toten zugute. Will man dem Toten noch ein übriges tun, hier ist die beste Gelegenheit: Man zahlt den Unterrichtslohn nachträglich, dann wird in dem Jenseits der Lehrer dem Toten das Zeugnis geben, daß er ein fleißiger Koranleser war, auch wenn er nie einen Koran in der Hand gehabt hat.

Oder denken wir an die Pflicht des Fastens im neunten Monat, dem Ramadan. Es ist ja eigentlich eine Vächerlichkeit, tagsüber, so lange die Sonne am Himmel steht, nichts zu genießen und nachts durch große Schmausereien sich zu entschädigen. Doch man bedenke: Der Moslem, der mit heftigen Schmerzen auf die Missionsstation kommt, weigert sich, die beruhigende Medizin zu trinken, er will lieber bis Sonnenuntergang die Schmerzen tragen. Die Bestimmung des Fastenmonats nach dem Mondjahr bringt es mit sich, daß je und dann der heilige Monat in die Tage der drückendsten Feldarbeit fällt. Aber man nimmt das Fasten auf sich, obwohl es ganz unfähig zur Arbeit macht, Handel und Wandel sind in diesem Monat lahm gelegt. Man verdient nichts und gibt doch für die nächtlichen Schmausereien soviel aus, wie sonst nie für die Tagesmahlzeiten. Und dann erst am „Haupttag“, dem fälschlich inländisches Neujahr genannten Fest des Fastenbrechens, am ersten des zehnten Monats, wie wird da geschwelgt! Von Haus zu Haus zieht man in Festkleidern, und überall wird man gespeist. Das Schlachtvieh steigt im Preis, denn heute will auch der Ärmste gut leben. Der Islam ist eine Macht im Volksleben, er hat seine Leute in der Hand, das kann im Fastenmonat jeder mit Händen greifen.

Und endlich die höchste der Pflichten, die Wallfahrt nach Mekka! Kein Land der Welt stellt einen so hohen Prozentsatz zur Mekkasfahrt, wie Niederländisch-Indien. Keine Gemeinschaft der Gläubigen trägt soviel Geld in die weiten Taschen der gierigen mekkanischen Scheichs, die gerade die malaiischen Pilger wie die Schafe scheeren. An 600 Mark wird im Durchschnitt jeder Pilger brauchen, und doch sind's wohl an 100¹⁾, die jährlich aus dem Batakländ hinaüberziehen.

1) Es ist unmöglich, da die Batak von den verschiedensten Häfen, oft sich für Malaien ausgehend, die Fahrt antreten, die Zahl genau anzugeben.

Wer aber nicht selbst gehen kann, der kann wieder dem Lehrer das „Wallfahrtsgehd“, korban, zahlen, dafür wird der Lehrer dann selbst dormalcinst in der Ewigkeit dem Verstorbenen den weißen Turban um das Haupt winden.

Wir sehen, es ist eine ganze Fülle von recht unbequemen Pflichten, die die neue Religion auferlegt. Und wie einschneidend sind erst die Speiseverbote im täglichen Leben. Der Jäger, froh, mit Kernschuß den Hirsch erlegt zu haben, muß das köstliche Fleisch im Walde verwesen lassen, denn es hat nicht mehr gereicht, es zu schächten. Wie hing der Heide am Schweinefleisch, anderer nunmehr ebenfalls verbotener Genüsse nicht zu gedenken, wie Hunde, Affen, Mäuse, fliegende Hunde, Schlangen. Mit dem Verkauf der Schweine hört außerdem eine einträgliche Haustierzucht auf. Das geforderte Opfer ist für den Batak nicht geringer als der Verzicht auf Alkohol für die Neger Afrikas.

Also das Opfer ist groß, aber größer ist die Hoffnung im Herzen des jungen Konvertiten, die Hoffnung auf die Erfüllung aller der Verheißungen, die der Messiaspilger in Aussicht gestellt hat.

2. Die religiöse Erwartung des Mohammedaners.

Die Hoffnung, in der die Seele des indonesischen Moslem zeitlebens lebt und webt, ist das Paradies (surgo). Es ist erstaunlich, wie tief dies Zauberwort sogar in den Herzen der Heiden wurzelt, längst bevor die Zitrone über ihrem Haupt ausgedrückt ist, zum Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum Islam. Daß gerade die eschatologische Aussicht der Magnet des Islam sein soll, der den Animisten anzieht, mag dem Kenner des animistischen Heidentums zunächst wenig glaublich erscheinen. Freilich, auch der Animist kennt ein Totenreich, aber danach sehnt er sich nicht; es ist ja das düstere Reich der Schatten, und jeder Abgeschiedene schaut mit Neid auf die noch Lebenden. Es ist leicht begreiflich, daß das Christentum, welches ja auch dem Animisten eschatologische Hoffnungen eröffnet, die Erfahrung macht, daß gerade dieser Teil seiner Verkündigunq nicht verstanden wird.¹⁾ Denn das Christentum übt keusche, dem Eingeborenen nicht ohne weiteres verständliche Zurückhaltung in der Ausmalung der jenseitigen Welt und weist darauf hin, daß die Pforte schmal ist. Die islamische Zukunftsverkündigung ist einmal grob-

1) Joh. Warned. Die Lebenskräfte des Evangeliums. S. 207.

sinnlicher Eudämonismus, der jeden Heiden mächtig reizt, dann aber eine drastische Predigt von der Verdammnis der Hölle mit ihrer Qual, die den von Natur furchtsamen Heiden gewaltig erschreckt. Nun ist aber die *conditio sine qua non* zum Eintritt in das Paradies, zur Vermeidung des höllischen Feuers, der Übergang zum Islam. Das ist das mechanisch wiederholte *ceterum censeo* der Befehrsversuche des mohammedanischen Händlers, die stetige Motivierung für die immer neuen Forderungen der gewinnstüchtigen Lehrer. Denn in dem Höllenfeuer schmachten neben dem Heiden die Christen, die Nazarener, die man hier nicht Schriftbesitzer, sondern Ungläubige nennt, sie sind das Brandholz der Hölle. Der Islamit dagegen wird sicher in das Paradies gelangen. Dafür bietet der Islam eine dreifache Garantie.

a) Die verdienstlichen Werke (*pahalo*). Der tägliche Gottesdienst, der Zehnte, die Wallfahrt, das kunstvolle, gesangähnliche feierliche Rezitieren des arabischen Koran (*ar. tadjwid, bat. mangadji*) so wenig auch der Batak davon versteht, das Fasten und nicht minder die Verschwendung bei den festlichen Gelagen in der Fastenzeit — alles ist verdienstlich. Das höchste Verdienst ist die Fahrt nach Mekka. Sie bringt völlige Vergebung aller Sünden, auch dem, der das Geld zur Wallfahrt geraubt oder erspielt hat. Selig, wer auf der Fahrt nach Mekka stirbt! Seine Seele geht direkt in das Paradies ein. Die Himmelsjungfrauen, die ewig jungen, stets gefälligen, nie gebärenden, empfangen den Seligen an den Pforten des siebenfachen Himmels und führen ihn zu den Tellern, die größer sind als das Erdenrund, die sich in einem Augenblick mit allen Speisen füllen, die der Selige begehrt. Alle andern müssen erst durchs Gericht; da steht der Engel Gabriel und wägt die guten und bösen Werke ab. Also je mehr verdienstliche Werke, um so sicherer die Aussicht auf das Paradies. Der, bei dem die guten Werke die bösen überwiegen, gelangt sofort hinein. Für die aber, die noch nicht auf den ersten Anlauf zum Ziel gelangen, bietet nun die zweite Garantie eine sichere Aussicht.

b) Die Mittlerschaft des Propheten Mohammed. Mohammed ist für den Indonester nicht in erster Linie Stifter einer neuen Religion, der geschichtliche Prophet ist ihm überhaupt gleichgiltig. Aus Gottes Geist geboren, erschien Mohammed plötzlich in Mekka. Von ihm rührt die jetzige Gestaltung des täglichen

Gottesdienstes her, welcher zu den Zeiten der ersten 5 Propheten (Adam, Noah, Moses und Jesus) noch unvollkommen war. Mohammed ist mehr als Jesus, der zwar auch aus Gottes Geist geboren ist, aber Jesus kann den Menschen, die sich in der Ewigkeit an ihn wenden, nicht helfen. Ganz anders Mohammed. Er wirft heimlich seinen Ring in die Wagschale der guten Werke, und der Gläubige wird gerettet. Mohammed führt die Gläubigen durch das rechte Tor des Paradieses. Die Mohammedaner aber, welche nicht genug gute Werke hatten und deshalb vorläufig in der siebenfachen Hölle schmachten, werden durch das anhaltende Gebet Mohammeds in 1000 Jahren erlöst. Der Mohammedaner überträgt nun die zukünftige Erwartung auf die Gegenwart. Für ihn ist Mohammed schon jetzt der halbgöttliche Mittler zwischen Gott und Menschen. Deshalb beten manche Batak zu ihm für ihre Toten; man sagt, man sündigt gegen ihn, wenn man z. B. den Unterrichtslohn nicht an den Lehrer bezahlt. Mohammed ist unter den Händen der Batak etwas anderes geworden, als er selbst sein wollte. Wollte doch Mohammed nicht einmal Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nehmen.

c) Die eigene Vorbereitung auf das Jenseits. Die religiöse Pflicht hält tagtäglich dem Gläubigen die Ewigkeit vor. Denn alles, was man tut, das tut man im Blick auf die Ewigkeit. So erhalten die religiösen Gebräuche der Mohammedaner, so inhaltslos und mechanisch sie uns auch zunächst erscheinen, eine besondere Bedeutung, sie sind die tägliche Mahnung daran, daß der Mensch dem Gericht entgegengeht. Man kann die Worte des „Bekenntnisses“ nicht fest genug sich einprägen, sagt man, deshalb wiederholt man sie täglich, denn nur den Menschen wird der schreckliche Grabesgeist, Nunkar Nakir, mit dem baumlangen, eisernen Zepter in der Hand, im Grabe verschonen, der prompt und ohne Zagen die Bekenntnisformel aussagen kann, denn nur so legitimiert man sich als rechter Islamit. Man muß den täglichen Gottesdienst verrichten und auch den gemeinsamen Freitagsgottesdienst nicht versäumen, denn dereinst wird der Engel Gabriel auf dem Gefilde der Auferstehung zum allgemeinen Gottesdienst auffordern, und wehe dem, der dann nicht im Takt mit den andern bleibt; ihn, der unversehens steht, wo alle anderen sich beugen, trifft unweigerlich die scharfe Kette des Engels, die die Köpfe der Ungläubigen abschneidet.

Deshalb zählt man am Fest des Fastenbrechens dem Lehrer

die Abgabe in Reis (ar. fitra, bat. pitor), denn von diesem Reis muß man auf dem Gefilde der Auferstehung leben. Und deshalb müht man sich so um die lieben Toten. Am Grabe sammeln sich die Lehrer und vollführen eine Art Tanz zur Ehre Gottes (ratip). Im Takte wiegt man den Körper hin und her und ruft immer stürmischer den Namen Allahs, denn so verscheucht man den Geist von der Grabeshöhle. Deshalb läßt man am Abend des Begräbnistages die Lehrer ins Haus, gibt ihnen heute und, wenn sich's erschwingen läßt, noch sieben weitere Abende einen leckeren Schmaus (kanduri), lauscht andächtig ihren unverständenen Gebeten (doa) und Formeln, denn so wird dem Verstorbenen der Kampf gegen die Versuchungen des Grabes erleichtert. Reich beschenkt, entläßt man Abend für Abend den nimmerfatten Scheich (Mekkapilger), die Gaben kommen ja dem Toten zugute, ja, was der Verstorbene besaß an Kleidung und anderen Dingen, gibt man ihm, denn dann erhält's der Tote dermal-einst auf dem Gefilde der Auferstehung zurück. Von da an ist's nur noch ein Schritt zu den mystischen Übungen (suluk). Da wird der Gläubige hinter dem Vorhang der Moschee wie ein Toter eingewickelt und in qualvollen 44 Tagen kostet er alle Schrecken des Todes siegreich durch, bis er endlich in seinem Herzen die ersehnte Vereinigung mit dem Propheten und dann mit Allah selbst erlebt.

Wir sehen, für den Eintritt in jenes Leben ist man dreifach gerüstet. Was erhofft man aber für das diesseitige Leben? Für das jenseitige hat sich der Islam als eine brauchbare Religion erwiesen, meint man, für dieses Leben bietet er scheinbar nichts. Darum greift man in den Wechselfällen des irdischen Daseins zum bewährten alten Animismus, und so entsteht eine eigentümliche Verschmelzung der beiden so heterogenen Weltanschauungen des Islam und des Animismus. Es ist eigenartig und sehr beachtenswert, daß keins der beiden Elemente das andere stört.

Auch im Batakland zeigt also der Islam wie überhaupt in der Religionsgeschichte seine hervorragende Fähigkeit, einen Teil der Religion, die er vorfindet, zu absorbieren, während das biblisch orientierte Christentum sich überall recht empfindlich gegen fremdartige Eindringlinge zeigt, und sie nach Kräften von sich abwehrt und ausschheidet. Selbst solche Gebilde, wie die Mystik, die doch dem Wesen des Islam mindestens ebenso widersprechen wie der Animismus, hat er bei sich dulden müssen, denn nur unter dieser, wenn auch unaus-

gesprochenen Bedingung, waren die Völker bereit, das islamische Joch auf sich zu nehmen. Nur durch seinen Synkretismus hat der Islam Weltreligion werden können. Dadurch hat er aber sein Wesen nicht eingeebnet, denn er ist von Haus aus eine synkretistische Religion.

III. Der Synkretismus zwischen Animismus und Islam.

Immer wieder wird gesagt, daß die Islamisierung solcher Völker wie der Batak, sagen wir also einmal der animistischen Naturvölker, eine ganz oberflächliche sei. Denn überall schimmere ja die animistische Eigenart dieser islamisierten Völker durch das löcherige Gewand des Islam. Diese Völker seien nur von außen Mohammedaner geworden. Im Herzen seien sie Animisten. Deshalb sei die mohammedanische Gefahr für die Naturvölker in politischer und missionarischer Beziehung nicht so bedeutend. Dieser Ansicht liegt, wie wir sehen werden, eine Unkenntnis des Islam zugrunde, nämlich, daß es eben in seinem Wesen liegt, eine synkretistische Religion zu sein, die bei allem Monotheismus in der Lehre gerade in der Verbindung mit animistischen Elementen eine Stärke besitzt.

Man sagt, der Kultus sei mangelhaft. Man weist auf den Gottesdienst hin und sagt: der mohammedanische Indonesier „bete“ ja ohne innere Beteiligung. Aber diese Veräußerlichung des „Gebets“ — daß der Ausdruck schief ist, ist bereits gesagt — ist ganz allgemein mohammedanisch. Daß man genau die rechte Zeit einhält, genau die rechte Wendung (kiblah) nach Mekka nimmt, die sorgfältige Reinigung vornimmt, die vorschriftsmäßigen Bewegungen macht, und die richtigen Formeln braucht, das ist die Hauptsache. Die orientalischen Reinigungsvorschriften z. B. verlieren sich ins Unglaubliche. Der Katechismus von Mehmed Mesud gibt Anweisung, wie man sich Mund und Nase reinigt.¹⁾ Auf das Verständnis kommt es eben nicht an. Selbst in Arabien versteht der gewöhnliche Mann das Arabisch dieser Formeln ohne weiteres nicht. Awetaranian²⁾ sagt im Rückblick auf sein Gebetsleben im Islam: „Vom Gebet im biblischen Sinn hatte ich keine Ahnung, ich dachte, ein Gebet dürfe nicht in einer allgemein verständlichen Sprache gesprochen werden.“

Gewiß, die Batak können den Koran nicht verstehen, sie können

1) Ex Oriente lux. 1903, 48.

2) Geschichte eines Mohammedaners. Gr.-Lichterfelde 1906.

aber wohl das Rezitieren erlernen. Aber der eben nur „zu rezitierende heilige Text“, so wird man al kuran am besten übersetzen,¹⁾ ist auch für alle anderen Völker schon aus sprachlichen Gründen ein Buch mit sieben Siegeln. Die dickbändigen Kommentare der islamitischen Theologen aber kommen für den gewöhnlichen Mann im Orient ebenso wenig in Betracht, wie für den Batak. Was aus Koran und Tradition für den Batak wichtig ist, das erfährt er wie alle anderen Völker durch die Vermittlung der geistlichen Metropole des Islam, der heiligen Wallfahrtsstadt Mekka.

Auch die phantastischen Legenden, in denen das Volk Mohammed als den halbgöttlichen Günstling Gottes und als den einflußreichen Mittler verherrlicht und sich die eschatologische Zukunft ausmalt, sind keine willkürlichen Zusätze zur islamischen Lehre durch die Batak, sondern gut mohammedanisch. Wenn die Tradition Mohammed den Fürsten der Menschen und Geister nennt, wenn Mohammed in einer Nacht von einem Wunderroß nach Jerusalem geführt wird, mit Allah 70 000 Gespräche führt und dann noch so schnell auf sein Lager wieder zurückkommt, daß es noch warm ist,²⁾ so ist damit die kühnste Legende der Batak noch in den Schatten gestellt.

Der Islam liebt es von jeher, seine Lehren in Legenden zu kleiden; das Naturvolk, für die abstrakte Unterweisung unzugänglich, greift mit Vorliebe danach, zumal ihm die Legende einen Ersatz für den allmählig in Vergessen geratenen Mythos bietet. Aber man sagt weiter, es fehle dem batakischen Islam doch jede Theologie und die Hierarchie des Islam.³⁾ Der Unterricht sei äußerst dürftig. Gewiß, die Unwissenheit ist groß, aber es gilt hier in erhöhtem Maß, was einer der größten Kenner des gegenwärtigen Islam von Nordsumatra (Atje) sagt. „Die herrschende Unwissenheit in bezug auf den mohammedanischen Katechismus ist die natürliche Folge von der mangelhaften Art des Elementarunterrichts“, und er setzt hinzu: „In Ländern wie Arabien und Ägypten hat dieselbe Ursache dasselbe bewirkt. Dort sind die Analphabeten nicht mehr mit den Grundsätzen der Dogmatik vertraut als hier.“⁴⁾ Daß die Schüler in den Abendsschulen beim mohammedanischen Lehrer nicht mehr lernen als

1) Juybol, Islamisches Gesetz. Leipzig, 1908.

2) Palmieri, Die Polemik des Islam. Salzburg, 1902.

3) Der Urislam besaß natürlich beides auch nicht.

4) Dr. Snoeck Hurgronje. Atje II, 310.

die arabischen Schriftzeichen und das Lesen des Koran, ohne daß ihnen ein Wort erklärt wird, ist ebenfalls nicht besonders katafisch. Überall kommt es beim Koranlesen nicht auf das Verständnis, sondern auf die richtige Melodie des Rezitierens an. Gewiß hat der katafische Islam im eigenen Lande noch keine islamische Theologen, er braucht sie auch noch nicht. Aber er hat durchaus die geistlichen Führer, die er für die einfachen Verhältnisse braucht, auch die Gelehrten, die die islamische Erkenntnis schon mit der Zeit vertiefen werden, freilich nicht im eigenen Land, sondern in Mekka, denn alle Wallfahrer im Land sind durch die Schule der Mekkaprofessoren gegangen und sie sind es wieder, die dem Volk die mekkantische Weisheit, von der sie freilich zur Zeit noch wenig begreifen, in volkstümlicher Form vermitteln.

Die Hierarchie ist noch in den ersten Anfängen, die Lehrer sind meist nebenher Kaufleute, aber das ist für den Islam ja nur vorteilhaft, die islamischen Gemeinden sind nicht in der Lage, einen Lehrerstand zu unterhalten. Gewiß, die Lehrer sind sehr ungelehrt, die Dorfgeistlichen (lobe) oft völlig unwissend, und doch besitzen sie ungemeinen Einfluß. Sie repräsentieren den Extrakt des Volkes, denn nur die Begabtesten können bei dem freien Wettbewerb sich halten. Sie lehnen sich an die leitenden Häuptlingskreise an, denen sie meist entstammen. Sie beeinflussen so die Dorfpolitik. Sie haben durch das Kommen und Gehen der Mekkapilger eine beständige Verbindung mit dem Zentrum der mohammedanischen Welt, sie sind die gefährlichen Träger der panislamischen Idee. Von ihnen weiß das Volk, daß der Herrscher aller Gläubigen, dem alle europäischen Fürsten huldigen, in Stambul sitzt, und daß demaleinst der Tag kommen wird, wo alle weißen Leute von den Gläubigen wieder vertrieben werden. So sind die Lehrer Träger islamischer Religiosität, arabischer Theologumene und panislamischer Ideale. Von dem allen bringen sie mindestens etwas in volkstümlicher Form bis in das entlegenste Gebirgsdorf. Weil es einen solch weit verzweigten Lehrerstand gibt, deshalb ist Mekka so bedeutungsvoll geworden. Die kraftvolle, mohammedanische Propaganda, von der wir oben sprachen, kommt auf die Rechnung dieser durch die Lehrer hergestellten Verbindung mit Mekka. Und so erklärt sich auch, daß der Islam schon so sehr popularisiert ist. Sollte auch hier und da Kultus und Lehre nicht ganz korrekt sein, der Islam ist durch und durch populär ge-

worden, jeder Moslem ist von dem brennenden Wunsch befeelt, ein echter Mohammedaner zu sein und das ist die Hauptsache.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der bataksche Islam seine animistische Herkunft verleugnet. Die Worte des Bekenntnisses verwendet man als Beschwörungsformel. Bei der Blatternepidemie leitet der Lehrer die Geistervertreibung und läßt eine Hecke zum Schutz gegen die Geister ziehen. Der Heide denkt nicht daran, mit der Annahme des Islam den Geisterdienst aufzugeben. Das Neue verschmilzt ganz unmerklich in seinem Bewußtsein mit dem Alten. Aber das ist nichts anderes, als wenn der Beduine seine Djins, der Ägypter seine Afrits fürchtet, und noch heute glaubt der Nilmatrose, daß in den Pyramiden die Geister hausen. Das sind freilich hier und dort animistische Reste. Aber wir sehen doch: der Animismus ist nicht nur eine Eigenart des batakschen Islam. Überall behält man neben dem Neuen einiges liebgeordnete Alte. Auf Java betet bei der heiligen Mahlzeit der Hausvater erst zu den Ahnen und dann fordert er den Lehrer auf, die üblichen Koranverse zu rezitieren. Bei einem Erdbeben schlägt der Lehrer den Koran auf und erklärt, daß dort das Erdbeben schon geweissagt sei. Vielfach ist man sich dessen auch nicht mehr bewußt, daß es Animismus ist, wenn man z. B. die Gräber am Tage nach dem Fastenbrechen schmückt. In allen mohammedanischen Ländern werden Heilige an ihren Gräbern verehrt. Ist doch selbst das Prophetengrab in Medina, allerdings gar nicht im Sinne Mohammeds, zum Wallfahrtsort geworden. Spielend leicht vermählt sich der alte animistische Brauch mit der neuen mohammedanischen Sitte. Man trinkt das Waschwasser des Mekkapilgers, isst seine Speisereste, küßt seine Füße, weil man sich Seelenstoff von ihm holen will — das sagt man freilich nicht, aber das glaubt man. Der Mekkapilger selbst wendet in seiner ärztlichen Praxis das alte, echt animistische Mittel an, den Kranken zu speien, denn so übertrug ja auch der bataksche Zauberer Lebenskraft, ja der Animismus hat sogar Bereicherung erfahren durch den Islam. Neben Blechstückchen am schmutzigen Faden aus alter Zeit trägt das Kind jetzt Amulettensteine mit eingegrabenen Koransprüchen an seinen Perlenketten (ar. *asimat*, bat. *hadjimet*). Auch die alte animistische Zauberei (*hadatuon*) erhält einen hochtrabenden neuen arabischen Namen (*ilm* = *ilmu* malaiisch, bat. *alemu*) und wird damit hoffähig. Freilich, die arabisch-malaiische Schwarzkunst ist viel mehr als die

batafsche Zauberkraft. Ilmu ist für den mohammedanischen Wanderlehrer die göttliche Wunderkraft, stammend aus göttlicher Weisheit. Solche Wunderkräfte hat jeder Lehrer in Menge. Sonst wäre er kein Lehrer. Mohammed erhielt sie in Hülle und Fülle von Gott. In der mystischen Vereinigung mit dem Propheten lernt man darum auch heute noch diese ilmu am besten. Aber die Wirkung ist ziemlich dieselbe wie die der früheren Zaubereien. Man wird unverwundbar gegen Schuß und Stoß, man erhält die übernatürliche Kraft, den Gegner zu blenden, daß er uns nicht sieht. Man kann die schöne Frau sich willig machen und aus Rache die hoffende junge Mutter ihrer Hoffnung berauben. Wir sehen, ein dunkles Gebiet tut sich auf: der fromme Pilger geht in der Fußspur des verbrecherischen Zauberers, nur daß er den frechen Anspruch erhebt, seine schmutzige Wunderkraft stamme von Gott. Ja, das ist ein Zeichen göttlicher Gunst, wenn er einem Menschen viele solcher geheimen Kräfte schenkt. Der dunkle batafsche Zauber, der im Heidentum vielfach ganz richtig als Verbrechen gewertet wird, erhält im Islam göttliche Sanktion. Ja, der Javane geht soweit, daß er sagt, der ilmu ist das eigentliche Band, welches den Menschen mit der Gottheit verbindet, sein Besitz und seine Ausübung ist das religiöse Leben der Javanen. Durch ilmu macht sich die Gottheit dem Menschen erkennbar, dadurch zeigt sie ihre Macht und ihre Tröstungen. Der ilmu umfaßt die Schätze der Gottseligkeit für dieses und das folgende Leben.¹⁾

Wenn wir so verstanden haben, was für den Islamiten die Magie bedeutet, begreifen wir auch sofort, daß Zauberei und der Glaube an Gott für den Mohammedaner keinen Gegensatz bildet. Wenn man also argumentiert, der Islam der Naturvölker ist nichts als verbrämtes Heidentum, denn man behält die Zauberei bei, dann verwechselt man den Gottesbegriff des Mohammedaners mit dem christlichen. Diese Annahme, daß das Gottesbild der Mohammedaner und das der Christen ungefähr dasselbe sei, ist überhaupt geradezu verhängnisvoll geworden. Wir sind nun einmal daran gewöhnt, in dem Islam in erster Linie die monotheistische Religion zu sehen. Und in der That, der Tuhan (Herr) und der Allah ta alla

1) Nach Professor Poensens Mittheilungen in den Mededeelingen van wege het zederlandsche handelingsgenootschap 1864.

(der höchste Gott) ist in jedermanns Munde auch bei den Batak. Der Lehrer sagt auch ganz richtig seinen Schülern, daß man an 6 Stücke glauben müsse: an Gott, den Koran, den Propheten, die Engel, das Gericht und das Geschick (den Willen Gottes.) Die Redensarten: Wie Gott will, Gott sei gnädig und ähnliche hört man zwar jeden Augenblick. Aber Gott steht doch dem Mohammedaner nicht näher als dem Heiden.

Der Animist kennt ja auch ein oberes Wesen, dem er die Welterschöpfung und die Erhaltung der Welt zuschreibt, die dicke Wolke von Geistern und Halbgöttern hat diese Erinnerung nur verdeckt.¹⁾ Freilich, Gott ist für den Heiden ein gutmütiges Wesen, das untätig hinter den Wolken wohnt, aber jedenfalls den Menschen nicht schadet. Eben deshalb verehrt man ihn auch nicht, sondern die gefährlichen Geister. Aber in der Theorie schreibt der Heide diesem obersten Wesen Allmacht und Allwissenheit zu, nur denkt er nicht daran, daraus die Folgerungen zu ziehen, die ja den Geisterdienst überflüssig machen würden. Der Heide denkt an Gott so, wie wir etwa an einen fernen Verwandten denken, den wir zwar nie gesehen haben, mit dem wir auch keinen Briefwechsel unterhalten, von dessen Existenz wir aber überzeugt sind.

Dies Gottesbild ändert sich in dem Islam viel weniger, als wir erwarten sollten. Gewiß, der vergessene Gott tritt nun seine Herrschaft an. Er ist der Herr aller Dinge, er lenkt alles, wie er will. Verlegt man sich, dann hat's Gott so gefügt, stößt sich der Mann einen Splitter in den kleinen Finger, so verzieht er keine Miene, sondern sagt: Gott hat's so gefügt. Damit ist der Fall völlig erledigt, Gott lenkt alle Dinge, wie er will. Aber Gottes Wille ist unberechenbar und launisch, wie der Wille des Sklavenhalters, der heute einen Sklaven mißhandelt, dem er morgen die Freiheit schenkt, so wie es ihm gerade einfällt. Dies Bild braucht man gern von Gott. Man nennt sich deshalb auch den Sklaven Allahs. Gottes Wille ist Willkür, es fehlt jede sittliche Motivierung. Die auch bei den Batak gern gebrauchten Redensarten, Gott ist barmherzig, ist gütig und ähnliche bedeuten etwa: Gott hat unter Umständen vielleicht auch einmal eine Umwandlung von Barmherzigkeit, in der er auch einmal die Laune haben könnte, sich über mich zu erbarmen.

1) Vergl. Joh. Warden, Die Lebenskräfte des Evangeliums.

Durch solche Phrasen lassen sich oberflächliche Beobachter nur zu leicht täuschen. Gott steht seiner Schöpfung kalt gegenüber, ob der Mensch in die Hölle kommt oder in den Himmel, das kann ihm schließlich einerlei sein, denn ihm gehört ja beides. Es ist ganz begreiflich, daß japanische Mohammedaner es als Blasphemie empfinden, wenn ein Christ Gott seinen Vater nennt.

Wir könnten nun fragen, wie ist es denkbar, daß der Animist, der doch eine ganz andere Vorstellung von Gott hatte, sich mit diesem Gottesbegriff befreunden konnte. Aus dem gutmütig schwächlichen Animistengott ist der selbstherrliche, furchtbare Mohammedanergott geworden. Das erklärt sich daraus, daß im Islam Gott und das Fatum ineinanderfließen. Ein abstraktes Fatum existiert im Islam nirgends, das Fatum im Islam ist der Wille Allahs. Wir wissen, daß der Heide von jeher Fatalist war. Früher sagte er: „Die vorzeitliche Bitte hat sich erfüllt,“¹⁾ jetzt tröstet er sich: „Gottes Wille geschieht,“ die Form des Trostes ist eine andere, sachlich kommt beides auf dasselbe hinaus. Auch hier sehen wir, warum der Islamit keine Verheißung für das Diesseits braucht. Das Diesseits verläuft nach dem unabänderlichen Willen Allahs. Jedenfalls sehen wir, so viel der Moslem auch von Gott redet, er ist nicht imstande, den Mohammedaner aus seiner Gottesferne herauszubringen. Dem gefürchteten Allah steht man im Grunde ebenso fremd und kühl gegenüber, wie dem schwächlichen Debata der alten Zeit.

Nun will man aber doch noch den Vorzug des Islam retten und legt den Ton auf das monos und sagt: wenigstens sei doch die Einheit Gottes im Islam gewahrt und das sei doch ein Fortschritt. Wir sahen oben schon, daß die Einheit des Gottesbegriffes überall im Islam durch die bösen Geister und durch die Heiligenverehrung eine Einbuße leidet, noch mehr vielleicht durch die Gestalt des Propheten Mohammed, der, wie wir sahen, ein Halbgott geworden ist. Aber neben Mohammed stehen noch die Propheten, deren Erscheinen z. B. der „Chalif“ dem Rosenkranzbeter (sikir, ar. dzikr) verheißt. Und sogar den Lehrern, die ja Stellvertreter des Propheten sind, legt man gern göttliche Kräfte, z. B. Allwissenheit, bei. Die animistische Vorstellung, daß höhergestellten Personen größere „Seelenkraft“ zur Verfügung stehe, macht solche Anschauungen begreiflich.

1) Vergl. auch meinen Aufsatz: Die Propaganda des Islam, N. M.-Z. 1900, 428.

Auch sonst muß Gott sich in seine Rolle mit vielen Nebengöttern teilen, in den Engeln (malaikat, Plural von ar. malek) findet der Animist gern die Geister der Stammesvorfahren wieder, deshalb ruft er ihre Hilfe an in manchem Zauberspruch. Es ist im Islam wie in dem alten Animismus. In der Theorie redet man gern von dem Einen Gott, aber in der Praxis verurteilt man diesen Einen Gott dazu, seine Würde mit vielen anderen zu teilen. Für weite Kreise auch der sumatranischen Mohammedaner gilt, was ein javanischer Missionar einmal von dem javanisch-mohammedanischen Gottesbild sagte: Gott ist an die Spitze des Geisterheeres getreten, er ist der Geist der Geister; es kommt vor, daß dort der höchste Dorfgeist (jang desa) neben Allah angerufen wird. Kein Wunder, wenn der Islamit nun auch seine Geisterfurcht auf den Gott der Mohammedaner überträgt. So bleibt die Furcht, so weit sie nicht durch die stumpfe Resignation abgelöst wird, neben der Gottesferne das eigenartige in dem Verhältnis des Mohammedaners zu Gott; darum sagten wir, daß die Änderung in der Anschauung von Gott kaum merklich sei. Der Synkretismus des Islam verdirbt auch das Gottesbild. Durch seinen Synkretismus empfiehlt sich zunächst der Islam dem Animisten, aber in ihm liegt auch seine Schwäche. Der Islam hält dem Heiden nicht, was er mit Emphase verspricht, die eschatologische Phantasterei hängt schließlich in der Luft, und für das diesseitige Leben ist der Islamit nicht besser gestellt als der Heide, das merkt mancher nachdenkende Mohammedaner. Die mohammedanischen Lehrer sind freilich unerschöpflich im Anpreisen von neuen „Geheimnissen“ (ar.-bat. batin) für alle die, die unbefriedigt sind im Islam, aber die „Geheimnisse“ kosten Geld, der wirklich fromme Islamit merkt bald, daß die Lehre von den Verdiensten eine Schraube ohne Ende ist, die dem Lehrer viel Geld einbringt und den Gläubigen doch nie an einen festen Punkt kommen läßt, an dem er sagen kann, daß er nun genug getan hat. Die meisten Mohammedaner geraten, wenn sie an diesem Punkt angelangt sind, in einen stumpfen Fatalismus, sie geben das eigene Suchen nach Klarheit auf und werden blinde Jünger ihrer Lehrer. Sie erfüllen willig alle ihre Forderungen in der Hoffnung, daß dann doch einmal alles gut werden wird. Diese stumpfe Masse ist ein fast unzugängliches Missionsobjekt. Sie machen ängstlich darüber, daß man ihre Enttäuschung im Islam nicht erkennt, gehärden sich sehr fanatisch, um auch so zu zeigen, daß sie gute Moslem sind.

Neben diesen finden sich einige wenige, die gerade an der unwahren Verquickung von Wahrheit und Unwahrheit im Islam die einfache christliche Lehre langsam schätzen lernen. Das klare Gotteswort stellen sie den dunklen Koransprüchen gegenüber, der phantastischen Legende die einfache Geschichte Jesu, der Wertgerechtigkeit das Umsonst der Gnade. Gewiß, auch bei der Bekehrung des Mohammedaners zum Christentum spielen soziale und politische Gründe je und dann eine Rolle, aber im letzten Grund ist es hier die religiöse Überlegenheit der christlichen, in sich geschlossenen Wahrheit, die allen Kompromissen abhold ist. Denn nun erst erfährt der Mohammedanerchrist die ganze Fülle der religiösen Kraft, die Erlösung aus den Banden des Animismus und die Befreiung aus der islamischen Halbwahrheit.



Die Pariser Basuto-Mission.

Ein Jubiläumsartikel.

Von D. G. Kurze.

I.

Es war ein seltsamer Reisezug, der am 5. Juni 1833 die eine Tagereise nördlich vom Oranjesfluß gelegene Londoner Missionsstation Philippolis verließ. An der Spitze ritt ein Hottentottenmischling, namens Adam Krots, ein alter Farmer und Jäger, gefolgt von seinem zahlreichen eingebornen Personal und einem Ochsenwagen, der drei junge französische Missionare — Casalis, Arboussset und Gosselin — unter seinerleinwandplane barg. Es waren Sendboten der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, die vor kurzem erst den Boden Südafrikas betreten hatten und sich nun ein Arbeitsfeld unter einem der Eingebornenstämme des Inneren suchten. Während ihrer kurzen Rast in Philippolis hatte ihnen Krots erzählt, wie er auf einem seiner Jagdzüge auch weit nach Nordosten hin zu Moschesch, dem König der Basuto, gekommen und von diesem dringend gebeten worden sei, ihm Missionare zu besorgen, damit Ruhe und Frieden in seinem Lande einköhre. Ja, Moschesch hatte in seiner Ungeduld an Krots darauf bald 200 Ochsen gesandt, um damit einen Missionar zu „kaufen“. Die drei jungen Franzosen sahen darin einen Wink von oben und nahmen das Anerbieten Krots an, sie an den

Hof des Königs, der auf der Bergfeste Thaba-Bossiu residierte, zu geleiten. In langsamen Tagemärschen durch das wildreiche Land gen Nordosten ziehend, kreuzte die Karawane den Caledonfluß, an dessen beiden Ufern damals die Reste des von Moschesch regierten Basutovolkes saßen, und langte am 28. Juni 1833 vor der Bergfeste an, wo den Missionaren von seiten des Königs und seiner Untertanen eine begeisterte Aufnahme zuteil wurde. „Das Land steht euch offen,“ sagte Moschesch zu seinen weißen Gästen, „wir wollen es gemeinsam durchziehen und ihr sollt euch den Platz, der euch am besten gefällt, selbst aussuchen.“ So durchstreifte er zu Pferd mit den Missionaren sein Gebiet, und deren Wahl fiel schließlich auf ein 9 Stunden südwestlich von Thaba-Bossiu gelegenes Tal, wo sie sich bei dem Dorfe Makhoarana am 9. Juli 1833 von Moschesch ein Stück Land zur Gründung der Missionsstation Morija zuweisen ließen.

Niemand war froher als Moschesch, daß er nun seine eigenen Missionare hatte, die seinem schwer heimgesuchten Volke den Frieden bringen sollten. Die jungen Glaubensboten waren in ein vom Kriege verwüstetes Land gekommen, wo die meist auf festungsähnlichen Tafelbergen hausenden 30—40000 Basuto nur noch den kümmerlichen Überrest des ursprünglich wohl 500000 Seelen zählenden Basutovolkes darstellten. Die zu dem östlichen Zweige des großen Betschuanenvolkes gehörenden Basuto, welche ursprünglich den ganzen Osten der heutigen Oranjesfluß-Kolonie einnahmen, hatten im Jahre 1822 den Ansturm der gen Süden ziehenden Horden der Amangwana abzuhalten und wurden nach allen Richtungen zerstreut; später kamen noch verheerende Einfälle von Kafferstämmen aus Natal und zuletzt die Raubzüge eines mit Feuerwaffen ausgerüsteten berittenen Hottentottenstammes, der Koranna, hinzu, um das Maß des Elendes voll zu machen. Man schätzt den Verlust an Menschenleben während dieser Kriegsjahre auf 300000; über 100000 Basuto zogen als bettelnde Flüchtlinge in die Kapkolonie. Viele versteckten sich in den Malutibergen zwischen dem Caledon und dem Oberlaufe des Oranjesflusses. Hier wurde die Bergfeste Thaba-Bossiu (Nachtberg), wo sich der tapfere und scharfsinnige Oberhäuptling Moschesch bis zuletzt siegreich gegen die Angriffe seiner vielen Feinde verteidigt hatte, zum Mittelpunkt des aus seinen Trümmern langsam wieder erstehenden neuen Basutoreiches. Noch war der größere Teil des Landes eine Einöde, in der zahllose Wildherden sich herumtummelten; nur in der unmittelbaren Umgebung ihrer Bergfesten wagten die Basuto ihr Vieh zu weiden und ein wenig Land zu bestellen. Ja, nur wenige Jahre vor Ankunft der Missionare hatte sich ein Teil der Basuto, vom Hunger gepeinigt, der Menschenfresserei ergeben. Diese Molimo genannten Kannibalen unternahmen von ihren Schlupfwinkeln aus förmliche Expeditionen durch das

Land, bis Moschesch mit starker Hand ihrem Treiben ein Ziel setzte; doch strafte er sie nicht am Leben, obgleich viele seiner Getreuen es wünschten. Er wies solche Zumutung mit den Worten ab: „Die Menschenfresser sind lebendige Gräber; man zieht nicht gegen Gräber ins Feld.“

Die erste Sorge der jungen Missionare war, die Station Morija auszubauen, wohin Moschesch seine beiden ältesten Söhne und einige duzend junge Männer zur Niederlassung und zur Unterstützung der Europäer beordert hatte, um sich in die Sprache und die Sitten der Basuto so rasch als möglich einzuleben. Als sich ihre Hoffnung, daß Moschesch seine Residenz selbst nach Morija verlegen werde, nicht erfüllte, gründete Casalis, der sich inzwischen, wie sein Mitarbeiter Arbouffet, aus der Kapstadt eine gleichgesinnte Lebensgefährtin geholt hatte, im Jahre 1838 am Fuße der Bergfeste Thaba-Bossiu die gleichnamige zweite Missionsstation. Die Missionsarbeit nahm verhältnismäßig rasch eine gedeihliche Entwicklung; jedes Jahr vergrößerte sich die Zahl der Taufbewerber und Christen. Besonders das Jahr 1840 ließ sich sehr hoffnungsvoll an. Die Schulen waren von Kindern und Erwachsenen zum Erdrücken voll; die Katechummen zählten bereits nach Hunderten und unter den Getauften waren 2 Frauen des Königs, sowie sein tapferer Feldherr Mokonhama und Moscheschs zweiter Sohn Molapo. Die Wirkung, die der König von der Niederlassung der Missionare unter seinem Volke erhofft hatte, blieb nicht aus; der Friede breitete sich im Lande aus, sogar die Einfälle berittener Korannahorden über die Westgrenze hörten endlich ganz auf. Mit dem zunehmenden Frieden fiel für die Basuto auch die drückende Nötigung hinweg, eng zusammengedrängt mit ihren Viehherden auf den festungsähnlichen Tafelbergen ihres Heimatlandes der Sicherheit wegen haufen zu müssen. Einer von den Unterhäuptlingen nach dem andern zog mit seinen Leuten hinab in die Thalmulden und machte den fruchtbaren Boden, der bis hin nur dem Wild als Weidefeld gedient hatte, urbar.

Um die allmählich über das Land hin sich immer mehr zerstreuende Bevölkerung besser mit dem Evangelium versorgen zu können, gründeten die Pariser Missionare, die inzwischen von der Heimat aus die dringend notwendige Verstärkung erhalten hatten, im Jahre 1843 zwei neue Missionsstationen, die eine, Beröa, ein paar Stunden nordwestlich von Thaba-Bossiu gelegen, und Bethesda (Maphutseng), eine Tagereise südwärts von Morija. Drei Jahre später kam

noch die Station Kana — 9 Stunden nordöstlich von Thaba-Bossiu — und 1847 die Station Hermon in der Südwestecke des Basutolandes hinzu. Je mehr aber die Mission aufblühte, um so rascher wandelte sich der anfänglich mehr passive Widerstand der hauptsächlich dem Ahnendienst huldigenden heidnischen Basuto in direkte Befehdung der jungen Christengemeinden um. Es fehlte nicht an stürmischen Szenen, und es wurden sogar Todesdrohungen gegen einzelne Christen laut. Was die Gegner des Christentums am meisten erbitterte, war die entschiedene Stellung, welche die Missionare gegenüber der Vielweiberei einnahmen; von vornherein hatten letztere es ihren jungen Christen als unumgängliche Pflicht auferlegt, nur in der Eihe zu leben. Frauen polygamer Häuptlinge wurden erst dann getauft, wenn sie mit Zustimmung ihrer Gatten ihr Eheverhältnis hatten lösen können. Wenn es trotzdem zu keiner blutigen Verfolgung kam, so war dies dem besänftigenden und vermittelnden Einflusse des Königs Moschesch zu verdanken, der dem christlichen Gottesdienste regelmäßig beiwohnte und die Gründung neuer Missionsstationen mit Rat und Tat förderte. Obwohl er dem Übertritte einzelner Glieder seiner großen Familie kein Hindernis entgegenstellte, so schob er für seine Person doch die Entscheidung noch hinaus. Er glaubte offenbar, als Mittelsmann der Mission mehr nützen zu können, wenn er zunächst noch die Zugehörigkeit zum heidnischen Volkstum wahrte. Als es in jener Anfangszeit der aufeinanderprallenden Gegensätze bei einer Ratssitzung an seinem Hofe — unter den Basuto war von altersher ausgedehnteste Redefreiheit die Regel — sehr stürmisch zugegangen war, sagte Moschesch nach der Versammlung zu seinen vertrautesten Räten: „Allem Lärm zum Trotz laßt euch gesagt sein, daß es töricht ist, gegen Gottes Wort anzukämpfen. Früher oder später wird es doch siegen.“ Und dem Missionar Casalis gegenüber entschuldigte er sich gleichzeitig mit den Worten: „Wir Basuto tapfen noch vielfach im Finstern; aber ich bete zu Gott, daß er mich erleuchten und bekehren möge. Ich hoffe, er wird Mitleid mit mir haben und alles wird gut gehen. Für jetzt beurteile mich nach meinen Taten und nicht nach dem, was an meinem Hofe geredet wird.“ So nahm bei allem Widerstreit die Mission in jener Anfangszeit eine gedeihliche Entwicklung, und man hat die erste Periode der Basuto-Mission, die von 1833 bis 1850 reicht, nicht mit Unrecht als die goldene Jugendzeit derselben charak-

terifiziert. Moschesch selbst stellte am Ende jener Periode der Mission das Ehrenzeugnis aus: „Ich herrsche über Christen und Heiden; aber ich kann mich nur auf die Christen verlassen. Sie allein gehorchen mir mit Freuden und haben Verständnis für meine Pläne.“

II.

In Frankreich waren inzwischen die Wirren des Jahres 1848 auch an der evangelischen Kirche nicht spurlos vorübergegangen. Der Missionseifer der heimatlichen Kirche ließ nach und ein zeitweiliges Defizit veranlaßte das rasch entmutigte Komitee, das Missionsseminar aufzulösen und den Basuto-Missionaren eine Einschränkung ihrer Arbeit nahe zu legen. Letztere entsandten ihren Senior Casalis nach Frankreich, um die Interessen der Basuto-Mission wirksamer zu vertreten und den Missionseifer der heimatlichen Kirchen aufs neue anzufachen. Bald danach, etwa vom Jahre 1850 ab, hatten auch die jüngeren Missionsgemeinden im Basutolande schwere Zeiten durchzumachen. Dieselben begannen zunächst mit einer energischen Angriffsbewegung von seiten der heidnischen Partei. Die Söhne Moscheschs und andere Angehörige vornehmer Häuptlingsgeschlechter, die sich in der Blütezeit der Mission hatten taufen lassen, fielen wieder ins Heidentum zurück, und der heidnische Teil der Basuto-Nation fühlte sich dadurch nur noch mehr zur Abwehr gegen die Missionstätigkeit der Glaubensboten angefeuert. Nicht wenig Schuld an dieser missionsfeindlichen Strömung, die einen großen Teil des Volkes mit sich forttrieb, trugen auch die beständigen Übergriffe, die sich die in das Gebiet des späteren Oranjesfreistaates eingewanderten Buren gegenüber den Basuto erlaubten, indem sie ihre Farmen auch im westlichen Teile des Basutolandes anlegten.

Überhaupt brachten die 2 Jahrzehnte 1850—1870 viel Unruhe über das arme Basutoland. Zunächst gab es Mißverständnisse mit der Regierung der Kapkolonie; die Engländer griffen Moschesch an, wurden aber am 20. Dezember 1852 in der Schlacht bei Beröa zurückgeschlagen. Dann brach 1858 ein neuer Konflikt mit den Buren des Oranjesfreistaates aus. Letztere rückten bis Thaba-Bossiu vor, das sie vergeblich belagerten. Brutalerweise zerstörten sie die Missionsstation Morija und eigneten sich den größeren Teil des rechten Caledonufers an. Ein noch erbitterter Kampf brach 1865 aus. Durch einen Beschluß des „Volksraad“ der Buren wurden alle Missionare aus dem Basutolande ausgewiesen, und Moschesch sah sich, als der Krieg für ihn einen ungünstigen Ausgang nahm, 1868 gezwungen, die Vermittlung Englands anzurufen. Das ganze rechte Ufer des Caledon, sowie

eine große Strecke Landes zwischen dem unteren Caledon und dem Dranjefluß wurde nun endgiltig zum Dranjefreistaat geschlagen; sein übriges Gebiet, das jetzige Basutoland — mit damals 128000 Einwohnern — stellte Moschesh im März 1868 unter den Schutz Englands.

Auch in den unruhigsten Zeiten jener zweiten Periode stand die Missionsarbeit nicht ganz still. Zahlreiche Eingeborne hatten sich in die nächste Umgebung der Missionsstationen geflüchtet, wodurch es den Missionaren möglich wurde, die Katechumenen gründlicher zu unterweisen. Ja es kam auch, da junge Kräfte aus Frankreich nachgeschickt worden waren, zur Gründung einiger neuer Missionsstationen. So wurde 1859 Leribe als Station für den bis dahin sehr vernachlässigten Norden des Landes, 1862 Thabana Morena im Südwesten und 4 Jahre später Massitissi im Süden des Basutolandes besetzt. Da die von den Missionsstationen entfernter wohnenden Neubefehrten leichter der Gefahr ausgesetzt waren, wieder in das sie umgebende Heidentum zurückzufallen, so ließen es sich die Missionare besonders seit 1868 angelegen sein, jede Station mit einem Kranze fester Außenstationen zu umgeben, auf denen man den jungen Christen eine bessere geistliche Pflege gedeihen lassen konnte. Zugleich hielt man den Zeitpunkt für gekommen, sich aus den bewährtesten eingebornen Christen Hilfskräfte heranzuziehen, die unter ihren Landsleuten Missionsarbeit treiben konnten. Zunächst machte sich auf dem Gebiete der Schule das meiste Bedürfnis nach Entlastung der Missionare geltend; denn es war ein Ding der Unmöglichkeit für diese, der Doppelaufgabe: das Evangelium zu predigen und regelmäßigen Schulunterricht zu geben, gleichmäßig gerecht zu werden. So entstanden dann in jener zweiten Periode die verschiedenen Schulsysteme der Pariser Mission.

Im Jahre 1864 beschloß man zunächst ein Lehrerseminar zu schaffen. Da sich aber die Ausführung dieses Projektes verzögerte, machte der rührige Missionar A. Mabilles in Morija vorläufig selbst einen Versuch mit der Ausbildung eingeborner Lehrer. Als die von ihm unterrichteten jungen Leute sich als brauchbar erwiesen, übernahm die Konferenz der Missionare die Anstalt in eigne Verwaltung und stattete sie derartig mit Lehrkräften aus, daß aus ihr nach 4—5jährigem Kursus eine große Anzahl tüchtiger Volksschullehrer hervorgegangen ist. Ebenfalls auf Mabilles Anregung hin wurde in Morija zur Ausbildung von Evangelisten eine sogenannte

„Bibelschule“ ins Leben gerufen, wo die zukünftigen Mitarbeiter der Missionare in einem dreijährigen Studiengange Gelegenheit hatten, neben einer allgemeinen Bildung sich besonders eine solide Bibelfenntnis anzueignen. Auch diese Schule hat vortreffliche Früchte gezeitigt. Am bedeutsamsten aber für die spätere Selbständigkeit einer evangelischen Basutokirche wurde die im Jahre 1883 erfolgte Gründung eines Predigerseminars in Morija, das die ersten 3 Jahre hindurch der hochbegabte Professor H. Krüger leitete und aus dem bis jetzt 13 eingeborne Geistliche hervorgegangen sind. In dieses Seminar, dessen Kursus auf 3 Jahre berechnet ist, werden nur solche Zöglinge aufgenommen, die sich in mehrjähriger Tätigkeit als Evangelisten oder Lehrer bewährt haben. Ihre Ordination erhalten sie übrigens nicht schon beim Abgang vom Seminar, sondern erst nach einer längeren Dienstzeit als Mitarbeiter eines Missionars. Um auch der weiblichen Jugend zu einer besseren Erziehung und Ausbildung zu verhelfen, rief Missionar Jousse 1871 in Thaba-Bossiu ein Töchterinstitut ins Leben, das seit 1902 nach Thabana Morena verlegt worden ist. Die ersten Zöglinge der Anstalt waren meist Töchter des Moschesch; später kamen dann Mädchen aus den verschiedensten Familien hinzu, da sich das Institut bald großer Beliebtheit unter den Basuto erfreute. Ein kleiner Teil der Schülerinnen macht das Elementarlehrerinnen-Examen; die meisten werden von den Basuto-Evangelisten und Pastoren als Frauen heimgeführt. Als ein dringendes Bedürfnis erwies sich auch die Gründung einer Industrieschule. Missionar Germond machte 1878 auf seiner Station Thabana Morena den ersten Versuch mit 4 Zöglingen. Dank den ermutigenden Erfahrungen und der tatkräftigen Unterstützung der englischen Regierung entstand bald danach in Velloaleng (Kuting) im äußersten Süden des Landes die erste Industrieschule, in der die jungen Basuto in den für sie wichtigsten Handwerken ausgebildet werden. Eine bedeutsame Stelle unter den von der Pariser Mission geschaffenen Instituten nimmt ferner die Missionsbuchdruckerei und Buchhandlung in Morija ein. Schon seit 1841 besaß die Mission eine kleine Presse, aus der zahlreiche Schulbücher und 1848 bereits eine Übersetzung des Neuen Testaments in Sesuto hervorgingen. Später nahm sich besonders Missionar Mabile dieses Zweiges der Missionstätigkeit an und gründete unter anderem 1864 das Monatsblatt Leselinyana („Kleines Licht“), das sich noch jetzt großer Be-

liebtheit in den Basutogemeinden erfreut. Eine Reihe von Jahren gab Mabilles auch den „Freund der Katechisten und Lehrer“ heraus. Die ganze Bibel ist durch die gemeinsame Arbeit der französischen Missionare 1849—76 ins Sesuto übersetzt und revidiert worden; unter M. Mabilles Aufsicht wurde sie 1881 in London fertig gedruckt. Im Jahre 1898 erschien eine revidierte Ausgabe in zweierlei Formaten.

Eine Erweiterung erfuhr die Basuto-Mission über das eigentliche Stammesgebiet hinaus, als Basuto über die Drakenberge nach Ost-Oriqualand auswanderten und die Pariser Mission unter ihnen im Jahre 1876 die beiden Stationen Paballong und Matatiele gründete; letztere wurde 1884 weiter nördlich nach Masube verlegt. War bisher die von dem Gebirgsmassiv der Maluti ausgefüllte Osthälfte des Basutolandes von der Mission unberührt geblieben, so änderte sich das, als infolge der raschen Vermehrung der Volkszahl die Basuto auch in den entlegensten Bergtälern ihrer Heimat neue Ansiedelungen gründeten; man bediente sich mit Vorliebe der jungen eingebornen Evangelisten und Geistlichen, um diese Außenposten — es sind ihrer jetzt 5 im Malutigebirge — zu besetzen.

Noch eine gefährliche Strifis, die auch die Missionsgemeinden tief erschütterte, machte das Basutovolk am Ende jener zweiten Periode in dem sogenannten „Flintenriege“ von 1880—81 durch. Trotz aller Abmahnungen der über die Volksstimmung genau orientierten Missionare wollte der Unverstand des damaligen kapländischen Gouverneurs Bartle Frere und seines Premierministers Sprigg eine völlige Entwaffnung der Basuto erzwingen. Letztere waren über diese Forderung um so mehr empört, als sie sich bisher der größten Loyalität gegenüber der englischen Regierung befleißigt hatten und kurz vorher sogar mit den englischen Behörden gemeinsam gegen einen aufrührerischen Basutohäuptling zu Felde gezogen waren. Sie kamen der kapländischen Regierung entgegen, indem sie sich zur Entrichtung einer hohen Waffensteuer bereit erklärten; aber die maßgebenden Persönlichkeiten in der Kapstadt waren zu sehr in ihren Lieblingsplan verrannt, als daß sie nachgegeben hätten. So rückten im September 1880 drei Kolonnen Kolonialtruppen in Basutoland ein. Die französischen Missionare, die sämtlich auf ihren Stationen verblieben, befanden sich in einer sehr schwierigen Lage. Solange noch die Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches vorhanden war, waren sie mutig für die Interessen ihrer Schützlinge gegen jene Willkürmaßregel der Kapländer Regierung eingetreten. Nun, da alle friedlichen Mittel erschöpft waren, predigten sie den Basuto, insonderheit ihren Christengemeinden, Unterwerfung unter das Gesetz. In-

des der überwiegende Teil der Basuto-Nation, trotzdem auch der Oberhäuptling Betsie, Moscheshs Sohn und Nachfolger, sich für Unterordnung aussprach, griff zu den Waffen, um die nationale Ehre zu verteidigen. So standen die Missionare zwischen zwei Feuern; auf der einen Seite hatten sie unter dem Mißtrauen der englischen Gewalthaber zu leiden, die unter anderm die Missionsniederlassung Hermon niederbrannten; auf der andern galten sie und die ihrem Räte folgenden Basutochristen — die sogenannten „Loyalen“ — in den Augen der heidnischen Basuto — der „Nationalen“ — als Verräter an der nationalen Sache. Die Christengemeinden waren daher vielfach Verfolgungen und Plünderung seitens der „Nationalen“ ausgesetzt und fanden umgekehrt an den Kolonialbehörden, die über zu wenig Truppen verfügten, keinen genügenden Schutz. Das Kriegsglück schwankte hin und her; zuletzt hielten die Basuto die Kolonialtruppen im Schach, so daß man in der Kapkolonie schließlich aufatmete, als das Ministerium Sprigg abtrat und an Stelle Sir Bartle Freres der neue Gouverneur und Oberkommissar Robinson mit der Basuto-Nation im Frühjahr 1881 einen für diese vorteilhaften Frieden abschloß. Die Basuto behielten ihr Gebiet und kamen von 1883 ab wieder unter die direkte Oberhoheit der britischen Krone. Auch ließ man ihnen ihre Gewehre gegen eine jährliche Abgabe. Es ging aber noch eine Reihe von Jahren hin, ehe sich das Land von seinen Wunden erholte und ehe die Mission die im Gefolge des Krieges eingehergehenden Hemmnisse überwand. Als im Jahre 1883 Missionsdirektor Bögner eine Visitationsreise ins Basutoland unternahm und mit den Christengemeinden das 50jährige Jubiläum der Mission feierte, trug die Feier einen recht bescheidenen Charakter. Ungefähr 1000 Festteilnehmer, darunter 80 Weiße, hatten sich in Morija eingefunden; die meisten Häuptlinge hatten der Einladung zum Feste nicht folgen können, da 2 derselben noch nicht ihren Frieden mit dem Vertreter der englischen Regierung machen wollten. So waren außer den Missionarsfamilien in der Hauptsache nur die eingebornen Evangelisten und Lehrer, die Ältesten der Gemeinde und die in der Nähe wohnenden Christen vertreten.



Chronik.

Hoffnungsvolles aus China. Bei aller nüchternen Würdigung der kritischen Beschaffenheit der gegenwärtigen Lage in China, die die Folge seiner plötzlichen geistigen und kulturellen Revolutionierung ist, registriert der Chinese Recorder in mehreren von verschiedenen und angesehenen Verfassern stammenden Aufsätzen seiner Januar-Nummer eine Reihe von Tatsachen, welche einen hoffnungsvollen Ausblick auf den Fortschritt des Christentums eröffnen. Es ist nicht ein numerisches Wachstum der chinesischen Christen, das er meldet, dafür fehlen noch die neusten statistischen Angaben, ja er betont sogar, daß die direkte evangelistische Tätigkeit unter den Heiden in der letzten Zeit etwas zurückgetreten zu sein scheint — es sind Bewegungen innerhalb der Kirche, auf die er große Hoffnungen

für die Zukunft setzt, und zwar eine von den eingebornen Christen selbst getragene Einigungsbewegung und eine das religiöse und sittliche Leben derselben vertiefende, immer weiter um sich greifende Erweckungsbewegung. Was die erste betrifft, so ist sie besonders machtvoll in den Provinzen Tschili, Schantung, Schansi, Honan, Hunan, Anhui, Kiangsu und Tschekiang. Nicht nur daß die Kirchenglieder denominationell verschiedener Missionsorgane herzliche brüderliche Gemeinschaft auf besonderen Konferenzen pflegen, sondern sie schließen sich auch zusammen zu gemeinsamer Arbeit auf dem Gebiete der erzieherischen, der literarischen und der ärztlichen Tätigkeit und haben zu diesem Zwecke geplant, ja zum Teil auch schon durchzuführen begonnen die Vereinigung höherer Unterrichtsanstalten, medizinischer Institute, sogar die Gründung von Universitäten. Was die Bewegung so stark macht, das ist, daß die eingebornen Christen nach chinesischer Art auf praktische Ergebnisse energisch hinarbeiten, auch darauf, daß durch Konzentration der theologischen Unterrichtsanstalten unter der gemeinsamen Leitung der tüchtigsten Lehrkräfte ein durchgebildeter, seinen Aufgaben voll gewachsener eingeborner Lehrstand erzogen werde. Und daß neben der Einigungsbewegung vornehmlich im Norden des Reichs eine geistliche Belebung der Christengemeinden hergeht, das ist das zweite Erfreuliche, was in Übereinstimmung mit den Organen der meisten in China tätigen M. G. G. der Recorder meldet. Diese geistliche Belebung steht zum großen Teil im Zusammenhange mit der Erweckungsbewegung, die sich von Korea und der Mandschurei aus nach China fortgepflanzt hat, nicht ausschließlich aber namentlich in die Provinzen Tschili, Schansi, Honan, Kiangsi und Fukien. Diese Bewegung kennzeichnet sich durch eine gesteigerte Teilnahme an den ordentlichen und außerordentlichen religiösen Versammlungen, ein vermehrtes Bibelstudium, einen lebendigen Gebetstrieb, freimütige, oft erschütternde Sündenbekenntnisse und großen Heiligungsernst. Sie ist nicht ganz frei von exzentrischen Begleitererscheinungen und man wird mit dem Urteil über ihren bleibenden Wert zur Zeit noch vorsichtig sein müssen, aber die Tatsache ist zweifellos, daß weithin in den chinesischen Christengemeinden eine bis jetzt unerlebte religiöse Belebung im Gange ist, die für die Erbauung wie für die Ausbreitung der Kirche eine hoffnungsvolle Bedeutung hat. — Ob der folgenden Notiz, die das Bapt. Mag. 09, 47 bringt, für die allgemeine Stellung der chinesischen Regierung zum Christentum hoher Wert beizulegen ist, wage ich nicht zu beurteilen, ich will sie aber als charakteristisch registrieren. „Mr. C. S. Fei, ein Christlicher in Amerika wohlbekannter Chinese, ein Graduirter von Oberlin 1906, ist von der chinesischen Regierung zum Präsidenten des Provinzial-College zu Paotingfu ernannt worden. Mr. Fei hat die Stellung angenommen unter der Bedingung, daß von 4 Wochen ihm eine freigegeben werde für christliche Arbeit. Die christliche Religion darf in dem college nicht gelehrt werden, aber Mr. Fei hat Erlaubnis erhalten, private Bibellassen einzurichten.“ Es wäre ja hoch erfreulich, wenn auch an andern höheren Regierungs-Belehranstalten christlichen Chinesen ähnliche Stellungen geöffnet würden.

*

*

*

Am 26. Februar ist die am 1. Februar eröffnete **Internationale Opium-Konferenz** (vergl. N. M. Z. 09, 94) geschlossen worden. Unter den 9 Resolutionen, welche gefaßt wurden, erkannte die erste voll an, „daß es der chinesischen Regierung ein voller Ernst mit der Ausrottung der Produktion des Opiums und des Handels mit Opium sei“, aber als dieselbe erklären ließ, daß sie entschlossen sei, den Mohnbau binnen 2 Jahren innerhalb des ganzen Reichs zu beseitigen und England aufgefordert wurde, pari passu mit der Unterdrückung der Opiumproduktion in China seinen Opiumhandel mit China einzuschränken, erklärten die englischen Vertreter, sie müßten auf ihrem vertragsmäßigen Rechte bestehen, diesen Handel erst nach und nach im Laufe von 7 Jahren einzustellen. (C. M. Rev. 09, 254. Rec. Unit. Free C. Sc. 09, 146. Miss. Her. 09, 146. 157)!!

* * *

In der letzten Zeit haben drei indische Gouverneure bedeutungsvolle Zeugnisse für die Mission abgelegt: 1) der Gouverneur von Bengalen Sir Andrew Fraser. Nach 37 Jahren im indischen Zivildienste ist er Ende Januar nach England zurückgekehrt und sagte in einer großen Versammlung in der Queens Hall (London) u. a.: „Ich habe in meiner amtlichen Stellung, die mich zweimal mit Kommissionen über ganz Indien betraute, jede indische Provinz und viele Eingebornestaaten besucht, und an jedem Plage, den ich besucht habe, bin ich mit den Missionaren bekannt geworden und habe Gelegenheit genommen, ihr Werk kennen zu lernen. Ich beanspruche als Laie ein besonderes Recht über die Missionen zu sprechen und ich werfe mich (I throw myself) mit meinem ganzen Gewicht und all meiner Begeisterung in die Klasse der Zeugen hinein, welche mit Dank gegen Gott sprechen können von dem, was sie in der Vergangenheit von der Mission gesehen haben und mit Hoffnung von dem, was sie in der Zukunft von ihr erwarten.“ Dieser hochangesehene Mann war Mitglied und Ältester einer eingebornen Gemeinde unter einem indischen Pastor und rechnete sich das ebenso zur Ehre wie daß er eine Reihe christlicher indischer Gentlemen zu seinen persönlichen Freunden zählen dürfe. — 2) der jetzige Gouverneur von Madras, Sir Alfred Lowley, der auf seiner vorjährigen Tinnewelli-Reise sich mit den dortigen Missionen ganz speziell bekannt machte und namentlich das Sarah=Tucker=College, die Normalschule, das Taubstummens- und Blinden-Institut der C. M. S. besuchte, erklärte in einer großen Versammlung der Tamilchristen zu Palamcottu u. a. folgendes: „Das Werk der Kirche in diesem Lande während des letzten halben Jahrhunderts ist ein wunderbar gesegnetes gewesen, und auf keinem Gebiete mehr als auf dem der Erziehung; sie hat sich aller Klassen angenommen und ist namentlich dem Meister, dem wir dienen, nachgefolgt, um den Schwachen und Leidenden aller Art zu helfen“; und in Tinnewelli und Nazareth wiederholte er: „Ich muß Ihnen die Versicherung geben, daß der gute Einfluß, den Sie ausüben, weit über Ihre Gemeinden hinausgeht, und daß es mir eine große Freude ist, hier zu sein und etwas von Ihrer Arbeit zu sehen und von meinem Standpunkte aus als Gouverneur dieser großen Provinz bezeugen zu dürfen, daß es ein herrliches Werk ist,

das Sie treiben.“ — Und 3) der frühere Gouverneur des Pandschab, Sir Macworth Young, der 38 Jahre in verschiedenen Stellungen als Beamter in Indien tätig war, erklärte kürzlich vor den Professoren und Studenten von Oxford in einer ausgezeichneten Rede über die nationale Bewegung in Indien, in der er mit flammender Begeisterung die besten, durch ihr christliches Leben in jeder Stellung den Namen Gottes heiligenden Männer Englands für das große Werk der Wiedergeburt Indiens reklamierte, er erklärte u. a., daß man vor allen bei den Missionaren über die durch die gegenwärtige Lage gestellten großen und ernsten Aufgaben das gereifteste Urteil finde; daß der Beruf eines Missionars den höchsten Indien geleisteten Dienst bedeute; daß die erleuchteten indischen Reformer ihre edelsten Anregungen den Missionaren verdanken; „die nichtchristlichen Religionen als solche haben keine soziale Verheißung in sich. Sie ermangeln der innerlich dringenden Antriebe zur Selbstlosigkeit und zum Selbstopfer. Während die nichtchristlichen Reformer vergebliche Anstrengungen zur sozialen Hebung der indischen Bevölkerung gemacht, haben die Missionare durch ihre Arbeit anschaulich vor Augen gestellt, was das Christentum für dieselbe zu tun vermag . . . Ich nehme keinen Augenblick Anstand zu bekennen, daß auf Grund meiner 2 Generationen gebildeter Pandschabis umfassenden Erfahrung, die beiden Missionscolleges zu Lahore und Delhi, obgleich die Zahl der durch sie erzielten direkten Befehrungen keine große ist, durch ihre christlichen Grundsätze einen Sauerteig in die indische Gesellschaft gemengt haben, dessen Wirksamkeit weit über die direkte Befehrungsstatistik hinausgeht. Und es ist meine feste Überzeugung, daß in der Gegenwart nichts mehr dazu beitragen kann, die nationale Bewegung zu einem Segen für Indien zu machen als eine bedeutende Vermehrung frommer und tatkräftiger Missionare voll heiligen Eifers, voll Liebe und Geduld!“ Und dann schließt der Mann mit einem ergreifenden Appell an die Universität Oxford, daß sie voran gehen sollte, solche Männer zu stellen. (Bapt. Miss. Her. 09, 66. C. M. Gleaner 09, 50. C. M. Rev. 09, 123, 193).

*

*

*

Solchen gewichtigen Zeugnissen stelle ich ein Erlebnis gegenüber, das kürzlich die Frau eines chinesischen Missionars hatte. Sie erzählt (Chin. Miss. Rec. 09, 67): „Auf einem Küstendampfer wurde mir eine amerikanische Lady vorgestellt, die sich 4 Monate in China aufgehalten und die mich ganz unvermittelt fragte: Tun die Missionare wirklich etwas? Nach Form und Ton der Frage erwartete die Fragerin eine verneinende Antwort. Ich erwiderte: Allerdings, sie tun etwas ganz Erstaunliches. Haben Sie denn während Ihrer viermonatlichen Reise nicht wenigstens eine ihrer Stationen besucht? Antwort: Nein. Die Dame war z. B. 10 Tage in Peking gewesen und hatte weder von dem halben Duzend dortiger Missionsniederlassungen eine einzige gesehen, noch mit einem einzigen Missionar geredet. Nun traf es sich nachher, daß ich beim Frühstück neben eine allerliebste junge chinesische Dame zu sitzen kam, die christliche Gattin eines angesehenen chinesischen christlichen Beamten. Nach beendetem Mahle stellte ich dieselbe mit einiger Genugtuung der Amerikanerin vor: Hier sehen Sie ein feines Er-

gebnis der Mission. Es entspann sich zwischen den beiden Damen ein Gespräch, das die Amerikanerin, die jetzt die erste chinesische Christin sah, in nicht geringes Erstaunen setzte, und ich freute mich ihr versichern zu können, ich hätte einige tausend chinesischer Christen gesehen, Männer und Frauen, und viele unter ihnen von aufrichtiger Frömmigkeit, ich wäre genau bekannt mit ganzen Scharen sonniger eingeborener Christen, die ein wahrhaft christliches Leben führten und hätte Häuser genug besucht, die Stätten voll Licht und Freude waren!"

* * *

Moralische Reformen in Indien nötig. Zu dem obigen Zeugnis des Gouverneurs von Pandschab Sir W. Young über die moralische Kraftlosigkeit der nichtchristlichen indischen Religionen füge ich folgenden Appell eines sittlich ernsten, gebildeten Hindu hinzu, der vor kurzem in der Zeitschrift Epiphany erschien: „Die Institution der Tanzmädchen (Tempelbirnen) ist ein verderbliches System. Es hat die Hindugesellschaft demoralisiert. Unsere Hindutempel sind Brutstätten des Lasters durch diese Kreaturen geworden. Anstatt Stätten eines reinen Gottesdienstes zu sein, sind sie Bordelle. Ich bin ein Hindu und beklage den Zustand meiner Religion. Überall ertönt uns das Geschrei nach politischen und anderen Reformen. Was wir brauchen, das ist eine Reform unsrer Religion und unsrer sozialen Sitten. Wollen denn keine gebildeten Hindu aufstehen, die dieses schmachvolle System bekämpfen und diese bösen Kreaturen aus den Tempeln hinauswerfen? Wenn nicht unsre Sitten gebessert, wenn unsre Glaubensgenossen nicht Männer von Charakter werden, wird Indien für immer auf seiner traurig tiefen Stufe verbleiben.“ — Vor kurzem war der 25 jährige Gedenktag des Todes von Keschab Tschander Sen, des bekannten geistreichen Hauptes des Brahmo-Samadsch. In einem bezüglichen Zeitartikel des Organs dieser indischen Reformsekte, des Indian Mirror spricht der Herausgeber desselben, Norenbro Nath Sen, seine Freude aus, daß der Brahmo-Samadsch die Befehle zum Christentum gehindert habe, muß dann aber hinzufügen: „Wir müssen lernen uns selbst moralisch und geistig zu beherrschen, um uns für eine politische Selbstregierung im großen Stil erst tüchtig zu machen.“ Was für ein scharfes Verdikt über den Brahmo-Samadsch, wenn man sich daran erinnert, welche Hoffnungen man gerade unter Keschab Tschander Sen auf diese so großsprecherisch auftretende Reformbewegung setzte und wie dieser Herr in überschwenglicher Rhetorik Jesum Christum als den König und Retter Indiens pries! Woher will nun der jetzige Sprecher der Sekte die Lebenskräfte für die verlangte moralische Erhebung nehmen, nachdem ihre bisherigen Mittel und Wege versagt haben? (C. M. Rev. 09, 231, 235).

* * *

Der erste amerikanische Missionsarzt ist nicht, wie man bisher angenommen Dr. Parker, der sich in Kanton niederließ, sondern — wie nach dem Medical Missionary, Januar 1908 „Die ärztliche Mission“ (09, 42) berichtet — Dr. Scudder gewesen, der 1818 nach Indien ging, wo er 35 Jahre lang (in Arcot) in gesegneter Arbeit stand. Alle seine 7 Söhne und 2 von seinen 3 Töchtern sind im Missionsdienst tätig ge-

wesen, 5 von den Söhnen und mehrere von den Enkelkindern als Missionsärzte.

* * *

Am 19. Januar dieses Jahres hat die **Finnische M.-G. in Helsingfors** ihr 50 jähriges Jubiläum gefeiert. Mit großem Fleiß hat sie in enger Verbindung mit der Kirche durch Predigt, literarische Tätigkeit und Vereinsorganisation das heimatlche Missionsleben erweckt und gepflegt, und seit ihrer Gründung 41 Missionare und 17 Missionarinnen ausgesandt, die fast sämtlich in ihren Missionsschulen für männliche und für weibliche Missionsarbeiter ausgebildet worden sind. Ihr erstes seit 1870 besetztes Arbeitsgebiet ist Ovamboland, wo sie jetzt auf 8 Haupt- und 15 Nebenstationen 12 (+ 3) Missionare im Dienste und Gemeinden mit zusammen 1761 Gliedern (1240 Schüler) gesammelt, das Neue Testament und die Psalmen in die Volkssprache übersetzt und auch eine kleine sonstige Literatur geschaffen hat. Seit 1903 hat sie in China, und zwar in der Provinz Hunan, ein zweites Arbeitsgebiet in Angriff genommen; hier sind auf 3 Hauptstationen 7 (+ 1) Missionare tätig und etwa 100 Christen gesammelt. In der Judenmission, die die G. auch in ihr Programm aufgenommen, ist die Tätigkeit unbedeutend gewesen. Die Einnahme im Jahre 1908 belief sich auf 350 000 finnische Mk. Spezielleres über die Gesellschaft in *N. M. Z.* 1903, 309.

Wd.



Literaturbericht.

1) „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1909.“ Leipzig. Wallmann. 2 Mk. Auch dieser 22. Jahrgang bringt wieder eine Fülle sehr manigfaltigen missions- und auch religionskundlichen Materials, das auf Grund fleißiger Quellenstudien in sehr lesbarer Weise verarbeitet ist. Die üblichen statistischen Tabellen (über die deutschen Missionen und Missionskonferenzen) sind diesmal vermehrt durch den „Versuch einer Welt-Übersicht der evangelischen und katholischen Mission“ von Pfarrer Hoffmann, der freilich zu kritischen Bemerkungen stark herausfordert, namentlich was die Verwendung der Zahlen betrifft, die die Generalübersicht über die evang. Missionen in der Miss. Rev. 1908 gibt, bei der gar nicht berücksichtigt ist, daß ein beträchtlicher Teil dieser Zahlen auf die evangelistische Tätigkeit innerhalb nichtprotestantischer christlicher Kirchen entfällt. Aber auch die auf Grund der Kroschenschen Tabellen aufgestellte katholische Statistik ist, trotz ihrer Anlehnung an meine Besprechung derselben in der *N. M. Z.* ziemlich mißverständlich. Ich möchte daher raten, in der Verwendung dieser „Welt-Übersicht“ über die evangelische und katholische Mission“ sehr vorsichtig zu sein. „Chronik“ und „Missionsliteratur“ sind wie immer aufs ganze gesehen wertvolle Beiträge.

2) „Geschichten und Bilder aus der Mission.“ Halle. Waisenhausbuchhandlung. 1909. 25 Pf. Dieses 27. Heft enthält außer einem Vorwort von mir: „Der Meister ist da und ruft uns“ zwei Hauptartikel: 1) „Was das Evangelium unter den Kannibalen des Bismarck-Archipels bisher ausgerichtet hat“ von Pfarrer Fricke und 2) „Imad-ed-din, ein Zeuge

Jesu Christi aus den Mohammenanern“ von Pfarrer Büttner. Wie alle früheren so verdient auch dieses Heft die weiteste Verbreitung.

3) **Bunke:** „Adolf Stöcker. Erinnerungsblätter.“ Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 1909. 1.—Mk., geb. 1.50 Mk. Natürlich ist dieses 206 Seiten umfassende und so schnell nach seinem Tode herausgegebene Schriftchen noch keine Biographie Stöckers; bei der in das religiöse Leben und die soziale Bewegung der Gegenwart so tief eingreifenden Tätigkeit des hervorragenden Mannes wird eine solche zweifellos später folgen. Es sind — wie der Titel sagt — vorläufig nur „Erinnerungsblätter“, die einen kurzen Umriss seines Lebensbildes, Zeugnisse von ihm nahe stehenden Freunden und Mitarbeitern über seine christliche Persönlichkeit und seine vielseitige Arbeit, über seinen Feierabend und Heimgang, wie über die Leichenfeiern in Gries und Berlin und eine Sammlung der Nachrufe enthalten, die ihm von den zahlreichen kirchlichen und sozialen Organisationen gewidmet worden sind, in denen er teils eine geradezu führende, teils eine wenigstens sehr aktive Stellung eingenommen. Aber trotz ihres aphoristischen Charakters sind diese Zeugnisse in ihrer geschickten Zusammenstellung eine lichtvolle Zeichnung der ganzen Persönlichkeit Stöckers und seines umfangreichen und fruchtbaren Lebenswerkes — ein Denkmal dankbarer Pietät, das vielen eine teure Erinnerung an den vielgeliebten Mann sein wird, der wie kein zweiter unter den Zeitgenossen die Schmach Christi getragen hat. Und er verdient es, daß auch in dieser Zeitschrift seiner gedacht wird; denn er ist von seiner Jugend an durch sein machtvolles Wort ein gesegneter Arbeiter auch für die Heidenmission gewesen und es geblieben trotz der Lasten, die die Fülle andersartiger Tätigkeit später auf seine Schultern legte — wie schon Aug. Herm. Franke auch eine Personifikation der Verbindung der heimatlichen Rettungsarbeit mit der Heidenmission war zum Beweise, daß die, welche die eine tun, die andere nicht lassen.

* * *

Eine Berichtigung. Seitens des „Deutschen Kolonial-Verlags“ (G. Meinecke), Berlin W. 30, habe ich folgende Zuschrift erhalten:

„Die Koloniale Zeitschrift ist nicht — wie Sie in der M. M. Z. 09, 203 schreiben — begraben, dagegen hat sie im August v. J. Verlag und Redaktion gewechselt. Es ist für die Unterzeichneten betrübend, daß unsere ernste Mitarbeit in kolonialen Fragen noch immer unter den Vorurteilen leidet, welche die Haltung der früheren Redaktion veranlaßt hat. Wir stehen, wie wir das bereits wiederholt betont haben, der Kulturarbeit der Mission durchaus sympathisch gegenüber; unser allgemeiner Standpunkt entspricht im allgemeinen dem der deutschen Kolonialgesellschaft.“

Ich veröffentliche diese Mitteilung mit vielen Vergnügen. Die Koloniale Zeitschrift selbst ist also nicht begraben, wohl aber ist ihr alter Standpunkt und ist speziell ihre frühere feindselige Stellung gegen die Mission begraben. Der von mir mißverständlich gebrauchte Ausdruck ist also soweit richtig, als die Gesamthaltung der Kolonialen Zeitschrift jetzt eine andere ist als früher. Und darüber freuen wir uns. Wsk.

Kultursprache und Volkssprache in der althristlichen Mission.¹⁾

Von Professor D. GOLL.

Kultursprache oder Volkssprache? lautet ein Problem, das heute überall sich erhebt, wo unsere Mission die Arbeit an einem niedrigstehenden, der Schriftsprache noch entbehrenden Volk beginnt. Wie verwickelt die scheinbar so einfache Frage in der Wirklichkeit sich gestaltet, wie mannigfach die uns deutschen Protestanten selbstverständliche Forderung, den heidnischen Völkern das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu bringen, teils durch die Tatsachen der Dialekt- und Sprachenstreuung, teils durch nationale und kulturelle Interessen durchkreuzt wird, braucht den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst gesagt zu werden. Aber es hat für sie vielleicht ein Interesse, wenn ich versuche, die Stellungnahme der alten Kirche gegenüber dieser Frage zu verdeutlichen und aus ihren Erfahrungen Richtlinien für die Gegenwart zu entnehmen.

Hat die alte Kirche das Problem überhaupt gekannt? Stand sie sprachlichen Verhältnissen gegenüber, die es ihr auch nur bis zu einem gewissen Grad aufnötigten?

Man pflegt es als eine besonders glückliche Fügung zu preisen — schon die Kirchenväter haben gelegentlich diese Betrachtung angestellt —, daß das Christentum in einem Moment in die Geschichte eintrat, in dem die sprachliche Einheit der Kulturwelt nahezu erreicht war. Mit zwei Sprachen, so sagt man, kam man durchs ganze römische Reich. Zur Not sogar mit einer einzigen. Paulus hat den Gedanken fassen können, nach Spanien zu reisen, obwohl er nicht lateinisch reden konnte. Danach hätte unsere Frage für die alte Kirche nicht existiert.

Indes jener Satz, „mit Griechisch und Lateinisch kam man durchs ganze römische Reich“, trifft nur soweit zu, wie man etwa

1) Nach einem im Deutsch-evangelischen Baienmissionsbund gehaltenen Vortrag.

heute sagen kann, daß man mit Englisch und Französisch durch die ganze Welt käme. In Wirklichkeit war es zur Zeit von Christi Geburt nur eine nach den Grenzen zu immer dünner werdende Oberschicht, der die beiden Kultursprachen zur Verfügung standen. Sobald man im Westen über Italien, im Osten über das kleinasiatische Küstenland hinausging, befand man sich im Gebiet der Volkssprachen. An der Peripherie herrschten sie noch fast unbestritten; im Zwischengebiet war Kampf zwischen Kultursprache und Volkssprache; aber längst waren die Dinge nicht soweit, daß die Kultursprache die Oberhand erlangt hätte. Das Bild, das die Apostelgeschichte in der berühmten Aufzählung des 2. Kapitels von den sprachlichen Verhältnissen des römischen Reichs entwirft, kommt der Wirklichkeit viel näher, als die dithyrambischen Schilderungen der sprachlichen Einheit.

I.

Ein kurzer Überblick über die damalige Welt mag das illustrieren. Die damalige „Welt“. Wie klein war sie im Vergleich mit der heutigen. Die paar Länder um das Mittelmeer herum. Und doch, welche Fülle sprachlicher Besonderungen schloß sie ein!

Beginnen wir im Westen, so steht für Gallien durch das ausdrückliche Zeugnis des Jrenäus fest, daß dort am Ende des 2. Jahrhunderts das Keltische noch die weitaus vorherrschende Sprache war. Es behauptete sein Übergewicht bis ins 4. Jahrhundert. Neben ihm drang durch die römische Verwaltung das Lateinische ein. Aber früher schon hatte sich vermöge der alten Handelsbeziehungen das Griechische in den Städten des Südens angesiedelt und rückte die Rhone herauf vor. Um 200 waren, soweit überhaupt eine Kultursprache vernommen wurde, die griechisch Redenden beträchtlich zahlreicher als die Lateiner. Es fiel auf, wenn einer, der nicht Beamter war, sich des Lateinischen bediente.

Ziemlich ähnlich lagen die Dinge in Afrika. Das Volk auf dem platten Land sprach punisch oder nach der Grenze zu berberisch. In den höheren Schichten rang um 200 das Griechische mit dem Lateinischen. Tertullian hat in beiden Sprachen geschrieben. Man hat den Eindruck, daß das Lateinische hier weiter verbreitet war als in Gallien; aber das Griechische galt bei den Gebildeten als die vornehmere Sprache. Und wie leicht alle Kultursprachen in Afrika

auffassen, beweist die erstaunliche Schnelligkeit, mit der sie in der Zeit der islamischen Eroberung wieder verschwanden.

Für Spanien haben wir keine so deutlichen Zeugnisse wie für Gallien und Afrika. Aber sicher ist trotzdem, daß hier die Kultursprachen nicht weiter waren als dort. Denn hier war nicht eine einheitliche Volkssprache, sondern eine Vielheit zählebiger Dialekte zu überwinden.

Überall im Westen beginnt also das Lateinische jetzt erst seinen Eroberungszug bei den unterworfenen Völkern. Daß es bei den Massen siegte, war keineswegs von vornherein selbstverständlich. Hinter ihm stand die imponierende Autorität des römischen Staats; allein die bloße Macht des Staats reicht niemals hin, um einem Volk seine Sprache zu nehmen.

Im Osten war, obwohl dort die Propaganda der hellenischen Kultur viel früher eingesetzt hatte, das Verhältnis von Kultur- und Volkssprache nicht wesentlich anders. In Ägypten war die Mundart des Volks das Koptische. Aus der Masse der griechischen Papyri, die uns jetzt eben wiedergeschenkt werden, darf man nicht allzubiel für die Verbreitung des Griechischen folgern. Ihr Zeugnis wird mehr als aufgewogen durch die einfache Tatsache, daß das Koptische im 3. Jahrhundert Schriftsprache wurde und daß es ihm gelang, das Griechische wieder zurückzudrängen.

In Palästina und Syrien herrschen beim Volk die verschiedenen Spielarten des Aramäischen. Jesus und seine ersten Jünger haben aramäisch gesprochen. Wenn Paulus in Jerusalem sich an das Volk wenden will (Apostelgesch. 21 f.), so redet er hebräisch d. h. aramäisch. Auch hier sieht man im Lauf der nächsten Jahrhunderte die Volkssprache eher zu- als abnehmen. Im 5. und 6. Jahrhundert ist von Einheimischen offenbar weniger Griechisch gesprochen worden, als im 4. und 1. Jahrhundert.

Das bunteste Bild weist Kleinasien auf. Die Apostelgeschichte berichtet gelegentlich (14, 9), daß in Lystra zur Zeit des Paulus Lykaonisch gesprochen wurde. Das ist nur eine Probe aus einem viel größeren Reichthum. Von altersher lagern in Kleinasien drei große Sprachschichten übereinander. Zwischen die Urbevölkerung haben sich zunächst von Norden her die Phryger und Bithyner keilförmig eingeschoben. Darüberhin breitete sich das von der Küste vordringende Griechische aus. Sprachlich waren die drei Stufen deutlich

voneinander geschieden. Die in Sydien, Karien, Lykien, Isaurien, Lykaonien, Kappadokien sitzende eingeborene Bevölkerung redete einen provinziell wieder verschiedenartig ausgeprägten Dialekt, der dem Griechischen gegenüber sich als etwas Eigenes darstellte. Das Phrygisch-Bithynische war dem Griechischen verwandt, ohne daß doch ein unmittelbares Verstehen des einen vom anderen aus möglich gewesen wäre. Durch zahlreiche, sichere Zeugnisse läßt sich nachweisen, daß die beiden älteren Schichten neben dem Griechischen nicht nur zur Zeit von Christi Geburt, sondern mindestens noch bis ins 6. Jahrhundert in ansehnlicher Mächtigkeit fortbestanden. Mit dem Gesagten ist jedoch die Zahl der in Kleinasien vertretenen Sprachen noch nicht erschöpft. Man muß hinzunehmen, daß die Galater bis weit in die christliche Zeit hinein, mindestens bis zum Ende des 4. Jahrhunderts ihren keltischen Dialekt beibehielten, daß das Armenische bis weit nach Kappadokien hineinreichte, daß eine nicht ganz kleine persische Sprachinsel in Kappadokien sich fand und daß auch das Gothische seit dem 3. und 4. Jahrhundert eine gewisse Rolle zu spielen anfang. So gelangt man schließlich, auch wenn man die Mundarten nicht rechnet, zu nicht weniger als sechs Sprachen, mit denen das Griechische auf dem Boden Kleasiens um den Vorrang kämpfte.

Selbst in Europa gab es noch einen Stamm, die bei Thracien wohnenden Besser, der seine ererbte Sprache mit erstaunlicher Hartnäckigkeit gegenüber dem Griechischen behauptete. Besser begegneten uns nicht selten in christlichen Quellen, namentlich unter den Mönchen des Orients. Immer erhellt zugleich an den betreffenden Stellen, daß sie sich sprachlich in bestimmter Sonderung hielten.

Dies der Tatbestand, wie ihn das Christentum vorfand. Keine fertige Situation, sondern ein gewaltiges Ringen zwischen Kultur- und Volkssprache durch das ganze Reich.

II.

So fand sich die alte Kirche einem ähnlichen Problem gegenübergestellt, wie dem, das unserer heutigen Mission zu schaffen macht. Es mußte ihr fühlbar werden vollends in dem Augenblick, wo sie sich das Ziel steckte, nicht nur einzelne zu bekehren, sondern die Gesamtheit zu gewinnen. Wie hat sie sich dann zu der Frage gestellt?

Die Antwort darauf läßt sich kurz geben: Die alte Kirche hat

sich nur auf Kultursprachen eingelassen und die Volkssprachen ignoriert. Sie redet offiziell im Osten griechisch, im Westen lateinisch. Briefe, wissenschaftliche Werke, Synodalakten, Liturgien, Inschriften, alles ist nur in diesen beiden Sprachen abgefaßt. Offenbar hat die Kirche dabei mehr aus Instinkt gehandelt, als aus klarer Überlegung: unwillkürlich hielt sie sich an die Methode, die für die Praxis die einfachste war. Nicht ohne daß auch ein Stück Schwerfälligkeit bei diesem Verhalten mitgewirkt hätte. Man macht sich ein falsches Bild von der alten Kirche, wenn man sie für sonderlich geschmeidig und in den Formen erfinderisch hält. Schon die Zweisprachigkeit, der Übergang von einer Kultursprache zur andern, ist ihr ganz merkwürdig sauer gefallen. Man überlege sich die Tatsache, daß das Christentum schon um das Jahr 50 in Rom ist — und erst um 180 fängt es an lateinisch zu reden. Nicht in Rom — dort blieb das Griechische bis ca. 240 die Kirchensprache, — sondern in Afrika. Weit über 100 Jahre also ist die Kirche auf der Schwelle zum Lateinischen gestanden und ist nicht hinübergeschritten. Hat man da nicht ein Recht, sie schwerfällig zu nennen?

Man wird unsern Satz vielleicht mit Bezug auf den Osten bestreiten wollen. Man wird auf die Tatsache hinweisen, daß dort doch eine Reihe von Bibelübersetzungen in die Volkssprachen entstanden und damit nationale Sprachen aufgenommen worden sind. Gewiß, es gibt eine syrische, koptische, gotische, armenische, iberische, nach den neuesten Funden sogar noch eine nubische Bibelübersetzung. Aber sie beweisen alle zusammen nichts gegen unsere These. Denn keine von ihnen ist so zustande gekommen, wie das heute geschieht, als ein Werk der missionierenden Kirche. Niemals ist es einem Griechen eingefallen, dem Christentum zu lieb eine fremde Sprache zu lernen, um einem andern Volk die Bibel übersetzen zu können. In dem Sinn hat das Pauluswort, allen alles zu werden oder das andere, daß hie ist weder Hellene noch Jude, weder Barbar noch Skythe, niemals in der alten Kirche Geltung gehabt. Alle jene Bibelübersetzungen sind von Angehörigen der betreffenden Völker selbst gefertigt worden. Sie sind ein Beweis des erstarkten Nationalgefühls, des sich regenden höheren Bildungstrebens — auf beides hat das Christentum allerdings einen Einfluß geübt; das Christentum! nicht die offizielle Kirche —, aber nicht ein Zeugnis für die größere Anpassungsfähigkeit oder die größere innere Freiheit der östlichen Kirche.

Wo das Verlangen, die Bibel in der eigenen Sprache zu haben, nicht von selbst sich regte, da hat die offizielle Kirche nichts getan, es zu wecken und zu unterstützen. Regte es sich aber irgendwo an der Grenze — es ist beachtenswert, daß alle Übersetzungen an der Peripherie des Reichs entstanden sind —, so ließ die offizielle Kirche die Sache geschehen. Mehr tat sie nicht. Sie war allerdings nicht so unduldsam, wie der Islam, der den Satz proklamierte: Gott kann nur arabisch. Aber große Freude hat sie an der kulturellen Selbständigkeit der „Barbaren“ nicht gehabt. Das beweist ihr Verhalten in alter und neuer Zeit. Immer hat gerade die griechische Kirche das Streben, zugleich mit dem Christentum auch ihre Sprache zu verbreiten. Demgemäß hat sie die Slaven behandelt, Bulgaren und Serben noch im 18. Jahrhundert, und entsprechend wirkt sie eben in der Gegenwart wieder in Palästina, in Mazedonien und namentlich in Kleinasien.

Noch weniger bedeutet es eine Durchbrechung des von uns behaupteten Grundsatzes, wenn wir etwa durch Augustin hören, daß in Afrika Rücksicht auf den punisch redenden Teil der Bevölkerung genommen wurde, oder wenn Chrysostomus und der Ökonom Marcian für gothische Predigt in Konstantinopel sorgten. Denn in beiden Fällen hatte die größere Nachgiebigkeit der Kirche ihre besonderen Gründe. In Afrika war es der Donatismus, der die Kirche zwang, sich mehr als bisher um die nur punisch Verstehenden zu kümmern. Denn der Donatismus stützte sich hauptsächlich auf dieses Element. Bei Chrysostomus und Marcian wirkte ein ähnliches Motiv. Es ist charakteristisch, daß man nur in Konstantinopel sich so besorgt um die Gothen zeigte, obwohl auch sonst innerhalb des Reichs, in Kleinasien namentlich, sich Gothen genug fanden, die an und für sich auf das gleiche Entgegenkommen Anspruch erheben konnten. Aber die Gothen in Konstantinopel waren militärisch und politisch eine ebenso unentbehrliche wie gefährliche Truppe. Sie durch die christliche Predigt im Zaum zu halten und womöglich zur Orthodoxie herüberzuführen, legte schon die Sorge um die eigene Existenz nahe.

Nur ein Land macht eine relative Ausnahme von der aufgestellten Regel, Palästina. Dort findet man im 4. Jahrhundert mehrfach den Brauch bezeugt, daß der griechisch gehaltene Gottesdienst sofort durch einen Dolmetscher ins Syrische übertragen wurde.

Noch weiter als die offizielle Kirche ist offenbar das Mönchtum gegangen. Das Mönchtum hat überhaupt den sprachlichen Unterschieden, auch den Dialekten, mehr Raum gegönnt als die offizielle Kirche. Es gab besondere Klöster der Syrer, der Kopten, der Armenier, der Besser, der Sythäonier, sowie heute noch auf dem Athos Klöster der Iberer und der Russen existieren. Manchmal waren auch 2 oder 3 Sprachgruppen in einem Kloster vereinigt; am häufigsten (fast ausschließlich, soweit wir sehen) in Palästina. Aus einem dieser mehrsprachigen Klöster ist uns der Vollzug des Sonntagsgottesdienstes bekannt. Die drei Abteilungen, Griechen, Armenier und Besser hielten den ersten Teil, die Katechumenenmesse, gesondert. Erst die missa fidelium vereinigte sie zu einer Gemeinde. Hier ist also für die verschiedenen sprachlichen Bedürfnisse so gesorgt, wie wir es eigentlich in der ganzen Kirche erwarten möchten. Aber es ist kein Zufall, daß gerade in Palästina die Kirche elastischer ist. Von selbst erinnert man sich daran, daß schon die Synagoge eine ähnliche Einrichtung besaß. Seitdem die alte Sprache aus dem lebendigen Gebrauch verschwunden war, war es im jüdischen Gottesdienst üblich geworden, den verlesenen Text durch einen Dolmetscher fortlaufend ins Aramäische übersetzen zu lassen. An dieses Vorbild hat sich offenbar die christliche Kirche in Palästina angeschlossen. Aber damit ist auch schon gesagt, daß sie nicht aus eigenem Antrieb diese Einrichtung schuf, und wenn der Brauch — als regelmäßiger — auf Palästina beschränkt blieb, so bestätigt diese Ausnahme nur die Regel von der alleinigen Verwendung der Kultursprachen in der Kirche.

III.

Was ist nun der Erfolg dieses Systems gewesen? Vor allem hat die Kirche damit ein imposantes Kulturwerk geleistet. Der Sieg des Lateinischen im Westen, der des Griechischen im Osten ist ihr Werk. Nicht der Staat hat es zuwege gebracht, daß man heute in Spanien spanisch und in Frankreich französisch spricht, sondern die Kirche mit ihrer die breiten Massen erfassenden Arbeit.

Dem Prinzip, sich auf die Kultursprachen zu beschränken, war es weiter zu verdanken, wenn die Kirche den für sie selbst segensreichen Bund mit dem Hellenismus einzugehen und die Bildungshöhe der Antike innezuhalten vermochte. Denkt man sich einen Augenblick, daß die Kirche alle die einzelnen Volkssprachen aufge-

nommen hätte, welche eine Zersplitterung und welche geistige Verarmung wäre wohl die Folge gewesen! So hat sie zugleich ihrer eigenen Einheit gedient und nebenher noch dem Staat wichtige Kräfte zugeführt.

Schließlich darf man auch nicht übersehen, welche Vereinfachung des Betriebs und welche Ersparnis an Arbeitskräften aus dieser Methode folgte. Man kam überall mit den gewohnten Institutionen aus; man organisierte Gemeinden zunächst aus solchen, die der Kultursprachen kundig waren, und wartete ruhig, bis dieser Kern sich die Massen assimilierte.

Aber auch die Schäden liegen auf der Hand. Die Forderung, die Leute sollen griechisch bezw. lateinisch lernen, wenn sie Christen werden wollen, war leicht aufzustellen; aber ihr nachzukommen, war für viele eine Unmöglichkeit. Tausende sind dadurch vom Christentum ferngehalten worden. Mit Erstaunen liest man in der Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus († nach 585), daß er 70 000 Heiden in Syrien, Karien und Phrygien bekehrt habe. In der Gegend von Tralles — er nennt diese Stadt besonders —, wo man sich das Heidentum längst als vom Christentum aufgesogen vorstellt, im 6. Jahrhundert noch Massen von Heiden!

Aus der Sprödigkeit der Kirche haben andererseits die Sekten Nutzen gezogen. Vielfach läßt sich beobachten, daß die Häresien in sprachlicher Hinsicht weniger aristokratisch verfahren als die offizielle Kirche. Wenn dann der sprachliche Unterschied sich mit dem dogmatischen verband, so waren die hierdurch entstandenen Gebilde für die Kirche kaum mehr aufzulösen. Die sogenannten Nebenkirchen im Orient (Armenier, Nestorianer, Jakobiten, Kopten) bezeugen heute noch diese Tatsache.

Aber auch wo guter Wille vorhanden war, der Pädagogik der Kirche sich anzubequemen, blieben Nachteile nicht aus. Das Christentum der nur mangelhaft mit der Kirchensprache Vertrauten konnte kein tiefgehendes sein. Es ist nur selbstverständlich, daß das Interesse der in solcher Lage Übertretenden sich vorzugsweise auf die Symbole der christlichen Religion richtete. Denn wo Worte den Verkehr nicht vermitteln, da müssen Zeichen an die Stelle treten. So hat auch die Sprachenpolitik der Kirche wesentlich mit dazu beigetragen, die Entwicklung des alten Christentums zu einer Religion der heiligen Formen und Formeln zu fördern. Neben einem so

verstandenen Christentum konnte viel Heidentum fortbestehen. Es bestätigt diesen Zusammenhang, wenn wir die größten Auswüchse des in die Kirche hereingetragenen Aberglaubens gerade in den Ländern aufkommen sehen, wo die Durchsetzung der Kultursprache auf die größten Hindernisse stieß.

Noch eins, was nicht das Geringste ist. Mit den beiden bevorzugten Sprachen haben sich auch die Untugenden der herrschenden Völker, der antike Hellenen- und Römerstolz, in der Kirche fortgeerbt. Kein alter Grieche hat hochmütiger auf den Barbaren heruntergesehen, als der byzantinische Christ es tat, und daß der tyrannische Geist Roms auch in der Kirche nicht ausstarb, hat die Fortführung der alten Herrensprache mitverschuldet. Ein wahrhaft ökumenisches Bewußtsein im Sinn des Christentums konnte sich darum in der alten Kirche nicht bilden. Man redete wohl immerfort von *οικουμένη*, verstand aber darunter niemals etwas anderes als das römische Reich. Die „Barbaren“ blieben, auch wenn sie Christen wurden, immer nur Menschen zweiter Klasse.

Zieht man die Summe, so wird mancher den Eindruck haben, als ob mit diesen Nachteilen die Vorzüge allzu teuer erkauft gewesen wären. Aber man darf, um die Erfahrungen der alten Kirche richtig zu bewerten, einen wesentlichen Punkt nicht übersehen. Die alte Kirche hat das Institut der Missionschule nicht gekannt. Auch an dieser Stelle zeigt sich wieder ihre Schwerfälligkeit. Nur an einem Punkt hat sie überhaupt eine Schule gegründet, die Katechetenschule in Alexandria, dem besonderen Charakter der Gelehrtenstadt zu lieb. Im übrigen benützt das Christentum die Schulen, die der Hellenismus geschaffen hatte, aber es denkt nicht daran, eigene zu errichten, geschweige sie in Dienst der kirchlichen Mission zu stellen. Es liegt auf der Hand, wie viele der aufgewiesenen Schäden zu vermeiden gewesen wären, wenn die Kirche sich dieses Hilfsmittels bedient hätte.

Ich möchte darum diese Betrachtung nicht auf den Schluß hinausführen, daß ausschließlich die Volkssprache bei der Mission Verwendung finden solle. Die Werte, die durch die Benutzung einer Kultursprache gewonnen werden, sind zu hoch, als daß man auf sie verzichten dürfte. Vielmehr erscheint die Forderung eines gemischten Systems als das richtige Ergebnis aus den Erfahrungen der Geschichte: die Volkssprache zur Grundlegung — in der über-

zeugung von der Berechtigung dieses Grundsatzes kann uns die Geschichte nur stärken —, aber neben der Volkssprache in möglichst breitem Umfang die Kultursprache. Die Schule muß den Dienst leisten, den Abstand zwischen beiden auszufüllen.



Die Pariser Basutomission.

Von D. G. Kurze.

III.

Die dritte Periode, die von 1883 bis zur Gegenwart reicht, ist einerseits durch den weiteren Ausbau des Stationennetzes, andererseits durch eine Reihe von Einrichtungen charakterisiert, die einer strafferen Organisation der jungen Basutokirche und ihrer allmählichen Erziehung zur Selbständigkeit dienen sollen. Rasch hintereinander entstanden die drei neuen Missionsstationen Sebapala (1885) im Südosten zwischen den Draken- und Malutibergen, Lichoele (1886) mitten zwischen den beiden Stationen Thabana Morena und Hermon im Südwesten und Qualo (1889) im äußersten Norden, wo noch jetzt die dichteste Masse der heidnischen Bevölkerung sitzt. Mit der wachsenden Zahl der eingeborenen ordinierten Geistlichen hat auch die Zahl der Außenposten zugenommen, die zu selbständigen Pfarrgemeinden geworden sind. Während so in den letzten Jahrzehnten die Zahl der französischen Missionsarbeiter und der von ihnen verwalteten Missionsstationen fast stationär geblieben ist — 1908 waren es 12 ordinierte Missionare, 2 Schuldirektoren, 3 Laienmissionare, 2 Lehrerinnen auf 12 Hauptstationen —, sind inzwischen 15 Stationen dazu gekommen, die von 13 eingeborenen Pastoren verwaltet werden. Mit Ausnahme des Nordens, wo die Maschen des Stationsnetzes noch etwas dichter gezogen werden könnten, ist ganz Basutoland jetzt ausreichend mit Stationen besetzt; ja an einigen Stellen in der Mitte des Landes scheint fast eine Überfülle von Missionsposten vorhanden zu sein, die sich aber daraus erklärt, daß man dort mit Rücksicht auf die römische und anglikanische Gegenmission manche Außenposten besetzen mußte, um den bisherigen Besitzstand zu schützen. Trotz der vorgenommenen Dezentralisation gibt es aber immer noch einzelne alte Missionsstationen mit zahlreichen Filialen, z. B. Veribe, Thaba Bossiu, Maphutsing und Masube mit je 13 Filialen, Morija

mit 14 Filialen, Massitissi mit 12 Filialen, Thabana Morena mit 11 Filialen und Sebapala mit 10 Filialen. Im ganzen zählte die Pariser Basutomission 1908 210 solcher Außenposten. Die an Seelenzahl stärksten Stationsgemeinden sind Morija mit 1438 Kommunikanten — die Zahl der Getauften beträgt durchschnittlich etwas über das Doppelte der Kommunikanten —, Thaba Bossiu mit 1303, Hermon mit 1191 und Massitissi mit 1119 Kommunikanten. Die Gesamtzahl der Kommunikanten belief sich 1908 auf 17 160, was ungefähr der Zahl von 35 000 Getauften entsprechen dürfte, also ein Zehntel, beziehentlich ein Elftel der Gesamtzahl der Eingeborenen im Basutolande.¹⁾ Es wäre der Pariser Mission bei ihrer geringen Zahl europäischer Kräfte schier unmöglich, eine so große Anzahl von Gemeindegliedern geistlich zu versorgen und zugleich kräftig unter den heidnischen Basuto zu missionieren, wenn ihr nicht außer den 13 eingeborenen Pastoren noch weitere eingeborene Hilfskräfte zur Verfügung ständen; letztere bezifferten sich im Jahre 1908 auf 432 Evangelisten und Lehrer.

Das gesunde, nur 1879—81 gehemmte Wachstum der Gemeinden seit 1870 mögen folgende Zahlen veranschaulichen. Im Jahre 1870 zählte die Mission 1700 Kommunikanten; 1885: 4434 A.;²⁾ 1890: 6933 A.; 1895: 9277 A.; 1900: 10 654 A.; 1902: 12 676 A.; 1904: 14 950 A.; 1906: 15 970 A.; 1908: 17 160 A. Natürlich geht es dabei nicht ohne Wellenbewegungen ab; so weisen z. B. die Jahre 1887 (+ 264 A.) und 1897 (+ 375 A.) die geringste, sowie die Jahre 1892 (+ 739 A.) und 1903 (+ 1389 A.) die höchste relative Zunahme auf. Seit 1904 macht sich wieder ein leises Abschwellen bemerkbar; denn 1904 betrug der Zuwachs an Kirchengliedern — mit Berücksichtigung der Ausgeschlossenen und Wiederaufgenommenen — nur noch 1174 A.; 1905: 1066 A.; 1906: 862 A.; 1907: 699 A. und 1908: 723 A.

IV.

Der Pariser Basutomission ist von ihren ersten Anfängen an das Glück beschieden gewesen, eine verhältnismäßig große Anzahl reich begabter Arbeiter in ihren Reihen zu zählen.

1) Die letzte Volkszählung ergab für Basutoland 347 730 Einwohner; inzwischen dürfte ihre Zahl, besonders wenn man die von der Pariser Mission mit versorgten Basuto in Ost-Briqualand einrechnet, auf 380 bis 400 000 gestiegen sein. G. A.

2) Zu berücksichtigen ist, daß innerhalb des Jahrzehntes 1879—1888 ungefähr 5000 Basutochristen auf 4 bei der Grenzregulierung unter die Herrschaft des Oranjesfreistaates gefallenen Pariser Missionsstationen der Fürsorge der dortigen Holländischen Kirche überlassen worden sind. G. A.

Gleich die drei Pioniere waren Originale in ihrer Art. Eugen Casalis (geb. 1812; gest. 1891), ein Kind der Pyrenäenlandschaft Bearn, einer Hugenottenfamilie entstammend und von einem der größten Erweckungsprediger Südfrankreichs, Henry Pyt, erzogen, vereinigte in seiner Person eine brennende, freudige Jesusliebe mit einem für alles Edle und Schöne begeisterten Herzen, einer lebhaften Einbildungskraft und der natürlichen geistigen Gewecktheit des Bearnesen. Von 1833 bis 1856 hat er — abgesehen von 2 Jahren der eifrigsten Werbetätigkeit für die Mission (1848—50) in der mattgewordenen heimatlichen Kirche — mit Einsetzung aller seiner Kräfte unter den Basuto gearbeitet, bis er 1856 zum Direktor des nach 8jähriger Pause wiedereröffneten Pariser Missionsseminars berufen wurde. Von Alter und Krankheit geschwächt, mußte er die Leitung seit 1884 seinem jungen Mitarbeiter Bögner überlassen, bis ihm am 9. März 1891 der Feierabend anbrach.¹⁾ — Thomas Arboussset, der zweite aus jener Trias, ebenfalls ein Südfranzose aus einer Hugenottenfamilie des Languedoc, war eine ganz besonders eigenartige Persönlichkeit. Sein Freund Casalis charakterisiert ihn selbst mit den Worten: „Er war ein echter Sohn des Languedoc, glühende Einbildungskraft, abenteuerlustiger Sinn, bilderreiche Sprache, weit ausschauende und manch exzentrische Pläne, nichts davon fehlte ihm.“ Dazu kam eine eiserne Willenskraft, gepaart mit kindlicher Frömmigkeit. Auf Morija hat er 21 Jahre gearbeitet; auch viel zur Erforschung des Landes beigetragen; von ihm stammt die Entdeckung des höchsten Berggipfels im Basutolande (Mont-aux-Sources). Krankheit zwang ihn zur Rückkehr nach Frankreich, von wo aus er 1862 auf 3 Jahre nach Tahiti ging, um die dortigen evangelischen Missionsgemeinden zu reorganisieren.²⁾ Zuletzt hat er seiner Kirche noch 10 Jahre als Pastor in der Landschaft Poitou gedient; bis er am 23. September 1877 mitten aus voller Tätigkeit heraus abgerufen wurde. — Der dritte im Bunde der ersten Pioniere, Constant Gosselin, war ein früherer Katholik aus der Umgegend von Amiens, der das Maurerhandwerk erlernt hatte. In der Scheune seines Vaters fand er eines Tages ein Neues Testament, das den Anstoß zu seiner Bekehrung und zum Übertritt in die evangelische Kirche gab. Er wurde nun 1832 — er stand damals in seinem 32. Lebensjahre — Bibelkollekteur in Paris. Sein Humor, die Energie und Originalität, mit der er seine innerste Überzeugung zum Ausdruck brachte, öffneten ihm alle Pforten. Wenige Tage vor der Abreise Casalis und Arboussset's nach Südafrika sprach der Missionsdirektor Grandpierre in einer öffentlichen Versammlung davon, wie wünschenswert es sei, wenn man auch einen frommen Hand-

1) Die Missionsliteratur verdankt ihm das wertvolle, leider vergriffene Buch „Les Bassoutos ou vingt-trois ans d'expériences et d'observations au sud de l'Afrique“ und die prächtige Autobiographie „Mes Souvenirs“.

G. R.

2) Aus jener Zeit stammt sein interessantes, aber ebenfalls im Buchhandel vergriffenes Werk „Tahiti et les Iles adjacentes. Voyage et séjour dans ces Iles, de 1862 à 1865“.

G. R.

werker zur Unterstützung der Missionare hinaussenden könne. Da erhob sich eine Riesengestalt aus der Zuhörermenge und rief mit Stentorstimme: „Das ist wie für mich geschaffen; ich bin euer Mann!“ Es bedurfte wirklich nur einiger Tage Vorbereitung und Gosselin war reisefertig. Er hat der Mission durch seine Geschicklichkeit in den verschiedensten Handwerken unschätzbare Dienste geleistet. Obgleich er keine bessere Schulbildung genossen hatte, war er mit um so mehr natürlicher Intelligenz und mit einer tüchtigen Portion Mutterwitz ausgerüstet. Wie oft hat er die Missionare in trüben Zeiten durch seine kindliche Fröhlichkeit und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes gnadenreiche Führung wieder aufgerichtet. Er besaß einen unerschöpflichen Vorrat an humorvollen Maximen und Lebensregeln, die auch den ärgsten Kopfhänger aus seinem Trübsinn wieder aufrüttelten. Nahezu 40 Jahre hindurch hat Gosselin unter den Basuto gearbeitet, und es gibt kaum eine Station, die seine fleißige und geschickte Hand nicht mit-erbaut hätte. Seine letzten Lebensjahre — er starb im Herbst 1872 — verbrachte er auf der Station Bethesda. Seine Zeit war geteilt zwischen der Missionspredigt, Gesprächen mit den Eingeborenen und der Versenkung in seine große Bibel, die immer aufgeschlagen auf seinem Tische lag. Sein letzter Eintrag in sein Tagebuch kurz vor seinem Dahinscheiden lautete: „Nach der Unterweisung der Katechumenen habe ich das Kollektengetreide verkauft; dann mußte ich mich legen.“

Unvertilgbare Spuren seines Wirkens hat in der Basutomission auch der Waadtländer Adolf Mabilie hinterlassen, der 33 Jahre hindurch in Morija mit einer bewundernswerten Energie gearbeitet hat, und dem die Häuptlinge des Landes als ihren vertrauten Ratgeber 1894 ein nationales Leichenbegängnis bereiteten. Noch wäre die Patriarchengestalt des im Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums sich verzehrenden Franz Coillard zu nennen, der, ehe er die Sambesimission begründete, von Veribe aus einen weitreichenden Einfluß auf die Basuto ausübte. Der wissenschaftlich vielseitigste Missionar, dem leider nur eine 3 jährige Wirksamkeit in der Ausbildung der jungen Basutochristen vergönnt war, dürfte der Elsässer Hermann Krüger gewesen sein. Unter den noch lebenden Basutomissionaren scheinen der Elsässer H. Dieterlen und der Schweizer E. Jacottet am tiefsten in die missionarischen Probleme ihres Arbeitsgebietes und in die besonderen Eigentümlichkeiten der Volksseele eingedrungen zu sein.¹⁾

V.

Was die Verfassung der Basuto-Missionskirche anbelangt, so hat sich die Mission nach und nach alle die Organe geschaffen, die zu einer lebenskräftigen Kirche gehören. Die kirchliche Organisation ist weder eine rein kongregationalistische, noch presbyteria-

1) Diese beiden Missionare haben auch die Hauptarbeit an dem „Goldenen Buch der Basutomission“ geleistet, das die Pariser Mission demnächst als Jubiläumsgabe erscheinen läßt. G. A.

nische, noch bischöfliche, sondern bietet eine Mischung dieser drei verschiedenen Systeme dar. Der Unterbau besteht aus den einzelnen Muttergemeinden, um die sich die Tochtergemeinden und Evangelisationsposten gruppieren. Mutter- und Filialgemeinden zusammen bilden ein sogenanntes Kirchspiel, dessen Angelegenheiten von einem allmonatlich zusammentretenden „Konfistorium“ erledigt werden. Letzteres umfaßt als Mitglieder außer dem den Vorsitz führenden Stationsmissionar sämtliche innerhalb des Sprengels angestellten Evangelisten und eine Anzahl Älteste; auf je 50 Kirchenglieder rechnet man gewöhnlich einen Ältesten. Jedes Kirchspiel zerfällt dann wieder in soviel Presbyterien, als Filialgemeinden vorhanden sind, an deren Spitze dann auch ein aus dem betreffenden Evangelisten und einem oder mehreren Ältesten zusammengesetzter Kirchenvorstand sich befindet. Das Konfistorium entscheidet über alle Fragen des kirchlichen Lebens, beschließt über die Gründung neuer Außenposten, weist den Evangelisten ihre Posten an oder ruft sie wieder ab und regelt auch die kirchliche Disziplin. Die Autonomie des einzelnen Kirchspiels ist also eine fast unbeschränkte. Zu den anderen Kirchspielen des Missionsgebietes hat es nur freundschaftliche Beziehungen; es bekümmert sich nicht um deren Angelegenheiten und erwartet die gleiche Enthaltksamkeit von ihnen. Wir haben es also hier zunächst mit einem kongregationalistischen Elemente der Kirchenverfassung zu tun; zugleich treten hier aber episkopale Tendenzen auf; denn der Missionar bekleidet gleichsam bischöfliche Stellung gegenüber seiner Gesamtgemeinde, und die Stationsgemeinde ist eine Art Metropole für die Filiale. Um diesen so unabhängig nebeneinanderstehenden Einzelmissionsgemeinden doch eine gewisse gleichmäßige Entwicklung, besonders auf dem Gebiete kirchlicher Zucht und Sitte zu sichern, bildeten schon in der ersten Periode der Mission die Missionare eine sogenannte „Konferenz“, in der nur sie Sitz und Stimme hatten, und in welcher bis auf den heutigen Tag alle wichtigen Fragen des kirchlichen Lebens ihres Missionsgebietes besprochen werden. Wichtiger noch für eine größere Annäherung der Gemeinden untereinander war die Gründung einer Synode, zu der die einzelnen Gemeinden ihre Abgeordneten entsandten. Die erste derartige Zusammenkunft fand 1872 statt; sie wurde öfter wiederholt, hatte aber anfangs unter dem Mißtrauen der Häuptlinge, die von dieser das ganze Land umspannenden Institution eine

Minderung ihres Ansehens befürchteten, und unter der allzugroßen Reglementierungslust der eingeborenen Synodalen zu leiden. Die Einzelgemeinden verhielten sich dann manchmal ablehnend gegenüber den Beschlüssen der Synode, die als bloß beratende Körperschaft wohl wichtige Anregungen geben kann, aber den einzelnen Konfessionen gegenüber keine Zwangsmittel in der Hand hat, um die Durchführung ihrer Beschlüsse zu sichern. Nachdem die Synode infolge ihrer Unbeliebtheit bei den Gemeinden längere Zeit hindurch nicht mehr einberufen worden war, hat sie seit 1894 einen neuen und, wie es scheint, besseren Anlauf genommen; die eingeborenen Delegierten sehen jetzt ihre Aufgabe weniger darin, die Zuchtrute über den Gemeinden zu schwingen, als zur Einigung und zum festeren Ausbau derselben das Ihre beizutragen. Einen wichtigen Schritt auf dem Wege der Konsolidierung der Missionsgemeinden bedeutet die im Jahre 1894 erfolgte Bildung einer Zentralkasse, die von den einzelnen Gemeinden nach Maßgabe ihrer Kopfszahl und ihrer finanziellen Kräfte gespeist wird, und aus der gleichzeitig sämtliche Ausgaben für die Unterhaltung der eingeborenen Pastoren, Evangelisten und sonstigen Basuto-Missionsarbeiter, sowie Subventionen für bedürftige Schulen bestritten werden. Im übrigen sorgt jede Einzelgemeinde für ihre eigenen kirchlichen Bedürfnisse. In den letzten Jahren hat die Zentralkasse durchschnittlich 80 000 Mark (1908 verschuldeten die schlechten Getreidepreise ein vorübergehendes Sinken auf 66 000 Mark) vereinnahmt; annähernd die gleiche Summe haben die Gemeinden für parochiale Zwecke aufgebracht. Durchschnittlich werden pro Kopf $3\frac{1}{2}$ —5 Mark an kirchlichen Abgaben gezahlt; es gibt aber auch Gemeinden, wie Veröa, wo auf den Kopf 8 Mark Beitrag entfallen.

Seitdem sich die Zahl der eingeborenen Pastoren vermehrt hat, sind die Missionare bestrebt gewesen, auch diese für einen mehr presbyterianischen Ausbau der Leitung der Missionskirche zu interessieren. Zu diesem Behufe haben sie seit 1899 neben ihrer eigenen Konferenz noch eine sogenannte „Seboka“ ins Leben gerufen, eine gemischte Konferenz, in welcher Missionare und eingeborene Pastoren gleichberechtigt zusammen tagen und alle Missions- und Kirchenangelegenheiten beraten. Diese Seboka ist zurzeit die oberste Instanz im Organismus der jungen Basutokirche. Die Erfahrungen, die man bisher mit dem Verhalten der eingeborenen Pastoren in

kirchenregimentlicher Beziehung, sowie in der Gemeindeversorgung gemacht hat, sind ausnahmslos gute gewesen. Von einer weiteren Ausbildung des presbyterianischen Systems der Kirchenverfassung raten die Missionare zurzeit ab, da dieselbe dem Volksempfinden der Basuto zu wenig kongenial sei.

Als ein Einigungsband für die junge Basutokirche dienten auch seit 1872 die aus der eigenen Initiative der Basutogemeinden hervorgehenden Bestrebungen, ein eigenes Missionsfeld für die eingeborenen Evangelisten außerhalb des Basutolandes ausfindig zu machen. Unter Führung der französischen Missionare wurden im Laufe der 70er Jahre verschiedene Versuche zu Missionsniederlassungen unter den Vapedis und Banyais gemacht, bis zuletzt Coillard, seit 1884, unter den Barotsi im Sambesitale ein Missionsgebiet in Angriff nahm, das sehr bald über die Kräfte der jungen Basutokirche hinausging, derselben aber doch Gelegenheit gegeben hat, ihren Missionseifer zu beweisen. Nachdem eine Reihe von Jahren hindurch das Band zwischen der Basutokirche und der Sambesimission etwas gelockert war, ist im vorigen Jahre zwischen beiden Teilen die Übereinkunft geschlossen worden, daß fortan die Basutokirche auf ihre Kosten der Sambesimission eine Anzahl Evangelisten überlassen soll, die jeweilig nach 5 jährigem auswärtigem Dienst wieder in die heimatische Kirche zurückzukehren haben.

Zu der britischen Regierung und zu den Häuptlingsfamilien des Basutolandes haben die französischen Missionare fast durchweg freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Nicht nur alle die verschiedenen Regierungskommissare, die seit den achtziger Jahren von ihrem Amtssitz Maseru aus — an der Westgrenze des Landes, neuerdings durch die Zweiglinie Maseru=Bloemfontein mit dem südafrikanischen Eisenbahnnetz verbunden — Basutoland verwalteten, haben das durchaus loyale Verhalten der Pariser Missionare anerkannt, sondern noch jüngst hat ihnen auch der britische Oberkommissar für ganz Südafrika, Lord Selborne, das höchste Lob wegen ihrer selbstlosen Tätigkeit zur Förderung der wahren Wohlfahrt des Basutovolkes gezollt. Besonders innig war das Verhältnis zu dem alten König Moschesch. Dieser reichbegabte, trotz seiner kriegerischen Jugend den Frieden über alles liebende Mann, dem von seinem Volke eine fast abgöttische Verehrung entgegengebracht wurde, sah in den Missionaren seine und seiner Untertanen beste Freunde. Innerlich dem Evangelium zugetan, zögerte er doch, den letzten Schritt zu tun und dem Heidentum völlig den Abschied zu geben. Erst kurz vor seinem Ende erschloß er sein Herz völlig der Predigt von Christo; der Tod überraschte ihn aber, ehe ihm die Missionare die Taufe spenden konnten; doch geschah sein Heimgang in Frieden.

Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Letsie I (1870—91), der zwar seinem Vater an Bedeutung nicht gleichkam — im Gegensatz zu diesem war er sehr lax in dem Gebrauch von Spirituosen — aber doch auch die Mission nach ihrem Werte für die Hebung seines Volkes zu schätzen wußte; freilich konnte auch er sich nicht überwinden, den offenen Übertritt zum Christentum zu vollziehen. Seitdem ist es mit dem nationalen Herrscherhause allmählich abwärts gegangen. Moschesch's Enkel Lerotholi (1891—1905) starb an den Folgen der Trunksucht, und dessen Sohn Letsie II, der gegenwärtig noch die Oberhäuptlingswürde begleitet, ist trotz seiner Jugend schon ein eingefleischter Trunkenbold und zu Zeiten schwachsinnig, so daß der Untergang der Dynastie Moschesch's in der nächsten Generation zu befürchten steht. Trotz solcher schmerzlichen Erfahrungen haben die französischen Missionare dem Hause Moschesch Treue gehalten und sind nicht müde geworden, den Nachkommen des Königs mit ebensoviel Freimut als barmherziger Liebe das Evangelium zu predigen. Den Vertretern der britischen Regierung gegenüber, und überhaupt in der Öffentlichkeit lieben es die Glieder der Häuptlingsfamilien, mit ihrer lauten Anerkennung die Verdienste der französischen Missionare um ihr Volk zu paradien; aber insgeheim arbeiten sie denselben auf alle mögliche Weise entgegen, weil sie von der zunehmenden Ausbreitung des Christentums die Unterminierung der beiden Hauptbollwerke des nationalen Heidentums, der Vielweiberei und der Beschneidungsfeierlichkeiten, sowie eine Schwächung ihres eigenen Ansehens befürchten.

VI.

Auf den verschiedensten Gebieten sind der französischen Basutomission hervorragende Erfolge in den 75 Jahren ihrer bisherigen Wirksamkeit beschieden gewesen, zunächst auf religiösem Gebiete. Die 35000 Basutochristen, die in der Pflege der Pariser Missionare und ihrer eingeborenen Mitarbeiter stehen, stellen eine respektable geistige Macht im Lande dar, durch die allein eine allmähliche Wiedergeburt der Basutonation bewirkt werden kann. Merkwürdigerweise ist das männliche Element unter den Basutochristen bedeutend schwächer als das weibliche vertreten, obgleich sich dem letzteren beim Übertritt zum Christentum mehr Hindernisse entgegenstellen. Nach der Statistik von 1908 waren unter den 17160 vollen Kirchengliedern nur 3718 Männer, dagegen 13442 Frauen. Ein Gutes hat unter anderem dieses Überwiegen des weiblichen Elementes, daß dadurch eine stärkere Beeinflussung des heranwachsenden Geschlechtes zugunsten des Christentums zu erhoffen steht. Die Erfolge auf religiösem Gebiete würden noch größer sein, wenn in ihr Arbeitsfeld nicht in äußerst rücksichtsloser Weise zwei rivalisierende Missionen, die römische seit 1862 und die anglikanische seit 1875, eingedrungen

wären und durch ihre skrupellose Konkurrenz und besonders durch ihre lagen Grundsätze auf dem Gebiete der Kirchengucht Verwirrung unter das Volk getragen hätten. Ihren unevangelischen Machinationen ist es auch zum Teil mit zuzuschreiben, daß die angesehensten Häuptlingsfamilien im Heidentum geblieben sind. Trotzdem, daß die Katholiken 9000 und die Anglikaner 7000 christliche Basuto zählen, haben diese für das Volksleben doch bei weitem nicht die Bedeutung, wie die 35000 Christen der Pariser Mission. Ganz unbedeutend ist die Propaganda, die im letzten Jahrzehnt Äthiopier, Wesleyaner, Adventisten, Sabbatarier, Sionisten u. a. für ihre Denomination gemacht haben. Ihre wenigen Anhänger gruppieren sich meist um Maseru, den Regierungssitz. Auch indirekt treten die Erfolge der Pariser Mission auf religiösem Gebiete in der veränderten Stellung zutage, die ein großer Teil der heidnischen Basutobevölkerung heutigen Tages gegenüber dem Christentum einnimmt. Während ein kleiner Prozentsatz der heidnischen Bevölkerung allerdings in seiner Opposition gegen das Evangelium nur noch zielbewußter und entschiedener geworden ist, besteht das Heidentum der großen Menge weniger in einem religiösen Gegensatz des heidnischen Ahnendienstes gegen das Christentum, als in der Unlust, den lieb gewordenen altväterlichen Fleischesdienst mit einem sittlich reinen Christenwandel zu vertauschen. Die Heiden sehen es ganz gern, wenn die Missionare in ihre Dörfer kommen und ihnen predigen. Wiederholt kann man aus dem Munde von Eingeborenen die Redensart hören: „Ke modene oa Fora“ („Ich bin ein Heide der Franzosen“), mit anderen Worten: „Ich liebe die französischen Missionare und billige, was sie sagen; aber ihren Ermahnungen Folge zu leisten, habe ich keine Lust.“ Beinahe jedermann sind die Haupttatsachen der christlichen Botschaft bekannt; selbst heidnische Häuptlinge führen in ihren Reden Schriftstellen als allgemeine Wahrheiten an; nur warten sie fatalistisch, daß Gott sie befehle.

Welch großen Anteil an der geistigen Hebung des Basutovolkes die Pariser Mission für sich in Anspruch nehmen darf, zeigt am deutlichsten ein von dem kapländischen Regierungs-Schulinspektor herausgegebener „Bericht über das öffentliche Unterrichtswesen im Basutoland“ (1906/07). Danach entfielen von den gesamten 224 Volksschulen des Landes 185 (1908 waren es schon 228) auf die französische, dagegen nur 28 auf die anglikanische, 10 auf die katho-

ische und 1 auf die äthiopische Mission. Von den im Bericht erwähnten 10 höheren Schulanstalten wurden die 4 am stärksten frequentierten von der französischen, 3 sehr schwach besuchte von der anglikanischen und 2 von der katholischen Mission unterhalten; die 10. Anstalt ist die Industrieschule der Regierung in Maseru. Was das Lehrerpersonal anlangt, so führt der Bericht im ganzen 322 Personen, darunter 32 Europäer, auf. Von diesen gehörten 268 (einschließlich 8 Frauen) der Pariser, 34 der anglikanischen und 20 der katholischen Mission an. Der Aufwand der 3 Missionen für ihre Schulen betrug je 8898 £, 1500 £ und 860 £. Die Pariser Missionsdirektion zahlt nur die Gehälter der Direktoren ihrer höheren Schulen; alle übrigen Ausgaben werden durch die Subvention der Regierung (aus den Steuererträgen des Basutolandes) und durch die Schulgelder gedeckt.¹⁾

Am meisten ins Auge fallen auch für den oberflächlichen Beobachter die Errungenschaften auf kulturell-wirtschaftlichem Gebiete, die das Basutoland den französischen Missionaren verdankt. Aus der Einöde und Wildnis, in welcher bei der Ankunft der ersten Missionare 30—40000 von ihren Feinden bedrängte Eingeborene ein kärgliches Dasein führten, ist dank der aufopferungsbollen, in allen Zweigen menschlicher Tätigkeit vorbildlichen Arbeit der Pariser, die sich allerdings dabei — das soll dankbar anerkannt werden — der wohlwollenden Unterstützung seitens der britischen Regierungsvertreter zu erfreuen hatten, im Laufe von 75 Jahren ein Garten Gottes geworden, in dem ein geordneter Freiheit und dauernden Friedens sich erfreuendes Volk von nahezu 400000 Seelen auf der Bahn gesunden Fortschrittes allen anderen eingeborenen Volksstämmen Südafrikas als Vorbild voranleuchtet. Wenn jetzt das Basutoland als die Kornkammer Südafrikas gilt, so waren es die Missionare, die den Ackerbau und das erste Saatgut an Weizen, Mais und Sorghum einge-

1) In dem letzten Jahrzehnt ist leider die Schülerzahl in den Volksschulen nicht unbeträchtlich — von 13187 im Jahre 1904 auf 10775 im Jahre 1908 — zurückgegangen. Viele Heiden sehen in dem Schulbesuche ihrer Kinder den ersten Schritt zum Abfall vom Heidentum, ferner entzieht die Beschneidungssitte den Schulen viele Kinder, und die oberen Knabenklassen büßen zahlreiche Schüler durch die gesteigerte Abwanderung der jungen Basuto nach den Transvaaler Goldminen ein. Auch die Hauptlinge sind in ihrem Innersten Feinde der christlichen Volksschule. G. St.

führt und das Volk immer wieder zur Ausnutzung der Bodenschätze seiner Heimat angefeuert haben. Sie haben Ackerpflug und Wagen im Lande eingeführt, und erlebten schon im Jahre 1874 die Genugtuung, daß die Basuto auf eigenen Geschirren für $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark Mais und Negerhirse ausführen konnten. Auch auf Ausnutzung der vielen Weideflächen der „südafrikanischen Schweiz“, wie man Basutoland zu nennen pflegt, haben die Missionare das Volk hingewiesen; eine Statistik von 1891 zählt, als im Besitze der Eingeborenen befindlich, auf: 81194 Pferde, 320934 Stück Vieh, 10434 Ackerpflüge und 808 Wagen. Im Jahre 1901 repräsentierte die Gesamtausfuhr des Basutolandes einen Wert von $7\frac{1}{4}$ Millionen Mark. In dem früher von Baumwuchs fast ganz entblößten Lande bilden die Missionsstationen schattige Waldoasen, und was an Fruchtbäumen im Lande vorhanden ist, stammt fast alles aus den Baumschulen der Missionare. Nicht nur bei den Christen, sondern auch bei einem beträchtlichen Teile der heidnischen Basuto sind an Stelle der mit Gras und Rohr gedeckten Rundhütten kleine viereckige Häuser aus Backsteinen oder Lehm getreten, die in ihren Innenräumen manches solide Stück Hausrat bergen. Auch auf die Kleidung hat sich der zivilisierende Einfluß der Mission erstreckt. An Stelle der Fellgewänder sind bei vielen Basuto einfache, europäische Kleidungsstücke getreten, aber nicht in der karikierten Weise wie sonst bei anderen Eingeborenen Südafrikas; so tragen z. B. Frauen und Mädchen statt geschmackloser Hüte bunte Taschentücher in zierlicher Weise um den Kopf gewunden.

Ein großer Segen für die Erhaltung der nationalen Selbstständigkeit der Basuto ist der Umstand gewesen, daß der Stamm bis auf den heutigen Tag im ungeschmälerten Besitz seines Grund und Bodens geblieben ist. Das wäre nicht geschehen, wenn nicht die Missionare in Zeiten folgenschwerer Entscheidung — noch zuletzt während des Burenkrieges, wo die Basuto auf Zureden ihrer Missionare hin sich völliger Neutralität befleißigten — der Nation mit weisem Rat beigestanden hätten. Das Land ist Stammeseigentum, und bestimmte Vertrauenspersonen der Häuptlinge weisen von Zeit zu Zeit jeder einzelnen Familie das nötige Ackerland zu. Unbebautes Land gilt als Gemeindeweide. Die britischen Regierungsvertreter wachen streng darüber, daß die Eingeborenen in ihrem Besitz geschützt werden, und erlauben außer den

Missionaren und einigen Händlern — von gutem Ruf — keinem Weißen die Niederlassung im Basutolande. Auch das Land, auf dem die Regierungs- und Missionsstationen, sowie die Kaufläden stehen, bleibt im Besitze des Stammes. Der Oberkommissar regiert das Volk durch Vermittelung der Häuptlinge, die in weniger wichtigen Sachen Recht sprechen, und unter Beirat des „Bitsi“ genannten Landtages, dessen freimütige Beratungen regelmäßig mit Gebet des eingeborenen Pastors der Station Maseru eröffnet werden. Es ist auch eine Frucht der Mission, daß der Frau keineswegs die Hauptarbeit auf dem Felde zufällt; beide Geschlechter beteiligen sich daran, und die jungen Mädchen legen ihren Freiern gegenüber schon jetzt großes Gewicht darauf, daß sie sich durch ihren Fleiß einen Ackerpflug erworben haben, ehe sie in die Ehe treten. Auch die Finanzverwaltung ist eine sehr gesunde. Die Haupteinnahmen stammen aus den Zöllen und aus der Hüttensteuer (à 20 Mk.), und werden nur zu Wohlfahrtszwecken innerhalb des Landes verwandt. Da bei der rasch zunehmenden Bevölkerungszahl Basutoland nicht mehr genug Erwerbsgelegenheit für die jungen Männer bietet, so ziehen neuerdings viele von ihnen in die Minendistrikte der benachbarten Landesteile, von wo freilich ein Teil derselben außer dem ersparten Gelde leider auch böse, die Lebensquellen vergiftende Mafel mit heimbringt. Es ist eine traurige Tatsache, daß venerische Krankheiten nicht mehr zu den Seltenheiten unter den Basuto gehören.

Wenn bei der so harmonisch verlaufenen Feier des 75jährigen Jubiläums¹⁾ vom 20.—22. Oktober 1908 in Morija unter der nach Tausenden zählenden Versammlung auch die Vertreter von fast sämtlichen südafrikanischen evangelischen Kirchen und Missionsgesellschaften beteiligt waren, so haben wir darin nicht bloß einen Höflichkeitbeweis, sondern einen Ausfluß der einzigartigen Stellung zu sehen, welche die Pariser Basutomission im Ganzen der südafrikanischen Missionen einnimmt. Einzigartig ist ihre Stellung schon darin, daß sie unter einem eingeborenen Stamme arbeitet, der sein nationales Gefüge unter britischer Oberhoheit gewahrt hat, der unbestritten über Grund und Boden seiner Väter versüßt und auf dem besten Wege

1) Näheres über den Verlauf der Feier hat die „M. M. Z.“ bereits in der Januarnummer (S. 41) des laufenden Jahrganges gebracht. Auch das „Missionsblatt der Brüdergemeinde“ 1909, S. 37—46, enthält eine Beschreibung der Festlichkeiten aus der Feder eines Augenzeugen. O. M.

ist, unter der väterlichen Leitung der französischen Missionare eine Wiedergeburt seines nationalen Lebens durch die Kraft des Evangeliums verwirklicht zu sehen. Vorbildlich für die übrigen südafrikanischen Missionen ist die von tieferem Verständnis für die Volksseele und von großer pädagogischer Weisheit zeugende Art, wie die Pariser Missionare auf eine Verselbständigung der jungen Basutokirche hingearbeitet haben. Musterhaft ist ferner die gründliche Ausbildung, die sie ihrem eingeborenen Pastoren-, Evangelisten- und Lehrerstande haben zuteil werden lassen. Eine Anzahl südafrikanischer Missionen senden deshalb ihren eingeborenen Nachwuchs an Missionsarbeitern zur Ausbildung in die Missionsinstitute nach Morija. Auch literarisch steht die Pariser Basutomission, durch die Verbreitung der von ihr geschaffenen Literatur — der Umsatz der Missionsbuchhandlungen in Morija steigt von Jahr zu Jahr — über ganz Südafrika vom Kap bis nordwärts über den Sambesi als facile princeps unter den südafrikanischen Missionen da. Nicht weniger können die Leistungen auf dem Gebiete finanzieller Selbstständigmachung der Basutogemeinden allen anderen unter südafrikanischen Stämmen arbeitenden Missionaren zum Vorbild dienen.

Zur Zeit bereiten sich in Britisch-Südafrika tiefgehende Änderungen auf dem politischen und Verwaltungsgebiete vor. Eine neue Verfassung, die ein enges Einheitsband um alle Teile schlingen soll, ist entworfen und dürfte demnächst ins Leben treten. Da ist es für alle die, welche an der Entwicklung einer evangelischen Volkskirche im Basutolande Anteil nehmen, eine Freudenbotschaft, zu hören, daß Lord Selborne, der britische Oberkommissar, das Versprechen abgegeben hat, daß die Privilegien der Basuto in bezug auf Grundbesitz und Selbstverwaltung durch die Neuordnung in nichts angetastet werden sollen, sondern daß die Regierung vielmehr auf verständnisvolle Mitwirkung der christlichen Basuto bei den Aufgaben der neuen Ära rechnet. Möge es der jungen Basutokirche vergönnt sein, diese Hoffnungen zu erfüllen und auch den heidnischen Volksteil noch für das Evangelium zu gewinnen.

Fünfzig Jahre Missionsarbeit am Niger.

Von Paul Richter.

Das Problem der Nigerrerforschung, das in den letzten Dezennien des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts die Geographen auf das lebhafteste beschäftigt hatte, war durch die Expeditionen der kühnen Forscher Mungo Park († 1797), Clapperton († 1827) und Gebr. Lander (1830) in der Hauptsache gelöst: ein gewaltiger Strom, geeignet, die bedeutendste Verkehrsstraße für Westafrika zu werden, war entdeckt. Nun galt es, der geographischen Entdeckung die wirtschaftliche Erschließung folgen zu lassen. Eine zu diesem Zweck im Jahre 1841 veranstaltete englische Expedition kam infolge eines durch das ungesunde Klima verursachten großen Sterbens unter ihren Teilnehmern zu einem jähen und kläglichen Abschluß. Desto erfolgreicher war 1854 eine neue von dem Großkaufmann Macgregor Laird, einem erprobten Freunde Afrikas, ausgerüstete Expedition. Gestützt auf diesen Erfolg gelang es den Bemühungen Lairds, die englische Regierung zu einem Abkommen zu bewegen, zunächst für 5 Jahre jährlich gemeinschaftlich mit ihm ein Schiff den Niger hinaufgehen zu lassen. Das Programm des neuen Unternehmens erstreckte sich wesentlich auf drei Hauptpunkte: Bekämpfung und Unterdrückung des allen ordentlichen Handelsverkehr hindernden Sklavenhandels, Etablierung eines legitimen Handels und Pflanzung christlicher Kultur an den Ufern des Stromes. The Bible and the Plough! (Bibel und Pflug) sollte die Devise des Projektes sein. Zur Erreichung des dritten Programmpunktes war die Mithilfe der englisch-kirchlichen Mission (C. M. S.) gewonnen. Diese in Westafrika schon seit Jahrzehnten in der Arbeit stehende Gesellschaft hatte eine Ausdehnung ihrer Tätigkeit bis zum Niger bereits seit längerer Zeit ins Auge gefaßt. Schon die Expedition von 1841 hatte einer ihrer Sendboten, Missionar Schön, und der bekannte eingeborene Helfer Sam. Crowther begleitet; letzterer hatte auch an der zweiten glücklicheren Expedition 1854 teilgenommen und auf ihr mit manchen Häuptlingen längs des Stromes freundschaftliche Beziehungen angeknüpft.

1. Gründung und Entwicklung der Nigermision in 2 Jahrzehnten.

Mit großem Enthusiasmus ging man in den Kreisen der C. M. S. an die neue Mission. Westafrika spielte in der ersten

Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bei den Freunden dieser Gesellschaft die Rolle, die in der Gegenwart Uganda spielt: die Erfolge in Sierra Leone und die sich so hoffnungsvoll anlassende, in den vierziger Jahren begonnene Yoruba-Mission hatten es zu ihrem Lieblingskinde gemacht. So wurde für das neue Unternehmen ein weit-ausschauender Plan aufgestellt: als Basisstation sollte Ubo, etwas oberhalb des Nigerdeltas, besetzt werden; dann zirka 250 km von der Küste im Mittelpunkt des Ibo Stammes Onitscha, noch ein Stück weiter stromaufwärts Idida; eine vierte Station sollte bei dem Einfluß des Benue in den Niger, einem auch missions-strategisch wichtigen Punkte, angelegt werden. Weiter wurden Egga, ein wichtiger Stapelplatz für den Elfenbeinhandel, und Rabba, eine andere bedeutende Stadt am mittleren Stromlauf, ins Auge gefaßt. Beide Orte liegen bereits im Machtbereich des Islams. Es wurde sogar schon an einen Vorstoß bis nach Sokoto, der Hauptstadt des gleichnamigen mohammedanischen Füllareiches, mehrere 100 km nördlich vom Niger, gedacht. Das Neue und Eigenartige war aber bei der neuen Mission, daß sie ganz in die Hände farbiger Missionare, Befehrter der Sierra Leone-Mission, gelegt werden sollte. Dieser letztere Gedanke entsprang wesentlich einer doppelten Erwägung: einmal fürchtete man, daß das Klima am Niger eine Niederlassung von Weißen an seinen Ufern nicht zulassen werde, und sodann war es ja ein idealer Gedanke, daß Schwarze ihren heidnischen Brüdern selbst das Evangelium bringen sollten. Mit der Leitung wurde der inzwischen zum Geistlichen ordinierte, tüchtige Sam. Crowther betraut.

Zwischen dem großangelegten Plane und seiner ersten Verwirklichung ergab sich freilich ein Abstand, wie er größer kaum gedacht werden kann. Es mangelte eben an farbigen Missionaren, die zu seiner Ausführung erforderlich gewesen wären. Als Crowther im Jahre 1857 mit der Dapspring (Morgenröte) glücklich wieder den Niger erreichte, da führte er alles in allem einen Negergeistlichen, Rev. Taylor, einen geborenen Ibo, mit sich. Den setzte er als Missionar in Onitscha ein, und in Obebe, am Einfluß des Benue in den Niger, beauftragte er den dort stationierten farbigen, christlichen Lagerhalter mit der Eröffnung einer Missionschule. Das war der überaus bescheidene Anfang der Nigermision. In den nächsten Jahren war, infolge feindseligen Verhaltens anwohnender Stämme,

der Strom für den Verkehr oft gänzlich gesperrt, so daß die einsamen Arbeiter in Onitscha und Gbebe, auf Jahr und Tag von der Außenwelt abgeschlossen, auf ihren isolierten Posten einen recht schwierigen Stand hatten. Einen großen Verlust auch für die Mission bedeutete 1861 der Tod des unermüdblichen Macgr. Laird, der die treibende Kraft des ganzen Nigerunternehmens gewesen war und große Opfer dafür gebracht hatte. Erst 1862 erhielt die Mission Verstärkung. Crowther konnte eine ganze Kolonne farbiger Missionsarbeiter, einschließlich ihrer Familien 33 Köpfe, an den Niger führen. Da die Schiffsgelegenheit aber nur für 27 von ihnen ausreichte, blieb der Rest an der Mündung zurück, um bald andere Verwendung zu finden. Danach war nämlich der Strom abermals auf längere Zeit gesperrt, und, um diese Zeit über nicht untätig sein zu müssen, sah sich Crowther an der Küste des Nigerdeltas nach weiteren Gelegenheiten für die Missionsarbeit um. An der Mündung des Nun, des Hauptarmes des Nigerdeltas, wurde die Station Akassa angelegt, die es aber niemals zu einer einigermaßen ersprießlichen Entwicklung gebracht hat und darum nach einer Reihe von Jahren wieder aufgehoben wurde.

Wichtiger wurde die Besetzung von Bonny, einem Küstenplage im Osten des Festas.

Eine eigentümliche Verknüpfung von Umständen brachte sie zu Wege. Politische Wirren hatten den Oberhäuptling Wilh. Pepple von Bonny nach London geführt, wo er Christ geworden und getauft war. Für erlittene Unbill erhielt er von der englischen Regierung 2000 £ Schmerzensgeld. In die Heimat zurückkehrend benutzte er dies Geld, um einen Kaplan, einen Lehrer, einen Zimmermann, einen Gärtner, einen Arzt, eine Lehrerin und eine Diakonisse zu engagieren, welche ihm behilflich sein sollten, in Bonny europäische Kultur einzubürgern. Indessen, die heillosen Zustände in Bonny und dazu das ungesunde Klima trieben innerhalb einer Woche nach ihrer Landung alle wieder nach England zurück. Darauf nahm sich die C. M. S. Wilh. Pepples an und beauftragte Crowther, der 1864 in London zum Bischof geweiht war, nach Bonny zu gehen. Das Resultat seines Besuches war die Ansiedlung dreier christlicher Lehrer, deren Gehalt der Oberhäuptling zur Hälfte bestritt.

Bonny war einer der finstersten Orte der Erde. Das Heidentum hatte hier eine ganz besonders abstoßende Gestalt. Die Religion bestand hauptsächlich in der Verehrung greulicher Eidechsen und Schlangen, die für dschudschu (heilig) galten und sich überall ungeführt herumtreiben durften: auf ihrer Tötung stand Todesstrafe. In

Bonny wurde ein Iguana, eine Rieseneidechse, in dem benachbarten Braß eine Boa Konstriktor verehrt; nicht nur Geflügel, sondern selbst Kinder wurden von den Bestien gefressen, ohne daß man es zu hindern wagte. Das Nationalheiligtum des Ikuba in Bonny war von oben bis unten über und über mit Menschenschädeln geziert. Kriegsgefangene wurden geschlachtet und verzehrt. Auch der Tod eines Vornehmen hatte jedesmal das Opfer einer Anzahl unglücklicher Sklaven zur Folge. Die Vernichtung von Zwillingkindern war allgemein. Zauberei und Giftmischerei standen in höchster Blüte. Alle diese Greuel geschahen ganz offen unter den Augen der in Bonny ansässigen europäischen Kaufleute. Da Bonny ein bedeutender Handelsplatz war, gab es eine ganze Anzahl von solchen daselbst seit geraumer Zeit. Sie hätten hier einmal Gelegenheit gehabt, zu zeigen, was europäische Zivilisation ohne Christentum auszurichten vermag. In der That hatten sie aber nichts zur Hebung des Volkes geleistet; vielmehr hatten sie zu all den vorhandenen heidnischen Lasten durch den von ihnen massenweis eingeführten Branntwein — Fusel schlimmster Sorte — noch ein neues furchtbares Laster, eine wilde, schrankenlose Trunksucht, hinzugefügt.

Es gehörte ein starker Glaube an die Kraft des Evangeliums dazu, wenn man sich unter einem so tief gesunkenen Volke Erfolg von der Missionsarbeit versprach. Hat sie solchen Erfolg gehabt? Die erste Wirkung der Niederlassung der Missionsarbeiter war eine Reaktion des Heidentums, ein Wiederaufleben der *Oschuschuberehrung, das in der Restaurierung jenes Schädeltempels des Ikuba zum Ausdruck kam. Aber des Oberhäuptlings W. Pepple Gunst ebnete doch in manchen Stücken der Mission die Wege. Ja, nach dessen Tode setzte sein Sohn und Nachfolger G. Pepple, der in England erzogen war, es durch, daß die Vernichtung von Zwillingkindern verboten und die Unverletzlichkeit der Iguana aufgehoben wurde. Es wurde eine allgemeine Razzia auf die Reptile veranstaltet, von der sich niemand ausschließen durfte. Dem Missionar Dandeson Crowther, dem Sohne des Bischofs, der seit 1871 in Bonny seine Wohnung genommen, wurde ein Platz zugewiesen, auf dem er die St. Stephanskirche erbaute. Von da ab begann der Gottesdienst zahlreicher besucht zu werden. Im Jahre 1873 wurden die Erstlinge getauft.

Aber das wurde auch das Signal zu einer harten Verfolgung

der Anhänger der Mission. Die Häuptlinge, voll Unwillen, daß ihre Untergebenen verachteten, was sie selbst verehrten, und daß sie am Sonntag nicht mehr arbeiten wollten;¹⁾ und zugleich in der Besorgnis, daß die Anhänger der Mission, durch diese geistig und sozial gehoben, zu selbständig werden und ihnen am Ende den Gehorsam aussagen möchten, verboten ihnen fortan den Kirchenbesuch. Der erste Märtyrer in Bonny wurde ein Sklave des Kapitäns Hart, eines Schwarzen, der nach der Unsitte vieler seiner Landsleute einen Europäernamen angenommen hatte. Dieser Sklave, aufgefordert, an heidnischen Bräuchen teilzunehmen oder Götzenopferfleisch zu essen, weigerte sich dessen und wurde daraufhin grausam mißhandelt. Daß er aber selbst unter diesen Martern noch den Namen des Herrn Jesu anrief, erbitterte seine Quäler vollends. Er wurde in den Strom geworfen und ersäuft. Ein zweiter wurde gefesselt den brennenden Sonnenstrahlen preisgegeben und durch Hunger und Durst langsam zu Tode gebracht. Sechs Tage lang dauerten seine Qualen. Andere Besehrte wurden in Ketten gelegt und fast ohne jede Bekleidung im Busch Tag und Nacht den Peinigungen der Sandfliegen und Moskiten ausgesetzt. Erst auf Fürsprache der in Bonny wohnhaften Europäer wurden sie endlich freigegeben.

Auch auf andern Stationen im Delta war Verfolgung und Marter das Los der Besehrten. In Braß war 1868 die Missionsarbeit begonnen. Als sie 1872 ihre ersten Früchte trug, erhob sich auch hier aus gleichem Anlaß wie in Bonny die Feindschaft der Heiden. Die Besehrten wurden ergriffen, ausgepeitscht, dem Hunger preisgegeben, mit Geldstrafen belegt. Aber mit Ausnahme von nur dreien, die wieder abfielen, blieben die jungen Besehrten auch hier ihrem neuen Glauben treu. In ähnlicher Weise bekamen später (1888) auch die Christen von Oghonoma ihren Anteil an den Trübsalen der Verfolgung.

Jedoch nur für kurze Zeit wurde dadurch der Fortschritt der Mission im Deltagebiet aufgehalten. Verschiedene Ereignisse veranlaßten bald wieder einen Umschwung zugunsten des Christentums. Kapitän Harts Lieblingsfrau starb trotz der Künste der zu Hilfe ge-

1) Man hielt ihnen wohl vor: „Wir sehen genug Buchleute (sc. die weißen, namenchristlichen Händler!), die auch Sonntags auf ihren Schiffen arbeiten, kaufen und verkaufen. Wollen unsere Sklaven es besser wissen als diese?“

rufenen Zauberer. Missionar Crowther besuchte ihn, und seine teilnehmenden Worte machten einen merklichen Eindruck auf ihn, so daß Hart selbst hernach seine Mithäuptlinge bestimmte, das Verbot des Kirchenbesuchs zurückzunehmen. Ja, als er selbst 1879 starb, gab er vorher Weisung, alle seine Götzen, zwei Bootsladungen voll, in den Strom zu werfen. Noch größeren Eindruck hatte es schon etliche Monate vorher gemacht, als der junge G. Pepple, von einer Englandsreise heimkehrend, für seine glückliche Bewahrung auf der Reise in der Kirche öffentlich Gott dankte. Solches Beispiel fand Nachahmung. Weihnachten 1878 war die Kirche von 800 Personen besucht. Ein früherer grausamer Verfolger erklärte, er sei aus einem Saulus ein Paulus geworden und nähme seinen Hut vor Christus ab, den er bekämpft und zu besiegen gehofft habe, der aber statt dessen ihn besiegt habe.

Sogar heidnische Priester gaben ihr altes Gewerbe auf. Pfingsten 1879 fanden nach einer Frist von 4 Jahren wieder die ersten Taufen statt. Die Anhängerzahl stieg bis auf 1000. In Otrika, einer Stadt, 45 km landeinwärts, entstand eine interessante Bewegung, die von einem Schudschupriester ausging, welcher bei seinen Besuchen in Bonny von den Wirkungen des Christentums einen lebendigen Eindruck bekommen hatte. Im Jahre 1881 hatte es allerdings den Anschein, als wollte ein neuer Verfolgungsturm hereinsbrechen. Die feindlichen Häuptlinge erneuerten das Verbot des Kirchenbesuchs, und als sich die Christen auf die Dauer daran nicht kehrten, griffen sie, um ein Exempel zu statuieren, zwei aus ihrer Zahl heraus, welche sie mit dem Tode bedrohten. Aber das mannhafte Eintreten sämtlicher Gläubigen, die das Schicksal jener beiden teilen zu wollen erklärten, ernüchterte die Feinde und ließ sie von ihrem Vorhaben abstehen. Die Beunruhigung der Gemeinde hatte damit noch kein Ende. Streitigkeiten unter den Häuptlingen führten 1882 oder 1883 zur Absetzung G. Pepples und zur Ausweisung Crowthers, sowie zu abermaliger Erneuerung des Verbotes gegen das Christentum. Erst nachdem 1887 die unruhigen Häuptlinge von der englischen Regierung bestraft, G. Pepple wieder auf den Thron gesetzt und Crowther zurückgekehrt war, hat sich die Mission in Bonny, soweit äußere Feinde in Betracht kommen, in Ruhe entwickeln können. Im Januar 1889 wurde durch Bischof Crowther eine neue große Kirche von Eisenkonstruktion, zu der die einge-

borenen Christen 40 000 Mark zusammengebracht hatten, eingeweiht. Das Jahr zuvor war der Schädeltempel von Grund aus zerstört. Die beiden großen Holzgözen und ein bronzenener Iguana (angeblich Birminghamer Fabrikat!) wanderten als Sehenswürdigkeiten in das Museum der C. M. S. nach London.

Noch schneller war der Fortschritt in Braß. Die feindlichen Verbote der Häuptlinge blieben wirkungslos. Die Kirche mußte bald vergrößert werden. Der Oberhäuptling entsagte dem Gözendienste und wurde ein regelmäßiger Kirchenbesucher. Im Jahre 1880 gab es in ganz Braß kaum noch Gözen. Die einzige noch übrige Priesterin konnte ihr Leben nur aufs dürftigste fristen, so war die Zahl derer zusammengeschmolzen, die Rat und Hilfe bei ihr suchten.

Das Interesse konzentrierte sich während dieser Periode wesentlich auf die Küstenmission, die so große Erfolge aufzuweisen hatte; die Inlandstationen, von denen nicht so auffallende Dinge zu melden waren, traten in den Hintergrund. Zu den beiden zuerst angelegten, Onitscha und Gbebe, kamen nach und nach noch etliche hinzu, die aber nach längerer oder kürzerer Frist meist wieder eingingen, so Asaba, Osamara und Idida am Unterlauf des Niger zwischen dem Delta und Onitscha, Lokobscha gegenüber von Gbebe, und Kippo Hill, unweit Egga. Die Stellung der auf diesen Posten stationierten farbigen Evangelisten und Lehrer war schwierig und versuchungsreich. Sie — zum Teil selbst noch junge, ungesesselte Christen — standen hier ganz einsam inmitten heidnischer Finsternis. Der in Lagos ziemlich weit abseits vom Schauplatz ihrer Tätigkeit wohnende Bischof konnte sie nur, wenn Schiffsgelegenheit vorhanden war, besuchen. Zwischen den einzelnen Besuchen lagen oft lange Zwischenräume. Auch sonst waren mannigfache Erschwerungen der Missionsarbeit vorhanden: das ungesunde Klima, in Gbebe und Lokobscha eine beträchtliche Sprachenzersplitterung und nicht zum wenigsten die Nachbarschaft mohammedanischer Völker und deren Raubzüge und Sklavenjagen. Das Heidentum hatte allerdings nicht so entartete Formen wie im Delta. Kannibalismus wird zwar gelegentlich getrieben, aber nicht mit solcher Schamlosigkeit wie dort. Zwillingsmord und Zauberei gehen jedoch auch hier nur zu sehr im Schwange.

Auf den älteren Stationen Onitscha und Gbebe schien die Arbeit bald hoffnungsvoll, bald gab es Enttäuschungen und Rückschritte. In einem Stammeskrieg 1866 wurde Gbebe zerstört; die

kleine, bis dahin gesammelte Christenschar, flüchtete über den Strom nach Lokodscha, das seitdem an die Stelle von Gbebe getreten ist. In der Folge geriet Lokodscha unter die Schutzherrschaft des mohamedanischen Emirs von Vida, dessen „Schutztruppen“ allerdings mit ihren Erpressungen der kleinen Gemeinde das Leben reichlich sauer machten. In Onitscha verlief die Arbeit ruhiger. Doch befand sich in den siebziger Jahren die Mission im Tbolande in einem wenig befriedigendem Zustande der Stagnation, aus welchem sie nicht ohne einschneidende Maßnahmen herauskommen sollte.



Missionsrundschau.

Südafrika.

Von P. Friedrich Raeder.

1. Deutsch-Südwestafrika mit Amboland.¹⁾

Für die Rheinische Mission im Großnama- und Herero-Lande ist der Zeitraum, den wir zu überblicken haben,²⁾ ein vielbewegter und entscheidungsvoller gewesen. Bis Ende 1903 waren auf 10 Nama- und 15 Hererostationen nahezu 14 000 eingeborene Christen gesammelt. Das Namamissionsfeld gab allerdings zu ernster Besorgnis Anlaß. Immer mehr wurde es den Missionaren zu einer traurigen Gewißheit, daß sie es mit einem untergehenden Volk zu tun haben. Die Trägheit und Energielosigkeit, die den Hottentotten eigen sind, machten es unmöglich, brauchbare Nationalhelfer aus ihnen heranzubilden, und die Hoffnung, mit der Zeit eine einigermaßen selbständige Namakirche entstehen zu sehen, schien ganz ausgeschlossen. Dazu hatte im Jahre 1902 lange andauernde Dürre unsagbare Not über das Land gebracht und die Zerstreuung der Bevölkerung noch mehr gefördert. Die Gemeinde von Warmbad hatte sich so gut wie ganz verlaufen, und die Station sollte aufgegeben werden. Trotzdem hatte die Mission den Mut nicht verloren, ihre Arbeit in dem dürren Lande fortzusetzen. „Auch an dem Sterbette eines untergehenden Volkes zu stehen,“ heißt es in den „Ber. d. Rh. M.-G.“ (1903, 10), „ist ein von Gott gewiesener Platz, den wir nicht gering achten sollen, und die armen verirrtten Schafe bedürfen

1) Bei dem Interesse, welches dieses Missionsgebiet für uns gegenwärtig hat, ist der Verf. umständlicher in Spezialia eingegangen, als sonst die Rundschau es gestatten. — Dagegen hat er sich auf eine Schilderung der die Herero als Nation vernichtenden Kriegsführung nicht eingelassen.

D. S.

2) Die letzte Missionsrundschau über Südafrika erschien in dieser Zeitschrift im Jahre 1901, 397 ff. 428 ff.

R.

doppelt treuer Pflege und selbstloser Liebe.“ Ja es wurde Anfang 1903 noch eine neue Station, Rhoës, bei den Bellschoendragers angelegt und damit dem letzten Namastamm ein eigener Missionar gegeben. Erfreulicher und aussichtsvoller gestaltete sich die Missionsarbeit im nördlichen Teil der Kolonie, im Hererolande. Die Bewegung zum Christentum schien nicht nur anzuhalten, sondern auch immer weiter um sich zu greifen. Mehrere Stationen konnten beträchtliche Taufziffern aufweisen, und noch größer war die Zahl der Taufbewerber. Es entstanden immer neue Filialen und Predigtplätze. Auch mit der Ausbildung von Nationalhelfern ging es unverhältnismäßig besser, als unter den Nama. Es gab eine ganze Anzahl von Helfern, von denen ein Bericht (J.-Ber. 1901, 18) sagt, daß sie „treffliche Evangelistendienste tun“. Auch an freiwilligen Helfern fehlte es nicht. Aber mit Sorgen blickten die Missionare auf die ungesunde wirtschaftliche Entwicklung des Landes und wiesen wiederholt auf die Gefahren hin, die das leichtsinnige Aufkreditnehmen der Eingeborenen bei den weißen Händlern und die damit in Verbindung stehende fortschreitende Veräußerung weiter Landstrecken an die Weißen mit sich bringen mußten. Da brach, viel schneller als jemand das erwartete, die Katastrophe herein. Ein Vorspiel bildete die Empörung der Bondelzwarts in Warmbad Ende 1903. Am 12. Januar 1904 kam alsdann der Hereroaufstand zum plötzlichen Ausbruch, und Anfang Oktober desselben Jahres griff auch der ehemalige treue Bundesgenosse Deutschlands, Hendrik Witboi, von einem äthiopischen Schwarmgeist übel beraten, zu den Waffen und veranlaßte die Namastämme, sich gegen die deutsche Herrschaft zu erheben.

Es ist bekannt, wie schwer die Rheinische Mission von dem langwierigen Aufstand betroffen worden ist. Von den 15 Stationen der Hereromission wurden, außer der auf englischem Gebiet liegenden Namastation Walfischbai und der Bastardstation Rehoboth, nur die gemischten Stationen Windhuk, Karibib, Otjimbingue, Okahandja und Franzfontein zum Teil gar nicht, zum Teil nur wenig in Mitleidenschaft gezogen, nur daß die auf den letztgenannten Stationen ansässigen Herero fortgezogen waren, um sich den Aufständischen anzuschließen. Auf Omaruru hat Miss. Dannert auch in schwerer Belagerungszeit mannhaft ausgehalten und an den Bergdamra der Station treulich weitergearbeitet. Alle übrigen Stationen mußten von ihren Missionaren verlassen werden und auf fünf, Otjosazu, Othiaëna, Okageva, Omburo und Waterberg, schien die Arbeit von Grund aus zerstört. Glücklicherweise verlor keiner der Hereromissionare sein Leben, wenn auch mancher in Lebensgefahr geschwebt hat (vgl. besonders: Ber. d. Rh. M.-G. 1904, 111 ff., 144 ff., 203 ff., 257 ff. und die vier Hefte: „Die Rheinische Mission und der Hereroaufstand“). Dagegen wurde einer der Namamissionare, der Laienbruder Holzapfel, am 4. Oktober 1904 in Rietmont von den Aufständischen erschossen (vgl. Ber. d. Rh. M.-G. 1904, 428. 1905, 160 ff.). Die Missionare Berger und Spellmeyer entgingen wie durch ein Wunder dem Tode, den die Witbois, wie allen Weißen, so auch den Missionaren

zugedacht hatten. Von den Namastrationen wurde das auf englischem Gebiet gelegene Rietfontein vom Aufstand gar nicht berührt, ebenso blieben ruhig Rietmanshoop und Berseba, und zwar nicht zum mindesten dank dem Einfluß der Mission. Der Kapitän der Bersebaer erklärte geradezu, er wolle gegen die Deutschen nicht kämpfen, weil er durch deutsche Missionare das Evangelium empfangen habe. Auch ein Teil der Bethanier blieb den Deutschen treu. Gochas und Rhoës mußten von den Missionaren verlassen werden, Gibeon und Hoachanas wurden, trotzdem die Missionare auf ihren Posten verblieben waren, stark in Mitleidenenschaft gezogen (Ber. d. Rh. M.-G. 1904, 426 ff. 1905, 25 ff., 169 ff.). Bekannt ist auch, wie die in dieser schweren Prüfungszeit viel geschmähte und geradezu des Hochverrats beschuldigte Rheinische Mission durch ihre selbstlose Mitwirkung bei der Pazifizierung des Hererolandes dem Vaterlande wertvolle und auch von der Regierung dankbar anerkannte Dienste leisten durfte. Nachdem, seit dem Amtsantritt des Gouverneurs von Lindequist, eine versöhnlichere Politik gegen die verblendeten Herero zur Herrschaft gelangt war, haben die von der Mission ausgesandten, aus Hererochristen gebildeten „Friedenspatrouillen“ im ganzen 12 288 Herero veranlaßt, sich den Deutschen zu stellen, und haben sie den von der Regierung errichteten Sammelagern in Omburo und Otjihaëna (später Otjozongombe und Okomitombe) zugeführt (Ber. d. Rh. M.-G. 1906, 35 ff., 71 ff., 89 ff., 160 ff., 249 ff., 1907, 68 ff., Jahresber. 1906, 18. 1907, 17.). Am 31. März 1907 wurde endlich der Kriegszustand in der Kolonie aufgehoben und somit der Aufstand offiziell für beendet erklärt. Nur im Süden, im Großnamalande, wurde die Ruhe noch etwas länger gestört durch die Banden Morengas und Simon Coppers.

Man hat von missionsgegnertlicher Seite den Zusammenbruch der Mission in Deutsch-Südwestafrika als einen eklatanten Beweis für die Erfolglosigkeit ihrer Arbeit hingestellt. Dagegen konnte die Rheinische Mission (Ber. d. Rh. M.-G. 1906, 121) konstatieren, daß die Hälfte ihrer Christen (etwa 7000) während des ganzen Aufstandes der deutschen Herrschaft treu geblieben waren. Bestand auch der größere Teil aus Bergdamra und Bastards, so haben doch auch manche von den Nama, etwa 2500, d. h. mindestens der fünfte Teil des ganzen Volks, den Aufstand nicht mitgemacht. Die Hererochristen waren allerdings mit wenigen Ausnahmen in den Aufstand verwickelt. Aber, wenn auch manche von den Aufständischen verübten Greuelthaten mit auf das Konto der Hererochristen gestellt werden dürfen (daß alle getauften Herero Musterchristen wären, ist auch von den Missionaren nie behauptet worden!), so hatten nachweislich viele weiße Frauen und Kinder ihre Rettung den eingeborenen Christen zu verdanken. Und gerade die Christen waren die ersten, die sich freiwillig stellten und welche nachher als „Friedenspatrouillen“ bei der Vereinhaltung ihrer heidnischen Volksgenossen wertvolle Dienste geleistet haben.

Nun ist der äußere und innere Wiederaufbau der zerstörten Arbeit sehr bedeutend fortgeschritten. Schon Ende 1905 waren von den

14 000 Christen wieder 9112 unter der Pflege der Mission gesammelt. Auch die eigentliche Missionsarbeit unter Heiden konnte 1906 wieder aufgenommen werden. Das Jahr 1906 brachte schon 732 Heidentaufen (531 Erwachsene) im Hererolande (gegen 89 im Vorjahre), das Jahr 1907 984 (770 Erw.). Da der Aufstieg starke Verschiebungen der eingeborenen Bevölkerung zur Folge gehabt, so mußten einige der früheren Missionsstationen endgültig aufgehoben und andere neu angelegt werden. So sind im Hererolande die Stationen Okazeva, Otjosazu, Otjihaëna und Waterberg nicht wieder besetzt worden, und das Schicksal von Omburo ist noch nicht entschieden. Dagegen sind an den wichtigen Punkten Outjo (Militärstation) 1905 und Uakos (an der Otavibahn) sowie in Tsumeb 1907 neue Stationen angelegt worden, ebenso 1908 für den Osten die Station Gobabis. Im Namalande ist 1905 Lüderitzbucht, das mit der Zeit vielleicht der bedeutendste Platz in unserer Kolonie wird, Hauptstation geworden. Neubesetzt wurde 1907 Warmbad. Aufgegeben sind Khowes, Gochas und Rietmond. Ob Kwachanas Hauptstation verbleibt, ist noch ungewiß (Jahresber. 1905, 19. 32. 1907, 19 f. 22. 28. Ber. d. Rh. M.-G. 1908, 215). Ende 1907 wurden im Großnamalande 8 Stationen mit 3271 Gemeindegliedern gezählt, im Hererolande 14 Stationen mit 7065 Gemeindegliedern. Was die vielen ausgewanderten Hererochristen betrifft, so sind viele von ihnen auch in der Fremde dem Christentum treu geblieben. Eine Anzahl befindet sich im Kleinnamalande in der Kapkolonie, und wird dort vorläufig von dem Missionar der Rheinischen Station Konkordia bedient, der auch eine Anzahl Heiden unter ihnen hat taufen dürfen. Die nach Betschuanaland geflüchteten Hererochristen wollen sich der dortigen englischen Mission anschließen. Andere weilen in Transvaal und haben sich dort zum Teil der Berliner bezw. der Hermannsburgers Mission angeschlossen. Geradezu ergreifend ist der Bericht zweier Berliner Brüder, welche eine Anzahl von Hererochristen im Gebiet der Station Masokong besucht und bei ihnen große Liebe zum Worte Gottes und ein sehnliches Verlangen nach dem heiligen Abendmahl gefunden haben. Auf die Berliner und Hermannsburgers Brüder haben diese Rheinischen Missionschristen einen durchaus guten Eindruck gemacht, und der englische Native Commissioner äußerte: „Die deutsche Mission in Südwestafrika kann stolz sein auf solche Leistung.“ Nebenfalls ist die Haltung dieser geflüchteten Hererochristen ein Beweis dafür, daß die Rheinische Hereromission solide Arbeit getan hat, und daß diese Arbeit nicht erfolglos gewesen ist (Ber. d. Rh. M.-G. 1907, 31. 1908, 21 f. Berl. M.-Ber. 1908, 123 ff. Herm. M.-Bl. 1909, 143.).

Die Aufgabe der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika wird insofern bedeutend erschwert, als die Bevölkerung infolge des Aufstandes durcheinander gewürfelt erscheint, und viele Stationen infolgedessen zweisprachig geworden sind. Als neue Aufgaben sind in Angriff genommen: die Fürsorge für die Hererowaisen (für die ist 1906 in Otjimbingue ein Waisenhaus gegründet worden, das Ende 1907 40 Kinder beherbergte) und die Pflege und Erziehung der halbweißen Kinder,

welche aus Verbindungen von Europäern mit Farbigen stammen. Für letztere ist 1905 eine Erziehungsanstalt in Okahandja und eine zweite 1908 in Keetmanshoop eröffnet. Da jedoch die Arbeit an Mischlingen keine eigentliche Heidenmissionsarbeit ist, sondern vielmehr ein Werk der inneren Mission, so soll sie demnächst vom „Zentral-Ausschuß für innere Mission der deutsch-evangelischen Kirche“ übernommen werden. Eine wichtige Aufgabe für die nächste Zukunft ist ferner die Heranbildung brauchbarer Nationalhelfer. Endlich ist auch die Gestaltung des Schulwesens für die Zukunft der Mission von entscheidender Bedeutung, und die im Oktober 1907 in Omaruru zusammengetretene Konferenz der Hereromissionare hat sich eingehend mit der Schulfrage beschäftigt. Sämtliche Brüder stimmten darin überein, daß eine elementare Bildung in der Muttersprache der Kinder unbedingte Voraussetzung für einen späteren fruchtbaren Unterricht sei und das Deutsche als Unterrichtsgegenstand erst auf der Mittelstufe, als Unterrichtssprache eventuell auf der Oberstufe eintreten soll (Ver. d. Rh. M.-G. 1908, 52 ff.). Was das Verhältnis der weißen Ansiedler zur Mission betrifft, so ist es bei vielen, nach dem Visitationenbericht Insp. Spießers (Ver. d. Rh. M.-G. 1907, 132), leider auch heute noch ein wenig freundliches, wenn auch einige Besserung eingetreten zu sein scheint. Dagegen läßt die erfreuliche Annäherung der Stellung der Kolonialregierung in der Eingeborenenfrage an den von der Mission stets vertretenen Standpunkt für ein fruchtbares Zusammenwirken von Regierung und Mission zur Hebung unserer Kolonie das Beste hoffen (Vgl. den Bericht über den Besuch von Staatssekretär Dernburg in Südwestafrika im Ver. d. Rh. M.-G. 1908, 264 ff.).

In einer anderen Beziehung freilich ist die Stellung der Rheinischen Mission in Südwestafrika eine schwierigere geworden. Während sie vor dem Aufstande allein und ungestört unter den Herero und Nama arbeiten durfte, und die katholische Mission (die Oblaten von der unbefleckten Empfängnis Mariä) allein auf die Betschuanen im Osten der Kolonie und die heidnischen Stämme am Okavango im Nordosten beschränkt war,¹⁾ ist es der katholischen Mission nun gelungen, ihre Forderung, daß die bisherige „schieblich-friedliche“ Grenzregulierung aufgehoben werde, durchzusetzen. Der Gouverneur v. Lindequist hat am 13. Dezember 1905 eine Vereinbarung herbeigeführt, nach welcher den Missionaren beider Konfessionen das Recht zusteht, „unter gleichen Bedingungen im ganzen Schutzgebiet unter den Eingeborenen Missionstätigkeit auszuüben.“ Diese Vereinbarung beruht, wie die „Ver. der Rh. M.-G.“ (1906, 61) konstatieren, „auf zwei Faktoren: auf der kategorischen Forderung der katholischen Mission und auf der Nachgiebigkeit der evangelischen Mission.“ „Unsere Missionare haben um des lieben Friedens willen nachgegeben, um der Regierung, so viel an ihnen liegt, keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, wenn sie jetzt die große Aufgabe hat, in dem Lande den Frieden wiederherzustellen.“ Wie sich das Ver-

1) Vgl. A. M.-Z. 1905, 480 ff. 1906, 137 ff.

hältnis beider Missionen zueinander gestalten wird, bleibt abzuwarten. Der apostolische Präfekt, P. Nachtwey, schrieb im Dezember 1906 (Maria Immaculata 1906/07, 295 f.): „An die 80 Hererowaisenkinder wurden der katholischen Mission zur Erziehung übergeben. Sie sollten mit den 100 Erwachsenen, die uns zu Arbeitszwecken von der Etappe übergeben worden, den Grundstock der katholischen Hereromission bilden. Von den übrigen Herero verspreche ich mir nicht allzuviel. Obwohl sie auf den Wanderungen der Kriegsjahre und durch den Verkehr mit den katholischen Glaubensboten manches Vorurteil dürften abgelegt haben, obwohl ferner jetzt nach dem Aufstande die Zahl der evangelischen Herero nur noch 1150¹⁾ beträgt, so ist die evangelische Hereromission doch infolge einer 60jährigen Tätigkeit so sehr mit dem Hererovolk verwachsen, daß die katholische Hereromission sich voraussichtlich stets in bescheidenen Grenzen halten wird. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den Bergdamara, die in einer Stärke von zirka 25 000 Seelen über das ganze Gebiet der Präfektur hin zerstreut wohnen.“ Aus diesen Worten des P. Nachtwey ergibt sich jedenfalls, daß für das Eintreten der katholischen Mission im Hererolande keinerlei Bedürfnis vorlag. Doch nun sind die Katholiken eifrig am Werke. Schon 1904 wurden Stationen in Ufako und Döbra (an der Bahn Otahandja-Windhuk) angelegt, dann folgten 1906 Omaruru und Okombahe, und 1907 Gobabis. Nach Okombahe soll der Kapitän Cornelius die Patres „aus eigenem Antriebe“ gerufen haben, damit „die Knaben seines Dorfes in der deutschen Sprache, die Mädchen von den Schwestern in den weiblichen Hausarbeiten unterrichtet werden sollten“ (Mar. Imm. 1906/07, 323). In Swakopmund ist am 8. März 1908 ein katholisches Hospital eingeweiht worden. Während Ende 1906 auf 9 Stationen 212 farbige Christen gezählt wurden (ibid. 1906/07, 302), waren Ende 1907 auf 10 Stationen bereits 527 vorhanden, nachdem im Laufe des Jahres 306 Farbige getauft wurden (ibid. 1906/07, 417). Dabei scheinen die Patres mit Vorliebe die Praxis zu befolgen, möglichst viele ärmere Kinder um sich zu sammeln und baldigst zu taufen, um sich ein Recht auf sie zu sichern (Jahresber. d. Rh. M.-G. 1906, 35. 1907, 34). Das Schenken von Kreuzen, Bildchen u. dergl. scheint auch ein beliebtes Mittel zu sein, um die Kinder für den Katholizismus zu gewinnen (Mar. Imm. 1907/08, 371). Sehr energisch haben die Laienbrüder der katholischen Mission (1907 standen ihrer 17 neben 21 Patres in der Arbeit) die Industrietätigkeit in Angriff genommen. Etwa 100 farbige Knaben werden auf Kosten der Mission in verschiedenen Handwerken ausgebildet (ibid. 389 f.).

Das Missionsgebiet der Rheinischen Mission im Ambolande unter dem Stamm der ova-Kuanjama liegt zum Teil auf deutschem, zum Teil auf portugiesischem Boden. Die Grenze geht durch das Gebiet dieses Stammes mitten hindurch. Die Arbeit hat sich seit 1900 schön entwickelt. Während Ende 1900 auf 2 Stationen (Ondjiwa und Omu-

1) Sie ist seitdem auf 2100 angewachsen.

panda, beide auf portugiesischem Gebiet) nur ein Missionar und eine verwitwete Missionschwester mit einer Gemeinde von 132 Seelen und 113 Schülern zu finden waren, — zwei Brüder, Stahlhut und Jdler, hatte das Klimafieber kurz nacheinander weggerafft, und der älteste Missionar, Wulffhorst, befand sich auf einer Urlaubsreise —, werden Ende 1907 4 Stationen mit 5 Missionaren, 427 Gemeindegliedern und 351 Schülern aufgeführt. Davon entfallen auf das deutsche Gebiet die Stationen Namakunde und Omatemba mit zusammen 128 Gemeindegliedern und 151 Schülern. Dieses rasche Wachstum verdankt die Rheinische Mission übrigens nicht bloß Heidentaufen, sondern auch dem Zuzug zahlreicher Christen von den finnischen Stationen. An Krankheitsnöten hat es in diesem Zeitraum im fieberisch-wangern Lande nicht gefehlt. Zwei Brüder haben das Land aus Gesundheitsrücksichten verlassen müssen, ein junger Missionar starb 1902, ein halbes Jahr nach seiner Ankunft. Glücklicherweise konnte die Missionsarbeit ohne namhafte Störung getan werden. Die Versuche der aufständischen Herero, auch die Ambostämme in den Aufstand hineinzuziehen, blieben erfolglos. Nur der Häuptling Nehale ließ sich zu einem Überfall auf eine kleine deutsche Abteilung in Onamutuni verleiten, erlitt aber eine gründliche Niederlage. Ernstere Gefahr drohte von Norden her, von den Portugiesen, welche 1904 und dann wieder 1907 Kriegszüge gegen den Stamm der owa-Kuamati unternahmen, zuletzt mit Erfolg. Aber der Oberhäuptling der owa-Kuanjama, von Missionar Wulffhorst beraten, widerstand der Versuchung, in diesen Kampf einzugreifen. Im Jahre 1904 starb der Oberhäuptling Uejulu, und das Leben der Rheinischen Brüder schien in Gefahr zu sein, doch versicherte sein Nachfolger, Nande, alsbald die Missionare seines Schutzes (Ber. d. Rh. M.-G. 1905, 12 ff. Jahresb. 1904, 31). Wie Uejulu, so stellte sich auch Nande, obgleich persönlich dem Christentum abgeneigt, freundlich zu den Missionaren und legte ihnen keine Hindernisse in den Weg. Die Station Omatemba wurde 1907 bei der regierenden Häuptlingin Nekoto, einer Tante Nandes, angelegt. Inzwischen ist sie gestorben, und 5 Menschen, welche im Verdacht standen, ihren Tod durch bösen Zauber herbeigeführt zu haben, wurden ermordet. Auch ihrem Gemahl drohte nach Ambositte das gleiche Schicksal, dem er nur durch schnelle Flucht zu Missionar Wulffhorst entging (Ber. d. Rh. M.-G. 1909, 46). In dem vom finstersten Heidentum beherrschten Lande scheint dank dem Einfluß der Mission des Blutvergießens schon weniger geworden zu sein, und die Missionsstationen werden gleichsam als Freistätten angesehen und respektiert. Die Sonntagsfeier bürgert sich auch bei Heiden ein. In den Werften der Christen werden fast regelmäßig Hausandachten gehalten. Auch brauchbare Helfer primitivster Art sind schon vorhanden, wie der treffliche blinde Jairus auf Ondjiwa (Ber. d. Rh. M.-G. 1903, 344, 376. Jahresber. 1905, 35. 36. 1906, 40).

Die vielgeprüfte finnische Ambomission, deren sämtliche Stationen auf deutschem Gebiete liegen, ist nun in einem kräftigen Aufschwung begriffen. Anfang 1900 besaß sie nur 3 Stationen unter dem

Stämme der Ondonga (Oufonda, Onipa und Ondangua) mit insgesamt 752 Christen. Seitdem ist 1900 eine neue Station in Ontananga angelegt worden. Ferner konnte 1902 die schon seit 1888 unterbrochene Arbeit im Gebiet des Häuptlings Nehale (in Onajena) wieder aufgenommen und 1903 auf Ongandjera ausgedehnt werden (Station Nakete), so daß Ende 1908 auf 8 Haupt- und 15 Nebenstationen 1761 eingeborene Christen und 1240 Schüler gezählt wurden. Bisher waren die Missionare und einzelne Christen in diesem Lande, in welchem die deutsche Oberherrschaft zum größten Teil nur erst dem Namen nach besteht, noch völlig der Willkür der launischen und grausamen Häuptlinge ausgesetzt. Namkonde, der Oberhäuptling von Ondonga, ist den Missionaren freundlich gesinnt und begehrt oft von ihnen Rat und Hilfe in politischen und anderen Angelegenheiten. Doch ist er ein schwacher Regent, wodurch Parteiungen und Wirren im Lande entstanden sind, wobei 1906 ein christlicher Häuptling seinen gleichfalls christlichen Bruder ermordete und es 1907 zu einem blutigen Zusammenstoß der um die Herrschaft kämpfenden Parteien kam (Finska M. S. årsber. 1906, 10 f. 16. 1907, 8. 12). Der launische und deutschenfeindliche Nehale (am 28. April 1908 gestorben) und der mißtrauische und gewalttätige Schanita, auf dessen Gebiet die Station Nakete angelegt ist, haben den Missionaren manche Unannehmlichkeiten bereitet; Missionar Liljeblad wurde sogar 1904 plötzlich aus Nakete vertrieben (Jahresber. 1904, 15. 16. 1906, 19 f. 27. Miss. Tidning för F inland 1905, 49 ff.). In Ondongo, wo das Christentum bereits am festesten Wurzel gefaßt hat, besteht eine starke heidnische Partei, und auf mehreren Stationen haben die Häuptlinge versucht, ihren einflußreicheren Untertanen den Besuch der Gottesdienste zu verbieten (Jahresber. 1900, 10. 1902, 14. 1904, 9. 13. 1906, 27. 1907, 16). Aber trotzdem mehrt sich die Zahl der Heidentaufen. Der geistliche Zustand der Gemeinden läßt vielfach zu wünschen übrig, die Zahl der Kirchenzuchtsfälle mehrt sich, aber es ist auch eine ganze Anzahl von ernstern Christen vorhanden, welchen, wie ein Bericht sagt, „das Christentum eine Lebensfrage ist“ (Jahresber. 1900, 9. 1906, 17. 18. 24. 1907, 13). In der Schularbeit wird von den finnischen Missionaren tüchtiges geleistet und auf allen Stationen findet ärztliche Behandlung von Kranken statt. In Onipa besteht eine Druckerei, in der seit 1901 ein christliches Blatt, „Ondonga“ („Sonntag“, herausgegeben wird (1907 hat es, hoffentlich; nur vorübergehend, zu erscheinen aufgehört). Missionar Rautanen hat das Neue Testament in das Oshindongo übersetzt, Missionar Sawola ist mit der Übersetzung des Alten Testaments beschäftigt. Ein Versuch, Baumwollenplantagen anzulegen und eine Bekleidungsindustrie für die Eingeborenen ins Leben zu rufen, ist leider aufgegeben worden (Jahresber. 1901, 8. 1902, 14). Abgesehen von einer Missionarsfrau, hat die finnische Mission in den letzten Jahren keinen ihrer Arbeiter durch den Tod verloren, aber häufige Krankheitsnöte und damit zusammenhängende Urlaubsreisen haben die Arbeit oft empfindlich gestört. Ein Versuch der Jesuiten, in das Arbeitsgebiet der Finnen ein-

zubringen, ist glücklicherweise durch die deutsche Regierung bereitet worden (M. Tidn. 1901, 28). Nachdem im Dezember 1907 der alte König von Uukumbi, Regumbo, gestorben ist, steht diese Landschaft der Mission offen und ist dort die bereits zweimal von den Finnen aufgegebene Missionsstation Elim zum drittenmal errichtet worden (ibid. 1908, 36 f. 1909, 45). Auch in Ondonga und Ongandjera sind neuerdings neue Stationen angelegt worden (ibid. 1908, 149. 1909, 45).



Vierte allgemeine Studenten-Missions- konferenz zu Halle a. S.,

16. bis 20. April 1909.

Von stud. th. Mithaus.

Wie vor vier Jahren, so hatte auch dieses Mal der Studentenbund für Mission Halle als Ort der von ihm veranstalteten Konferenz ausersehen. Halle hat in steigendem Maße für unser deutsches Missionsleben, ja darüber hinaus Einfluß und Bedeutung gewonnen: die alljährlich in Halle stattfindende Missionskonferenz der Provinz Sachsen ist längst über den Charakter einer Provinzialmissionskonferenz hinausgewachsen; durch D. Warned's Lebensarbeit ist Halle erste Missions-Universität Europas geworden und hat seit kurzem der Missionswissenschaft einen besonderen Lehrstuhl errichtet; durch seinen Dogmatiker D. M. Rähler (Angewandte Dogmen) sind zum ersten Male die Ergebnisse der Missionsarbeit für die theologische Erkenntnis fruchtbar gemacht und damit der systematischen Theologie ganz neue Felder erschlossen. So war es natürlich, daß auch auf dieser Konferenz dem Halle'schen Geiste in der Auswahl der Redner ein großer Raum gegeben wurde. Freilich D. Warned konnte zu seinem und unserem großen Schmerze wegen großer Angegriffenheit nicht zu uns sprechen. Um so wertvoller war der Konferenz der briefliche Gruß, den sein Sohn, Liz. Johannes Warned, überbrachte: er wies darauf hin, daß eben jetzt eine Zeit im Völkernleben angebrochen sei, von der es gelte: ein Tag ist wie tausend Jahre. Auf der jungen Generation, die das selige Recht habe, den Anbruch dieses großen Tages zu erleben, ruhe die schwere Verantwortung: „Der Meister ist da und ruft dich“. — Mehrfach wurde in den Tagen der Konferenz D. Warned's dankbar gedacht: es war ein schönes Zusammentreffen, daß gerade die beiden Ausländer, die ein Referat hielten, Moses Chiu aus China und John Mott, in Worten größter Dankbarkeit den teuren Mann und den Segen seines Wirkens erwähnten.

In den Morgenandachten der drei Haupttage führten uns drei Hallenser Dozenten tief in das Verständnis der drei ersten Bitten des Vaterunsers, der großen Missionsanliegen ein, D. Rähler, D. Hering und Liz. Dr. Heim. Den ersten Hauptvortrag hielt der Professor für

Missionswissenschaft in Halle D. Haußleiter über den „Heilsrat Gottes für die Welt“. Es ist leider nicht möglich, von dem Gedankenreichtum seines Referates einen genügenden Eindruck zu geben. Der Heilsrat Gottes für die Welt ist in Jesus beschlossen. Wie soll dieser Heilsrat verkündigt werden? Wir tun gut, uns die Antwort auf diese Frage wieder mehr als bisher von den Missionaren der Urchristenheit geben zu lassen. Bei Petrus und Paulus, gegenüber Juden wie Heiden ist die einfache Grundlinie der Missionspredigt die Verkündigung von Jesus Christus als dem künftigen Richter der Lebendigen und Toten, der Hinweis auf das Ende und den bevorstehenden Anbruch der majestätischen Herrschaft Gottes; weil bei allen Menschen ein böses Gewissen vor dem Richter vorauszusetzen ist, führt solche eschatologisch bestimmte Predigt unmittelbar zu dem Rufe: Ändert euren Sinn! — Wenn wir von der apostolischen Verkündigung und ihrer klaren Einfachheit lernen, dann sind wir gegen Überschätzung der Religionspsychologie und religionsgeschichtlicher Theorien gesichert. Am rechten Orte, bei den „Vollkommenen“ wird dann auch die unsern Vätern so wichtige heilsgeschichtliche Darstellung des Erlösungsrates ihre Stelle haben. Wir lassen es uns nicht nehmen, auch nach einer zusammenhängenden Erkenntnis des göttlichen Heilsrates in seiner heilsgeschichtlichen Offenbarung zu trachten. So wird der Heilsrat Gottes für die Welt zu einer theologischen Frage. Eben damit wird er zuletzt für den, der sich in die Heilswege Gottes versenkt, zu einer persönlichen Angelegenheit, denn die Erkenntnis verpflichtet. Für Völker wie für den einzelnen kommt der Punkt, an dem die Entscheidung zum Gehorsam und zum Opfer gefordert wird.

Neben Haußleiters Vortrag traten am ersten Konferenztage die Ausführungen des Barmer Missionsinspektors, Liz. Joh. Warnack, über die „Werbekraft des Evangeliums“. Auch hier wurde uns in kurzer Zeit ein großer Reichtum von Gedanken und Tatsachen gebracht. Wir erleben heutzutage Weltgeschichte. Die Religionen sind in einen Wettkampf eingetreten, wie ihn die Geschichte noch nicht sah. Ist es uns auch im Glauben gewiß, welche Religion siegen wird, so ist es doch immer wieder nötig, unsere und des Gegners Waffen zu mustern. Welche Kräfte des Evangeliums sind werbende Kräfte? Zuerst ist es die Kunde von dem lebendigen, persönlichen, mit den Menschen verkehrenden Gott, der in den Tatsachen der Heilsgeschichte gefunden wird. Dieser Gott erweist sich auch in der Gegenwart lebendig. Er geht in seiner wunderbaren Pädagogie in das Bedürfnis und die irrenden Gedanken der Heiden ein und gibt ihnen die sinnenfälligen Erweise seiner Macht, deren sie bedürfen. Das Evangelium befreit von der Furcht vor Geistern, Dämonen, vor dem Fatum und dem Tode. Aber durch das alles wird Gott nur vorbereitend erlebt. Die Hauptsache ist die Botschaft von der Liebe Gottes, der seinen Sohn gegeben hat zu unserer Erlösung. Diese Predigt ist es zuletzt, die den Heiden gewinnt, nicht die christlichen Ideen, nicht die christliche Moral. Diese Predigt vermag bei dem Heiden, was keine Gesetzespredigt leistet: sie erweckt an der Stelle der Selbstgerechtigkeit das tiefe Ge-

fühl der eigenen Verlorenheit. Verbende Kräfte sind schließlich auch die christliche Hoffnung und der Wandel der Heidenchristen. Freilich wirken alle diese Kräfte nicht so, daß die Missionare als Triumphatoren durch das Heidentum zögen. Auch das Heidentum hat Kräfte, und in der Mission bekommt man einen Eindruck von der Macht des Satans und wird überzeugt, daß es ein Reich des Bösen mit einer persönlichen Spitze gibt. Aber andererseits steht der Missionar unmittelbar mit den Gotteskräften in Berührung. Das macht den Missionsberuf so köstlich, daß man den Beweis des Geistes und der Kraft nicht nur schauen, sondern mitführen darf.

Der Nachmittag des ersten Haupttages war für die Begrüßungen der Missionsgesellschaften und der auswärtigen Delegierten bestimmt. In langer Reihe folgten kurze Ansprachen von Vertretern der meisten deutschen Missionsgesellschaften. Ein gemeinsamer Grundton zog sich durch alle Begrüßungen hindurch: die Freude der Missionsgesellschaften darüber, daß 350 deutsche Studenten zusammengekommen sind, um sich miteinander in der Missionsliebe zu stärken und sich das Gefühl der Verantwortlichkeit zu schärfen, der Hinweis darauf, wie überall das Feld weiß ist zur Ernte, und die Bitte um akademisch gebildete Missionsarbeiter. Von besonderem Wert war die Mahnung an die zum Missionsdienste entschlossenen Akademiker, sich an die alten Missionsgesellschaften anzuschließen. Nur dann ist die volle Gewähr des Segens gegeben, wenn die Gesellschaften und die studentische Missionsbewegung miteinander gehen und füreinander arbeiten.

Die Begrüßungen der auswärtigen Delegierten waren eine eindringliche Illustration zu den Worten aus dem hohenpriesterlichen Gebete Jesu, die uns von der Wand des festlich geschmückten Saales grüßten: *ut omnes unum sint, ut credat mundus*. Aus Holland, England, Skandinavien, Dänemark und der Schweiz wurden Grüße gebracht. Mit lebhaftem Beifall wurden vor allem die Worte des englischen Delegierten aufgenommen. Gerade jetzt, so führte er aus, ist es gut, daß in der Missionsarbeit die Völker in Einheit miteinander gehen, wo in der internationalen Politik das Mißtrauen herrscht. Wir christlichen Studenten sind Brüder. Für uns ist es gleichgültig, wieviel Dreadnoughts England jetzt hat und ob Deutschland es in vier Jahren übersflügeln kann; für uns hat sich der Wettkampf zwischen Deutschland und Großbritannien nur darauf zu richten, in welchem Lande die meisten in die Arbeit für Gottes Reich hinausgehen. Hier allein ist der two-power-standard zu suchen, der uns angeht.

Am Sonnabend abend sprachen der Dozent an der theologischen Schule zu Bethel, Pastor Jäger, und Prediger Spemann aus Krefeld über das Thema „Jüngerschaft“. Am Sonntag fand gemeinsamer Kirchgang statt, nachmittags wurde ein Ausflug in das Saaletal unternommen, abends kam man zu einem geselligen Beisammensein zusammen. Letzteres war durch Musikvorträge und Ansprachen ein wenig überlastet. Erwähnt sei hier die am Mittage abgehaltene Sonderkonferenz der akademischen

Missionsvereine, die zu einem erfreulichen Ergebnis führte. Die Vereine schlossen sich zur gegenseitigen Stärkung und Belebung zu einem Ausschusse zusammen, dessen Hauptaufgabe die Angabe von tüchtigen Rednern für die einzelnen Vereine, die Veranstaltung von Vortragsreisen und die Herausgabe eines gemeinsamen Semesterberichtes der Vereine sein wird.

Als der „große“ Tag der Konferenz ist ihr zweiter Haupttag, der Montag, zu bezeichnen. Auf der Konferenz vor vier Jahren hatte man zusammenfassende Berichte über den Stand der Arbeit auf den einzelnen Missionsfeldern vermisst. Dieses Mal wurde ein ganzer Tag mit fünf reichen Vorträgen dafür angesetzt. Wenn etwas in den Konferenztagen auf die Höhe führen und Liebe und Begeisterung für das Missionswerk wecken konnte, dann war es die gewaltige Sprache der Tatsachen, die wir an diesem Tage hörten. Den Anfang machte Missionar Frohnmeyer von der Baseler Mission mit einem nur halbstündigen, gedrängten und packenden Referate über „Dringende Missionsaufgaben in Indien“. In dem weiten Lande sind noch weite Gebiete gänzlich unverjorgt mit Missionaren. Und wo das Land besetzt ist, werden die besitzenden Klassen und der Adel noch nicht erreicht. Die Kastenschranke, den Dämon Indiens, gilt es zu zerbrechen. Hier erwachsen der Schularbeit und der selbstlosen Tätigkeit der ärztlichen Mission dringende Aufgaben. Trostlos ist immer noch die Lage der indischen Frauen. In ihrer Absperrung sind sie durch die Mission kaum zu erreichen; wie soll aber Indien dem Evangelium zufallen, ohne daß wir die Mütter gewinnen? Europäische Lehrerinnen, Ärztinnen, Evangelistinnen müssen hier eingreifen. Ähnliche Aufgaben erwachsen gegenüber dem Mohammedanismus und der mohammedanischen Frau. Von größter Wichtigkeit ist im Augenblicke die Arbeit an den untersten Klassen. Das Feld ist weiß zur Ernte, Tausende sind bereit, sich taufen zu lassen. Aber wer weiß, ob die große Massenbewegung nicht nach Luthers Wort dem Platzregen gleicht! Gefahr ist im Verzuge: der Hinduismus und der Mohammedanismus ringen mit dem Christentum um die Herzen des niederen Volkes. Daneben bedarf die Arbeit an den gebildeten Klassen, die des alten Glaubens verlustig noch nichts Besseres dafür eingetauscht haben, neue Kräfte aus den akademischen Kreisen. Wie herrlich ist es, als wissenschaftlicher Lehrer auf die liebenswerten indischen Jünglinge Einfluß zu gewinnen und ihnen den Weg zu Jesus zu zeigen! Niemand glaube, zu bedeutend für Indien zu sein, man kann für Indien nicht bedeutend genug sein! Hinter allen Aufgaben aber steht die, nach deren Erfüllung die anderen erst wirksam gelöst werden können: die Heranbildung einer selbständigen großen Heidenkirche mit Missionsinn und Missionskraft. Geistliche Hebung der Gemeinden durch Arbeit in Jünglingsvereinen und unter Studenten, sorgfältige Erziehung der künftigen christlichen Leiter der Nation müssen da vorbereitend wirken.

Nach seinem Heimatlande China führte uns Moses Chin aus Amoy in klaren prägnanten Ausführungen über das Thema „Der Mis-

sionsakademiker und die akademische Mission“. Zunächst untersuchte er, was der Missionsakademiker, d. h. der akademisch gebildete Missions- Arbeiter, in der Heimat und auf dem Missionsfelde leisten kann. Interessant war es, daß Chiu an der heimatlichen Arbeit unserer deutschen Missionsarbeiter das Fehlen einer Zwischenstufe zwischen den Missionsfesten und den Missionskonferenzen tadelte. Zweifellos ist hiermit einer der Gründe angeführt, die den Mangel an Missionseifer in unseren gebildeten Kreisen erklärlich machen. In dem von Professor Meinhof begründeten deutschen Laienmissionsbunde sieht Chiu einen hoffnungsvollen Anfang der Abhilfe. Auf dem Missionsgebiete warten des Missionsakademikers in China wie in Indien große Aufgaben. Immer wieder wurde betont, daß seine Bildung, zumal, wenn er Theologe ist, nicht mannigfaltig und tiefgründig genug sein kann. Die Missionschule muß bedeutend sein, sonst bekommt sie keine Schüler. Als Lehrer, Freund und Evangelist kann der Missionsakademiker unter den Heiden arbeiten. Dazu muß ihm eine gründliche Schulung in Apologetik und Religionswissenschaft zu Gebote stehen. Noch Größeres hat er unter den getauften Christen zu leisten als ihr Pastor und Erzieher, als der Erzieher eingeborener Theologen. Im zweiten Teile seines Vortrages wies Chiu kurz und scharf das Ideal einer akademischen Mission, die nur geistige Hebung anstrebt, als nicht biblisch-christlich zurück. Nur Evangelisation Chinas ist von dauerndem Werte.

Der Eindruck der gehörten Vorträge wurde verstärkt durch den eindringlichen Ernst und die Kraft John R. Motts aus Newyork, des Generalsekretärs des Christlichen Studenten-Weltbundes. Er sprach englisch über die „offenen Türen in Ostasien“ und wurde durch Missions-Sekretär Würz aus Basel musterhaft verdeutschte. Alle Hörer standen unter dem Banne eines Meisters der Rede, der uns das, was er im fernen Osten geschaut und was ihm das Herz bewegt hatte, in ergreifender Klarheit vor die Augen zu malen verstand. Aus dem Osten ergehen Rufe und klingen Stimmen zu den tüchtigsten Studenten des Westens hinüber. Sie reden von Lastern, von Schmutz und Elend, von der buchstäblichen Verlorenheit und Hoffnungslosigkeit ohne Christus, von versinkenden Männern und Völkern, denen keine heidnische Religion, denen nur Christi Hand helfen kann, sie jubeln aber auch von Triumph, von großen Scharen, die in Japan, China und Korea dem Evangelium zufallen, von steigender Flut, die es zu nutzen gilt. „Japan führt den Osten — aber wohin?“ An uns, an den Akademikern, liegt es, ob der Weg in eine christuslose Kultur oder zu Christo geht. Überall ist die Zeit der Krisis gekommen und mahnt zur Eile. Denn wer weiß, wie lange uns Japan noch an sich arbeiten läßt, wie lange die Dinge in China noch im Flusse und die Wasser regulierbar sind? Die gewaltigen kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritte Chinas bedeuten eine unabsehbare Gefahr für den Westen, wenn wir das Volk nicht christianisieren. Es waren ernste Augenblicke, als John Mott zum Schlusse noch von der Stimme Christi sprach: „Welchem viel gegeben ist, von dem

wird man viel fordern.“ Was ist uns gegeben? Unsere deutsche Christliche Geschichte, die deutsche Bibel, die deutschen Universitäten, die offenen Türen und unser junges Leben. So ruft uns Christus zu größerer Mannhaftigkeit, Einigkeit und Kraft, ja auch zu größeren Opfern, zu größerem Heroismus.

„Die Ernte ist groß,“ das hatten uns die drei Vorträge über Asien gezeigt. Am Nachmittag und Abend dieses Tages wurden wir wesentlich auf das afrikanische Missionsgebiet geführt. Unitätsdirektor Hennig aus Berthelsdorf schilderte die „Missionsaufgaben in Afrika“, Missionssekretär Würz aus Basel die „Missionsaufgaben gegenüber dem Islam“. Den lebendigen und warmherzigen Ausführungen Hennigs würde der Versuch einer kurzen Wiedergabe unrecht tun. So sei nur die liebevolle Analyse der Religiosität des Neger hervorgehoben, der eine feinsinnige Charakteristik der Missionsarbeit an Naturvölkern im Unterschiede von der Arbeit an Kulturvölkern entsprach. Wir hörten von der schweren Selbstüberwindung, die sich der Missionar in den ersten Jahren erkämpfen muß: er möchte das Evangelium von Christus hinausrufen in die afrikanische Welt — und er muß schweigen und lauschen Jahr und Tag, bis er endlich nach manchem Irrweg der Sprache mächtig wird. Wir hörten von dem Ungeschieß der Neger, von ihrer Unwilligkeit, sich von dem Missionar helfen zu lassen. Erst jahrelanges tägliches Zusammenleben mit dem Schwarzen schafft Vertrauen und ist zugleich schon eine Tatpredigt eindringlichster Art. überhaupt muß der Missionar unter den Naturvölkern nicht eigentlich Prediger sein, vielmehr Seelsorger und Freund, dem der Schwarze nicht zu gering ist, daß er sich zu ihm hinunterbeugt und seine Sorgen mit ihm teilt. Sind dann Christengemeinden entstanden, so gilt es, als rechter Volkserzieher, die Neger erst recht an der Hand zu halten angesichts der einströmenden Kultur mit ihren Gefahren und der mohammedanischen Propaganda. Wichtigste Aufgabe ist schließlich die Ausbildung eingeborener Missionsarbeiter, denn wir sind demütig genug, zuzugestehen, daß zuletzt der Afrikaner Afrika dem Herrn gewinnen muß.

Missionssekretär Würz wies auf die ernsteste Seite der Arbeit in Afrika hin: die islamische Gefahr. Der Islam ist von freudigem Angriffsmute befeelt. Seine Geschichte redet von Siegen. Ein Siebentel der Menschheit gehört ihm zu, und noch immer hat er die meisten Befestigungen zu verzeichnen. An der Küste von Guinea und am Viktoria Nyanza stehen seine unaufhaltbaren Vorposten. Die Handelsstationen, die mohammedanischen Soldaten und Beamten im Dienste der christlichen Regierungen bahnen ihm die Straße. Die christliche Mission hat schon längst vorbeugende Arbeit begonnen, aber sie darf ihrem gefährlichsten Gegner gegenüber nicht länger in ihrer Defensivstellung beharren, schon um den Mut des Feindes nicht immer mehr zu heben. Ermutigen mag uns zu dieser schweren, sauren Arbeit die Tatsache, daß sie an den Stellen, wo sie bisher getrieben wurde, nicht vergeblich war. Drängen muß uns dazu das Gären und Wogen innerhalb des Islam, das Ein-

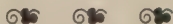
strömen westlicher Kultur und Bildung, das die alte Religion bald zersetzen wird und vielleicht einen kulturell und wirtschaftlich gehobenen, aber glaubenslosen Orient schafft. Das sind die Gründe, die weltgeschichtlichen Konstellationen, in denen Gott zu uns redet. Hinter allen aber liegt ein Grund, ein Hauptmotiv: Die Liebe Christi bringet uns also. (2. Kor. 5.) — Es war ein rechter Schluß dieses reichen und erheben- den Tages, daß wir aus dem Weivoge des Völkerlebens und der Weltgeschichte, von dem, was man Gelegenheit und offene Tür nennt, zurückgeführt wurden zu dem, was ewig bleibt, und heute wie gestern aller Missionsarbeit zugrunde liegt: zu der in Christus am eigenen Herzen erfahrenen Liebe unseres himmlischen Vaters.

Hatte der erste Haupttag Pflicht und Recht der Mission biblisch erwiesen und die Kraft des Evangeliums zur Weltoberung erfahrungsmäßig aufgezeigt, hatte sodann der zweite Haupttag die Kämpfe und Siege der gegenwärtigen Missionsarbeit, die Aufgaben, die die wichtigsten Missionsgebiete stellen, eindringlich vorgeführt, so war der letzte Tag der Erörterung der Arbeiterfrage in der Mission als persönlicher Angelegenheit gewidmet. Zwanglose Besprechungen in Sonderkonferenzen der einzelnen Fakultäten leisteten wertvolle Vorarbeit durch Behandlung des gemeinsamen Themas: „Wozu braucht man Theologen, bezw. Philosophen, Mediziner, Juristen, Techniker, Frauen auf dem Missionsfelde?“ Schon die Morgenandacht über die dritte Bitte des Vaterunsers sprach von der rechten Befähigung zum Missionar. Wer draußen in der Arbeit steht, muß es gelernt haben zu sprechen: „Dein Wille geschehe!“ Dann bleibt er vor zwei Fehlern bewahrt, vor der Hast, der Gottes Gangart zu langsam ist und vor der Trägheit, die von Gott gegebene Gelegenheiten versäumt. — Missionsinsp. Stursberg-Neufkirchen wies die inneren Vorbedingungen zum Missionsberuf an dem Apostel Paulus auf. Wie bei ihm, so ist es noch in der Gegenwart das Wichtigste für den künftigen Missionar, daß es Gott gefällt, seinen Sohn in ihm zu offenbaren. Wie Paulus an der eigenen Erfahrung der Veröhnung ein „Paradigma“ dafür gewann, wie Jesus Sünder rettet und auch des Verworfensten Herr wird, so muß auch heute noch die aus tiefstem Verzagen geborene Gewißheit um Jesu Erlösungsmacht den Heldennut und die Siegeszuversicht geben, zu der rein menschlicher Enthusiasmus vor den Bollwerken des Heidentums nicht ausreicht. Direkte Vorbereitung auf den Missionsberuf bietet die Beteiligung an Sonntagsschulen, Verkehr in den Kreisen einfacher Leute u. dergl. Da lernt man, in das Werk des Geistes Gottes an den Menschenherzen einzudringen, und wird dazu geschickt, seine eigenen Erkenntnisse und Gedanken in eine andere Höhenlage umzusetzen. Daneben ist Fühlung mit Lehrern und Einblick in die pädagogischen Methoden zu suchen. Hinter und über allem steht der lebendige Verkehr mit Gott in Schriftlesung und Gebet.

Eine reiche Fülle von Anregungen für die heimatlische Missionsarbeit bot Missionsinspektor Wilde-Berlin. Auch in der Heimat ist die Lage ernst: das Wachstum des heimatlischen Missionslebens hat mit dem

Fortgange des Reiches Gottes draußen nicht Schritt gehalten. Die große Masse der akademisch Gebildeten steht der Heidenmission gleichgültig bis zur Feindseligkeit gegenüber. Die Akademiker tragen die Verantwortung für das geistige Leben ihres Volkes; daraus ergibt sich für den christlichen Akademiker seine einfache und klare Pflicht. Der Theologe muß den Missionsgedanken noch viel tiefer als bisher mit den Grundzügen der Gemeindepredigt verweben und ihm das Anhangartige, Außerordentliche nehmen. In den Gemeinden muß die Überzeugung lebendiger werden, daß Glaube und Mission eng zusammengehören und die Christenheit um ihres Glaubens willen Mission treibt. Ganz neue, grundlegende Arbeit hat an den höheren Schulen der Philologe und Historiker zu leisten. Die Mission gehört in den Geschichtsunterricht: sie soll den Schülern als das größte Werk der Weltgeschichte die Heraufführung des Reiches Gottes, in das alle Wege der Geschichte einlaufen, vor die Augen malen. Der Lehrer kann Missionsstudienkränzchen einrichten, das Interesse der Jugend wird nicht fehlen. Dem Mediziner liegt es ob, die aufstrebende ärztliche Mission nach Kräften zu fördern. Allgemein gilt die Mahnung, Zusammenschluß in Missionsvereinen und im deutschen Laienmissionsbunde zu suchen und so durch Beteiligung an konkreter Missionsarbeit das Feuer der Missionsliebe brennend zu erhalten. Wieviel würde gewonnen sein, wenn nicht immer nur Theologen die Vorstände der Missionsvereine bildeten! —

Es wird nicht ohne Segen bleiben, daß durch die Konferenz 350 deutschen Studenten die Mission größer und ernster, lieber und vertrauter geworden ist. Darin liegt für die Konferenz die Gewähr des Weiterwirkens, wenn jeder der Teilnehmer seine Pflicht und Verantwortung aufs Herz genommen hat. Die Gelegenheiten, im akademischen Leben unter den Kommilitonen für die Mission zu werben, sind noch nicht erschöpft. Wer auf der Konferenz den starken Eindruck gewonnen hat, daß die Mission dringend genug ist, um von den Dächern gepredigt zu werden, groß genug, um junge Herzen zu erfassen, weltgeschichtlich entscheidend genug, um Sache eines ganzen Volkes werden zu können, der muß den Mut in sich tragen, sich mehr als bisher im kleinen Kreise und öffentlich zu der Mission zu bekennen. Dann erst ist die Mühe und Treue, Arbeit und Liebe, die an die Konferenz gesetzt ist, gelohnt.



Literaturbericht.

1) **Flierl:** „Gedenkblatt der Neuendettelsauer Heidenmission in Queensland und Neuguinea.“ Tanunda (Süd-Australien) und Neuendettelsau. 1909. 103 S. Schon 1899 sind von dem Verfasser „Erfahrungen Gottes. Rückblick auf meinen Lebensgang und meine 20 jährige Tätigkeit in der Mission“ erschienen, desgleichen zu derselben Zeit von Missionar Wetter ein Büchlein: „Komm herüber und hilf uns oder die

Arbeit der Neuendettelsauer Mission auf Neuguinea“, so daß wir jetzt ein genügendes urkundliches Material über diese Mission besitzen.¹⁾ Über die Ereignisse bis 1900 bringt ja die neue Schrift Flierls nicht viel bisher Unbekanntes, aber mit steigendem Interesse liest man den Bericht über die ganz überraschend erfolgreiche Weiterentwicklung bis Ende 1908. Nach der wie es schien fast fruchtlosen Arbeit der ersten 15 Jahre kam es, nachdem seit 1900 die kleine Erstlingsernte begonnen, von 1904 an zu der „großen Wendung,“ die infolge einer beständig wachsenden christlichen Bewegung scharenweise die Leute in den Taufunterricht und in die Kirche führte, so daß die Neuendettelsauer-Mission jetzt 1800 getaufte Papua, 1200 Taufbewerber und 460 Stationschüler zählt, d. h. beinahe den dritten Teil der im Bereiche ihrer 14 Stationen wohnenden Eingebornen unter ihrer Pflege hat. Und mit diesem unerwarteten numerischen Erfolge ist Hand in Hand eine für diese tiefstehenden Papua nicht weniger erstaunliche innere Umwandlung gegangen, so daß die 15-jährige grundlegende Geduldsarbeit eine Frucht getragen hat, welche voll Ermutigung für die Zukunft ist und hoffen läßt, daß auch die Erstlingserfolge der so leidensreichen Rheinischen Nachbarmission sich bald vergrößern werden. Erzählt wird alles ohne jede rhetorische Überschwenglichkeit, nüchtern, schlicht, manchmal sogar etwas trocken, aber die Tatsachen reden. — Beigegeben sind mit Erklärung als Anhang 18 Bilder, von denen wir leider sagen müssen, daß sie auch bescheidenen Anforderungen an Schönheit und selbst an Deutlichkeit nicht entsprechen. Was für künstlerisch schöne Bilder geben die meisten englischen und namentlich die amerikanischen Missionsorgane! Mit Ausnahme des Missionsblattes der Brüdergemeinde, das jetzt stets ein ähnlich schönes Titelbild bringt, sind die Bilderbeigaben der deutschen Missionsblatt- und nicht selten auch der Buch-Literatur meist noch recht minderwertig, und es wird endlich Zeit, daß auch unsere Bilder den Schönheitsinn mehr befriedigen als bisher geschieht. Gute Bilder oder keine Bilder.

2) **Roegel:** „Die Kulturbedeutung der Mission.“ Gütersloh. 1909. 70 Pf. Dies 93 Seiten umfassende Schriftchen erhebt weder den Anspruch, sein Titelthema durchaus originaliter noch erschöpfend zu behandeln. In seiner Anlage schließt es sich an meine schon 1879 erschienene Schrift: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur“ an und macht auch von dem Inhalt derselben viel Gebrauch, natürlich durch neuere Tatsachen ihn — leider nicht reichlich genug — ergänzend. Der bescheidene Verf. will seine warmherzige Arbeit als ein Volksbuch betrachtet wissen, das nicht bloß in den schon missionsfreundlichen sondern besonders auch in den missionsindifferenten gebildeten Kreisen eine gerechtere Würdigung der Mission dadurch anbahnen helfen möchte, daß es die Erkenntnis: „Die Mission ist ein Kulturfaktor allerersten Ranges“ zu einem Gemeingut des deutschen Volkes zu machen einen Beitrag liefere. Und als ein solches durch Form und Inhalt wohl geeignetes Volksbuch ver-

1) In einer der nächsten Nummern wird diese Zeitschrift einen übersichtlichen Artikel über dieselbe bringen.

dient es die weiteste Verbreitung. Nach einer Einleitung, die einen allgemeinen Einblick in die Bedeutung der christlichen Kirche und Mission für die Kultur und in das gegenseitige Verhältnis von Mission und Kultur gibt, ist der Tatsachenstoff in 3 Hauptkapitel sehr übersichtlich gruppiert, die das materielle, das geistige und das sittliche Kulturgebiet behandeln.

3) **Gurr:** „Bilder aus der Berliner Mission in Lufhang-Südchina.“ Nach den Berichten des Missionars Rhein. Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft. 75 Pf. Vermutlich 1909. Beiläufig bemerkt sollte die Angabe der Jahreszahl gerade bei geschichtlichen Missionschriften nie fehlen. Der Inhalt dieses auch nett ausgestatteten Schriftchens ist in folgende 7 Abschnitte gegliedert: Gründung der Station Lufhang; gesegnete Entwicklung; Lufhangs Zerstörung und Neubau; mancherlei Freud und Leid; Reiseabenteuer des Missionars Rhein; Bilder aus dem chinesischen Götzendienste; wie der Missionar den Chinesen ein Chinese wird. Frisch und anschaulich erzählt, eine gute Volkschrift.

4) **M. Chiu:** „Das Reich Gottes und die Mission.“ 2. Aufl. Ebd. 20 Pfg. In 2 Teilen behandelt der in den deutschen Missionskreisen gut bekannte Verfasser seinen Gegenstand: Die Mission im Reiche Gottes und das Reich Gottes in der Mission. Etwas abstrakt, auch manchmal paradox und zu reichlich mit gelehrten Terminis operierend, aber gedankenreich und jedenfalls charakteristisch für Stil und Denkweise eines auch in westländischer Wissenschaft wohl geschulten Chinesen, dem hoffentlich in seinem Vaterlande eine gesegnete Wirksamkeit beschieden ist.

5) **Frau Jzle:** „Wie ich die Herero lieben lernte.“ Gütersloh. 1909. 1.60 geb. 2 Mk. Ein sehr bezeichnender Titel! Es gehört in der Tat etwas dazu, unliebenswürdige und besonders durch ihren Schmutz für den Reinlichkeitsfinn europäischer Frauen abstoßende Herero zu lieben und es kostet etwas, bis die gebildete Missionarsfrau das lernt. Eine solche ist es, die das Buch geschrieben hat, und sie hat es verstanden, in der schlichtesten und anschaulichsten Form die neue Welt zu schildern, in die sich zu finden ihr nicht ohne Kampf gelang, und speziell uns einzuführen in die konkrete Wirklichkeit des Verkehrs mit den Eingebornen, gerade auch in der kleinen Welt der Missionarswohnung. Und z. B. die Abschnitte „Unsere schwarzen Mädchen“, „Ein Tag aus dem Leben einer afrikanischen Hausfrau“ sind nicht bloß für Frauen eine sehr interessante, sondern für alle, die „das Missionsleben in Südwestafrika“, kennen lernen wollen, wie es in Wirklichkeit ist, eine sehr lehrreiche Lektüre. Wir haben je und je die auf Grund der eigenen Erlebnisse im natürlichen Plauderton geschriebenen Miniaturbilder von Missionarsfrauen oder unverheirateten Missionarinnen nicht nur für das Verständnis der Missionsobjekte mehr ausgetragen als manche gelehrte ethnologische Abhandlung, sondern manchen wesentlichen Dienst auch zur nüchternen Einsicht in wichtige missionarische Fragen geleistet. Aber nicht bloß das schildert uns in aller offenerzigigen Treue die Verfasserin, wie schwer das Liebenlernen im Missionsleben oft wird, sondern sie zeichnet auch solche Bilder, aus denen die Freude leuchtet,

daß es Frucht trägt, z. B. in den Abschnitten: „Petrine“, „Noch einmal Petrine“, „Aus dem Leben der schwarzen Ottilie“, „Eine christliche Familie im Glück und Unglück.“ Aber auch die übrigen von den 15 Abschnitten, die das Buch enthält, wie „Reise nach Waterberg“, „Einsamkeit“ usw. bieten Einzelbilder, die sämtlich für die Kenntnis des Missionslebens wie es in Wirklichkeit ist, charakteristisch sind. Besonders zum Vorlesen in Frauenvereinen sei es angelegentlich empfohlen.

6) **Schäfer:** „Wilhelm Löhe. Vier Vorträge über ihn nebst Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Wegweiser.“ Gütersloh. 1909. 3.—Mk., geb. 3.60 Mk. Es ist im vergangenen Jahre reichlich viel über Löhe geschrieben worden, aber das Schäfersche Buch behält doch sein besonderes Existenzrecht. Zu dem Lebensgang, zur Charakteristik der Persönlichkeit, der Kämpfe und der vielseitigen Wirksamkeit Löhes bringt es in den 4 Vorträgen, die den Hauptteil des Buches bilden (S. 3—207) kaum etwas Neues, aber die feine Art, in der der verehrungsvolle Schüler und der erfahrene Fachmann der innern Mission seine schriftstellerische Begabung an die Behandlung seines Gegenstandes setzt, macht seine Arbeit zu einer bleibend literarisch wertvollen Gabe. Ganz eigenartig ist dem Buche der den Vorträgen unter der Überschrift: „Lichtstrahlen“ folgende Anhang, der S. 211—285 eine treffliche Auswahl von meist kürzeren Zitaten aus Löhes Schriften enthält, die lose aneinander gereiht „ganz auf sich selbst gestellt in ihrem eignen Glanz leuchten sollen.“ Der vorübergehenden Tätigkeit Löhes für die Heidenmission ist kurz gedacht (S. 51—54).

7) **Paulsen:** „Johannes Calvin. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem Reformationsjahrhundert.“ Stuttgart. Belfersche Verlagsbuchhandlung. 1909. 2.80 Mk. und

W. Schlatter: „Johannes Calvin. Ein Bild seines Lebens für das christliche Volk dargestellt.“ Basel. Missionsbuchhandlung. 1909. 65 Pf. Beide mit guten Bildern von Calvin. Nur kurz kann dieser beiden auf soliden Quellenstudien beruhenden und fesselnd geschriebenen Biographien in einer Missionszeitschrift gedacht werden, zumal sie auch beide der Stellung nicht gedenken, die Calvin zu dem brasilianischen Kolonial- und Missionsunternehmen Villegaignons eingenommen hat. Beide Autoren besleißigen sich historischer Treue, aber Paulsens wissenschaftlichere Arbeit ist kritischer gehalten als die mehr volkstümliche Schlattersche. Liebevoller Verständnis des großen Reformators und seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung zeichnet beide in gleicher Weise aus und empfiehlt beide Jubiläumsschriften zur weitesten Verbreitung.

Wd.



George Grenfell,

Entdecker, Menschenfreund, Missionar.

Von D. E. Wallroth, Generalsuperintendent für Holstein.

I. Grenfell als Entdecker.

In der geographischen Abteilung meiner Bibliothek steht ein ethnologisch wertvolles Buch: „Curt von François, die Erforschung des Tschuapa und Zulongo“ mit Bild und Karte (Leipzig 1888). Unser Landsmann, als Wismanns Begleiter hinreichend bekannt, beschreibt auf 222 Seiten seine Entdeckungsreisen im Kongogebiet, insbesondere auf dessen linken Nebenflüssen Tschuapa und Zulongo (Zulanga), nahe dem Äquator,¹⁾ im Sommer 1885. Zu Leopoldsbille am Stanley-Pool, jener großen Verbreiterung des Kongo, traf er die beiden Missionare der englischen und amerikanischen Baptisten. „Die Wirksamkeit und Tätigkeit der Missionare im Kongobecken, schreibt François Seite 5, wird bei uns vielfach unterschätzt. So reichen sich bei der Kulturarbeit Staat und Kirche die Hand, beide ganz unabhängig voneinander im Vorgehen und doch bei der Verfolgung desselben Zieles in steter Einigkeit. Lange aber wird es noch dauern, bis die Früchte dieses Werkes gezeitigt werden. Wolle Gott, daß es nicht zu lange dauert.“ Dann besuchte er den englischen Baptistenmissionar G. Grenfell, welcher „von kleiner, untersehter Figur einen energischen Eindruck machte. Er ist vielseitig gebildet, macht astronomische und meteorologische Beobachtungen, fertigt Karten an, zeichnet und photographiert. Unter den Missionaren nimmt er die Stellung eines Entdeckers ein, und als solchem steht ihm der berühmtegewordene Missionsdampfer Peace²⁾ zur Verfügung. Da aber nacheinander 5 zur Übernahme des Dampfers auf der Reise nach Leopoldsbille befindliche Ingenieure gestorben sind, muß er selbst neben allen seinen anderen Geschäften auch diese Stellung versehen.“

1) Ich bitte Grundemanns Neuen Missionsatlas, 2. Aufl. 1903, Blatt 8, sowie Stieler Handatlas Nr. 72 zur Hand zu nehmen.

2) Vergl. A. M.-Z. 1888, S. 133, von mir näher beschrieben, und Richter, ebenda 1903, S. 115; Globus, Band 47, S. 366.

Es gibt augenblicklich — 1885 — keinen Europäer, meint von François, der mit dem Kongo und seinen Nebenflüssen besser bekannt ist, als Grenfell. Die Frau des letzteren, eine Kamerunerin, also Negerin, besitzt neben voller Bildung einen großen Mut, da sie ihren Mann fast auf allen seinen Forschungsreisen begleitete. Mit diesem Grenfell führte nun von François jene Forschungsreise aus.

Wer ist dieser George Grenfell?

In der Nähe Birmingham's zu Trannad Mill am 21. August 1849 geboren, wurde er zuerst Kaufmann, sodann Missionar bei der englischen Baptistenmission in Kamerun, wo er einige Monate lang neben dem bekannten Alfred Saker arbeitete. Als diese unermüdlische Missionsgesellschaft am unteren Kongo ihr Werk begann, sandte sie Januar 1878 zur näheren Erforschung Thomas F. Comber und G. Grenfell von Kamerun hierhin nach Lungwa, um die ersten Anfangsarbeiten einzuleiten. Comber hatte¹⁾ schon 1877 das Kamerungebirge bestiegen, erforschte 1880 die Umgegend von S. Salvador und erreichte als erster das Zambo-Plateau und die Arthingtonfälle am Mbidiji- (Mbidizi)-fluß,²⁾ so genannt nach dem freigebigen Wohltäter der englischen Baptistenmission, in Mbangu, mußte aber in Bansa Makuta umkehren. Sodann gründete er mehrere Stationen am Kongo, nahm den Stanley-Pool kartographisch auf und besuchte 1884 mit seinem Gefährten Grenfell auf der Peace den unteren Kuango und den Kongo bis zum Bangalaland, starb aber im Juni 1887 auf der Station bei Leopoldville. Bedeutender wurde Grenfell.

Fast zu derselben Zeit, als der Kongostaat 1908 vom Königreich Belgien übernommen und aus seiner sonderbaren staatsrechtlichen Eigenart zum Kolonialstaate Belgiens wurde, erschien im Mai 1908 Sir F. F. Johnston's prachtvoll ausgestattetes, inhaltsreiches, zweibändiges Werk: *George Grenfell and the Congo*.³⁾ Dieses groß-

1) Vergl. meine Darlegung in A. M.-Z. 1889, S. 297.

2) Genau eingezeichnet in Stieler's Handatlas Nr. 72, östlich von S. Salvador.

3) London, Hutchinson & Co., 966 S. groß 8^o mit vielen Karten, Photographien, darunter manche von Grenfell selbst verfertigt. — F. F. Johnston ist den Deutschen auch bekannt durch: *Kongoreise von seiner Mündung bis Bolobo, deutsch von Freeden*. Leipzig, Brockhaus 1884; außerdem hat Johnston noch 6 andere geographische Werke über Afrika verfaßt, welche ich aber nicht zur Hand habe. — Er war auch Reg.-Kommissar von Britisch Zentralafrika und hat als solcher einen sehr wertvollen Report erstattet. A. M.-Z. 1895, S. 178.

artige Buch schildert zugleich den Kongostaat, seine Bewohner, ihre Sprachen, die Tier- und Pflanzenwelt, insbesondere Grenfells Erforschungen und Beobachtungen in Kamerun und auf Fernando Po. Zuerst sei der Entdecker Grenfell, folgend diesem interessanten Werke, geschildert.¹⁾

Vom Stanley-Pool aus unternahm Grenfell seine erste Erforschungsreise: im Februar 1884 in den Ubangifluß (Mubangi) hinein, im Juli desselben Jahres mit Comber zusammen teils zur Erforschung des Pools selbst, teils auf dem Kongo weiter bis Liboko bei Zulanga vorbei; von den Uferstämmen wurden sie als bidimo, d. h. Geister, ein Gegenstand des Schreckens, angestaunt.²⁾ Noch im Oktober desselben Jahres trat er die zweite Kongoaufwärtsfahrt an, untersuchte den kleinen Befinifluß (nördlich von der Kwa-Mündung), konnte aber in den Ubangi nicht hineindringen, weil die Uferbewohner sehr argwöhnisch und kriegerisch waren und keine Nahrung verkaufen wollten. So besuhr er den Kongo aufwärts den großen Bogen bei Liboko (jetzt Neu-Antwerpen), Upoto bis zum Rubi- (Zubi)-Nebenfluß, den er bis zu einem Wasserfall auskundschaftete; 2⁰₅₀ nördl. Br. stoppte der Dampfer; die ganze Gegend war durch die Araber verwüstet. Der wichtige Uruwimifluß war durch die Dambuga-Katarakten versperrt, auch die Bewohner unfreundlich.³⁾ An

1) Unsere treffliche geographische Zeitschrift *Globus* faßte 1906, Band 90, S. 307 bei der Todesanzeige Grenfells seine geographische Bedeutung kurz so zusammen: „Die Ergebnisse seiner zahlreichen Missionsfahrten auf dem einst vielgenannten Peace finden sich in kurzen Berichten und wertvollen Karten in den *Proceedings*, besonders Oktoberheft 1886 (näheres auch in meiner Darlegung *N. M.=J.* 1889, 97 ff.), und im *Geogr. Journ.* der Londoner geographischen Gesellschaft; dort berichtete er 1882 über Kamerun, 1886 über die Flußfahrten im Kongogebiet, 1902 über den Kongostrom selbst. Den zuletzt genannten Bericht begleitete eine auf zahlreichen Messungen und Ortsbestimmungen beruhende zehnblättrige Karte des Kongo im Maßstab 1:500 000, die als die beste vorhandene Darstellung des Flußlaufes gilt. Bis an sein Lebensende war er auf seiner Arbeitsstätte tätig, mit dessen Erforschung sein Name für alle Zeiten verknüpft sein wird.“ —

Zu Grenfells Reisen vergl. auch Habenichts *Afrakarte* in *Sektionen*, *Gotha* 1887, 2. Aufl., Blatt 5, 10.

2) Ausführliches in *N. M.=J.* 1903, 115 f.; vergl. auch *Globus*, Band 47, 366.

3) Übrigens nennt Grenfell statt *Uruwimi* den Namen *Mbinga*; vielleicht hörte Stanley statt *Lubimi* oder *Kuimi* die Bezeichnung *Uruwimi*.

den Stanleyfällen fand er die seit 1879 hier feststehenden Araber, und am Weihnachtsabend 1884 besuchte er den bekannten Sklavenhändler Tipu Tipp (Hamad bin Muhammad), dampfte den Kongo abwärts, fuhr in die Mündung des Romani oder Boloko,¹⁾ den Riesen Nebenfluß, welcher dem Ober-Kongo oder Qualaba parallel läuft, ganz diesem ähnlich von Süden nach Norden sich windend. Grenfell fuhr 140 englische Meilen hinein, stoppte aber 1°₃₀ südl. Br.,²⁾ da die Flußanwohner, durch die arabischen Sklavenjäger gereizt, sehr feindlich waren; nur mit Mühe konnte die Peace durch Seitenrollvorhänge gegen die giftigen Pfeile geschützt werden. Im Februar 1885 ging er dann den Kongo abwärts bis zum Mubangi- (Ubangi)-fluß, auf diesem tapfer vorwärts 200 englische Meilen bis zum Songofall, 4°₄₀ nördl. Br. (jetzt französische Station Bangui); ein gewaltiges Wagnis. Er nannte diesen neuentdeckten Fluß Liboko-Mubangi (jetzt heißt er Ubangi). Schon italienische und portugiesische Reisende haben in der zweiten Hälfte des 17. und Haüssaleute im 18. Jahrhundert unbestimmte Gerüchte vom Dasein dieses Flusses und seines etwaigen Zusammenhanges mit dem Nulle gehabt. Ende des 19. Jahrhunderts ist letztere Verbindung festgelegt. Vorher war Schweinfurth am Nulle-Mafua gewesen. Als Grenfells Vermutung über diese Verbindung im Sommer 1885 nach Europa drang, schüttelte der mächtige Kongoheld H. Stanley darüber den Kopf. Doch Grenfell behielt Recht auf Grund von Darlegungen des Geographen A. J. Wauters.³⁾ Erst nach Grenfells Tode wurde ein kleines Wörterverzeichnis, welches er auf dieser Fahrt gesammelt hatte, in seinem alten Reise-Schreibkasten gefunden. Es stellte die für Sprachforscher wichtige Entdeckung fest, daß diese Völker der Bantusprache angehören mit Ausnahme des Banzastammes.

Schon im August 1885 begann Grenfell die dritte Peacereise, begleitet von Curt von François, seiner Frau, Tochter und 8 Missionschülern. Es galt, die Äquatornebenflüsse des Kongo zu erforschen. Am 24. August ging es in den Zulongo, Grenfells Lu-

1) Auf Sektion 7 der Afrikakarte, März 1887, fälschlich Lubilask benannt.

2) Eingezeichnet in Stiellers Handatlas Nr. 69. Lübbcke, Ausgabe 1901.

3) Der Deutsche Junker drang 1883 von Osten her den Nulle stromabwärts vor bis Abdullah, 33° östl. Lg., nur 3½° von Grenfell entfernt. Grenfells Entdeckerruhm stieg, vergl. Globus, Band 48, S. 32.

langa,¹⁾ welcher an seiner Mündung in den Kongo 600 engl. Meilen breit ist. Grenfell fuhr 400 engl. Meilen flußaufwärts und merkte, daß er nur 100 engl. Meilen von dem vorher befahrenen Lomani entfernt sei. Die Bewohner gehen fast ganz nackt, am Leibe stark tätowiert, halfen aber, als das Holz schleppende Hilfsboot der Peace einmal sank, es wieder flott zu machen; ringsumher standen prachtvolle Waldungen auf fruchtbarem Boden. Sogar bis hierher trieben die Araber ihre Sklavenjagden. Zum eigentlichen Kongo zurückgekehrt, ging es zum Rufi- (Burufi)-fluß hinein; nach 60 engl. Meilen traf er den Moboyo-Zufluß, von ihm Bussira genannt,²⁾ welchen er bis Bori verfolgte. Dann ging's zum Rufifluß zurück, den er damals auch Quapa oder Tschuapa benannte.³⁾ Der Fluß kommt aus dem Topesumpf und heißt jetzt im Oberlauf Tschuapa, im Mittellauf Bussira, im Unterlauf Rufi. Die auf der Peace mitfahrenden Missionsschüler trugen viel zum freundlichen Benehmen der Flußanwohner bei. Am 15. September trafen sie Menschenfresser, später andere feindliche Leute: fürchterlich erdröhnten die Kriegstrommeln und Hunderte rot, schwarz, weiß bemalte Neger tanzten wie wahnsinnig einen kriegerischen Spottanz, die Luft war voll von schwirrenden, sicherlich vergifteten Pfeilen; doch der Friedensdampfer fuhr ruhig hindurch. Bei Bokuku ward umgekehrt und die etwa 1000 engl. Meilen lange Fahrt zum Stanley-Pool nach der Arthingtonstation im Oktober 1885 zurückgelegt. Interessant war am Tschuapa die Begegnung mit den Zwergen Betua oder Bakutu, welche aber schon oft beschrieben sind. (Vergl. meinen Bericht in N. M.-Z. 1889, Seite 243 und Ruth Fischer: An den Grenzen des Zwerglandes. Calw. 1909).

Am 24. Februar 1886 fuhr Grenfell wiederum mit dem Dampfer Peace auf die vierte Suche, diesmal zur Erforschung des Kasai und Lulua, um Wissmann⁴⁾ zu helfen, welcher im Auftrage

1) So auf der neuesten Stieler Karte Nr. 72. C. Varich 1906.

2) Bussira heißt jetzt der fortgesetzte Rufihauptfluß, welcher aus den später, aber nicht von Grenfell, entdeckten Flüssen Lomela und Tschuapa sich zusammensetzt. Bussira < Tschuapa. Der Moboyo heißt jetzt Monoyo. Lomela.

3) Grenfell hielt Quapa für richtiger; von den Belgiern zu Tschuapa verderbt.

4) Der Verfasser unseres Buches, Harry Johnston, selbst Forscher am Kongo, schreibt Bd. 1, S. 146: Wissmann ranks thirst in the hierarchy of

des belgischen Königs das südliche Kongobecken erforschen sollte. Nach anfänglichem Schiffsunglück traf er in der Kwamündung mit Wißmann zusammen, welcher im Kongostaatsboot *En avant* mit Ludw. Wolf und Schneider saß, am 22. März 1886 ging's in den Kassai hinein, man stellte des Sanfuru Einfluß in den Kassai fest und die *Peace* erreichte den großen Zufluß Zulu. Feuerholz war schwer zu erhalten, desto zahlreicher erschienen Elefanten; leider brachen die Masern an Bord aus. Man kehrte zum Kongo zurück, untersuchte nochmals die breite Kwamündung, nachdem vorher an der Mündung des Kwango in den Kassai (Kasai) beim wunderschönen seeartigen Wißmann-See, in dessen Nähe der Poggeberg liegt, viele Elefanten, Hippo's, Krokodile und Büffel angetroffen waren. Der Kwango heißt im Unterlauf Zukualli, welcher als rechten Zufluß den Djuma Kwilu aufnimmt (Mgalimbe = roter Fluß); er war schon den portugiesischen Kaufleuten und Missionaren im 16. Jahrhundert bekannt, aber nur bis zu den Kingunschiffällen. So weit kam 1880 auch der österreichische Major von Mechow; aber Grenfell, Bentley und der Deutsche Dr. Menze haben die Flußstrecke von diesen Fällen bis zum Kassai-Kwa untersucht. Jetzt hat der Kongostaat einen Kanal um diese Katarakten erbaut.

Nach dieser Fahrt mit Wißmann besuchte die *Peace* wieder die Äquatorstation und die Stanleyfälle, deren Flora Grenfell beschreibt und sich über das veränderte Betragen und die freundliche Haltung der Arumimi- (Bajoko)-Leute freute; sie versorgten den Dampfer mit Holz. — Am 30. September 1886 beginnt die fünfte Peacereise zur Gründung neuer Baptistenstationen und Erforschung des Leopold II.-

early Congo explorers, Stanley first, Grenfell second" und sagt von Wißmann: „Er war ein Mann von ausnehmlichem Verdienst, genoß bei den Eingeborenen hohe Achtung, ist in Deutschland nicht genügend gewürdigt, obgleich er one of the few great Colonialadministrators, Germany has produced, war.“ Ich erinnere daran, daß Wißmann und Pogge alle diese Flüsse 1880–82 von West nach Ost bis Nyangwe durchquerten. 1884 nach dem Kongo zurückgekehrt, erforschte Wißmann Juni/Juli 1885 mit Müllers, von François und L. Wolf den Kassai (Sanfuru). 1886–87 durchquerte er nochmals Afrika von West nach Ost, 1888–90 unterdrückte er den Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika; L. Wolf besuchte 1886 den Sanfuru-Zubilasch, vergl. N. M.-Z. 1888, S. 346. Übrigens ist Sanfuru gleich Sanfuru = Großvater; ähnlich Mississippi = Vater der Flüsse = Großer Fluß.

Sees.¹⁾ Man passierte die Kwamündung, den Mfinisfluß, den See, an dessen Ufer sie von den Anwohnern feindlich empfangen und durch Speer, Bogen, Pfeil bedroht wurden. Eine feste Verbindung mit dem nordwärts gelegenen Atomba- oder Tumbasee konnte man nicht bemerken; der Fluß war fischreich, der See eisenhaltig, sehr reich an Schmutz, wenig an Fischen, desto mehr an Hippopotami, deren Grenfell eines schoß. Der in den See einmündende große Fluß Lufenge wurde erforscht und bis Ende Oktober 1886 die Rückreise nach Arthingtonstation angetreten.

Im Dezember 1886 erfolgte die sechste Peace-Reise mit dem Missionar Hollmann Bentley zusammen²⁾ zur neuen Erforschung des Kwango vom Kassai-Zusammenfluß bis zu den Kingunshi-Fällen. Zwar hatte Dr. Büttner den (Kuango) Kwango einen halben Grad weiter nordwärts als v. Mechow verfolgt, aber die Frage nach dem Unterlauf des Kwango nicht gelöst, vielmehr noch weiter verwirrt. Der Strom, so stellte nun Grenfell fest, hat von der Steinbarre anfangend, die Richtung Nord-Ost (NO.). Er fand 10 Kilometer vor der Mündung in den Kassai den Djuma (Dschuma), hielt diesen für den Hauptstrom, sah aber bald ein, daß er nur ein Zufluß des Kwango sei. Nun erst zeichnete der unermüdlche Entdecker seine große Karte des Kongo von Leopoldville am Stanley-Pool bis zu den Stanley-Fällen (ein Zoll zu 100 Yards, also eine engl. Meile zu 1 insh [Zoll]). Ihre Veröffentlichung brachte ihm die Founders-Denkmünze (Goldene Medaille der Englisch-geographischen Gesellschaft) ein. Seit dieser Karte galt erst der Kwango für völlig erforscht (Vergl. Siebers, Afrika 1891 S. 39).

Unterdessen zog über die Englische Baptisten-Mission mit den Jahren 1885 und 1887 schweres Todesunglück dahin, ein Missionar am Kongo starb nach dem andern. Nach England, zur Abwicklung wichtiger Angelegenheiten gereist, nach geschעהener Erledigung zurückgekehrt, fand Grenfell neue Aufgaben für sich vor. Die mohammedanischen, arabischen Sklavenjäger hatten frech vom Ost-Kongo-Land viel in Besitz genommen und deshalb suchte der Kongostaat im Süden sein Gebiet zu erweitern. Das große Lunda-Reich wurde

1) Über letzteren vergl. meinen Bericht in N. M. u. Z. 1894, S. 372.

2) Vergl. N. M. u. Z. 1906 S. 244. Bentley ist Verfasser des Kongo-Wörterbuches und der Grammatik, der geschickte Sprachenmeister dieser Mission.

zwischen Portugal und den Kongostaat geteilt; dazu mußte eine Grenzberichtigungskommission eingesetzt werden. Der König Leopold ernannte Grenfell am 4. November 1891 dazu und letzterer verließ am 10. Mai 1892 Matadi am untern Kongo um das Friedenswerk der Lunda-Expedition zu beginnen. Es handelte sich besonders um die Strecke zwischen dem Kwangofluß und Kassaistrom, also so recht um des berühmten Muata Jambo's Reich. 1892 war der Kiambo (Kiam Ju) in Mwene Buto Kasongo (Grobschmied), der Schrecken des Kongostaates, am rechten Kwangoufer unter den Bahaka (Naggas der Portugiesen). Als Schutzstation befestigte der Kongostaat am selbstigen Flusse die Station Popokabaka. Später aber ward der Kiambo als Staatsgefangener nach Leopoldville gebracht. Am 16. November 1892 kam Grenfell über Popokabaka mit seiner Frau in dieser Residenz an. Nach Beendigung der Verhandlungen und Erreichung des Luchicoflusses (20|8°), wo der mächtige Negerfürst Mena Bwemba, ein Kioko, ihnen entgegentrat, kehrte diese Expedition, der auch belgische und portugiesische Offiziere angehörten, bestohlen, krank, verhungert heim, froh, noch auf Ochsen reiten zu können; endlich am 16. Juni 1893 war Paolo de Loanda erreicht. Die politische Grenze zwischen Kongostaat und dem portugiesischen Kolonialreich stellt ihren Reisetweg dar. Über die Pflanzen- und Tierwelt gibt der amtliche Bericht Grenfells bemerkenswerte Beobachtungen und Aufzeichnungen. Sämtliche Flüsse wurden in einer Höhenlage von 1000 bis 1100 Meter über dem Meere überschritten. Südlich vom siebten Parallelkreise erschien die Weinpalme in üppigem Wachstum; ihre Frucht dient zur Nahrung, aber nicht als Handelsartikel. Kautschuklianen, Papyrus, Mimosen, Akazien gedeihen in herrlicher Fülle, spärlich der Kaffeestrauch; reiche Ernten haben die Eingeborenen von Zuckerrohr, Tabak; auf der sandigen Hochebene findet sich nur Kautschuk. Die Tierwelt ist gering. Löwen nur nördlich vom siebten Breitengrade; die Ströme wimmeln von Krokodilen und Hippos usw.

Vor 1900 fuhr Grenfell den Lindi (d. h. Fluß) mit seinem Dampfer hinauf und legte ihn bis Kondolele kartographisch nieder; hier boten Fälle Hindernis (26 ö. L.), die Ölpalme fehlt, Pandanus ist zahlreich.

Im November 1902 wollte er den Aruwimi endlich genau erforschen und drang weit östlich bis Mawambi (Kilongo-Kongo)

nicht weit von dem englischen Gebiet Toro vor, wo die Church-Mission-Society bei Fort Edward Buruli eine Außenstation hat. (Johnston Bd. 1 S. 327). Als Genr. Stanley 1887 Matwambi besuchte, fand er arabisierte Afrikaner vor; jetzt traf Grenfell andere Verhältnisse an. Über den Aruwimi hat er manche ganz neuen Nachrichten der Welt übermittelt.¹⁾ Im Jahre 1893 besuchte er den Qualaba-Kongo bis zu den Hinde-Fällen weit hinauf, südlich von Nyangwe; der Missionsdampfer Goodwill half der Peace. Dann lebte Grenfell längere Zeit in Dalembe, etwas südlich von Basoko, nicht weit von der Aruwimi-Mündung, wollte hier eine Station gründen, um auf diese Weise den Aruwimi zu erreichen; 1905 fühlte er sich schlecht, Juni 1906 bekam er das Schwarzwasserfieber zu Dalembe, ließ sich rasch von diesem einsamen Orte nach der Station Basoko bringen. Aber der Arzt und die Medizin kam zu spät; er starb am 1. Juli und wurde hier beerdigt. Ein treuer, unbestechlicher, liebevoller Christ und Missionar; ein Entdecker, dessen Name in der Kongogeschichte unauslöschlich bleibt. Was F. de Winton, Generaladministrator des Kongostaates, am 7. Juni 1886 in der Royal Geogr. Society über ihn aussprach, hat er 20 Jahre lang bewiesen: Er habe sein Werk vollendet, als genauer, strenger Forscher einen großen Ruf sich erworben, ein ernster, von allen geachteter, von vielen geliebter Missionar, ein wahrer christlicher Pionier.

Hier muß ich abbrechen in der Schilderung Grenfells als Entdecker. Der ganze zweite Band des Johnston-Werkes bietet auf 470 Seiten in 14 Kapiteln hinsichtlich der Anthropologie, der Eingeborenen-Krankheiten, des Körperschmuckes, der Kleidung, Nahrung, der Verstümmelungen, des Ackerbaues, Hausbaues, Handels, Geldes, Kunstfleißes, der Religion, Begräbnissitte, Heirat, Geburt, Weihen, Sklaverei, Sozialgesetze, Jagd, Kriege, Schifffahrt, Volksagen, Volkskunde, Sprachen, Witterungskunde, Geologie, Botanik, Zoologie so viel Stoff, daß er vor einem ausgebreitet, höchst fesselnd zu lesen ist. Unter den 496 Photographien sind viele von Grenfell selbst aufgenommen und die vom Verfasser G. H. Johnston gezeichnete

1) Er nennt ihn auch Shari oder Abumli, Ituri, Luwere, Wivere oder Mbinga. Ein Fisch des oberen Kongo erhielt den Namen *Eutropius Grenfelli*.

ethnographische Karte von Zentralafrika ist für Ethnologen und Missionsgelehrte ein großer Genuß.¹⁾ Außer Grenfells Aufzeichnungen und Darlegungen sind in diesem strengwissenschaftlichen Werke eigene und einiger anderer Kongoforscher Beobachtungen veröffentlicht. Aber die überwiegend größte Anzahl kommt aus Grenfells unermüdlicher Feder. Er hatte offenbar einen scharfen Blick für diese aufgezählten Einzelheiten und Einordnungen; er sammelte unermüdlich immer mit dem Ziele, die Eingeborenen genau zu studieren und sodann auf Grund dieses Erkennens sie für das Christentum zu gewinnen. Das ist sein großer Leitgedanke. So fand er passende Anknüpfung, verschaffte sich und dem Christentum Eingang und gewann Menschenseelen.



Fünzig Jahre Missionsarbeit am Niger.

Von Paul Nichter.

2. Ein kritisches Jahrzehnt.

Um die Inlandmission in besseren Fluß zu bringen, wurde 1878 dem Bischof Crowther auf seine Bitte ein kleiner Flußdampfer, nach dem langjährigen Direktor der C. M. S. Henry Wynn genannt, zur Verfügung gestellt. Er war damit nicht mehr von anderen Schiffskapitänen abhängig und konnte die Stationen regelmäßig besuchen und nach Bedarf auf ihnen verweilen. Sodann wurden ihm zu seiner Entlastung zwei Archidiacone beigegeben, deren einem, seinem Sohne Dandeson Crowther, die Deltamission unterstellt wurde, während der andere, H. Johnson, in Lokodsha sein Standquartier erhielt. Indessen, mit diesen Maßnahmen war es doch noch nicht getan. Allmählich drangen durch Reisende und Kaufleute allerlei peinliche Gerüchte an das Komitee in London, daß auf den Missionsstationen am Niger nicht alles stände, wie es sollte. Daraufhin entschloß sich die C. M. S., in Lagos ein Komitee zu bilden, das neben dem Bischof und seinen zwei Archidiakonen aus drei europäischen

1) Außerdem sind noch kleine Karten über die Zwergvölker, Flußschiffahrtsgrenzen, Handelsgesellschaften, Freihandel usw. im Werke enthalten.

Missionaren bestehen und dem nun die Visitation der Nigermission übertragen werden sollte. Rev. Wood, der Sekretär dieses Komitees, mußte von seiner ersten Visitationsreise einen wenig günstigen Bericht erstatten. Wenngleich er zu der Überzeugung kam, daß manche gegen die Missionsarbeiter erhobenen Anklagen falsch oder übertrieben waren, so mußte er doch einen Mangel an sittlichem Ernst und Missionseifer bei ihnen konstatieren. Manches heidnische Unwesen hatte sich in die Gemeinden wieder eingeschlichen, und dagegen energisch vorzugehen und mit strenger Kirchenzucht für die Reinheit der Gemeinden zu sorgen, mangelte es den schwarzen Predigern und Lehrern meist an der nötigen Entschiedenheit. Manche von ihnen hatten sich auch zu sehr in Handelsgeschäfte verwickelt und darüber ihr Amt vernachlässigt.

Aber nicht nur die Überlandstationen standen auf einem so niedrigen Niveau. Für die Gemeinden im Delta war die nach der Verfolgung anbrechende Zeit äußeren Wohlergehens auch nicht heilsam gewesen. Massenbewegungen, wie sie dort in Bonny, Braß, Ofrika einsetzten, bergen ja für junge heidenchristliche Kirchen stets besondere Gefahren in ihrem Schoße. Es gelangten dabei manche unlautere Elemente und mit ihnen Verweltlichung und sittliche Laxheit in die Kirche.

Um nun über die an den Tag gekommenen Schäden und ihre Abhilfe gründlich zu beraten, berief das Komitee im Frühjahr 1881 eine Konferenz nach Madeira, zu welcher sogar einer der Londoner Sekretäre erschien. Eine der wichtigsten dort beschlossenen Maßnahmen war, daß man dem Bischof als persönlichen Sekretär und Berater einen englischen Missionar bestellte. Crowther selbst war hinsichtlich seines Wandels ja über jeden Tadel erhaben; mit seiner Gewissenhaftigkeit und seinem rastlosen Eifer gab er seinen schwarzen Mitarbeitern das beste Vorbild. Aber man muß berücksichtigen, daß er allgemach ein Greis geworden war; und, wie einst Eli, war er zu sehr geneigt, anstatt straff durchzugreifen, mit seinen geistlichen Söhnen zu sänftiglich zu verfahren. Auf Veranlassung des neuen Sekretärs wurden etliche Angestellte der Mission, als ihren Aufgaben nicht gewachsen, aus dem Dienst entlassen. Aber der Schaden war damit noch nicht mit der Wurzel ausgerissen.

Großes Aufsehen rief im September 1882 eine nach England gebrachte und dort schadenfroß kolportierte Nachricht hervor: zwei Missionare (!) der

C. M. S. in Onitscha hätten einen Mord begangen und seien deswegen verurteilt. Die Nachricht war, wie es in solchen Fällen ja nur zu oft geschieht, ungeheuer aufgebauscht. Selbstverständlich handelte es sich nicht um europäische Missionare; die Schuldigen waren vielmehr ein wegen schlechter Führung entlassener farbiger Lehrer, der später aus Barmherzigkeit als Clerk wieder angestellt war, und ein farbiger Dolmetscher. Auch lag das Verbrechen bereits 5 Jahre zurück, und einer von den Missionaren selbst hatte die Übeltäter der Gerechtigkeit überantwortet. Immerhin war am Niger noch nicht völlig reiner Tisch gemacht.

Zu der eigentlichen Krisis kam es vielmehr erst anfangs der neunziger Jahre, als Missionar Robinson als Sekretär des Bischofs, und mit ihm Missionar Brooke — dieser, um vom Niger aus eine Sudanmission zu versuchen — und drei weitere Missionare an den Niger gesandt wurden. Mit ihrem Eintreten in die dortige Mission sollte endlich eine gründliche Reorganisation derselben vorgenommen werden. Die Mission sollte in zwei selbständige Zweige, die Delta-mission und die Mission am oberen Flußlauf, geteilt werden. In beiden aber sollten fortan weiße und farbige Missionare Seite an Seite miteinander arbeiten. Im August 1890 hielten Vertreter beider Parteien eine Konferenz in Onitscha; aber beide Nationalitäten konnten zu keiner Übereinstimmung kommen; sowohl über die Missionsprinzipien wie über Personalfragen gingen die Ansichten zu sehr auseinander. So mußte das Komitee in London die Entscheidung treffen. So weit vom Schauplatz entfernt, war das keine leichte Sache, und wochenlang beschäftigte es sich mit den schwierigen Fragen, indem es sich größtmöglicher Unparteilichkeit zu befleißigen suchte. In verschiedenen Personalfragen stimmte es der Ansicht der europäischen Missionare zu, in anderen hob sie deren Entscheidungen als doch etwas zu rigoros wieder auf. Es war der Ansicht, daß Robinson und Brooke zu sehr ihren strengen europäischen Maßstab angelegt und zu wenig den afrikanischen Verhältnissen Rechnung getragen hätten. Keine von beiden Parteien war von der Entscheidung des Komitees recht befriedigt. Der überaus eifrige Robinson nahm sie sich, als ein halbes Mißtrauensvotum, so zu Herzen, daß sie wohl seinen allzufrühen Tod (1891) mit verursacht hat. Zwei oder drei Missionare traten aus derselben Ursache aus. Auch des ehrwürdigen Bischofs Heimgang (31. XII. 1891) wurde durch all diese schmerzlichen Ereignisse beschleunigt. Bald nach seinem Tode kam es zum völligen Bruch: unter Leitung des etwas ehrgeizigen Archidiacon D. Crowther

sagten sich die Gemeinden von Bonny und Nachbarschaft von der C. M. S. los und erklärten sich für selbständig. Sie wollten sich jedoch damit nicht von der anglikanischen Kirche trennen, sondern versicherten, daß sie ja nur die eigne Politik der C. M. S. befolgten, die darauf abziele, die gewonnenen Gemeinden zur Selbständigkeit zu führen. Am Ende des Jahres 1892 schien die Mission dem völligen Zusammenbruch nahe; anstatt eines Bischofs, 9 europäischen und 9 eingeborenen Missionaren, gab der Jahresbericht nur 3 Missionare an.

An Stelle des verstorbenen Crowther hielt man es vorläufig nicht für tunlich, wieder einen Schwarzen zum Bischof zu weihen. Ein ehemaliger Yorubamissionar Hill wurde sein Nachfolger. Allerdings wurden gleichzeitig zwei schwarze Geistliche (Philipps und Olumole zu Suffraganbischofen geweiht, aber ihr Wirkungskreis wurde ihnen in Lagos und dem Yorubalande angewiesen.

Leider war das Maß der Heimsuchungen noch nicht voll. Bischof Hill ging mit einer Schar neuer Arbeiter, die teils für den Niger, teils für Yoruba bestimmt waren, hinaus. Ende 1893 erreichten sie Lagos, und 3 Wochen später lagen der Bischof und seine Gattin im Grabe. Und dann folgte Schlag auf Schlag ein Todesfall dem andern. Von den sieben dem Niger zugedachten Arbeitern blieb ein einziger übrig; fünf waren dahingerafft, eine Schwester mußte gesundheitshalber nach England heimkehren.

Es waren schmerzliche und aufregende Jahre, durch welche die Nigermission hindurchgegangen war, doch waren diese einschneidenden Maßnahmen zu ihrer Gesundung nötig. Sie hat sich von diesen schweren Schlägen erholt und seitdem eine gesunde Entwicklung genommen. Der Übersichtlichkeit halber geben wir diese in 3 Abschnitten: 1. Die Mission im Delta, 2. die Mission am oberen Niger, 3. die Haussamission.

3. Im Delta.

Nach dem Ausscheiden von Bonny und der anderen separierten Gemeinden blieben im Delta in der Pflege der C. M. S. nur die Stationen Braß-Nembe und Braß-Tuwon. Wie erwähnt, ließ sich im Anfang die Arbeit hier aussichtsreich an; leider sind die damals gehegten Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen. Ein Christ, der 1889 zum Häuptling gewählt worden war, fiel wieder ins Heiden-

tum zurück. Andere Christen ergaben sich einem lasterhaften Wandel. Mit den neunziger Jahren nahmen darum europäische Missionare die Arbeit in die Hand, und wiewohl es anfänglich unmöglich schien, daß in den Mangrowesümpfen des Deltas Europäer dauernd leben könnten, haben sie doch tapfer ausgehalten, selbst Missionschwestern. Aber eine Hebung der Gemeinden wollte auch ihnen nicht gelingen. Im Jahre 1895 erreichten diese vielmehr ihren Tiefpunkt. Die Bewohner von Braß überfielen einen Handelsposten bei Akassa, ermordeten eine Anzahl von Angestellten desselben und schleppten die übrigen als Gefangene mit. In Braß kam es dann zu einem grauenvollen Wiederaufleben des Kannibalismus, dem man in aller Schamlosigkeit unter Freudenausbrüchen frönte. Eine Strafexpedition löschte die Missetat. Aber seitdem hat im Volk eine tiefe Erbitterung gegen alle Europäer, auch gegen die Missionare sich festgesetzt. Man wandte sich wieder dem Götzendienste zu, die Dschudschupriester kamen wieder zu Ehren. Die Fortschritte der Mission waren, wenn überhaupt von solchen die Rede sein kann, sehr gering, und so hat sich 1906 die C. M. S. von hier zurückgezogen, indem sie die vorhandenen kleinen Gemeinden dem Bischof Lugwell, Hills Nachfolger, übergab.

Dagegen hat sie zwei neue Stationen besetzt: Kajama 1904 und Patani 1906; beide tiefer im Innern des Deltas.

Von ersterem Platze schrieb Missionar Wilson: „Die Leute scheinen vom Evangelium absolut noch nichts zu wissen, außer daß sie durch Bekanntschaft mit weißen Händlern den Namen Jesu Christi als einen Namen kennen, bei dem man — flucht und schwört, und Weihnachten als eine Zeit der Trink- und Tanzgelage feiert. Weihnachten ist der Name, den man in einem Trinkklub einem Gözen gegeben hat; und viele wollen es durchaus nicht glauben, was wir ihnen über die wahre Bedeutung von Weihnachten sagen.“

In Kajama hat eine Anzahl Erwachsener angefangen den Gottesdienst zu besuchen; in Patani befindet sich unter den Kirchbesuchern sogar ein Häuptling. In manchen Dörfern werden die Missionare freundlich aufgenommen, und von zahlreichen Plätzen kommen Bitten um Lehrer.

Die separierten Gemeinden — in Bonny, Ofrifa, Opobo, Oghonoma, Bakana und einigen kleineren Plätzen — haben sich zu dem Niger Delta Pastorat zusammengetan. Es gehörten dazu 7 Kirchen, 21 Kapellen, 4 farbige Geistliche, etwa 1000 Getaufte und

5000 Anhänger. Durch freundliches Entgegenkommen erreichte Bischof Tugwell es 1896, daß diese Gemeinden wieder mit ihrer Muttergesellschaft in Beziehung traten, die ihrerseits ihre Unabhängigkeit anerkannte. So ist äußerlich wenigstens der Riß von 1892 wieder beseitigt. Eine Erweiterung hat das unabhängige Pastorat kürzlich durch die beiden von Bischof Tugwell ihm zugewiesenen Gemeinden von Braß-Tumon und Braß-Nembe erfahren. Und zwei oder drei weitere Gemeinden haben sich auf der Westseite des Nigerdeltas in Benin, Capele und Warri gebildet. Dies Gebiet ist erst zugänglich geworden, seitdem die Engländer 1897, um die Ermordung ihres Konsuls und anderer Europäer zu rächen, eine Expedition gegen Benin unternommen und darauf das Land unter ihre Herrschaft gebracht haben. Die Beniner waren ehemals wegen ihrer Wildheit und Roheit fast ebenso berüchtigt gewesen wie die Dahomeer und Asanteer. Die Gemeinden in Benin, Capele und Warri bestehen übrigens vorläufig fast ausschließlich aus Sierra Leone- und Yorubachristen, die als Clerks oder in anderen Stellungen nach diesen Plätzen gekommen sind; Nigerchristen sind nur etliche darunter. Gegenwärtig zählen die Gemeinden des Niger Pastorates 3200 getaufte Mitglieder bei 7500 Anhängern. Zahlenmäßig ist also die Entwicklung nicht ungünstig gewesen, ihr innerer Zustand weist allerdings noch unverkennbare Schattenseiten auf. Es wird z. B. in Bonny darüber geklagt, daß die Gemeinden sich bisher nur aus den untersten Schichten der Bevölkerung rekrutiert haben, Häuptlinge und Vornehme halten sich, obwohl sie in ihrer Jugend die Missionschulen besucht oder sonst unter dem Einfluß der Mission gestanden haben, fern. Bedenklicher ist eine große kirchliche Lauheit in weiten Gemeindekreisen; sie ist schuld daran, daß in den ganzen letzten Jahren nirgends eine neue Kirche oder Kapelle gebaut zu werden brauchte: es fehlt an dem rechten Zeugengeist und damit an Ausbreitung des Christentums an neuen Orten. Auf entlegeneren Posten sind leider Rücksälle ins Heidentum nichts Seltenes; christliche Händler in heidnischen Ortschaften tiefer im Lande machen ihrem Christentum oft Schande, entheiligen den Sonntag, leben in Konkubinat und Vielweiberei mit heidnischen Frauen. Mißlich ist endlich auch ein großer Arbeitermangel; manche Posten stehen unbeetzt. Keiner der jetzigen 7 Geistlichen ist ein Ibo, alle stammen aus Sierra Leone. Der Missionsdienst übt keine Anziehungskraft aus,

die besser besoldeten Stellen im Regierungsdienst oder in europäischen Handelshäusern locken mehr. Doch darf man darüber die lichten Seiten nicht zurückstellen. Das Bonny vor 40 Jahren und das heutige; welch gewaltiger Unterschied ist das trotz allem, und das hat doch eben das Christentum zustande gebracht. Das Heidentum und sein Gögendienst sind völlig entwurzelt und in Verruf gekommen. Erfreulich ist die Entwicklung des Schulwesens; es sind 8 Schulen vorhanden, 6 Elementar- und 2 gehobene Schulen. Letztere beide sind Kostschulen (Pensionate), eine für Knaben und eine für Mädchen. Die Schülerzahl beträgt 764. Interessant ist, daß mehr als ein Viertel davon Mädchen sind, und daß die Eltern ganz willig sind, für diese sogar Schulgeld zu zahlen und sie regelmäßig zur Schule zu schicken. Darin kommt ein gewaltiger Umschwung der öffentlichen Meinung zum Ausdruck. Im Bezirk Neu Calabar (Abonoma) und Bakana ist das Vorurteil gegen den Schulbesuch von Mädchen noch nicht überwunden; frühzeitige Verlobungen der Mädchen und Teilnahme an Tanzlustbarkeiten halten es noch immer aufrecht. Anerkennenswert ist, daß die Gemeinden es tatsächlich durchgeführt haben, sich ohne Unterstützung der Muttergesellschaft zu erhalten. Im letzten Jahre brachten sie für ihre kirchlichen Bedürfnisse 40000 Mk. auf.

Um die Deltagegenden gerecht zu beurteilen, muß man endlich die schwierigen Verhältnisse, mit denen sie zu kämpfen haben, berücksichtigen: die namenlose Depravation des Volkes von den Tagen des Heidentums her, das versuchungsreiche Leben der Küstenplätze überhaupt, das wenig vorbildliche Beispiel europäischer Namenschristen und der Branntweinhandel, dieser Fluch Westafrikas. Gegen letzteren kämpft man durch Temperenzvereine; aber, während Jugend-Temperenzvereine einigermaßen reüssieren, wollen solche von Erwachsenen keinen dauernden Bestand haben.

Das Hinterland ostwärts vom Delta nach dem Großen Niger zu war bis vor kurzem noch gänzlich unevangelisiert. Die Stämme der Bende, Aron und Abam übten dort mit ihren Raubzügen und Sklavenjagden eine blutige Schreckensherrschaft aus. Im Jahre 1901 richteten sie in Ubago noch ein Blutbad an, bei welchem 800 Frauen und Kinder niedergemacht wurden. Da raffte sich die englische Regierung auf und führte eine Expedition gegen sie ins Feld, welche mit ihrer gründlichen Demütigung endigte. Bei dieser Ge-

legenheit zerstörten die Sieger auch das verächtigte Heiligtum und Orakel des Long Dschudschu bei Uro Tschuku (etliche km westlich vom Groß Rib). Dasselbe hatte weit und breit in gefürchtigem Ansehen gestanden, und zahllose Menschenopfer waren ihm geschlachtet worden. Nun der Weg in dieses Gebiet offen geworden war, haben wiederholt Glieder der Niger Pastorat-Gemeinden freiwillige Ebangelisierendienste bis nach Uro Tschuku und Bende getan. Zu einer festen Niederlassung in diesem Gebiet ist es jedoch noch nicht gekommen.¹⁾

4. Am oberen Niger.

Für das Nigergebiet oberhalb des Deltas war es ein großer Segen, daß es Mitte der 80er Jahre unter das Regiment der Royal Niger Compagnie kam; denn es gereicht dieser Gesellschaft zur Ehre, daß sie mit aller Entschiedenheit den schändlichen Branntweinhandel von ihrem Herrschaftsgebiet ausgeschlossen hat. Es war nicht leicht für sie, das durchzusetzen, da sowohl von Süden her, dem Britischen Nilfluß- (später Niger-) Protektorat, als auch von Osten und Westen aus dem deutschen Kamerun und dem französischen Dahome der Branntwein eingeschmuggelt wurde. Durch den Ausschluß des Branntweins hat die Nigerkompagnie finanziell große Nachteile gehabt. Auch in manchen anderen Stücken hat die Mission durch diese Handelsgesellschaft, so lange sie bestanden hat, verständnisvolle Förderung erfahren. Mit dem 1. Januar 1900 hat die englische Regierung das Privileg der Gesellschaft zurückgezogen und das ganze Gebiet unter eigene Verwaltung genommen; es heißt seitdem Britisch Nigeria und zerfällt in Nord- und Südnigeria; letzteres reicht von der Küste bis Lokodschu, ersteres umfaßt die Haussaländer nördlich des Niger.

Nach der Krisis von 1892 mußte die C. M. S. ihre Arbeit in diesem Gebiet fast von vorne anfangen; sie hat es getan unter Verherzigung der gemachten schmerzlichen Erfahrungen. Die Leitung liegt jetzt ausschließlich in Händen weißer Missionare, neben welchen zurzeit nur ein farbiger arbeitet. Leider hat die Gesellschaft aus Mangel an verfügbaren Arbeitskräften diese Mission etwas stiefmütterlich be-

1) Züngst haben die schottischen Presbyterianer von Alt-Kalabar aus eine Station in Uro Tschuku angelegt.

handelt, sonst würde sie nach dem Urteil kompetenter Beurteiler größere Erfolge aufzuweisen haben. Zentralstation ist jetzt allein Onitscha. Dieser Platz hat im Herzen des Ibo Stammes eine missionarisch sehr günstige Lage.

Südnigeria wird hauptsächlich von 2 Stämmen, den Ibos und Idschos, bewohnt. Letztere, die numerisch schwächeren, sind im Südwesten des Deltas ansässig; Patani und Rajama sind Idschostationen. Das ganze übrige Südnigeria dagegen von Lokodscha im Norden bis Bonny im Süden und dem Groß Riv. im Osten nimmt der $3\frac{1}{2}$ Millionen starke Ibo Stamm ein. Allerdings werden in den verschiedenen Gegenden dieses Gebietes zum Teil recht abweichende Dialekte des Ibo gesprochen.

In und um Onitscha faßt das Christentum in bemerkenswerter Weise Fuß und dehnt sich planmäßig immer weiter nach Osten und Süden aus. Das Land hat hier einen welligen, savannenartigen Charakter; nach der Regenzeit, wenn alles in frischem Grün prangt, macht es den Eindruck eines endlosen Parkes; es ist von größeren und kleineren Dörfern übersät. Von diesen hat die Mission eins nach dem andern in ihre Einflußsphäre eingegliedert. Das am weitesten nach Osten gelegene ist Oka, wo seit 1904 ein Missionar stationiert ist; er hat unter sich eine kleine Ausbildungsanstalt für eingeborne Evangelisten und Lehrer, die 1907 17 Zöglinge besuchten. Auf mehreren Außenstationen sind englische Missionschwester stationiert. Die zahlreiche Verwendung von Schwestern ist überhaupt ein eigenartiger Zug der Nigermision; sie sind der Zahl nach den Missionaren erheblich überlegen. Missionar Basden bemerkt dazu: „Ob es sich empfiehlt, Frauen zum Pionierdienst an solchen finstern Plätzen zu verwenden, wo sie oft einsam, ohne allen Schutz stehen, ist eine Frage für diejenigen, welche ruhig zu Hause sitzen bleiben und es diesen tapferen Frauen überlassen, Arbeiten auszuführen, die sonst aus Mangel an Männern eben ungetan bleiben würden.“ Augenscheinlich tun die Missionschwester auf ihren Posten ein gutes Werk. In Iji Gnu, neuerdings in Umudi Oka haben sie eine Mädchenanstalt mit 50 Zöglingen, die später einmal geeignete Gattinnen für die Prediger und Lehrer abgeben oder auch anderweitig gute Verwendung finden werden. An ersterem Orte treibt eine Missionschwester auch etwas ärztliche Mission. Zwei Heime für junge Frauen sind in Obusi und Idumuje Ugbofo, jede etwa von einem Duzend solcher besucht, die hier eine ganz schlichte

praktische Ausbildung erhalten. In Imunja empfangen eine solche etliche Ehefrauen der meist schon verheirateten Zöglinge der erwähnten Anstalt von Oka. Es wird sicherlich gute Früchte tragen, wenn man sich in mannigfacher Weise der besonders tief gesunkenen Frauenwelt annimmt. Nach Süden zu ist seit 1906 Ebu der am weitesten vorgeschobene, von einem Missionar besetzte Posten. Immerhin liegt zwischen ihm und dem Deltagebiet noch ein beträchtlicher Zwischenraum. Überall finden die Missionare willkommene Aufnahme und an manchen Punkten fängt es an sich hoffnungsvoll zu regen: hier werden Bögen ausgeliefert, dort finden Erstlingstausen statt, dort werden neue Orte erschlossen, Außenstationen eröffnet, dort führt ein ehemaliger Zauberdoctor, nachdem er sich selbst bekehrt hat, auch seinen Bruder zu Christus. Kurz das Gebiet gleicht einem Ackerfelde, wo die Saat eben im Aufgehen begriffen ist.

Ähnlich auf dem rechten Flußufer. Gegenüber von Onitscha, liegt Asaba, das seit 1875 Missionsstation ist. Nachdem sich die Arbeit fast 20 Jahre auf diesen Platz beschränkt hatte, hat sie sich seitdem nach verschiedenen Seiten entfaltet. In Asaba selbst ist der Erfolg dürrig; „es ist, als ob eine Welle des Indifferentismus die Stadt überflutet hat.“ Die Zahl der Bekehrten ist gering, und es bedarf eines unermüdlischen Kampfes, um das Niveau des geistlichen Lebens der kleinen Gemeinden nur einigermaßen auf der Höhe zu erhalten. Anders wird das Bild, wenn wir Asaba hinter uns lassen. Da finden wir nach Norden und Westen zu eine ganze Reihe aufblühender Missionsposten: Ugbolu, Onitscha-Okona, Akwuku, Utuma. Vor 10 Jahren gab es in allen diesen und den benachbarten Orten noch keine Christen, gegenwärtig beziffern sie sich doch auf Hunderte. Ehemals ganz von heidnischer Nacht umhüllt, sind sie jetzt Lichtzentren geworden. In Utuma befand sich unter 20 erwachsenen Täuflingen, die im September 1906 getauft wurden, auch die Onu oder Häuptlingin von Akwuku, eine Frau von beträchtlichem Einfluß in dieser Gegend. Die Missionare freuen sich des frischen kirchlichen Lebens, das in den Gemeinden pulsiert. Nach Südwesten (in der Richtung auf Norubaland) haben bisher gewaltige Urwälder, die unzugänglichen Schlupfwinkel räuberischer Stämme, besonders der gefürchteten Ekumeku, das Vordringen der Mission aufgehalten. Diese Ekumeku haben in vergangenen Zeiten wieder und wieder das Land gebrandschatzt und auch die Christengemeinden drausgaliert. Glück-

licherweise ist ihnen mit der englischen Besitzergreifung das Handwerk etwas gelegt worden.

Insgesamt gehören zu Onitscha-Asaba auf einigen 30 Missionsposten über 1800 Getaufte und etwa 1200 Taufbewerber. In 28 Schulen werden rund 2000 Kinder unterrichtet. Die am weitesten fortgeschrittenen Gemeinden, 8 an Zahl — Onitscha, Asaba, Obusi, Ugbolu, Alwufu, Onitscha-Ofona — bilden seit 1904 ein selbständiges „Pastorat“, welches die Kosten für seine Prediger und Lehrer selbst aufbringt. Drei oder vier unterhalten daneben „our own missionaries“, Evangelisten, die sie in das benachbarte heidnische Gebiet entsenden. Erwähnenswert ist noch, daß in Onitscha von Missionschwestern ärztliche Mission in ziemlichem Umfange getrieben wird; sie haben drei kleine Hospitäler unter sich.

Sokodschä, gegenüber dem Einfluß des Benue in den Niger, ist in seiner Entwicklung beträchtlich hinter Onitscha zurückgeblieben. Die Missionsarbeit findet dort einen sehr harten Boden: das Vorhandensein zahlreicher Mohammedaner, der Konfluß verschiedener Stämme mit verschiedenen Dialekten, der bedeutende Handelsverkehr mit seinen Versuchungen, alle diese Umstände haben das Ausblühen der Missionsarbeit immer wieder hintenan gehalten. Östlich von Sokodschä, also jenseits des Niger, liegt das Gebiet des Basastammes, welcher, obwohl nur klein, sich doch erfolgreich, sowohl des Mohammedanismus wie des Branntweins, erwehrt hatte. Er schien darum für die Mission ein günstigerer Boden. Im Jahre 1896 sind in seiner Mitte Akabe und Apata besetzt worden; später ist auch in dem ganz nahe dabei gelegenen Gbebe die Arbeit wieder aufgenommen. Eine allerdings winzig kleine Bildungsanstalt für Lehrer — 1907 hatte sie nur 4 Zöglinge — ist in Apata eröffnet. Sokodschä, einschließlich der Basamission, zählt erst 150 Gemeindeglieder.

5. Die Hausfamission.

Von Anbeginn an, als die C. M. S. ihr Augenmerk auf den Niger richtete, schwebte ihr als eines der zu erstrebenden Ziele eine Mission unter den mohammedanischen Hausfa vor. Wir hörten, wie man im Geist schon in Sokoto eine evangelische Mission gepflanzt sah. An eine tatsächliche Inangriffnahme der Mohammedanermision war jedoch vorerst nicht zu denken. Zwar hat Crowther gelegentlich seines Aufenthalts in Wida, Egga und anderen Orten auch mit Mo-

hammedanern religiöse Gespräche gehabt, auch hat man selbstverständlich in Lokodschä sich mit der Evangeliumsverkündigung auch an die Mohammedaner gewandt. Doch ist das nur nebenher geschehen und hat praktischen Erfolg nicht hinterlassen. Der erste ernstliche Versuch zu einer Haussamission wurde 1890 gemacht. Ein junger, feuriger Missionar Brooke hatte auf der Rückkehr vom Kongo den Niger besucht, war dort mit Missionar Robinson zusammengetroffen und hatte mit ihm das Problem einer Sudanmission vom Niger aus erörtert. Als Frucht dieser Erörterung bot er sich der C. M. S. für eine solche Sudan-Pioniermission an. Diese ging auf den Plan ein und gesellte den genannten beiden Missionaren noch den Missionsarzt Dr. Harford-Battersby und Missionar Lewis bei. Die kleine Streiterschar erwählte als vorläufige Operationsbasis Lokodschä. Aber ehe sie noch zur eigentlichen Aktion kam, war's auch schon aus mit ihr. Robinson wurde im Juni 1890 jählings hinweggerafft; im März 1891 folgte Brooke ihm nach; Dr. Harford mußte mit gebrochener Gesundheit heimkehren. Ihrer Führer beraubt, war das Schicksal der Sudan-Pioniermission besiegelt: Das mit viel Begeisterung und Selbstverleugnung und großen Hoffnungen begonnene Unternehmen hatte Schiffbruch erlitten.

Ein Jahrzehnt lang ruhte der Gedanke der Haussamission; dann feierte er seine Auferstehung. Es fand sich eine neue, kühne Streiterschar, die gewillt war, das jenen entsunkene Banner wieder aufzunehmen und in Feindesland zu tragen. Nachdem sie — der Missionsarzt Dr. Miller, Missionar Richardson und Missionar Ryder — in Tripoli die Haussasprache studiert hatten, begaben sie sich nach Lagos, wo sich der Bischof Lugwell selbst an ihre Spitze stellte. Ihr Ziel war die große Stadt Kano. Unterwegs nahmen sie einen kürzeren Aufenthalt in Zaria, einer mohammedanischen Stadt von 60—70 000 Einwohnern. Der dortige Emir nahm sie gastlich auf, warnte sie aber, nach Kano weiterzuziehen, wo man sie sicher nicht dulden würde. Trotz dieser Warnung setzten sie jedoch ihren Weg dahin fort, erfuhren aber in Kano sehr bald, daß die Warnung nicht unbegründet gewesen war. Sie erhielten vom Sultan von Sokoto, dem der Emir von Kano tributpflichtig ist, keine Genehmigung zur Niederlassung. Der Versuch, sich dann wenigstens in Zaria festzusetzen, scheiterte ebenfalls. Und als sie sich bis nach Gierfu, der nächsten, größeren mohammedanischen Stadt, zurückzogen, vertrieb

sie auch von dort ein kategorischer Ausweisungsbefehl. Es half nichts, sie mußten einstweilen bis nach Soko am Benue zurück. Einer von ihnen war inzwischen ins Grab gesunken. Im Jahre 1902 sind sie aber zum zweiten Male bis Gierku und von da 1905 weiter bis Baria vorgeedrungen, und diesmal haben sie sich bis jetzt behaupten können.

Freilich war die Stellung der Bewohnerschaft gegen sie mehr als kühl. Sie suchten durch Ausübung ärztlicher Praxis Eingang zu gewinnen, aber selbst dies Mittel wollte nicht verfangen; schien es den Missionaren wohl gar, als ob die Leute dem Missionsarzt und dem Hospital geflistentlich aus dem Wege gingen. Eine große Stärkung ihres Glaubens war es darum, als sie im April 1907 zwei Mallams (Lehrer) als Erstlingsfrüchte taufen konnten. Dies Ereignis machte nicht geringes Aufsehen in der Stadt. Seitdem mehren sich die Anzeichen, die den Ausblick in die Zukunft lichter erscheinen lassen. Mit verschiedenen Besuchern konnten die Missionare in der Bibel lesen; etliche weitere Mallams begannen die Gottesdienste zu besuchen, mit 12 Suchenden (inquirers) konnte eine Klasse eröffnet werden, die Ende 1907 20 Teilnehmer zählte.

Baria ist nicht die einzige Missionsstation in Nordnigeria geblieben. Im Jahre 1897 hatten die Truppen der Royal Niger Compagnie einen Zug gegen Vida ausgeführt, dessen Emir so oft das Land bis nach Sokodschä geplündert und verwüstet hatte. Der Emir wurde gründlich aufs Haupt geschlagen, seine Hauptstadt eingenommen, er selbst entthront und sein Gebiet unter englische Oberherrschaft gestellt. Es stand somit auch der Mission offen. Im Jahre 1903 hat ein Missionar daselbst Wohnung genommen. Öffentliche Predigt gestattet allerdings zurzeit der britische Resident noch nicht, so daß der Missionar seine Tätigkeit auf Hausbesuche beschränken muß. Er begann auch eine kleine Schule und sucht durch ärztliche Hilfsleistungen Boden zu gewinnen. Wieder ein Stück weiter nach Westen zu ist 1906 Mokwa mit Kutigi besetzt. Mokwa, eine Stadt von 20—30 000 Einwohnern, war von den Vidaern zerstört und ihre Bewohner nach Vida verpflanzt worden. Jetzt nach der Entthronung des Emirs von Vida ist ein gut Teil von ihnen nach der alten Heimat zurückgekehrt. Bei ihnen ist der zwangsweise angenommene Mohammedanismus nur ein sehr äußerlicher Firnis,

er geht mit der Beobachtung heidnischer Gebräuche Hand in Hand. Unter anderm genießen Krokodile göttliche Verehrung.

Eine andere, in demselben Jahre besetzte Stadt, ist Kuta, halbwegs zwischen Zaria und Bida gelegen. Das durch die mohammedanische Gewaltherrschaft eingeschüchterte Volk kam den Missionaren anfänglich sehr scheu entgegen, allgemach faßt es aber Vertrauen zu ihnen. Der Mohammedanismus hat auch hier noch keine tiefen Wurzeln geschlagen. Ganz heidnisch sind noch die Gwari in den Bergen im Nordwesten des Zaria-Bezirktes, unter denen ebenfalls 1906 ein Posten besetzt ist. Ganz isoliert, weit nach Osten, ist im Bantschi-Hochlande unter den gleichfalls noch völlig heidnischen Sura und Angaß mit der Missionsarbeit begonnen. In Banjan, im Gebiet des ersteren Stammes, hat sich 1907 ein Mitglied der Cambridge University Missionary Party niedergelassen, während Kubbir unter den Angaß vorläufig nur von einem eingeborenen Gehilfen besetzt ist.

Eine ganze Reihe neuer Anfänge also, ein Zeichen, daß man dem Islam von dieser Seite her nun energisch zu Leibe gehen will. Zurzeit freilich sind das alles weit vorgeschobene Vorposten, über ein weites Gebiet zerstreut, noch ohne rechte Fühlung miteinander. Hoffentlich bringen die nächsten Jahre einen organischen Ausbau dieser jungen Hausmission. Leicht wird auf diesem Felde die Arbeit nicht werden, und auf schnelle Erfolge darf man nicht rechnen.

Zum Schluß sei auch der nicht unbedeutenden literarischen Arbeit gedacht, welche die Missionare am Niger geleistet haben. Abgesehen von den für die Schulen erforderlichen Büchern ist die ganze Bibel in das Tbo übersetzt worden; in mehreren Tbodialekten sind einzelne Bücher erschienen. Man arbeitet jetzt energisch an der Herstellung einer einheitlichen Übersetzung für das ganze Tbovolk, bei welcher Arbeit auch die schottischen Presbyterianer in Alt-Kalabar beteiligt sind. In das Tdscho sind die 4 Evangelien übertragen und das Evangelium Matthäus in Tgbira. Für die Mohammedanermission sind vorhanden das Neue Testament nebst mehreren Büchern des Alten in Hausfa und die 4 Evangelien nebst Psalmen in Nupe.¹⁾

1907 hat die Nigermision ihr 50 jähriges Jubiläum begangen. Was für eine wechselvolle Geschichte, auf die sie dabei

1) Nach dem 104. Ann. Report of the British a. For. Bibl. Society.

zurückblickte! Sie erzählt von manchen menschlichen Schwächen und Irrungen, von manchen Enttäuschungen und Fehlschlägen, von schmerzlichen Erfahrungen und Verlusten, aber ebenso auch von Triumphen des Kreuzes über ehemals wilde, fast entmenschte Heiden, von viel Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit der Missionare und von Bekenntertreue und Leidensmut ihrer Befehrten. Und mag auch vieles sich als Spreu erwiesen haben, so ist doch manch gutes Korn unter dem Weizen gewesen. Besonders erweckt die seitherige Entwicklung nach der schweren Krisis die begründete Hoffnung, daß auch diese Mission in den kommenden Tagen noch Größeres sehen wird.



Die XII. kontinentale Missionskonferenz.

Von Paul Nichter.

Vom 6.—10. Mai hat die kontinentale Missionskonferenz in der schönen und gastfreien Hansestadt Bremen ihre 12. Tagung gehalten. Sie war von etwa 60 ordentlichen Vertretern besucht, von ihnen der vierte Teil Deputierte der schweizerischen, französischen, holländischen, dänischen, schwedischen, norwegischen und finnischen Missionen, drei Viertel solche der deutschen. Zumeist waren es Missionsdirektoren und -Inspektoren und die sonstigen führenden Missionsmänner, so daß man sagen kann, daß in der Tat in der Versammlung das gesamte evangelische Missionswesen des europäischen Kontinents repräsentiert war. Welch ein geistiger und geistlicher Genuß, mit so vielen bedeutenden Männern tagelang zusammen zu sein! Sehr vermißt wurde das Triumvirat Warnock-Buchner-Öhler, die den letzten Konferenzen z. T. ihr charakteristisches Gepräge gegeben hatten. D. Buchner ist ja schon von uns genommen, Prof. Warnock und Inspektor Öhler wurden durch Krankheit ferngehalten. Von den Männern, die 1866 die Konferenz ins Leben gerufen haben, war nur noch einer, D. Grundemann, anwesend.

Die gegenwärtige große Missionszeit, ihre schwierigen Probleme und ihre gewaltigen Aufgaben — das war das Leitmotiv, das durch sämtliche Verhandlungen der drei

Konferenztage hindurchging. Die großen Missionsgelegenheiten unserer Tage — so führte der erste, gewissermaßen einleitende und orientierende Vortrag¹⁾ aus — fordern von uns nicht einfach eine Steigerung des bisherigen Betriebes, sondern eine gründliche Neuprüfung, ja eine teilweise Neu- und Umgestaltung unserer Aufgaben, unserer Praxis und unserer Kräfte. Mit offenem und verständnisvollem Blick haben die Missionsleitungen die politische Lage und die weltgeschichtlichen Vorgänge unserer Tage zu beobachten und zu verfolgen, um darin die göttlichen Weisungen zu erkennen, die ihnen die Richtlinien für ihre Arbeit zeigen. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß es dabei der Vorsicht und Weisheit bedarf. Die Entwicklungen draußen vollziehen sich nicht ohne Schwankungen, auf Fortschritte folgen Rückschritte; Momente, die zunächst der Missionsarbeit günstig schienen, erweisen sich hinterher vielmehr als Hemmnisse; missionsfreundliche Stimmungen schlagen in ihr Gegenteil um. Das warnt vor überschwenglichen Erwartungen und mahnt zur Zurückhaltung. Trotzdem gilt es, mobil zu sein, um die sich auftuenden Gelegenheiten nicht zu verpassen; man darf sich auf die alten Methoden nicht festlegen. Andererseits ist die Gefahr der Vielgeschäftigkeit zu vermeiden, die Solidität der Arbeit darf nicht zu Schaden kommen. Eine „religiöse Weltpolitik“ — ein christlicher Imperialismus, wie es unsere Väter jenseits des Kanals wohl ausdrücken — hat ihre ernststen Bedenken.

Über dies, was der Referent religiöse Weltpolitik nannte, entspann sich eine sehr lebhafte und interessante Diskussion. So sehr man seinen Ausführungen bezüglich gründlicher Arbeit an den einzelnen Seelen, dem Fundament gesunder Missionsarbeit, beipflichtete, so wurde geltend gemacht, daß man in gewissem Sinne doch auch religiöse Weltpolitik treiben müsse. Die Beeinflussung der großen heidnischen Massen, biblisch ausgedrückt: ihre Durchbringung mit dem Sauerteig des Evangeliums, hat ihre unbestreitbare Berechtigung, ja ist geradezu die Signatur der gegenwärtigen großen Missionszeit. In ihrem ersten Stadium, ihrer wundervollen Kindheitszeit in den Tagen Zinzendorfs war Einzelbekehrung die Lösung. Dann seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts ist man

1) Würz, Welche Forderungen stellt die gegenwärtige große Missionsgelegenheit an die Missionsleitungen und die Missionsgemeinde?

allmählich zu der größeren Aufgabe, der Gründung von Volkskirchen, übergegangen, ein Ziel, das jetzt wohl von allen Missionen anerkannt und erstrebt wird. Aber seit kurzem hat die neue Weltlage, das Erwachen der Völker des Ostens, eine völlige Neuorientierung nötig gemacht. Es handelt sich jetzt um den entscheidenden Geisteskampf zwischen der christlichen Weltanschauung mit den großen heidnischen Religionen. Da muß die Arbeit mehr in die Weite und Breite gehen. Für diese großen, neuen Aufgaben haben zweifellos die Amerikaner und Engländer einen aufgeschlosseneren Blick als wir Kontinentalen; aber auch wir müssen, um uns bei der Lösung dieser Aufgaben nicht ins Hintertreffen drängen zu lassen, erkennen lernen, daß diese sauerartige Durchdringung der heidnischen Massen mit dem Evangelium das Hauptproblem des nächsten Vierteljahrhunderts sein muß.

Religiöse Politik, so kann man sagen, hat die Mission auch gegenüber einer andern Frage, der Rassenfrage, zu treiben.¹⁾ Auch dies ist ein Problem, vor welches erst die neueste Entwicklung die Mission gestellt hat. Freilich hat die Mission nicht die Aufgabe, dasselbe zu lösen, und wäre auch dazu nicht imstande, aber sie hat dazu Stellung zu nehmen und ist dazu berufen, an seiner Lösung mitzuwirken. Wie nie zuvor vollzieht sich infolge der Erschließung der fremden Länder und des riesenhaft gestiegenen Weltverkehrs in unserer Zeit eine breite Berührung der Rassen hinüber und (sogar auch schon) herüber. Eine außerordentliche Verschärfung hat aber die Rassenfrage vollends seit etwa einem Jahrzehnt durch das allgemeine Erwachen der Völker erfahren; überall macht sich ein starkes Nationalbewußtsein geltend. Um von Japan gar nicht zu reden, in China gibt's seit kurzem einen früher völlig unbekannten chinesisch-konfuzianischen Patriotismus, in Indien die Swadeschi-Bewegung, in Afrika den Äthiopismus. Der Rassenunterschied ist allenthalben zum Rassengegensatz, zur Rassenfeindschaft geworden. Die Mission sucht nun jeder Rasse in ihrer Eigenart gerecht zu werden, sie will vermittelnd und versöhnend wirken. Sie steht nicht im Dienst einer speziellen nationalen Politik, sondern treibt die große Reichgottes-Politik. Aber indem sie den Völkern das Christentum bringt, schafft sie

1) Prof. D. Gaußleiter, Die Stellung der Mission zur Rassenfrage.

die höchste, die wahre Interessengemeinschaft zwischen uns und ihnen, das ist ihr unschätzbare Beitrag zur Lösung der Rassenfrage. Im Besonderen ist es für ihre Stellungnahme zu der Frage ein Unterschied, ob sie es mit kulturarmen Völkern zu tun hat oder mit solchen, die selbst alte Kulturträger sind. Ersteren gegenüber hat sie vornehmlich die Rolle des Pflegers und Schützers zu übernehmen, hat sie geistig und sozial zu heben, um sie widerstandsfähiger für den Kampf mit der fremdländischen Kultur zu machen, sie gegen Willkür und Unterdrückung in Schutz zu nehmen. Dabei erkennt die Mission unumwunden an, daß es gegenwärtig im allgemeinen für die afrikanischen und polynesischen Völker das größte Glück ist, daß sie unter europäische Herrschaft gekommen sind, und daß sie auf absehbare Zeit dieser Vormundschaft noch nicht entraten können. Übertriebenen und unberechtigten Emanzipationsbewegungen (Äthiopismus) hat die Mission mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Eine andere Frage ist es, ob die eingeborenen Völker Afrikas für ewige Zeiten unselbständig bleiben werden; darüber können die Meinungen geteilt sein. Ein rocher de bronze ist jedenfalls die Vorherrschaft der weißen Rasse nicht. Aber die Zukunft gehört Gott.

Ganz anders gestaltet sich das Problem der Rassenfrage für die Mission bei den sogenannten Kulturvölkern. Besonders schwierig wird die Stellung bei einem Volke wie Japan. Es ist diesem Volke nicht sympathisch, daß sie auch auf religiösem Gebiet nur die Empfangenden sein sollen; und wird das Christentum ihnen nur als Europäerreligion gebracht, so werden sie es nicht annehmen. Die Missionare haben darum gerade hier große Selbstverleugnung zu üben. Werden sie imstande sein, das Christentum so zu denationalisieren, daß es international wirken kann? Umgekehrt ist freilich auch von den Japanern zu verlangen, daß sie die gleiche Demut und Selbstverleugnung in der Annahme des Evangeliums als einer Gottesgabe üben. Und die Denationalisierung des Christentums hat selbstverständlich ihre Grenzen. Der Jesuitenmissionar Nobili suchte seinerzeit den Brahmanen das Christentum auf alle Weise annehmbar zu machen und brachte ihnen zuletzt nur einen Katholizismus minus Christentum; hüten wir uns, daß wir den Japanern einen Protestantismus minus Christentum bringen!

Im engsten Zusammenhang mit dem Erwachen des Nationalbewußtseins der Völker steht das hin und her auf den Missionsfeldern sich geltend machende Selbstständigkeitsstreben der eingeborenen Christenheit. Und so beschäftigte sich die Konferenz auch mit dieser außerordentlich wichtigen Frage, wie dieses Streben in gesunde Bahnen zu leiten sei.¹⁾ Die evangelische Mission hat lange schwer darunter gelitten, daß die von ihr gesammelten Gemeinden in all und jedem Stück von der heimatlichen Leitung abhängig blieben. Es kam das zum Teil daher, daß das Gros dieser Gemeinden teils aus den blutarmen niederen Kasten und Kastenlosen Indiens, teils aus den kulturarmen Völkern Afrikas und Australiens gesammelt waren. Mit dem Eintritt Japans in die Missionsbewegung ist allmählich ein Umschwung erfolgt. Zumal seit der großen politischen Umwälzungen in Ostasien geht der Selbstständigkeitsdrang durch alle Völker Südasiens und hat als Äthiopismus in Südafrika eine durch den Rassengegensatz verschärfte Ausprägung erhalten. Da alle Missionsgesellschaften prinzipiell darin einig sind, daß die Heranbildung selbständiger Eingeborenenkirchen ihr Ziel ist, so begrüßen sie diesen erwachenden Selbstständigkeitsgeist mit Freuden; auch wenn er zunächst bisweilen in recht unliebenswürdigen Formen auftritt; es mutet den Missionar an, als ob seine geistlichen Kinder in die „Morgeljahre“ eingetreten sind. Aber wenn Eltern bei ihren heranwachsenden Kindern dieses Übergangsstadium zur Selbstständigkeit mit in Kauf nehmen müssen, so muß es auch ein Missionar tun und sich trotz all dieser Auswüchse freuen, daß Selbstständigkeitsdrang in seinen Pflegebefohlenen erwacht. Er muß ihn sich nur dienstbar machen. Mit dem Bevormundungssystem — in Indien sehr bezeichnend Mahab-System, Vater-Mutter-System genannt — dem man in der Vergangenheit doch zu sehr gehuldigt hat, muß endgiltig gebrochen werden. Es ist zwar des deutschen Missionars Eigenart, am liebsten alles selbst zu machen, weil er davon durchdrungen ist, es eben am besten zu machen; aber er muß sich da Entsagung auferlegen lernen. Dr. Laws in Livingstonia (Njassa-See) hat den weisen Grundsatz, nichts selbst zu tun, was ein farbiger Helfer tun kann; so erzieht er sie zur Selbstständigkeit.

1) D. Richter, Die gesunde Leitung des Selbstständigkeitsstrebens innerhalb der heutigen Heidenchristenheit.

Diese Erziehung stößt freilich auf allerlei Schwierigkeiten. Da sind zunächst die stabil gewordenen Verhältnisse von früheren Zeiten her; frühere Versäumnisse erschweren die jetzigen Bemühungen. Charakteristisch ist die wehmütige Klage jenes indischen Christen über die jetzt an sie gestellten Anforderungen, erst sei das goldne Zeitalter gewesen, dann das silberne, dann das bronzene, aber jetzt — das eiserne. Aber es sind noch erheblich größere Schwierigkeiten da. In Südafrika z. B. wird es angesichts der geringen Charakterstärke der Eingeborenen immer nur eine beschränkte Selbständigkeit bleiben, die man den meisten dortigen Missionskirchen wird zugestehen können. In Indien hemmen trotz eines vorhandenen gewissen Organisationstalentes besonders zwei Umstände ihre Selbständigmachung, ihre unbeschreibliche Armut und ihr Mangel an der erforderlichen Gewissenhaftigkeit — letzteres ein Fluch des Kastensystems. Besonders zu begrüßen und liebevoll zu pflegen ist es, wo der Selbständigkeitstrieb der eingeborenen Christen in einer Teilnahme an der Missionsarbeit von ihrer Seite zum Ausdruck kommt. Hoffnungsvolle Erscheinungen in dieser Richtung sind in Indien die nationale Missionsgesellschaft, die von eingeborenen Christen getragene CMS Tinnevely Missionary Society, kürzlich auch die Bildung einer christlichen Swadeschi-Gesellschaft in Bengalen oder auf Sumatra die Kongji Batak.

Eine andere eigenartige Beleuchtung gab Missionsdirektor Hennig dem Thema: das Selbständigkeitsstreben der eingeborenen Christen sei vornehmlich deswegen zu pflegen, weil es die heimatische Christenheit entlaste. Die Missionsleitungen müssen sich klar darüber werden, was der Herr der Mission von ihnen verlange und was er nicht von ihnen verlange. Vielfach hätten doch die Missionare getan, was nicht ihre Sache war, sondern Sache der eingeborenen Christen (z. B. Bau von Kirchen oder gar Kathedralen, Ausstattung mit prächtigen vasa sacra usw.). Von der sendenden Christenheit komme die Botschaft und alles, was zu ihrer Ausrichtung erforderlich sei. Dagegen alles, was zur Aufrichtung und Erhaltung des kirchlichen Betriebes gehöre, sei Pflicht der eingeborenen Gemeinde. Je früher sie in diesen Pflichtenkreis hineinwachse, um so besser. Und die eingeborene Kirche solle dabei von Anfang wissen, daß sie ein Kind armer Eltern sei und darum frühe auf eigenen Füßen stehen müsse. Allerdings wurde Herrn

Direktor Hennig erwidert, jeder Vater habe doch auch Recht und Pflicht, sein Kind nach dem Maße seines Vermögens auszustatten. So sei es auch billig, daß die Liebe der heimatlichen Gemeinde Wert darauf lege, daß es ihren Tochterkirchen draußen nicht allzu ärmlich gehe.

Die großen, immer verwickelter werdenden Aufgaben auf dem Missionsfelde stellen auch immer größere Anforderungen an die Missionsarbeiter und ihre Ausrüstung. So ist die missionarische Berufsvorbildung ein weiteres aktuelles Thema geworden.¹⁾ Was muß heutzutage der Missionar nicht alles sein! Verkündiger des Wortes, Volkserzieher, Organisator, Schriftsteller, Apologet, Helfer in Leibesnöten, Kulturvermittler. Und welcher vielseitigen Berufsausbildung bedarf er: der theologischen, missionarischen, apologetischen, pädagogischen, sprachlichen, medizinischen, technischen! Ganz untunlich wäre es nun, etwa dem bisherigen Unterrichtsmaterial noch ein Plus hinzuzufügen; vielmehr täte eine Herabminderung desselben not. Freilich gehen die Meinungen über dies letztere sehr auseinander. Die einen halten Griechisch und Hebräisch oder wenigstens das letztere für das Grob der Missionare für entbehrlich; andere möchten diese Sprachen doch nicht missen, weil sie den Missionaren für ihre wissenschaftliche Weiterbildung notwendig seien. Ebenso läßt sich bei anderen Disziplinen, Dogmatik, Dogmengeschichte, Homiletik, manches pro und contra sagen.²⁾ Die Hauptsache ist, daß die ganze missionarische Berufsvorbildung unter den rechten Gesichtspunkt gestellt wird; das Ziel muß sein, dem angehenden Missionar eine wissenschaftliche Schulung mitzugeben, seine geistige Beweglichkeit zu wecken, damit er in den Stand gesetzt wird, sich draußen auf dem Missionsfelde zurechtzufinden und weiter zu entwickeln. Unter diesem Gesichtspunkt verdiente im Lehrplan die allgemeine Bildung mehr Berücksichtigung. Das ist ja eben der Vorzug unserer gymnasialen und akademischen Bildung vor der seminaristischen Methode, daß sie die geistigen Fähigkeiten zur Entfaltung bringt; und viele Missionare fühlen es selbst, daß hier ihre Ausbildung ein Manko

1) Miss.-Zusp. Lic. Warned, Die missionarische Berufsvorbildung.

2) Eine Konferenz der Lehrer an den deutschen Missionsseminaren ist 1907 ins Leben getreten, um alle hier einschlägigen Fragen zum Gegenstand gemeinsamer Beratung zu machen.

hat. Weiter müssen alle Disziplinen, die getrieben werden, missionarisch orientiert sein. Die Schwäche der früheren Ausbildungsweise war es, daß der Missionar zu sehr nach dem Schema des heimatischen Pastors ausgebildet wurde. Wir müssen die Frage jetzt so stellen: was hat er als Missionar nötig? Freilich müßte man für den Unterricht an Missionsseminaren auch Lehrbücher, die mit dieser besonderen Abzielung verfaßt sind, haben, woran es fast noch ganz fehlt. Und die Lehrer an Missionsseminaren würden am besten tüchtige Missionare sein, die draußen auf dem Missionsfelde ihre Erfahrungen gesammelt haben.

Große Probleme, schwierige Aufgaben! Und eine Missionsgesellschaft so gut wie die andere sieht sich vor dieselben Probleme und Aufgaben gestellt. Liegt darin nicht für sie alle ein Antrieb, diese gemeinsamen Arbeiten, wo es nur sein kann, *viribus unitis* in Angriff zu nehmen. Zusammenschluß der Missionsorgane zu gemeinsamer Missionsarbeit daheim und draußen! war darum die Parole des dritten Kongresstages. Wie die Verhältnisse bei uns in Deutschland nun einmal liegen, ist ein Zusammengehen verschiedener Missionsgesellschaften zwecks gemeinsamer Heimatarbeit¹⁾ gewiß nicht leicht. Bei der Werbetätigkeit läßt sich etwas wie Wettbewerb durch keinen Machtspruch aus der Welt schaffen; nur die christliche Liebe, die *missionary comity*, kann hier helfen. Eine regellose Konkurrenz oder auch nur der Schein einer solchen wirkt nur abstoßend und schädigt das Missionsinteresse. Daß aber auch auf diesem Gebiete ein Zusammenschluß gar wohl möglich ist, zeigt z. B. das gemeinsame Vorgehen der verschiedenen in Ostfriesland arbeitenden Missionen unter der Devise „Kooperation selbständiger Korporationen“. Und Missionsdirektor Gunning aus Rotterdam stellte sich der Konferenz als „Allgemeiner Missionsdirektor“ von Holland vor; allerdings ist er's bisher nur von drei Gesellschaften, es steht aber zu hoffen, daß er es von allen werden wird; und als solcher soll er das friedliche Zusammenarbeiten der Gesellschaften in der Heimat dirigieren.

Es gibt aber noch so manche andere Aufgaben, zu deren Lösung sich die Missionsgesellschaften sehr wohl zusammen tun können

1) Miss.-Inspr. Wilde, Zusammenschluß der Missionsorgane zu gemeinsamer Missionsarbeit daheim.

ten. Nicht die einzelne Gesellschaft, sondern die gesamte evangelische Mission sieht sich im deutschen Vaterlande einer weitverbreiteten, missionsfeindlichen, ja geradezu heidnischen Weltanschauung gegenüber: Die Abwehr der von dort kommenden Angriffe sollte nicht irgend einer Missionsgesellschaft, die vielleicht gerade besonders getroffen wird, überlassen werden; sie ist Sache der ganzen evangelischen Mission. Gleichfalls gemeinsame Angelegenheit ist die Pflege der ärztlichen Mission. Weiter ist die Mohanmedanermision so eigenartig, daß alle Gesellschaften, welche draußen mit solcher zu tun haben, sich vereinigen sollten, um sich eine ausreichende Unterrichtsgelegenheit für Geschichte und Theologie des Islam zu schaffen.

Auch draußen auf den Missionsfeldern hat der Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit seine Schwierigkeiten.¹⁾ Eine paragraphierte Vereinigung wäre ein Unding. Die konfessionellen Besonderheiten der verschiedenen Missionskirchen können schlechterdings nicht einfach ignoriert werden. Aber es gilt, das Gemeinsame hervorzuführen, und vom Christentum sollte man nur das Wesentliche hinaustragen. Vor allem ist der Geist brüderlicher Gesinnung zu pflegen. Und auch hier ist auf so manchen Gebieten jene „Kooperation selbständiger Korporationen“ gar wohl am Plage, z. B. wenn es sich um Schaffung gemeinsamer Gesangbücher, gemeinsamer Traktate, vor allem der Bibelübersetzung oder um Begründung großer Bildungsanstalten — man denke an das Christian College zu Madras — handelt. Der Weslehaner Findly hat in der Schlußansprache der indischen Zehnjahrskonferenz in Madras²⁾ über diesen Punkt ein schönes Wort gesagt: „Man kann die vorhandenen Gräben nicht einfach zuschütten, aber wenn die Ähren wachsen, gehen sie herüber und hinüber, so daß man die Gräben nicht mehr sieht.“ Im übrigen stoßen wir hin und her, besonders in China und Indien, aber auch in Südafrika auf vielerlei erfreuliche Vereinigungsbewegungen, und dieselben sind sichtlich im Wachsen und Erstarken begriffen.

Neben diesen Hauptmaterien gab es in Bremen noch so manches andere zu hören und zu beraten. Unter anderm beschäftigte sich

1) Van Galker, Zusammenschluß der Missionsorgane zu gemeinsamer Arbeit auf den Missionsfeldern.

2) Ev. Miss. Mag. 1900, S. 300.

die Konferenz mit dem Weltmissionskongreß, der im Juni nächsten Jahres in Edinburgh tagen wird. D. Richter, der direkt von einer Besprechung mit den britischen und schottischen Vertretern in London kam, erstattete einen interessanten Bericht über die umfassenden, sorgfältigen Vorarbeiten, die für den Kongreß bereits im Gange sind. Es ist begründete Hoffnung, daß der Kongreß nicht etwa nur auf eine imposante, aber doch nur äußerliche Schaustellung hinausläuft, sondern daß er eine große, wissenschaftliche Prüfung des gesamten evangelischen Missionsbetriebes werden wird, und daß auf ihm auch die deutschen und kontinentalen Missionsgesellschaften in der Eigenart und dem Wert ihrer Arbeit werden gewürdigt werden. Um eine wirksamere Vertretung der kontinentalen Missionen zu garantieren, wurde ein kontinentales Exekutivkomitee bestellt, in welches außer den Mitgliedern des deutschen Komitees, Missionsdirektor Bögner (Paris), Missionsdirektor Gunning (Rotterdam) und Dr. R. Fries (Stockholm) gewählt wurden. Auch wurde beschlossen an einem Nachmittag während der Tagung des Kongresses eine kontinentale Spezialkonferenz zu veranstalten, für welche Prof. D. Haußleiter bereits einen Vortrag zugesagt hat.

Ein schöner Familienabend im St. Stephani-Gemeindehause vereinte an einem Abend die Konferenzteilnehmer mit ihren liebenswürdigen Gastfreunden und den sonstigen Missionsfreunden Bremens. Auch hier waren es zwei zeitgemäße Themata, die auf der Tagesordnung standen: Die Mitarbeit der gebildeten Volkskreise an der Heidenmission¹⁾ und Warum darf die christliche Mission vor dem Islam nicht Halt machen?²⁾ Wie erfreulich ist es, in Amerika und in England diese lebhafteste Beteiligung weiterer Laienkreise an der Missionsarbeit, dieses öffentliche Eintreten hervorragender Männer für sie, diese großzügige Gebefreudigkeit, dieses zahlreiche Angebot junger gebildeter Leute zum Missionsdienst zu sehen! Und wie schmerzlich daneben, bei uns noch immer die kühle Interesselosigkeit der gebildeten, selbst christlichen Kreise wahrzunehmen! Aber das legt uns auch die Frage nahe: haben wir uns in der rechten Weise bemüht, an diese Kreise heranzukommen, haben wir ihnen die Mission in einer ihrem gebildeten Geschmack ent-

1) Referent Dr. R. Fries=Stockholm.

2) Referent Prof. Meinhof.

sprechenden Darbietung gezeigt? Auf solche Fragen können wir uns nicht von aller Schuld freisprechen. So steht aber auch zu hoffen, daß, je mehr das von unsrer Seite geschehen wird, auch in unseren gebildeten, christlichen Laienkreisen sich das Verständnis und die Teilnahme für die Mission einstellen wird.

Auß der Heimat führte dann der zweite Vortrag auf das heiße Schlachtfeld der Mohammedaner-Mission. Wir sind an ihr jetzt hauptsächlich durch unsere afrikanischen Kolonien interessiert. Eine entscheidungsvolle Stunde ist für Afrika gekommen, in der die Frage nur noch ist: entweder Christentum oder Islam. Der Islam macht vor der christlichen Mission nicht Halt; ebensowenig darf dann diese vor dem Islam Halt machen wollen. Es mehren sich aber trotzdem die Anzeichen, daß die Macht des Islam nicht mehr unerschütterlt ist; die Türen zu ihm fangen an sich aufzutun. Freilich wird es für diese Mission besonderer Ausrüstung, besonderer Geduld, besonderer Selbstverleugnung und besonderer Liebe bedürfen.

Nicht übergehen möchte ich endlich eine zwar nicht in den engeren Rahmen der Konferenzberatungen gehörige Veranstaltung, den öffentlichen Missionsgottesdienst in der Liebfrauenkirche am Sonntag nachmittag. Vier Missionen kamen in ihm zum Wort, zwei deutsche, eine französische und eine norwegische. Die vier Ansprachen, kurz und gedrungen, jede außerordentlich charakteristisch, vereinigten sich zu einem wirkungsvollen, harmonischen Vierklang. Wie verstand es Missionssekretär Frohnmeyer (Basel), ausgehend von dem lieblichen deutschen Frühling, das noch viel köstlichere Frühlingswehen in Indien zu schildern, das er selbst erlebt und das er aus eigener Erfahrung mit zahlreichen stimmungsvollen Zügen meisterhaft zu illustrieren verstand! Auf die Höhe führte Direktor Bögner (Paris), als er in begeisternden Worten den Segen schilderte, den die Pariser Mission in nunmehr 75jähriger Tätigkeit unter den Basutos erfahren hat. Du evangelische Kirche Frankreichs, du verfolgte, deiner Kinder beraubte Kirche, du Kirche der Hugenotten, schaue auf, sei getröstet, fasse Mut! Dort im fernen Heidenland bist du eine fröhliche, reich gesegnete Kindermutter geworden! Fast schlicht und nüchtern, aber sachlich und wuchtig führte Missionsinspektor Agenfeld uns den Segen und die Sorgen der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika vor die Seele: die verhältnismäßig schon großen Erfolge am Njassa und im Hehelande, die

Bewährung im Läuterungsfeuer des Aufstandes, aber dann auch die dunklen Wolken, die drohende Gefahr des Islam, die machtvoll ins Land strömende Zivilisation, den neuen Geist der Zeit, das Drängen auf schnelleres Tausen von Seiten der Regierung. So groß die Arbeit, und so gering die Kräfte! Der ehrwürdige, 75jährige Missionsdirektor Dahle (Norwegen) machte den Schluß, indem er in anschaulicher Weise an den norwegischen kirchlichen Verhältnissen den rückwirkenden Segen der Heidenmission auf die Heimat nachwies. Packend war, was er über die apologetische Bedeutung der Mission ausführte. Die Kinder des Sophokles wollten ihren Vater wegen Altersschwäche entmündigen lassen. Der Vater mußte vor Gericht erscheinen. Er tat es und las den Richtern sein neuestes Werk vor: Ödipus auf Kolonos! Ist das das Werk eines Altersschwachen? fragte er sie. Das Christentum ist in ähnlicher Lage. Viele betrachten es als abgelebt und hinfällig. Die Heidenmission, ihr neuestes Werk, ist der Gegenbeweis, daß es noch nicht altersschwach geworden ist!

Diese ja nur kurze und dürftige Skizze wird dennoch gezeigt haben, daß des Anregenden und Belehrenden in Bremen viel geboten wurde.¹⁾ Aber das Röstlichste war doch die Einmütigkeit im Geist, welche durch alle Verhandlungen hindurchging. Mochte man auch in Einzelfragen je und je verschiedene Meinungen vertreten, den großen Aufgaben standen doch alle, Deutsche, Franzosen, Schweizer, Holländer, Dänen, Skandinavier und Finnen, einmütig gegenüber, eine einheitliche Streiterschar unter Einem gemeinsamen Führer.



Chronik.

Statistik der japanischen Mission für 1907. Wie die J. M. N. 09, 108 mitteilt, stellte sich das statistische Ergebnis der Mission in Japan Anfang 1908 folgendermaßen:

Evang. Christen 71818; römische Kath. 61095; griech. Kath. 30166.

Erwachsenentaufen evang. 8623; röm.-kath. 1551; griech.-kath. 838 incl. Kindertaufen.

1) Die ausführlichen Verhandlungen, sowohl die sämtlichen Vorträge wie auch die an sie sich anschließenden Diskussionen enthaltend, werden demnächst als Broschüre im Druck erscheinen.

Kindertaufen evang. 867; röm.=kath. 3604.

Zunahme in 1907 evang. Mission 10⁰/₀; kath. Mission 21²/₀/₀; griech. Mission 2⁰/₀.

Zunahme im letzten Jahrzehnt: die evang. Christen um 78⁰/₀; die röm.=kath. um 16⁰/₀; die griech.=kath. um 26⁰/₀. Die Christen insgesamt um 42¹/₂⁰/₀; die Gesamt=Bevölkerung um 12¹/₂⁰/₀.

Evang. ord. japanische Pastoren Anfang 1908: 469. Zunahme gegen 1907: 65.

Kath. ord. japanische Pastoren fehlt Angabe. Nach Krose¹⁾ 33 (vermutlich Ende 1906).

Beiträge der evang. Christen in 1907: 571185 Mk. der kath. ?

*

*

*

Die armenischen Massacres. Daß der Freudentaumel nicht anhalten würde, mit welchem die national und religiös so antagonistische Bevölkerung der Türkei nach der Proklamation der liberalen Verfassung Ende Juli des v. Jz. so enthusiastische Verbrüderungsfeste feierte, war vorauszusehen (M. M.=Z. 08, 555). Schneller und blutiger als man erwartete ist die Reaktion gefolgt. Auf 2 Schauplätzen hat sie sich abgespielt: in Konstantinopel und an der Kleinasiatischen Küste, wo diese mit der syrischen zusammenstößt, besonders in der Gegend um Adana herum. In Konstantinopel kämpften — zum erstenmal in der Geschichte — Türken gegen Türken, die reaktionären Moslem gegen die liberalen; in Kleinasien Türken gegen Armenier, Mohammedaner gegen Christen, und hier war der Kampf am fanatischsten und opferreichsten. In Konstantinopel endete er mit der völligen Niederlage der Reaktion und der Entthronung des verschlagenen Sultans Abdul Hamid, des Urhebers derselben; in Kleinasien ist zwar, wie es scheint, dem Morden ein Ende gemacht, aber eine wirkliche Beruhigung noch nicht eingetreten, trotz der energischen Gegenmaßregeln der Sieger in Konstantinopel. Hier stand nicht Militär gegen Militär sondern Volksmasse gegen Volksmasse, türkischerseits aufgestachelt von den Urhebern der Reaktion in Konstantinopel, jedenfalls auf Initiative des Sultans, der, wie man vermutet, damit auf eine Einmischung der Westmächte spekulierte; armenischerseits provoziert durch ostentative Parteinahme für das jung-türkische liberale Regiment. Es ist begreiflich, daß die besonders in den letzten Jahrzehnten so entrechtete, ausgeraubte, gemordete armenische Bevölkerung mit hochgehenden Erwartungen die freiheitliche Ara begrüßte, daß sie sich ihren bisherigen Unterdrückern gegenüber auch herausfordernd betrug, ja daß sie von einer Wiederaufrichtung eines armenischen Reichs fabelte, und so hatte die reaktionäre Partei in Konstantinopel ein leichtes Spiel, die alte Feindschaft gegen die Armenier zum Fanatismus zu entfesseln, als sie die Parole in Kleinasien ausgab: Der Sultan kämpft für die Wiedererlangung seiner alten Macht, ihr kämpft für ihn, für das Reich, für euren Glauben, wenn ihr die armenischen Revolutionäre tötet. Und diese waren auf den Kampf gefaßt, bewaffnet, und konnten nicht wieder so

1) Kath. Missionsstatistik S. 55.

wehrlos abgeschlachtet werden wie 1895/96. So begannen am 12. April die furchtbaren, von Raub und Brand begleiteten Blutbäder, denen in Adana allein etwa 3000, in den umliegenden Städten und Dörfern gegen 20 000 Christen, meist Männer zum Opfer fielen. Unter den Ermordeten befinden sich auch 2 amerikanische Missionare: Rogers und Maurer, deren tragisches Ende als Augenzeuge ihr Kollege Trowbridge berichtet. Die Männer sind nicht ermordet worden, weil sie Missionare waren, sondern weil sie über der Böscharbeit, um die großen Mädchenschulgebäude als Zufluchtsort für die verfolgten Christen zu retten, in das feindliche Feuer gerieten, dem auch der Berichterstatter ausgesetzt war, aber lebend entkam. Er schildert uns die Schrecken der Plünderung, des Brandes und der Straßenschlacht und die völlige Passivität der Behörden. „Armenier, die im Regierungsgebäude Schutz suchten, wurden auf dem Markte gemordet. Bauern, welche Gefangene einbrachten, erhielten zur Antwort: Warum habt ihr die Hunde nicht in den Dörfern getötet?“ — „In einem Gemetzel von Blut und Feuer endete die Regierung Abdul Hamids. Sein letzter Appell an den Fanatismus seiner Anhänger hat ihn nicht gerettet.“ Möge Dr. Riggs, der gelehrte Sprachforscher und Bibelübersetzer des Am. Board, der von Konstantinopel aus den eingesandten Bericht Trowbridges nach diesen Worten mit der zuversichtlichen Hoffnung schließt, daß unter der neuen türkischen Herrschaft „der Geist der Duldung die ottomanische Atmosphäre erfüllt“ — möge er Recht behalten (Miss. Rev. 09, 441, Miss. Her. 09, 247).

*

*

Was wir in Adana erlebten. Unter dieser Überschrift bringt der „Sonnenaufgang“, das Organ des deutschen Hilfsbundes für christl. Liebeswerk im Orient (S. 139 f.) folgenden Bericht: „Ganz plötzlich war der unglückselige Tag des 13. April gekommen. Seit 9 Monaten sang die Bevölkerung ihre Lieder von Freiheit und Gleichheit, alles war elektrifiziert von der neuen Verfassung, aus der Fremde kehrten Tausende von Verbannten in ihre Heimat zurück. Auch die Berge Ciliciens hielten wider von dem Gesang fröhlicher Wanderer. Schon malte man sich aus, wie bald hier und da blühende Dörfer und Städte entstehen würden — da kam das Furchtbare. In wenigen Tagen waren die reichsten und größten Städte der Provinz von Blut überschwemmt. Rauch und Feuerflammen bedeckten die Cilicische Ebene und bald war alles in eine große weite Trümmerstätte verwandelt. Wer kann den Jammer und das Elend, die Bestürzung und Verzweiflung beschreiben? Allein in Adana sind fünfzehntausend Menschen obdachlos und am Verhungern, in Tarsus dreitausend. Und wer beschrieb die Lage all der kleinen Dörfer und Städte? Die Krankenhäuser Adanas sind mit Verwundeten überfüllt. Es müssen notwendig zwei große Waisenhäuser gegründet werden, um nur die hilflosen Waisenkinder von Adana vor dem Hungertod zu retten. Eine Depesche aus Marasch, die wir in dieser Woche erhalten haben, meldet, daß sechs- bis siebenhundert Männer, welche aus Osmanje, Saffanbejli, Baghtsche und Charny geflüchtet sind, dringend um Hilfe bitten. Aus Kischikli, das vollständig niedergebrannt ist, retteten sich vierhundert Männer, hungrig und obdachlos warten auch sie auf Hilfe,

und was soll nun erst aus den Familien dieser Flüchtlinge werden? Wenn nicht schnelle Hilfe kommt, so wird die Zahl derer, die der Hungersnot und schrecklichen Seuchen erliegen, größer sein als die Zahl derer, welche durch Kugel und Schwert umkamen. Nach und nach gehen uns nähere Nachrichten über die Einzelheiten der Mezeleien in Cilicien zu und zeigen uns immer mehr die ganze Größe des Elends. In Adana begann der Pöbel das Massacre mit der Absicht, keinen Armenier am Leben zu lassen, und es ist ihnen gelungen, alle Häuser und Läden der Armenier niederzubrennen. In den Gebäuden der amerikanischen Mission zu Adana haben siebentaufend bis achtaufend Zuflucht gefunden. Die Auführer zündeten die Stadt an mehreren Stellen an, um eine allgemeine Zerstörung herbeizuführen. Um das Missionshaus vor dem immer weiter greifenden Feuermeer zu bewahren, wurde es nötig, ein benachbartes Haus abzureißen, wenn nicht die Schülerinnen des Seminars, Hunderte von Flüchtlingen und die amerikanischen Missionare mit in den Flammen umkommen sollten. Die Missionare Trombridge, Rogers und Maurer machten sich sofort an das Niederreißen der Mauer, dabei wurden Herr Rogers und Herr Maurer niedergeschossen, Herr Trombridge entrannte mit knapper Not, sein Hut wurde von einer Kugel durchbohrt. Der englische Konsul von Mersina eilte auf die Nachricht von dem Ausbruch der Mezeleien, sofort nach Adana und wandte sich an die Regierung — aber vergeblich! Er stellte sich hierauf selbst an die Spitze einiger Gendarmen, durchstreifte die Straßen und suchte die Bevölkerung zu beruhigen. Nach zweitägiger selbstlofester Bemühung gelang es ihm, den Aufstand zu stillen. Er selbst erlitt eine schwere Verletzung am Arm; während er sich ärztlich behandeln lassen mußte, vertrat ihn Missionar Chambers in seinem Patrouillendienst.

Da all diese entsetzlichen Ereignisse die letzte ruchlose Machete der Regierung Abdul Hamids sind, hoffen wir jetzt zu Gott, daß mit der Thronbesteigung des neuen Sultans eine neue Zeit beginnt und all die dunklen Wolken verschwinden werden, um nimmermehr zurückzukommen.

Eben erreicht uns noch folgende Nachricht: Die Prediger und Delegierten der Kirchen von Antab, Marasch und Umgegend, die sich zu einer Konferenz nach Adana begeben wollten, hatten am Mittwoch, den 14. April Osmanje erreicht. Am Donnerstag Morgen sahen sie plötzlich eine Schar Männer dem Städtchen nahen und die drohende Gefahr ahnend, versteckten sie sich in dem Keller eines Hauses. Bald darauf führten die Soldaten alle Frauen und Kinder in das Regierungsgebäude und steckten das Haus, in welches sich die Reisenden gerettet hatten in Brand, die dorthin Geflüchteten, welche dem Feuertod entfliehen wollten und einzeln herauskamen, wurden von der Menge erschossen. Sechszwanzig Prediger und Pastoren (eingeb.) sind auf dem Wege nach Adana in dieser und ähnlicher Weise dahingemordet worden.

Die wichtigste Frage ist jetzt, wie man den Überbliebenen in ihrem Elend helfen kann. Hilfe tut eilend not und wir appellieren daher an die Herzen aller derjenigen, welche mitfühlen mit diesem unglücklichen Volke,

und bitten Sie dringend uns nach Kräften Mittel darzureichen, damit ein durchgreifendes Rettungswerk getan werden kann.“ 1)

*

*

*

Der nationale Missionskongreß von Kanada, der vom 31. März bis zum 4. April d. Js. zu Toronto tagte, darf als ein Ereignis in der Geschichte des heimatlichen Missionslebens bezeichnet werden, weil er die Macht der amerikanischen Laien-Missionsbewegung in bisher noch nicht dagewesener Weise repräsentierte, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean 4200 Vertreter aller kanadischen Kirchenabteilungen in sich vereinigte, eine Fülle der aktuellsten Missionsfragen in praktischer Weise behandelte und für aggressive heimatliche Missionsarbeit eine lebensvolle Organisation schuf. Schon die Vorbereitung war einzigartig. Eine Anzahl der angesehensten Geschäftsmänner bereisten von Ost nach West im Herbst 1908 das ganze weite kanadische Land, besuchten Stadt für Stadt, überall — ohne sich an denominationselle Schranken zu binden — Vereinigungen einflußreicher, im praktischen Leben stehender, ernst christlicher Männer organisierend, die sich verpflichteten, für die Zwecke der Laien-Missionsbewegung und speziell dafür tätig zu sein, daß die Mitglieder der Kirchen ihren Missionsbeitrag auf jährlich 20 Mark erhöhten. Diese Organisation gelang in überraschender Weise und sie machte den geplanten Kongreß zu einem großen Erfolg. Die Leiter desselben waren Laien, lauter Männer in angesehenen Lebensstellungen, meist Geschäftsleute, die zahlreich anwesenden Geistlichen galten als Gäste. Das Programm war, wie das in Amerika gewöhnlich ist, etwas überladen. Abgesehen von den gottesdienstlichen Versammlungen, den Begrüßungen, den Spezialkonferenzen für Studenten, für christliche Jungmänner-Vereine, für die Vertreter der einzelnen Kirchen usw. wurden 24 Vorträge gehalten, unter ihnen Berichte der Laien über die Erfahrungen, die sie auf den Studienreisen gemacht hatten, die sie unternommen, um die Mission auf ihren Arbeitsgebieten durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Von den Themen dieser Vorträge seien nur ein paar besonders charakteristische angeführt: „Die Christianisierung unserer Zivilisation“ (Ref. der Chefredakteur des Toronto Globe); „Die Verwaltung der kaufmännischen Talente und Besitzungen;“ „Die Missionen als ein Anlagekapital“; „Die beste Missions-Finanzmethode“; „Missionskenntnis eine Inspiration zum Gehorsam.“ Sonst nahmen die Aufgaben und Probleme, welche die gegenwärtige große Missionsgelegenheit an die gesamte Christenheit, an die einzelnen Kirchen und an die einzelnen Christen stellt, den Hauptplatz des Programms ein. Ihren Höhepunkt erreichte die Tagung als das Kongreß-Statut einstimmige Annahme fand, was mit „Ehre sei Gott in der Höhe“ und „Halleluja“ begrüßt wurde. Dieses in 9 Sentenzen bestehende Statut betont aufs stärkste die Pflicht jedes Christen, werktätig mitzuhelfen, daß in unserer Generation das Gebot Jesu Christi: Das Evangelium zu predigen aller Kreatur, buchstäblich ausgeführt werde, begründet warum

1) Gaben zu senden an Herrn Fr. Schuchardt, Frankfurt a. M., Fürstenbergerstraße 151.

und wie das geschehen soll, speziell auch durch gesteigerte Beiträge und durch möglichste Kooperation der Kirchen und Missionsorgane. Statt der 560 000 Mark welche Kanada bisher für die Mission aufgebracht, sollen fortan 2 Millionen geleistet werden; von den Anglikanern 600 000, von den Presbyterianern und Methodisten je 500 000, von den Baptisten 200 000 Mark usw. (Miss. Rev. 09, 446. Unit. Free Ch. Rec. 09, 270). Man kann vielleicht über die Festsetzung und Verteilung der Beitragsquoten wie der Zahl der Missionare seine Bedenken haben, aber die Energie, mit welcher zur Tat geschritten und mit der die Laienwelt in die praktische Arbeit hineingezogen wird, nötigt zur rückhaltlosen Anerkennung, ja zur Bewunderung, und fruchtbarer als doktrinäre Kritik wird es sein, wenn der Vorgang der Kanadier uns zur Nachfolge antreibt.

* * *

Die Rheinische Mission in 1908. Nach ihrem eben erschienenen Jahresberichte zählte die Rheinische Mission Ende 1908 auf ihren sämtlichen Missionsgebieten 137 232 getaufte Heidenchristen, 13 119 Taufbewerber und in 656 Schulen 32 330 Tagesschüler. Davon kommen auf die Kapkolonie 19 830 Getaufte (358 Taufbewerber), DeutschSüdwest-Afrika 12 926 (2021), Borneo 2445 (340), Sumatra 89 027 (8408), Nias 10 854 (1523), Mentawai und Enggano 103, China 1949 (415), Neuguinea 78 (52). Getauft wurden in 1908 14 791, unter ihnen 6707 Christenfinder. Die finanziellen Leistungen der Heidenchristen betrugen 223 333 Mark. Verhältnismäßig die größten Unterhaltungskosten verursachte das auch sonst sehr schwierig gewordene Deutsch-Südwest-Afrika: 200 000 Mark, das ist rund der 5. Teil der Gesamteinnahme, die sich auf 1 060 155 Mark belief, während auf Sumatra nur 198 290 Mark Kosten entfielen. Das Ende 1907 163 562 Mark betragende Defizit war Ende 1908 auf 101 886 Mark reduziert. Europäische Missionare standen im Dienst 183, unter ihnen 13 akademisch gebildete und 5 promovierte Ärzte, Schwestern 21. Von den 908 besoldeten eingebornen Gehilfen waren 32 ordinierte Pastoren und 814 Lehrer. Wd.



Literaturbericht.

Warneck, G. Prof.: „Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer.“ 12. Aufl. 1909. Gütersloh. 236 S. 2.—, geb. 2.50 Mk.

Gemprich: „Die Mission in der Erziehungsschule. Ein methodischer Beitrag zur Lösung dieser Frage nebst Präparationen über das Leben und Wirken des Missionars David Livingstone.“ Für die Hand des Lehrers. Halle. Geseuius. 1909. 74 S. 1 Mk. (Teil II von M. Reiniger: „Präparationen für den kirchengeschichtlichen Unterricht.“) — Dazu von demselben Verfasser: „Livingstone-Lesebüchlein.“ Ebd. 56 S. 80 Pf.

Es ist mir eine große Freude, daß ich in meinem 76. Jahre eine 12. Auflage von diesem vor 22 Jahren zum ersten Male erschienenen Hand-

buche ausgehen lassen darf. Die Anlage ist wesentlich dieselbe geblieben, aber der Inhalt hat im Laufe dieser Jahre eine beträchtliche Bereicherung und nach dem Maße meines Missionsverständnisses auch Verbesserung erfahren. Diesmal ist es nicht ausschließlich aber besonders das 8. Kapitel: „Die deutschen Kolonien“, welchen die Bereicherung zugute gekommen ist. Möglichst nach allen Seiten hin ist für den Schulgebrauch das Missionsmaterial zurecht gemacht: Für den biblischen Geschichts-, wie für den Katechismus- und für den Geographie-Unterricht; das Missionsbuch des Neuen Testaments: die Apostelgeschichte, ist für sich behandelt; in gedrängter Übersicht ist eine Geschichte der apostolischen, der mittelalterlichen und der gegenwärtigen Mission gegeben; Deutschlands Missionsleistungen haben besondere Berücksichtigung gefunden; und die durch das ganze Buch sich hinziehenden illustrierenden Einzelgeschichten bringen neben biographischen Skizzen sowohl veranschaulichende Züge aus dem vielseitigen Missionserfolg, wie charakteristische Einblicke in die mannigfaltige Art des Missionsbetriebs; dazu ist für die Spezialbehandlung einzelner Missionare wie einzelner besonders interessierender Gebiete und Geschichtspartien auf solche Literatur verwiesen, die leicht zu beschaffen und billig zu erwerben ist. Das Buch enthält also nicht in wissenschaftlicher Systematik sondern in Einzelbildern etwas Ganzes von der Mission, so daß es Gelegenheit gibt, von ihrer Größe und weltgeschichtlichen Bedeutung je nach ihrer Fassungskraft auch den Schültern einigen Eindruck zu machen.

Hemprichs Arbeit ist, wie schon aus ihrem Titel ersichtlich, von der meinen völlig verschieden. Sie behandelt — abgesehen von der „methodischen Einleitung“ — in 8 Präparationen, zu denen das „Lebübchlein“ in reichlicher Weise ergänzenden geschichtlichen Stoff liefert, lediglich Livingstone, jedoch nur bis zu seiner Ankunft in Loanda. Ihr Wert beruht darin, daß der Verfasser ein praktischer Schulmann ist — H. ist Rektor in Naumburg —, daß er fleißige Missionsstudien, speziell der Werke Livingstones und seiner Hauptbiographen gemacht hat und daß er die Fülle des gesammelten Materials gut disponiert in Präparationen darbietet, die soweit ausgeführt sind, daß man sie fast als Sektionen bezeichnen kann. Freilich, in dieser Ausführlichkeit einen einzelnen Missionar in der Schule zu behandeln dürfte sich erstens schwerlich die Zeit finden; Hemprich fühlt das selbst, und empfiehlt daher sein Material zur Verwendung auch für Missionsstunden in Jugendvereinen, und zweitens dürfte es sich auch darum nicht empfehlen, weil es eine Einseitigkeit ist. Hemprich ist durchaus zuzustimmen, wenn er Lebensbilder hervorragender Missionare als besonders geeignet bezeichnet, gerade die Jugend für die Mission zu erwärmen; aber das Missionsgeschehen erschöpft sich doch nicht in solchen Lebensbildern, und wenn man eins sich zum Paradigma nimmt, darf man ihm nicht eine übertriebene Bedeutung beilegen. Natürlich ist Livingstone einer der Großen in der Geschichte der Mission; aber wenn Hemprich schreibt: „Ich habe es auch mit anderen Missionaren versucht, bin aber immer wieder zu Livingstone zurückgekehrt. Gott hat eben nur einen Apostel der Heiden im 19. Jahrhundert gesandt,“ so ist das eine starke Übertreibung. Abgesehen davon,

daß die große Bedeutung Livingstones gar nicht in seiner spezifischen Missionstätigkeit liegt — wie viele hervorragende Missionare weist das 19. Jahrhundert auf! Die bis jetzt erschienenen beiden starken Bände von Paul Richters: „Bannerträger des Evangeliums in der Heidenwelt“ (Stuttgart 1905. und 1908) geben nur eine Auslese.

Einen breiten Raum in dem Büchlein (24 S.) nimmt die „methodische Einleitung“ ein, die sich sowohl mit der Begründung des Rechts der Behandlung der Mission in der Schule beschäftigt wie mit der Methode derselben. Hier wird viel Zutreffendes gesagt, das allerdings nicht alles neu ist; manches Polemische gegen meine Grundsätze beruht auf Mißverständnis, z. B. daß ich rate, das Missionsstudium mit dem Erwerb einer Generalübersicht zu beginnen. Hemprich schreibt: „Gerade umgekehrt ist das Richtige.“ Nun mein wohl begründeter Rat bezieht sich auf ein wissenschaftliches Missionsstudium und findet sich nicht in dem Handbuch für den Lehrer sondern in der Evang. Missionslehre. Auch verhält er sich keineswegs absolut ablehnend gegen den anderen Weg: vom Spezial- zum Generalstudium. „Warned“ heißt es anderswo „hält nicht viel von methodischen Vorschriften.“ Doch, er hält viel von ihnen, aber er ist kein methodistischer Pedant und glaubt nicht an allein seligmachende Methoden, ein Vorurteil, das jetzt wieder stark umgeht. Sonst kann ich mich dieses Orts auf eine methodische Diskussion mit dem wertgeschätzten Hemprich nicht einlassen. Mein Buch war bereits im Februar gedruckt und nur durch widrige Umstände ist seitens des Verlegers die Ausgabe verzögert; hätte ich es umgearbeitet nach Erscheinen der Hemprichschen Schrift, so würde ich in meiner Einleitung unter 2 die methodische Frage in Beziehung auf dieselbe eingehender besprochen haben. Nun muß ich mir das auf eine andere Gelegenheit versparen. Sonst freue ich mich sehr der Hemprichschen Gabe; sie ist — soweit meine Kenntnis reicht — die erste auf umfassenden Studien beruhende literarische Arbeit eines praktischen Schulmannes, die in vorbildlicher Weise an einem typischen Beispiel konkretisiert, wie die Lebensgeschichte eines Missionars allseitig in der Schule behandelt werden kann, um Missionskenntnis, Missionsverständnis und Missionsliebe bei den Schülern zu erzielen. Nur wird man bei der Verwertung der dargebotenen Präparationen in der Schule bedeutend kürzen müssen.

Warned.

Mansfeld: „Urwald-Dokumente. Vier Jahre unter den Großfluß-Negern Kameruns.“ Mit 32 Lichtdrucktafeln, 165 Abbildungen im Text, 2 Karten und Tabellen. Berlin. 1908. 310 S. 12 Mk. Der Verfasser war und ist als Bezirksamtmann in Kamerun tätig und hat als solcher von Berufs wegen die mannigfaltigste und lebhafteste Berührung mit den ihm anbefohlenen Eingeborenen. Was er in diesem Umgang mit den Negern gesehen, gehört und gelernt hat, ist in dem Buche niedergelegt, prächtig veranschaulicht durch Photographien und Zeichnungen, die zum Teil einen hohen künstlerischen Genuß vermitteln. Der Verfasser urteilt bescheiden von seinen Ergebnissen: „Mangels jeglicher ethnologischer Vorbildung muß ich mich darauf beschränken, das, was mir meine Eingebornen zugetragen

haben, schlicht wieder zu erzählen.“ Natürlich wird eine solche Sammlung aus einer verhältnismäßig kurzen Zeit, die überdies durch andere Arbeiten reichlich besetzt war, Lücken aufweisen; aber trotzdem ist hier ein Werk geschaffen, das dauernden Wert besitzt, vor allem deswegen, weil sich der Verfasser bemüht hat, nicht nur zu sehen, sondern auch zu verstehen. Das ist ihm gelungen. Er hat den Neger als Menschen kennen gelernt, und deshalb hilft uns sein Buch ein gut Teil weiter in der Kenntnis der Eingeborenen und ihres gesamten Lebens. Mansfeld hat gelernt, daß eine solche Kenntnis unerläßliche Vorbedingung ist für alle, die in Afrika mit und an Afrikanern arbeiten wollen; denn „wie kann man in Kolonien Absatzgebiete suchen und schaffen wollen, ohne über Natur und Art der Eingeborenen aufs genaueste unterrichtet zu sein?“

Daß ein Suchender auch beim Neger mehr findet als der Durchschnitts-Kolonialdeutsche vielfach noch glaubt, hat Mansfeld wie jeder andere erfahren, und davon legt sein Buch reiches Zeugnis ab. Hier kann nur der Inhalt kurz angedeutet werden. Es behandelt Geographie und Geschichte, Wohnstätten, Ernährung, Schmutz, Kleidung, Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau, Technik, Verkehrswesen, Handel, Kunst, politische und soziale Verhältnisse, Ehe, Geburt, Tod, Religion, Medizin und im Anhang Beiträge zur Linguistik seines Bezirks, die durchweg neues und gut beobachtetes Material bringen. Besonders reich und wertvoll sind die Beiträge über die Religion der Stämme, die überraschende Analogien zu der des Ewevolkes zeigt, wie auch das sprachliche Material deutlich darauf hinweist, daß es sich hier um reine Sudanstämme handelt.

Sehr bemerkenswert ist Mansfelds Urteil über die Eingebornen. Hören wir ihn selber darüber: „Man wird gut tun, die Eingebornen nicht als kultur- und geschichtslos zu bezeichnen. Wohin man kommt, sieht man Kultur, bemerkt man Religion und erfährt man Geschichte. Daß diese Kultur weniger mannigfaltig, diese Religion verwickelter und diese Geschichte kürzeren Datums ist, darf kein Grund sein, aus einem falschen Rassedünkel heraus den Neger als Tier zu betrachten Die meisten, die in Afrika Erfahrungen gesammelt haben, dürften wohl darin übereinstimmen, daß die Unterschiede (zwischen der schwarzen und weißen Rasse) nicht anthropologischer Natur sind, sondern die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen betreffen, und daß die Unterschiede nicht in abweichender Begabung, sondern in der Verschiedenheit der Bedingungen liegen Es ist ganz verkehrt, dem Neger fortwährend Faulheit vorzuwerfen, weil er bisher nicht mehr gearbeitet hat. Uns zwingt die Not, besondere Leistungen zu vollbringen, wenn wir über den Durchschnitt hinauswollen. Anders liegen die Verhältnisse in Afrika: eine minimale Bevölkerung, keine Not, geringe Anerkennung und kaum sichtbarer Nutzen bei Mehrleistungen Außer der Faulheit und Grausamkeit wirft man dem Neger noch die Undankbarkeit vor. Ich muß zugeben, daß ich in mehreren Fällen Undankbarkeit geerntet habe; aber erstens ist es mir in dieser Beziehung mit Weißen nicht besser ergangen, zweitens fragt es sich, ob Undankbarkeit nicht besser ist als geheuchelte Dankbarkeit, und drittens könnte ich auch eine ganze

Reihe von Fällen der Dankbarkeit anführen Unser Kolonialkatechismus muß lauten: Unablässige, fortgesetzte Belehrungen der Häuptlinge, Anhören aller, auch der geringfügigsten Beschwerden der Eingebornen; denn dadurch werden wir erst ihr Vertrauen gewinnen. Auf welche Weise wir auch die Eingebornen gefügig zu machen suchen werden, ob durch Waffengewalt oder durch Güte oder auch durch beides, letzten Endes wird doch alles darauf hinauslaufen, mit der Erziehung zu beginnen. Ich würde in meinem Bezirk am liebsten selbst den Missionar und den Lehrer spielen; aber da wir Verwaltungsbeamte nicht allein fertig werden, so muß die Belehrung der Jugend durch einen besonderen Lehrer, ganz gleichgültig, ob durch einen Regierungsschullehrer oder durch einen vernünftigen weitblickenden Missionar, geschehen.“

Ich habe Mansfelds Äußerungen über Neger und Negerbehandlung ausführlicher mitgeteilt, weil sie mir besonders wertvoll erscheinen; sie sind das Urteil eines Mannes, dessen Beruf es mit sich bringt, den Negern als Fördernder gegenüberzutreten und mit ihren unangenehmsten Eigenschaften im täglichen Leben rechnen zu müssen. Gewinnt ein solcher gerade durch sein Zusammenarbeiten mit den Eingebornen einen so kräftigen Optimismus für die Entwicklungsfähigkeit des Negers, so darf gewiß auch der Missionar hoffnungsfroh sein und an die Zukunft des Negers glauben. Er wird aber auch anerkennen, daß Beamte mit solchen Grundsätzen für Afrika von größtem Segen sind, ihre Tätigkeit leistet der Missionsarbeit den stärksten Vorshub und verdient deshalb unsere volle Achtung, ja Bewunderung.

D. Westermann.



George Grenfell,

Entdecker, Menschenfreund, Missionar.

Von D. E. Wallroth, Generalsuperintendent für Holstein.

II. Grenfell als Menschenfreund.

Unser Landsmann D. Baumann bemerkt in seinem Buche: Die afrikanische Tropeninsel Fernando Po und die Bubej (Wien 1888), daß Grenfell der einzige Europäer war, welcher genug Vertrauen den argwöhnischen Eingeborenen dieser vor Kamerun liegenden Insel einflößte, ihm einige ihres Volkes als Begleiter nach dem oberen Kongo mitzugeben. Vor mir liegen noch zwei Werke H. Stanleys, das eine: Im dunkelsten Afrika (Leipzig 1890). Hier schreibt der große Afrikaforscher Bd. 1, S. 103: „Wir waren den Missionaren dieser (englisch-baptistischen) Station Luolela (am mittleren Kongo, nicht weit vom Leopold II.-See) sehr dankbar für die uns bewiesene gütige Gastfreundschaft 1887. Am 24. Mai kamen wir an der Äquatorstation an; auch Kapitän Van Gèle befand sich hier, nachdem er kürzlich mit 5 Haüssasoldaten von einem fruchtlosen Versuche, den Mobangi (Ubangi) noch weiter aufwärts zu fahren, als es dem Missionar Grenfell einige Monate vorher gelungen, zurückgekehrt war.“ Diese wenigen Worte sagen viel. Das andere Stanleybuch ist: Der Kongo und die Gründung des Kongostaates (Leipzig 1885, 2 Bde.). Es beschreibt die frühere Geschichte des Kongo, die politische des Kongolandes, die Internationale Afrikanische Gesellschaft, an deren Spitze in Personalunion der belgische König Leopold II. stand, welcher mit Mühe und Not über die ersten kritischen Zeiten geldlich hinweghalf. Dann erzählt jenes Stanleybuch¹⁾ den mühsamen Straßenbau, die Ansiedelungen am Stanley Pool, Gründung Leopoldvilles usw., mit einem Wort, die sehr interessante Gründung des Kongostaates, dessen Unterlage der Berliner Kongreßbeschluß vom 26. Februar 1885 ist, 400 Jahre nach der Entdeckung der Kongo-

1) Ebenso erkennt auch Stanleys erstgenanntes Werk Bd. 1, S. 82 Banza Mantefes Aufblühen dankbar an.

mündung 1484 durch Diego Cão. Trotz aller ungünstigen Prophezeiungen allerdings unter Anwendung sehr zweifelhafter, ja grausamer, unmenschlicher Mittel gedieh dies klug gewagte Riesenunternehmen.¹⁾

Belgien und auch Holland, letzteres mit 75 Faktoreien, beteiligten sich hauptsächlich. Die Gesamteinfuhr betrug 1890 schon über 12 Millionen Fr., 9 Dampfer, 290 Angestellte (vergl. auch N. M.-Z. 1898, S. 26). Die Eisenbahn von der Kongomündung bis Stanley Pool, 400 Kilometer lang, im November 1888 begonnen, von Stanleyville bis Ponthierville zur Umgehung der vielen Wasserfälle ist fertig und eine dritte große Linie von Riba Riba bis Cameronsfall am oberen Kongo beschloffen. Die Größe des Etat indépendant du Congo ist 1909 etwa $2\frac{1}{3}$ Millionen Quadratkilometer, fast so groß, wie das germanische und romanische Europa zusammen, mit vielleicht 19 Millionen Einwohnern, 2750 Weißen, 15700 Soldaten, 350 europäischen Offizieren, 41 Flußdampfern, 15 Distrikten und der Hauptstadt Boma. Im Jahre 1888 wurde das Gebiet der Stanleyfälle unter Van Kerhoven und Van Gèle besetzt, 1889 das Gebiet zwischen Kongo und Ubangi (Mubangi) mit dem Hauptort Banzhville, der Bangaladistrikt mit Neu-Antwerpen war schon eingegliedert und im Dezember 1889 wurde Kasongo am oberen Kongo, etwas südlich von Nyangwe, besetzt, somit die ganze Ostprovinz bemähtigt, 1899 kam unter Godister das Riesenlangstück zwischen dem Bomamifluß und dem Lulaba (dem Oberlauf des Kongo) und unter Van Gèle, welcher als Stanleys erster Rekrut beim zweiten Versuch 1889 den Ubangifluß nordwärts erforschte, der Uëledistrikt mit dem Hauptort Jabir (Djabbir) im Nordosten, nahe dem Sudan, hinzu. 1891 erhielt König Leopold das Südostland Katanga mit Hilfe des P. de Maoinel, Alex Delcommune, Stairs Hobson, de Bonchamps, welcher Mfisis Hauptstadt einnahm.²⁾ Das Tanganyikagebiet wurde

1) Das Folgende ist genau nach G. Johnstons Werk wiedergegeben, wird selten in solcher urkundlichen, von mir bearbeiteten Kürze geboten, und beleuchtet Grenfells Werk und Arbeitsfeld deutlich.

2) Mfisi, besser Msidi, war als Sohn des 1866 verstorbenen Großkaufmanns Kalasa zu Sarenganza in Unyamwezi geboren, schwang sich zum gefürchteten Tyrann Afrikas auf. Der Deutsche Reichard, erreichte als der erste Europäer Mfisjs Hauptstadt Kimpata Unkaa 1883 (vergl. Globus Bd. 48, S. 24). 1890 lehnte Mfisi das Gesuch des englischen Vize-

im Dezember 1891 von Kapitän Jacques besetzt. Auf diese Weise wurde der Kongostaat reif, frei, bereit, die große Araberfrage zu lösen. So begann der Araberkrieg. Aus dem bisherigen Kongostaatgouverneur Tipu Tipp in der Stanleyfall-Station wurde der schlimme blutige Feind; 1891 ließ sich sein Sohn Sefu mit 2 belgischen Offizieren durch Missionar W. Forseit auf der Station Stanleyfall noch photographieren, bald darauf wurden diese Offiziere durch Araber erschossen. Die Araber herrschten am Nyassa-See und hatten Tipu Tipps Stellung gründlich ausgenutzt, aber 1893 wurden sie über den Tanganjika zurückgeworfen. Es gelang den Belgiern, Uganda vor der Mahdistengefahr zu bewahren und bis zum Nil vorzudringen. Ich übergehe die unglücklichen Pachtverträge 1894 zwischen dem Kongostaat und England (näheres im Globus Bd. 66, S. 195, 89 S. 339). Dieses Abkommen rief den Widerspruch Frankreichs und Deutschlands hervor. Letzteres trieb Großbritannien an, den einzigen wirklich wertvollen Landstreifen zwischen Anfole und Tanganjika-See zu verlassen (man denke an die Kairo-Kapstadtbahn) und Frankreich bestand darauf, daß der Kongostaat am Mbomufuß 5 Grad nördlicher Breite Halt machte und beanspruchte unterdes das ganze Gebiet von Bahr-al-Ghazal, südwestlich von Fashoda (Rodoß 10 Grad) für sich selbst. 1901 verzichtete Belgien, um die spätere Annexion des Kongostaates im Auge zu behalten, auf die Rückzahlung der Geldsummen des 3. Juli 1890 und auf die Zinszahlung. Man wollte schon damals in Belgien den ganzen Kongostaat nehmen, ein etwa hundertmal größeres Gebiet als Belgien ist. Ende August 1908 erfolgte die Übernahme des Kongostaates durch das Königreich Belgien. Große Fragen sind hier zu lösen, auch bezüglich der Monopolwirtschaft der Kongoregierung und der vertragswidrigen, aller Vereinbarung zuwiderlaufenden unwürdigen Stellung und der grausamen Behandlung der Kongoeingeborenen. — Einer hatte bis 1906 dies alles entstehen und sich entwickeln sehen, mitgearbeitet und mitdurchgemacht, aber immer in seinem streng christlich-ernsten Sinne — das war George Grenfell.¹⁾

Konsuls Alf. Sharpe, sein Reich unter Englands Schutzmacht zu stellen, höflich aber sehr fest ab. Johnston I, S. 419. Die Teilung des Lundareiches ist oben schon erwähnt worden.

1) Da in der N. M.-Z. 1898, S. 27: „Die Bedrückung der Kongobewohner durch die Staatsbeamten“, 1903 S. 424—433 eingehend: „Das

Als der Amerikaner J. Glabe, einst H. Stanleys Begleiter, 1894—95 Äquatorialafrika durchquerte (vergl. Globus, Bd. 72, S. 278 und 73, S. 366), berichtet sein Tagebuch — er starb an der Westküste zu Matadi am Kongo, aber seine Aufzeichnungen wurden gerettet — „Die Belgier ahmen nur zu genau die Politik der Araber nach: äußerste Strenge gegen die Eingeborenen.“ Er verwirft bei Anerkennung mancher Verdienste um Organisation des Handelsverkehrs auf das nachdrücklichste die gesetzliche Willkür der weißen Beamten, die Uebertreibung der Strenge bis zur unmenschlichen Grausamkeit und vor allem die vom Staate eingeführte Methode der blu-

Schreckensregiment im Kongostaat“, 1906 S. 30—38 desgleichen vom Herausgeber selbst auf grund der glaubwürdigsten Beweise über: „Die Greuel im Kongostaat“, die Bevorzugung der katholischen Mission in jenem Staate und die Verfolgung einiger evangelischer Missionare wegen Aufdeckung dieser Schandtaten an den Eingeborenen, N. M.=Z. 1906 S. 488, sodann: die Grausamkeiten nochmals 1907 S. 490 beleuchtet und 1908 S. 256 an der Hand der Kolonialen Zeitschrift der Ankauf des Kongostaates seitens Belgien geprüft und der Red Rubber und andere entsetzliche Drangsalien der Kongoneger (vergl. auch N. M.=Z. 1909 S. 84 f.) dargelegt wurde, will ich nichts hiervon wiederholen, sondern nur neues geben. Auch ist im Evang. Miss.=Magazin, oft hierauf hingewiesen, z. B. 1905 S. 537 f., Untersuchungsbericht über die Grausamkeiten und neue Schrecken; 1906 S. 44, Schuld der Gesellschaften am Kongo; 266, 492, mutige Missionare, z. B. Stannards Verhaftung, Hoffnung auf Besserung 1907, 305. Das Buch Red Rubber, Blutiger Kautschuk 1908 S. 269, 305. Missionar Kirby in Dalembe 1908 S. 437, Bildung der Schweizer Liga zum Schutz der Eingeborenen im Kongostaat, 1908 S. 491 und 1908 Literaturbeilage S. 22, H. Christ=Sozin. Das Schicksal des Kongo: eine Gewissensfrage an die Menschheit, Basel, 88 S., 60 Pfg. und besonders Evang. Miss.=Magazin 1909, S. 118 f. Nach den neuesten Berichten soll es besonders im Kasaigebiet durch Schuld der Kasaikompagnie, Comptoir du Kasai, sehr schlimm sein. Die Regierung unterstützt sie offenbar, vergl. auch noch Evang. Miss.=Magazin 1903 S. 341: „Eine schwere Anklage!“ 351, 1903 S. 506—411. Der Kongofreistaat und seine Stellung zur Mission, vergl. noch 1909, S. 232 L'évolution d'un Etat philanthropique. Les origines de l'Etat indépendant du Congo p. C. Claparède. Wichtig sind die neusten Vorgänge in England, vergl. Reichsbote Nr. 120, 25 Mai 1909. Eine Versammlung der Kongoreform Association beklagt sehr die Apathie der englischen Regierung gegenüber den Zuständen am Kongo. Nach der Versammlung gaben sich einige Erzbischöfe, auch Clifford von Canterbury zu Sir Grey ins Auswärtige Amt usw. Ebenso Staatssekretär Greys Rede im englischen Unterhause am 26. Mai 1909.

tigen Strafexpeditionen gegen arbeitsscheue oder rebellische Dorfschaften. Glave entsetzte sich darüber, mit welcher gewissenlosen Leichtfertigkeit die Todesstrafe durch den Strang verhängt und mit welcher Unbarmherzigkeit die Prügelstrafe ausgeübt wird. Galgengerüste gehören zu den üblichen Einrichtungen der Stationen am mittleren Kongo. Wirklich, man erschrickt, wenn man liest, was Glave von der Anwendung der Prügelstrafe mit der Nilpferdpeitsche erzählt und vergleicht. Am 28. Februar kam er nach Upoto, hoch oben im Kongobogen, und fand bei den englischen Baptisten sehr freundliche Aufnahme. Von Coquilhatville heißt es: „Die Soldaten bringen als Siegeszeichen Bündel von abgehauenen Händen mit und treiben einen Haufen von Weibern und Kindern als erbeutete Ware vor sich her . . . In den offiziellen Listen erscheinen sie als befreite Sklaven, während des Transportes stromabwärts ließ man sie im elendesten Zustande . . . Es war zum Erbarmen, diese nackten zitternden Gestalten in Klumpen um die spärlichen Feuer auf dem Deck des Dampfers hocken zu sehen. In Leopoldsville wurden sie ausgeschifft . . . massenhaft stiegen sie dahin.“ Viele der Kongobeamten verurteilten solches Verfahren. Im Begriff, sich in Matadi nach Europa einzuschiffen, starb er trotz der sorgsamsten Pflege des Missionars Forseit und dessen Frau in der Amerikanischen Baptistenstation zu Underhill, erst 32 Jahre alt, am 12. Mai 1845.

Was sagte Grenfell zu der blutig erzwungenen Zwangsarbeit, Verheerung der Dörfer, Schändung der Frauen, Einsperrung der Kinder und Weiber als Geißeln, der Verstümmelung Lebendiger und Ermordeter? zu dieser Schreckensherrschaft der Peitschen, Ketten, des Gefängnisses, der Gewehre? Er erklärte vor der Untersuchungskommission, welche zur Prüfung dieser Anklagen von König Leopold II. eingesetzt war: Er könne die vom Souverän des Kongostaates empfangenen Orden hinfort nicht mehr tragen; er müsse es bedauern, daß die Hoffnungen, welche er auf die anfangs gemachten schönen Versprechungen gesetzt habe, gründlich getäuscht worden seien, die Kongoregierung sei eine Mißregierung.¹⁾ Ferner äußerte sich

1) Vergl. A. M.-Z. 1906 S. 34, Evang. Miss.-Magazin 1907 S. 176. — In dem fesselnden Buch von Schwager: Die katholische Heidenmission der Gegenwart, II, Die Mission im Afrikanischen Weltteil, Stenl. 1908 S. 126 fand ich folgendes: „Daß die Agitation protestantischer Missionare gegen Mißstände im Kongostaat darauf hinauslief, England einen Anlaß

Grenfell: „Ich muß als sehr wichtig folgende Erfahrung hervorheben: Das Traurigste bei dem ganzen Kautschuk- und Gummihandel ist, daß das System der Zwangsarbeit, das die Beamten gegenüber den Eingeborenen ausüben, auch die anfangs wohlgesinnten und menschenfreundlichen Leute allmählich so entmenscht und ihr sittliches Gefühl so abstumpft, daß sie sich zu Taten hinreißen lassen, vor denen sie sich früher selbst entsetzt hätten.“ — Bis 1905 schwiegen die englisch-baptistischen Missionare über diese Greuel. Seit Ende 1905 hat aber auch diese Missionsgesellschaft offen sich dagegen ausgesprochen, (vergl. *N. M.-Z.* 1903 S. 180 und 1906 S. 34 f.).

G. Grenfell wurde Sekretär der, wie oben schon bemerkt, von König Leopold II. eingesetzten Eingeborenen-Schutzkommission; er hatte erst geglaubt, über die Greuelthaten im Kongostaate schweigen zu sollen, wie auch die katholischen Missionen (*N. M.-Z.* 1903, S. 431). Aber derselbe Mann, durch urkundliche Untersuchung aufgeklärt, gab die eben angeführte Darlegung der Schauertatsachen. Sehr schmerzlich wurde er von diesen grauenhaften Vorgängen berührt, fühlte sich gröblichst enttäuscht und wurde zum Ankläger der unmenschlichen Verwaltung gewissenloser Beamten. Ihn drückten die Ordensauszeichnungen, die Ehrungen seitens des belgischen und portugiesischen Königs. Hatte er bis dahin aus Rücksicht geschwiegen, so tat er es nicht aus Menschenfurcht, sondern weil er samt Missionar Bentley überzeugt war, daß die Kongostaatsregierung die Blut-Araber zurückgedrängt, den Kannibalismus schon sichtlich unterdrückt, bessere Verhältnisse, Ordnung ausgerichtet, Hinrichtungen angeblicher Hexen verhindert, den unseligen Branntweinhandel im Innern des Landes

zur Aufteilung des Freistaates zu liefern, ist nur zu offenkundig. Um die protestantischen Sendboten zu versöhnen, ließ der König gegen Ende des Jahres 1905 durch eine offizielle Untersuchungskommission beleidigende Angriffe gegen die katholische Mission veröffentlichen und die Simultanisierung der Schule vorschlagen. Die leichtfertigen Anschuldigungen fanden aber eine derart entschiedene und gründliche Erwiderung, daß der Souverän des Kongostaates sich beeilte, den einzelnen aufgezählten katholischen Missionaren durch seinen Generalsekretär de Curelier eine warme Belobigung und die Zusicherung seiner wohlwollenden Unterstützung auszustellen. Damit dürfte der häßliche Vorgang einen schnellen Abschluß gefunden haben.“ S. 119 aber: „Allerdings wurde der Kongostaat auch durch gewalttätige Behandlung der Eingeborenen und die Ausschreitungen mancher Beamten noch mehr als andere Kolonien in üblen Leumund gebracht.“

völlig verboten habe. So schreibt er im Juni 1904 (Johnston I, S. 375).

„Im 30. Jahre meines afrikanischen Lebens stehe ich nun; während der letzten 10 Jahre war ich unter der Herrschaft der Eingeborenen, und die bitteren Erfahrungen jener Zeit haben sich mir unauslöschlich eingeprägt: Verwüstungen durch Branntweinhandel, kongoabwärts für Rum verkaufte Sklavenzüge; ich sah in der Mitte Afrikas, von Arabern umgeben, 27 brennende, rauchende Dorfschaften innerhalb 24 Stunden; ich sah die Fesseln des Aberglaubens, seine furchtbaren Herengreuel; nutzlos versuchte ich das Lebendigbegrabenwerden zu hindern; ich sah mehr von der schwarzen Menschennatur, als ich darüber schreiben mag. Ich behaupte, besser als sehr viele andere zu wissen, was damit verbunden ist, daß Eingeborene herrschen; ich habe die „Herrschaft der Eingeborenen“ gesehen. — Nach 10 weiteren Jahren wußte ich genug, um dafür dankbar zu sein, daß König Leopold die Lasten des neuen Kongostaates auf sich nahm. Unter der Herrschaft dieses Kongostaates fand ein merkwürdiger Wechsel statt: die chaotische Herrschaft vieler kleiner Häuptlinge wurde beseitigt. In keinem anderen Kolonialunternehmen sind so rasch — besonders in anbetracht der Riesengröße des Landes — geordnete Verhältnisse geschaffen worden. Es wäre seltsam, wenn ich solche dem ganzen Volk erwiesenen Wohltaten öffentlich nicht anerkannt hätte, z. B. die Verkehrserleichterungen bei den großen weiten Entfernungen. Ich konnte mit meinem Lobe des Königs Leopold nicht zurückhalten. Sein Ruf als weiser Herrscher im Kongostaat war hervorragend; er ist ein Menschenfreund. Mein Herz freute sich über den jetzigen Zustand im Vergleich zum früheren wilden Durcheinander. Ich war nicht blind gegen seine menschlichen Fehler, gegen Äußerungen anderer Urteile, welche hinter der Menschenfreundlichkeit, Wohltat und Großzügigkeit des ganzen Unternehmens ganz anderes vermuteten. Majestät hat nicht persönlich, sondern nur zum Nutzen seines belgischen Volkes gehandelt, welches gleich den Briten einen offenen Markt für ihre Arbeitserzeugnisse haben mußte.

„Je mehr der Bedarf an Gummi durch Autos und dergleichen stieg, desto mehr stieg das Klagen über die harte Behandlung der Eingeborenen beim Heranschleppen dieser Gummisteuer. Selbstverständlich mußten die Eingeborenen für die bessere Ordnung eine Steuer und Last tragen. Aber Steuerzahlen war ein neuer, ganz fremder Zug für die Eingeborenen und wurde hart empfunden, da die Kongovölker sogar Mietebezahlung nicht verstanden. So mußten dem Steuereintreiber gegenüber viele Unruhen entstehen. Wenn ich nun später Ungünstiges über den Kongostaat angesichts dieser Anschuldigungen aussagte, so wurde es mir seitens der Autoritäten nicht geglaubt. Ich schrieb nieder, daß trotz anderen Gutes einige dieser Beschuldigungen durchaus wahrheitsgemäß wären. Dieser mein Brief wurde in der „Times“ veröffentlicht und von Charl. Wilke in der Kongodebatte im Mai 1903 erwähnt, um die gegenwärtigen Anschuldigungen wider den Kongostaat zu begründen. Dies schreibe ich zum Beweise, daß

ich nicht der blinde Parteigänger der Kongoregierung bin, für welchen so viele mich zu halten scheinen. Nun wurden gesetzliche schwere Strafandrohungen gemacht.“

In einem späteren Briefe führt er es in ergreifender Weise aus, daß jene Eingeborenen-Schutzkommission eigentlich nur eine Komödie gewesen wäre, da die einzelnen Kommissionsmitglieder hunderte englische Meilen voneinander entfernt wohnten und von den Außenstationen wiederum auch zu weit entfernt waren, so daß sie von ihnen nicht Zuberlässiges, sondern nur Gerüchte erfuhren. Nur 3 Sitzungen hätte die Kommission gehalten, im März 1903 hörte sie auf zu sein. Das System sei falsch, verdammungswürdig, nicht immer die einzelne Person, welche oft zur Aufrechthaltung des eigenen Ansehens und um der Rache zuzukommen, harte Maßregel ergreifen mußte. Die großartigen Ideale und ersten hohen Gedanken seien durch Dividendsucht und Gelbjägerei einfach zerbrochen und zerstört worden. Grenfell dachte von dem belgischen König edel. Er wollte lange nicht glauben, daß dieser von den Schändlichkeiten, die in seinem Namen und oft unter den Augen seiner Beamten begangen wurden, etwas wisse, und daß er sich selbst bereichere durch die mit so viel Blut besleckten Gewinne. Grenfell stand mitten in den Wirren und konnte, ja mußte manches anders beurteilen, als unser einer es von der Studierstube aus tut und tun muß.

Die Natur hat das innere Kongobecken in wunderbarer Ausdehnung mit schiffbaren Wasserwegen ausgestattet. Dampfschiffe aus allen Weltteilen können in den tiefen Meerbusen des Kongo hineinkommen und landeinwärts nach Matadi gehen, welches von der See 110 englische Meilen entfernt ist; sodann eine Eisenbahnfahrt von 250 englischen Meilen auf der Kongobahn bis zum Stanley Pool. Von diesem inneren Becken aus gibt es zwischen 4—5000 englische Meilen schiffbare Wasserwege, auf welchen Dampfboote in das innerste Herz Mittelafrikas hineindringen. — Ein solcher Staat hat große Zukunft, aber auch Riesenaufgaben der Humanität. Dies erkannte Grenfell als Geograph, Missionar und Menschenfreund. Er überwand die Gefahren der Krokodile, Hippos, Leoparden, Schlangen, Elefanten, Büffel, Insekten, um die armen Bewohner dieses großen Landes zu retten. Er opferte 30 Jahre seines Lebens im Kongolande von 1877 bis 1906 diesem einen großen, heiligen Ziele!

Lord Mountmorres äußerte sich über Grenfell also (Johnston I, S. 484):

„Er ist einer jener britischen Missionare der alten großartigen Schule, deren Verlust unerseßlich ist für die Sache der Humanität und den Fortschritt der weißen Herrschaft in Afrika. Die Einsetzung der königlichen Kommission der Überwachung und des Schutzes ist geradezu seiner persönlichen Vorstellung zu danken. Die Regierung des unabhängigen Kongostaates, taub gegen den Schrei derer, welche mit Recht oder Unrecht als voreingenommene Parteien angesehen wurden, gab sofort der Aufforderung des Mannes nach, welcher als gänzlich unparteiisch und einsichtsvoll angesehen werden mußte. Grenfell ist mit Recht entrüstet über den ungerechtfertigten Gebrauch, welchen die Kongostaatsfreunde mit seinem Namen machten, als ob er das ganze jetzt bestehende System billige, ohne seine scharfe Kritik und Verwerfung der Mißbräuche zu erwähnen.“¹⁾ (Johnston I, S. 377 und 484.)

III. Grenfell als Missionar.

Überragte der große Pfadfinder und Entdecker den Missionar, der Menschenfreund den Glaubensboten? Mit nichten! Hatte der opferwillige Missionsfreund Rob. Urthington im Mai 1877 nach Entdeckung des Kongolaufes der Englischen Baptist. Gesellschaft 20 000 Mark für das neue Kongounternehmen in Aussicht gestellt, so fügte er hinzu: „Allmählich werden wir, wenn möglich, die Mission östlich den Kongofluß hinauf bis zu den Stanleyfällen ausbreiten. Ich hoffe, daß wir bald auf dem Kongo einen Dampfer haben und dann das Evangelium nach Osten, Süden, Norden tragen, wenn der Weg offen ist bis Ngangwe.“ Die Londoner Missionsgesellschaft setzte sich 20 englische Meilen westlich vom Tanganyikasee fest. Am 15. November 1902 schrieb Grenfell an Baynes, den baptistischen Missionssekretär, von Yalamba, nahe den Stanleyfällen, aus: „Ich kehrte nach Yalamba gestern zurück, nachdem ich glücklich Matwambi am

1) Zum besseren Verständnis des vorhergehenden gebe ich eine Übersicht der gegenwärtigen Kongo-Handelsgesellschaften: 1. Amerikanische Kongo-gesellschaft am unteren Kongo. 2. Comptoir Commercial Congolais am Kwango. 3. Comptoir du Kasai am letzteren Fluß. 4. Domaine de la Courrsane vom Kasai bis zum Tschuapa, des Königs Gut, groß und reich. 5. Abir-Anglo Belgian India Rubber im Zulangafußgebiet. 6. Antwerpener vom Kongo bis zum Mbomufuß (jetzt nebst 3 u. 5 Staatsland). 7. Bomami-gesellschaft an diesem Strom. 8. Societé des chemins de fer des grand Lacs von den Stanleyfällen bis zur Ostgrenze. 9. Katangagesellschaft und 10. Haute Katanga, beide im Süden des Staates.

Uruwimi-Fluß Ende Oktober erreicht habe. Letzterer Ort ist nur etwa 80 englische Meilen westwärts von der britischen Grenze entfernt und wenige Meilen mehr von dem neuesten Außenposten der Church Miss. Society in Toro." Damit sah er die Missionskette von West nach Ost geknüpft, wie schon unser Landsmann, Missionar Krapff, es kühn geplant. Und wie Grenfell dachte, so handelte er auch. Er eilte von Kamerun 1877 an den Kongo, gründete unter Mithilfe seiner Gefährten 1888 die Arthingtonstation am Stanley Pool und weiter hinauf 1886 Luolaba (Liverpool) und im Herbst desselben Jahres 1889 Bopoto (Upoto) und 1896 Kafusu (Sargent). Dabei ist zu bedenken, daß das ganze Missionswerk durch die erwähnten Grausamkeiten sehr behindert und aufgehalten wurde. Jener Ruf der Kongoeingeborenen in der Nähe Nalembas bei Basoko (Evang. Miss.-Magazin 1908, S. 440) erscheint mir von typischer Bedeutung: „Sorge dafür, daß erst der weiße Mann (gemeint ist der Regierungsbeamte des Regierungspostens Bingomo), der Häuptling des Gefängnisses genannt, uns vom Halse geschafft wird, dann kannst du Sendbote deine gute Botschaft ausrichten." Grenfells weitblickendem Einfluß ist es besonders zu verdanken, daß auf den Missionsstationen Handwerker, Arbeiter herangebildet, und zwar aus den Negern erzogen wurden, z. B. bedeutenden Umfangs in Upoto (Bopoto), um stets neben dem Beten das Arbeiten nicht zu vergessen.

Leider wurde es ihm von der Regierung abgeschlagen, am Uruwimi die beabsichtigte Missionsstation zu errichten, weil diese Gegend noch zu gefährlich sei, die Haltung der Bewohner zu kriegerisch, es könnten schlimme Zustände entstehen (Johnston I, S. 327). Ähnlich ging's am Qualabafluß. Als die Landschaft Bulega am Südende des Albert Nyanza teilweise dem Kongostaate zufiel, haben die kirchlichen Missionare ihre Arbeit zurückgezogen.¹⁾ Hat H. Stanley in großartiger, kühner Weise den äußeren Rahmen des Kongostaates gleichsam roh grundlegend zusammengezimmert, so hat Grenfell den großen äußeren Rahmen der Missionsarbeit im Kongoboden aufgestellt, und beide überließen es den nachfolgenden Mitarbeitern und Kräften, nun innerhalb dieser Umrahmungen die Ausfüllung zu über-

1) Über die Versuche in der Kongogegend westlich jenseits des Albert Edwardsee, vergl. A. M.-Z. 1902, S. 389 und Tüzer: Turo Vis. to Ruwenzori, Evang. Miss.-Magazin 1890, S. 401 f., Schlatter: Missionsarbeit im Lande des Mondgebirges, vergl. noch Evang. Miss.-Magazin 1909, S. 131.

nehmen. Grenfell ist der Generalmissionar des Kongo-
staates, nicht nur für die evangelische, auch für die katholische
Mission. Das muß jeder Kenner der Kongoverhältnisse anerkennen.

Mit vollem Recht sagt Johnston in der Vorrede zu seinem Buch:

„Was auch immer die Ideale hypothetischer Missionsgesellschaften in
der Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen sein mögen, Ideale, welche ver-
leitet haben zu der leider noch nicht ausgestorbenen verkehrten Vorstellung
von einem Missionar als einer rotnasigen Karikatur mit einem Zylinder-
hut, schwarzem Rock, schwarzen Handschuhen, ungeheuren Stiefeln und einer
großen weißen Binde, der unter Palmbäumen Hymnen sang vor stummen
wilden Bestien — solche Missionare sind die Boten der Baptistischen Mis-
sionsgesellschaft nicht gewesen. Sie waren praktische Leute, bei denen die
Wissenschaft, soweit sie ihr dienen konnten, eng mit ihrer Religion verbunden
wurde. Wohin sie gingen, sammelten sie Bemerkungen über Sprachen
Volkskunde und Beispiele, um die Naturgeschichte der betreffenden Länder
zu schildern; sie sammelten geographische Kenntnisse, bestimmten die Breiten-
grade ihrer Stationen. Und alles dies galt nur dem Ziele, Mission zu
treiben und praktisches Christentum . . . Wenn dieser ganze Zeitabschnitt von
1807—1907 in die geschichtliche Perspektive eingerückt worden ist, dann
werden wir die Erfolge der 100jährigen Missionsarbeit in Afrika erst voll
würdigen und sagen müssen, daß die Mission die einzige Sektion der un-
geheuren europäischen Invasion in Afrika ist, auf welche wir mit absoluter
Genugtuung zurückblicken können; denn ihre Ergebnisse werden, an dem
rein menschlichen Maßstabe gemessen, von jedem als gut anerkannt
werden müssen.“

Als im Januar 1902 die erste allgemeine Missionskonferenz
am Kongo zu Leopoldville, also dem Endpunkte der Eisenbahn, statt-
fand, da führte selbstverständlich Grenfell als der Missionar, welcher
als der erste 1877 das Kongoland betreten hatte, den Vorsitz. Er
konnte bei der Tagung feststellen, daß 7 evangelische Missionsgesell-
schaften hier unter den etwa 20 Millionen Negeren arbeiten, 50 Stationen
mit 200 Missionaren (inkl. Frauen) und 6000 Christen vorhanden
sind, jetzt 350 Stationen in 7 Sprachgebieten. Als 1906 am 9.
Januar die dritte Allgemeine Missionskonferenz mit 52 Missionaren
zu Rinschasa, sehr nahe bei Leopoldville, tagte, wurde von englischen,
amerikanischen, kanadischen, deutschen, schwedischen, norwegischen und
dänischen Missionaren nach Erledigung anderer wichtiger Gegenstände
ein Beschluß unterzeichnet, einschließlich Grenfells, der das System
der Bedrückung verwarf, welches noch immer in Kraft war und so
viele Grausamkeiten nach sich zog und nachdrücklich gegen die Wei-
gerung der Staatsbehörde protestiert, Klage für evangelische Mis-

sionsstationen herzugeben. Diese Weigerung stehe im geraden Widerspruche zur Generalakte der Berliner Kongokonferenz vom Februar 1885. Grenfell hatte aber vorher folgende wichtige Angaben gemacht:

„Als ich zuerst nach dem Kongo kam, war dort keine zivilisierte Macht, die Handelsleute bildeten ein Gesetz für sich, und ich hatte die Übelstände schon in Kamerun gesehen. Es war damals nicht ein einziger christlicher Missionar im Kongolande. Ich begrüßte die Ankunft einer europäischen Macht mit Jubel. Ich freute mich der Aussicht auf bessere Zeiten; ich sah die Niederlage der Araber; ich sah, wie die Tür dem Branntwein verschlossen wurde, und als Seine Majestät mir seine Orden gab, war ich stolz, sie zu tragen. Aber als die Änderung des Regimes eintrat, statt Menschenfreundlichkeit grausame, niedrigste Selbstsucht, war ich nicht mehr auf solche Auszeichnungen stolz. Wir dienen einem großen Meister; wir sind auf der gewinnenden Seite; der Sieg ist nicht ungewiß. Die Wahrheit ist stark und muß die Oberhand gewinnen. Wir sind gehemmt, aber nicht entmutigt.

Nach 6 Monaten legte er sich zum Sterben nieder.

Stanley gilt nach dem Urteil einiger als ein rücksichtsloser Konquistador, nach dem anderer als ein großer, mächtiger afrikanischer Entdecker und Eroberer. Auf seinem Grabe zu Pirbright in England steht ein eigenartiges Denkmal. Der große unbehauene Granitstein trägt den Namen „Sir Henry Morton“, darunter seinen afrikanischen Namen „Bula Matari“, der Felsenbrecher, und das Wort „Afrika“, darüber ein eingemeißeltes Kreuz. G. Grenfells Grab ist in Basoko am oberen Kongo mit einem gewölbten Stein bedeckt; zu dem Haupte ein Kreuz mit seinem Namen. Der Riesenfluß Kongo, von den vielen Stanleyfällen niederströmend, rauscht, durch des Aruwimi Wasserwogen vermehrt, vorüber an jetzt verödeten, verheerten Dörfern, entvölkerten Ufergeländen. Er muß viel Blut abwaschen und ins Meer tragen, viel Blut und Tränen der von Arabern und Europäern mißhandelten, ermordeten Neger, und jeder zum Kongo hineilende Nebenstrom erzählt neue Menschenklagen und grausame Sünden. — — Wann kommt der Retter? Herr, mach mich frei vom Fluch und Bann der Sünden! senkt der Strom.

Dort am nahen Ufer liegt Grenfells Leib im Todesschlaf, von allen Wanderfahrten, vielen Plagen und quälenden, forschenden Fragen ausruhend. Wie aber jener Prophet die Beruhigung erhielt: „Du aber gehe hin, bis das Ende komme und ruhe, daß du aufstehest zu deinem Erbteil am Ende der Tage“ (Daniel 12, 13),

so sah auch dieser Prophet über des Kongos Fluten die Sonne der Freiheit emportauchen!

Das war mein Schlußgedanke, als ich am Ostertage 1909 Johnstons Grenfell-Kongo-Werk zu Ende las. Auch dieser Riesenstrom wird dereinst befreit zum Meere hinabfließen, an christlich gewordenen, geretteten, gesitteten Bantuvölkern vorbei und wird ihnen die Wohltaten christlicher Kultur dienend vermitteln.



Wie liest der Ruandamann im Buche der Natur und der Welt, die ihn umgibt?

Von Missionar E. Johansen in Kirinda (Ruanda).

Das scheint auf den ersten Blick eine merkwürdige Frage zu sein! Der Eingeborene, der Neger, der „Wilbe“ soll lesen können, und zwar im Buch der Natur? Wird nicht von vielen Reisenden versichert, daß der eingeborene Afrikaner gar kein Verständnis für die Natur habe, so weit sie nicht seinen Magen befriedige, daß die großartigsten Naturerscheinungen ihn völlig kalt lassen und absolut keinen Eindruck auf ihn machen? Ist das nicht vielleicht wieder eine Phantasie, wie sie nach der Ansicht mancher Leute nur in den Köpfen verdrehter Missionare entspringt, wenn jetzt hier die Behauptung aufgestellt wird, daß die Natur, ja, die ganze Welt von Erscheinungen und Vorgängen, die dem Eingeborenen zu Bewußtsein kommen, ein großes Bilderbuch ist, das ihm nicht nur Anschauungen, Bilder für die Sprache gibt, sondern in dem er selber mit Verständnis liest, ja dem er seine Weisheit verdankt.

Über dieses Thema ließe sich ein Buch schreiben. Ob es schon geschrieben ist, weiß ich nicht. Für heute möchte ich nur aus dem Wenigen, was ich bisher hier von den Ruandalenten gehört habe, für dies eine Gebiet den Nachweis bringen, daß der Bewohner dieses Landes nicht wie ein Tauber und Blinder durch das Leben und die ihn umgebende Natur hindurchgeht, sondern das, was er mit dem äußeren Auge sieht und mit dem äußeren Ohr hört, seiner Seele etwas sagt, sie vom äußeren Sehen und Hören zu einem inneren Vernehmen und Verstehen hinleitet, so

daß ihm die Erscheinungen und Vorgänge zu Gesichten werden, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben.

1. Das Buch der Natur.

Was ist simpler und gewöhnlicher als ein harter Erdfloß, wie er auf dem umgegrabenen Feld nach trockenen Tagen sich in unendlichen Mengen findet! Was könnte solch fester Lehmklumpen im Unterschied von andern Naturgegenständen dem Menschen sagen? Scheint er uns gebildeten Europäern nicht stumm zu sein? Der Ruandamann hört, was er ihm zu sagen hat: „Der Erdfloß in seiner satten Sicherheit denkt, es würde nie mehr Regen fallen,“ lautet die Predigt, die er ihm hält. Der harte Klumpen, an dem er heute sich den Fuß wundstößt, löst sich beim nächsten Regen in sich selber auf, dann ist der ganze Übermut, der ihn heute erfüllt, dahin. So ruft ihm dies unscheinbare Ding zu: Hüte dich vor Überhebung im Glück, es währt nicht lange; er sieht in ihm das Bild des Übermütigen, und was er sieht und hört mit dem inneren Auge und Ohr an der harten Erdscholle, kleidet er in das Sprüchwort und bereichert den Schatz seiner Weisheit mittelst der Anschauung dieser so gewöhnlichen Naturerscheinung.

Wolker ziehen über fruchtbares Land und unbebaute, menschenleere Wildnis. Das befruchtende Raß, der ersehnte Regen strömt nieder, aber der Landmann, der ihn auf sein Feld sich wünschte, sieht mit Schmerz, daß er über dem Walde niedergeht, ohne der Saat seines Ackerz zu nützen. Auch dieser Vorgang des fern von dem Kornfeld oder der Weide niedergehenden Regens wird innerlich aufgefaßt und empfunden. Liebe ohne Gegenliebe ist Regen, der auf unbewohntes Land fällt. Trauernd wendet derjenige das Wort auf sich an, der sieht, wie seine Liebe mit Gleichgiltigkeit, ohne Gegenliebe zu erwecken, hingenommen wird. — Ein Wolkenbruch erfolgt in den Bergen, die Bäche treten weit über ihre Ufer, und die Wassermassen führen mit sich, was sie an ihrem Wege finden, aber nur einen kleinen Bruchteil von dem Aufgelesenen bringt der Bach in den Fluß, der Fluß in die See: „Hochwasser sammelt viel auf, bringt aber wenig zum Ziel.“ Wie mancher schnell zu Macht und Reichtum gelangte gleicht in seinem Lebenslauf solchem Gewitterregen! — „Die

Knolle der Süßkartoffel bricht eher entzwei, als daß sie sich auch nur ein wenig gerade biegen läßt.“ Dem Kuandabewohner wird sie ein Bild für den unverbesserlichen Menschen, bei dem alle Mahnung vergeblich ist. — Der Ackermann arbeitet auf dem Feld mit der Hacke, seinem wertvollsten Besiz; sorgsam achtet er darauf, sie nicht durch den Schlag gegen einen aus der Erde hervorragenden Stein zu beschädigen, aber o weh! ein dem Auge unsichtbarer, an den er nicht gedacht hat, bringt ihn um das unentbehrliche Werkzeug. Das Erlebnis mit der Hacke und dem Stein tritt vor sein inneres Auge und er erkennt: nicht der Feind, der sich als solcher zeigt, ist am meisten zu fürchten, sondern der verborgene, unsichtbare. Auf ihn münzt er das Sprüchwort: „Der Stein, der sichtbar ist, tötet die Hacke nicht.“ — In der dunklen Nacht geht niemand gern aus, während die Vollmondnächte, „die Freundinnen des Monds“, jeden hinauslocken, sei es zum Tanz oder Besuch. Dem Eingeborenen sagt diese Wahrnehmung noch mehr, der Mond wird ihm das Bild des Reichtums und der Macht und die Mondnacht der vom Reichtum Begünstigte, ihm fehlt es nicht an einer Schar von Freunden; der vom Reichtum Gemiedene geht einsam durchs Leben.

Die Frau hat Wasser aufgesetzt im Kochtopf; unter dem Einfluß des Feuers ist es wie verwandelt und scheint die Natur des erhitzenden Elements selber angenommen zu haben, aber der Schein trügt, es hat seine Eigenart nicht verändert, man warte nur ein wenig, so erkaltet es wieder. „Heißes Wasser vergift nie seinen kalten Ursprung!“ Also laß dich nicht durch den Schein täuschen! — Ahnungslos schreitet der Wanderer auf dem Wege dahin; er folgt ihm, ohne sich Gedanken zu machen, aber wie mancher solcher Gang wird ein Gang ins Verderben. Der führende Weg ist ein schweigender Führer. „Der Weg, den jemand geht, gibt ihm keinen Bescheid.“ Das Leben des Menschen ist in Dunkel gehüllt. Wer gibt dem Menschen Bescheid über das, was ihm Glück oder Leid bringt? — Das Feuer lobert über die von der Sonne ausgetrocknete Prärie, unwiderstehlich wälzt sich die Glut weiter; welch lächerlicher Gedanke, daß ein Kaninchen etwa durch ein entrüstetes Pusten dem alles verzehrenden Element Einhalt gebieten könnte. Die Feuersglut, gleicht ihr nicht der Zorn eines mächtigen Fürsten? Was ist der Widerstand eines

Armen im Vergleich dazu anders als solch Fauchen eines Kaninchens? Nein, solch Widerstand ist vergebens: „Das entrüstete Fauchen eines Kaninchens gebietet dem Präriebrand keinen Einhalt.“

Diese wenigen Beispiele, die aus dem Gebiet der Naturerscheinungen und Ereignisse genommen wurden, lassen sich unzweifelhaft noch sehr vermehren, wenn man länger sammelt. Die Zahl meiner hier in Ruanda gesammelten Sprichwörter ist noch gering und geht noch nicht über das zweite Hundert hinaus; in Schambala-Sprichwörtern, von denen ich über 1000 sammelte, ohne mir einbilden zu können, ich hätte damit auch nur die Hauptsache solcher Sentenzen fixiert, würde man illustrieren können, wie auf allen Blättern dieses wunderbaren Bilderbuches der Eingeborene liest. Der große und doch so unbekannte F. G. Hamann, der Zeitgenosse und Landsmann des berühmten Kant, sagt einmal: Natur und Geschichte seien die zwei großen Kommentarii des göttlichen Worts und dieses hingegen der einzige Schlüssel, uns eine Erkenntnis in beiden zu eröffnen. Wie sehr wird man an dies Wort erinnert, wenn man erkennt, welche Lebensweisheit schon der noch von Gott fernstehende Heide aus dem Buch der Natur herausliest und dabei bemerkt, daß ihm ohne das innere Auge und Ohr, ohne den Geist, der auch ihm noch nach dem Fall verblieben, niemals das aus der Naturerscheinung herauslesen könnte, was er tatsächlich in ihr sieht und vernimmt. Auch ein anderes Wort dieses Magus des Nordens möchte ich durch Sprichwörter unsrer Eingeborenen illustrieren. Er sagt an anderer Stelle: „Erkennt, Menschen, mit den Zauberern Agyptens, auch in dem verächtlichsten Gewürm den Finger Gottes. Verachtet nicht diese unmündigen Sittenlehrer, deren Gaukeltugenden euch beschämen, deren Handlungen äsopische Spiegel eurer Leidenschaften, Sinnbilder der Natur sind, die euch spielend unterrichten.“ Wenn man sieht, welche Rolle die aus der Beobachtung des Tierlebens genommenen Sprichwörter im Leben des Eingeborenen haben, so kann man nicht umhin, dem obigen Ausspruch von Herzen zuzustimmen. Einige Illustrationen mögen folgen.

Nichts hört man häufiger auf unseren Bergen hier als den Schrei des Rebhuhns. Blicke es still, so würde keiner seiner

Feinde darauf aufmerksam; die Torheit, mit der es seinen Aufenthalt verrät, gereicht ihm zum Verderben. Diesem in übermütiger oder unbesonnener Weise sich selbst dem Feind ausliefernden Rebhuhn vergleicht der Ruandamann den Dieb oder Verbrecher, der sich durch unbedachtsame Äußerungen selbst verrät. Er prägt das Sprüchwort: „Das frech schreiende Rebhuhn geht zur Tränke, da sieht's der Hühnerfalk.“ — Für die Feldmaus wird auf dem Acker eine Falle aufgestellt, als Fallendeckel dient ein Stück vom Termitenbau. Sie fängt sich und mit dem Schrei: „nirho“ gibt sie ihr Leben auf. Diesen Schrei übersetzt der Eingeborene: „Das ist der Grund meines Todes, nämlich mein Korndiebstahl.“ Es scheint ihm, als wenn die Feldmaus in diesem Augenblick selber sagen wollte: Das ist meine verdiente Strafe. So ruft er dieses Wort einem zu, den die wohlverdiente Strafe trifft. — Der Vogel kommt nur dadurch zu dem reifen Erntefeld, daß er sich fliegend in die Luft hebt und so sich orientiert, wo reifes Korn seiner wartet: „Ein Vogel, der nicht fliegt, weiß nicht, wo die Ernte reift“; ein Mensch, der sich nicht anstrengt, oder der nicht weit herum kommt, findet sein Glück nicht. — Das weiße Fell gefällt dem Eingeborenen an der Ziege besser als ein geflecktes oder dunkles, aber wie oft muß er bemerken, daß eine solche Freude gänzlich unbegründet ist, weil die Ziege mit dem weißen Fell weniger wert ist und ihren Pflichten nicht so nachkommt wie ihre unscheinbaren Schwestern. „Du gibst der Ziege den Rosenamen Mweru, die Weiße, und es wird Abend, ohne daß sie ordentlich gefressen hat.“ Anwendung: Du erwartest etwa von einer Frau, die hübsch ist, viel, und sie täuscht deine Hoffnungen schmäählich. — Der Hahn ist im eigenen Kraal gar mutig, weil er weiß, daß man ihm im Kampf gegen Feinde zu Hilfe kommt; er wagt sich dort auch an einen Feind, vor dem er in anderer Umgebung eilig die Flucht ergreifen würde. „Der Hahn bei sich zu Hause pickt auf den Mukara“ (wohl ein Feldnagetier). Das Vertrauen auf die Hilfe anderer gibt manchem Mut, einen überlegenen Gegner anzugreifen. — „Eine Hündin, die zu eifertig ist, bringt blinde Junge zur Welt.“ Dies Sprüchwort wird dem zugerufen, der zu schnell seine Ziele erreichen will und darum um das kommt, was er durch Geduld und Warten erreicht hätte. — „Wo keine Zibethkage ist“, sagt der Eingeborene

borene, „muß der Leopard selber die Kälber tränken“, d. h. wo kein Diener ist, muß der Herr selber die Arbeit des ersten tun.

„Der Antilopenbock — Spongo genannt — bekommt frumme Hörner; sie sind auf der Jagd hinter ihm her,“ d. h. seine Schlauheit ist so groß, daß er bis ins Alter seinen Feinden entgeht. Es gibt Menschen, die ihm an List gleichen. — In langem, dichten Zug zieht die Wanderameise dahin; in der Stille der Nacht, von Menschen unbemerkt, nimmt sie ihren Weg womöglich durch die Hütte, da verläßt eine den Schwarm und weckt durch ihren Biß den Schläfer, der nun Licht macht und den ganzen Schwarm mit Feuer zerstört. So bringt die Torheit und der Übermut eines alle in Gefahr und Verderben. „Eine übermütige Wanderameise bringt über die anderen das Todesgeschick.“

Der Eingeborene beobachtet, wie die Ratte den Stiel seiner Hacke benagt, er sieht, wie eine dieser dreisten Tiere immer wieder sich an diese Arbeit macht, ohne sich der Mühe verdrießen zu lassen, und er macht den kühnen Schluß: „Diejenige Ratte, die den Stiel gefressen hat, macht sich auch an die Hacke.“ Er überträgt das Erlebnis der Ratte auf den Menschen: Derjenige, dem eine große Arbeit gelungen, macht sich auch an eine noch größere, sei's im guten oder im schlechten.

An der Schlange fällt ihm die Geduld auf, mit der sie ihr getötetes Opfer einspeichelt und mit seinen Knochen verschluckt: „Mit Geduld schluckt man Knochen“ ist das Ereignis seines Nachdenkens: Dem Geduldigen wird das scheinbar Unmögliche möglich.

2. Was sagt das Menschenleben dem Eingeborenen?

Doch nicht nur die Erscheinungen und Vorgänge in der Natur, die den Menschen umgibt, auch die Handlungen seines Lebens und die Begebenheiten desselben haben einen geheimen Sinn, eine Bedeutung, die sich sogar dem Verständnis des Heiden in etwas erschließt. Es mag eigentümlich berühren, daß er in körperlichen Vorgängen Abbilder höherer Wahrheiten sieht. Mag das erste Beispiel auch sehr drastisch erscheinen, es überrascht durch das Treffende seines Vergleiches. „Dem Magen, in welchem Widerwillen ist, magst du Milch geben, er erbricht Wasser.“ Einem

Menschen, der dich haßt, kannst du noch so freundlich begegnen, er vergilt dir mit Undank.

„Wer hustet, spuckt aus und teilt dabei,“ d. h. er kann nie allen Schleim auf einmal los werden, es bleibt immer Schleim in der Kehle zurück. An diese Erfahrung erinnert sich der Ruandabewohner und tröstet sich damit, wenn er eine Arbeit nicht mit einem Mal erledigen kann; man muß also mit sich, resp. mit andern Geduld haben, wenn es nicht so schnell mit der Arbeit vorangeht, wie man wohl möchte trotz aller Anstrengung.

„Beim Gehen setzt man nicht beide Füße zugleich nach vorn, sondern einen nach dem andern, das ist der Weg, um beide vorwärts zu bringen.“ Kommen zwei Bittsteller zu gleicher Zeit, so erinnert man sie an dies Gesetz, um ihnen die Notwendigkeit der Geduld klarzumachen.

Auch eine andere Beobachtung, die uns nicht sehr ästhetisch vorkommt, wird dazu benutzt, um die der Geduld verwandte Tugend der Genügsamkeit zu lehren und einzuprägen. Der Leser verzeihe mir, wenn ich sie nicht glaube mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Die Ruandaleute haben ganz eigentümliche Frisuren, die sich zu Tummelplätzen für manches Getier vorzüglich eignen, das dem Kopfbesitzer doch nicht ganz angenehm ist. So ist es ein hier häufiger Anblick, daß ein Freund dem andern beim Sitzen sein Haupt in den Schoß legt, nicht so sehr als symbolische Handlung seines unbegrenzten Vertrauens, wie es in einem bekannten Gedicht ja aufgefaßt wird, sondern um einen Liebesdienst sich erweisen zu lassen. Bei solcher Gelegenheit soll es vorkommen, daß der Freund nicht das findet, was er bestimmt erwartet hatte, sondern etwas weniger: „Wer keine Laus findet, muß sich damit begnügen, nur ihre Eier zu vernichten,“ sagt der Neger, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennt. Und diese Resignation, zu der er sich in solchem Fall hindurchkämpfen muß, hilft ihm auch in andern Fällen, wo es sich um das Verzichten auf feste Hoffnungen handelt, das innere Gleichgewicht zu behaupten. So wenig unsere Eingeborenen vom Waschen halten, so sehr lieben sie es, ihren Körper einzusalben. Aber nicht jeder kann sich diesen Luxus gestatten, weil er keine Röhre besitzt, die ihm das notwendige Fett liefern. Das Menschenherz ist aber ganz dasselbe, ob es unter einer schwarzen oder einer weißen

Haut schlägt. Wie es weiße Stutzer gibt, die durch Kleidung und Auftreten gern den Eindruck erwecken möchten, daß ihre Mittel weit größer seien, als sie sind, so gibt es auch manchen schwarzen Jüngling, der wenigstens durch seinen wohleingesalbten Körper den Eindruck eines reichen Viehhirten hervorrufen möchte. Derartige Renommisterei mißfällt aber dem Volksempfinden sehr und wird hier ebenso verspottet wie in Kulturländern. „Wer renommieren will, der salbt sich!“ Trifft dies Wort, nebenbei gesagt, nicht auch das salbungsvolle Wesen, das im Grunde genommen ein Renommieren ist mit dem, was man nicht hat, im Unterschiede von der Gesalbtheit, die aus dem Geistbesitz stammt? Vom Salben handelt auch das Sprichwort, daß, wer sich für seinen Nachbar salben — ihm nicht ungesalbt begegnen wolle — ein Riesenmaß von Fett verbrauche. Für den Besuch von einem fremden Freund salbt man sich wohl, aber solche Rücksicht nimmt man nicht auf den, dem man täglich begegnet, m. a. Worten, der Hausgenosse und Nachbar kann nicht die Rücksicht beanspruchen, die man Ehrenpersonen erweist. Das dritte Wort vom Salben lautet: „Imana — Gott — gibt nicht denen, die sich gesalbt haben,“ d. h. er achtet nicht das Ansehen der Person. Wenn der Eingeborene auf Grund seiner täglichen Erfahrung sagt, Sattsein ließe immer Hunger zurück, so denkt er dabei nicht mehr an den leiblichen Hunger allein, sondern er blickt in das Menschenherz, das, je mehr es hat, je mehr es will. Oder wenn er ausruft: „Die vernarbte Wunde bricht wieder auf, und alle Kunst der Ärzte ist umsonst,“ so blickt er auch über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung in das Land der geistigen Erlebnisse, in dem dieselben Gesetze gelten. Auch er findet das Naturgesetz in der Geisteswelt.

Auch seelische Zustände haben an leiblichen ihr Gegenbild. Schweigend geht da einer seines Wegs, er scheint ganz ruhig, und doch erfüllt ihn eine tiefe innere Erregung, die anderen ebenso wenig wahrnehmbar ist wie der stechende Schmerz im Leibe, den die Haut verbirgt, oder die Erregung des kochenden Wassers unter dem über ihr sich bildenden Schaumkleide. Beides Bilder, die der Ruandamann benützt, um zu erklären, woher es kommt, daß man oft äußerlich anders scheint, als man innerlich sich fühlt.

Selbstverständlich bieten auch die Erfahrungen im Familien-

leben dem Eingeborenen manchen Stoff zum Nachdenken und weisen über den begrenzten Kreis desselben hinaus. Wie verschieden ist das Los des freien Kindes von dem des Sklavenkindes, das Glück in der Heimat verglichen mit den Gefahren in der Fremde: „Das Kind, was zu Hause ist, zerbricht ein Saugrohr und bekommt dann ein anderes dafür. Das Kind einer Sklavin schlägt man sogar, wenn es vom Wasser trinken will, das die Mutter geschöpft hat.“ Wie anders stellt sich die Frau zum eigenen und zum fremden Kind: „Der Kuß — wörtlich der Speichel — von dem Kinde einer Anderen ist bitter.“ Die Sorge der Frau, ob für das zu erwartende Kind auch das Fell sich finden wird, in dem sie es auf dem Rücken tragen will, fällt dem Ruandamann als eine besonders törichte ins Ohr, und für ein kinderreiches Elternpaar europäischer Herkunft mag es sehr tröstlich lauten, wenn ihm der Ruandamann seinen Glauben stärkt durch das fröhliche Zeugnis: „Wer ein Kind bekommt, dem wird's nicht an dem Tragfell dafür fehlen.“ In diesem Land erscheint Kinderreichtum noch als Segen, den man von der Gottheit ebenso erbittet wie den Besitz an Kindern.

Aber auch von der das Kind auf dem Rücken tragenden Mutter findet sich ein Wort, das eine ernste Mahnung jedem zuruft, der irgendwie für die Erziehung anderer verantwortlich ist, dessen Beispiel im Guten und Bösen für andere von Bedeutung ist. „Wer stiehlt mit einem Kind auf dem Rücken, gibt ihm damit Unterricht im Stehlen.“ Auch die alte Matrone wird zur Lehrerin dessen, was sich für Stand, Alter und Umstände eines jeden schickt, wenn ihr das Zeugnis ausgestellt wird: „Eine alte Frau gibt nicht jugendlichen Pöffen das Geleite.“ Das Alter ist auch den Eingeborenen heilig, und ein Frevel gegen einen Greis zieht nach seiner Überzeugung Unheil nach sich. Er kleidet sie in das Wort: „Wer einen Alten verzehrt, erbricht graue Haare.“ Auf dem Gebiet der Freundschaft scheinen die Ruandabewohner keine besonders guten Erfahrungen gemacht zu haben. Um das merkwürdige Sprüchwort zu verstehen: „Das Vertrauen auf Freunde, läßt die Frösche nicht zum Besitz eines Schwanzes kommen,“ muß man schon etwas weiter ausholen und von der Anschauung des Totemismus berichten, die auch hier herrscht. Die großen Geschlechter des Volks haben ihre heiligen Tiere;

eine der ersten Familien des Landes, die Sippe der Wega, aus der immer die Hauptfrau des Königs genommen wird, hat als heiliges Tier den Frosch. Der mächtigste Tussi des Landes ist der Onkel des Königs, Kavare, also ein Wega. Aber obwohl die Frösche diesen hochgestellten Freund haben und immer darauf hoffen, daß er ihnen zu dem notwendigen Kleidungsstück oder Schmutz eines Schwanzes verhelfen wird, sitzen sie noch immer schwanzlos im Sumpf. Ihr gutmütiges Sich-auf-Kavare-Verlassen hindert sie selber, die nötigen Anstrengungen zu machen, ihren Wunsch zu erreichen. Vor falschem Vertrauen werden die Leute auch durch folgende Lebensweisheit gewarnt: „Wer sich auf seinen schönen Hals etwas zu gut tut, dem wächst daran eine Halsgeschwulst.“

Wenden wir vom Familienleben und seinen Beziehungen den Blick aufs öffentliche und soziale Leben mit seinen Aufgaben, Zuständen und Berufsarten, so findet auch in diesem der Ruandamann einen tieferen Sinn. „Wer am Hof sich aufhält, kann sich nicht um seine Herde kümmern“; man kann nicht zweierlei zugleich tun, oder wie die Schrift sagt: Ein Krieger flieht sich nicht in Händel der Nahrung. „Wer nichts zu ernten hat, muß auf die Suche nach Speise gehen,“ und „wer Saatkorn hat, lacht die aus, welche keins mehr haben.“ Diese beiden Worte aus dem Leben des Landmannes scheinen darauf hinzuweisen, daß jeder seines Glückes Schmied ist, und daß die Umsicht über die Unbesonnenheit triumphiert. „Wer die Hirse nicht vorher trocknet, zieht die Finger nicht aus der Scherbe,“ nämlich beim Rösten, was in einer Scherbe geschieht, will die feuchte Hirse nicht gar werden. Auch der Eingeborene spürt, daß schlecht oder halbgemachte Arbeit lästige Folgen mit sich bringt; dies Gesetz tritt ihm besonders, wo es sich um seinen Magen und die erwünschte schnelle Befriedigung desselben handelt, beim Hirserösten entgegen. So wird ihm die hierbei gemachte Erfahrung typisch für alle Arbeiten, die Sorgfalt erfordern. Auf den Magen und seine Bedienung bezieht sich auch ein anderes Wort, in dem drolligerweise die Sorge für die Befriedigung des Magens und der Eingeweide mit dem Weiden einer Herde verglichen wird: „Wer immer auf Strafe gefaßt sein muß, ist der Hirt, resp. die Hirtin der Eingeweide.“ Schon der Kinderhirt kann sich nicht wundern, wenn

sein Herr aus Zorn über schlechtes Weiden ihm wegnimmt, was er ihm früher gegeben hat, noch viel weniger der Koch; der eigene Magen scheint danach dem Tussi doch noch wichtiger zu sein als seine Kühe. Der Dienst, die Speisen zu bereiten, der im Haushalt des Tussi nicht seiner Frau, sondern einer Sklavin, resp. einem Burschen obliegt, wird, weil er ebenso wie das Schmieden nur mit Hilfe des Feuers getan werden kann, auch geradezu mit diesem Handwerk verglichen: „Wer für die Eingeweide schmiedet, kann die Schmiede nie verlassen,“ während der Eisenschmied keineswegs so an seine Werkstätte gebunden ist, oder „die Speere, die für den Magen geschmiedet werden, werden nie fertig.“ Aber es kommt im Leben nicht nur darauf an, daß man eine Fertigkeit ausüben kann, sondern auch darauf, daß man in der Lage ist oder die günstigen Verhältnisse trifft, um sie ausüben zu können. „Ein Jäger, der fern ist, kann dem Jagdhund nicht Fleisch verschaffen.“ — Vom Weiden sind noch folgende Sprüchewörter hergenommen: „Ein schlechter Hirt weidet dir die Herde in den Abgrund hinein,“ und das andere: „Einem Mietling muß man: die Hirse mit Fett braten,“ d. h. er stellt unerhörte Forderungen in bezug auf seine Verpflegung, er hat beim Weiden nur sein eigenes Interesse im Auge. —

Ferner achtet das Volk auf Eigentümlichkeiten und Eigenschaften der menschlichen Natur, wie sie ihm im täglichen Leben entgegentreten. Es ist dem Menschen eigentümlich, daß er nicht etwas Eingewickelteres wegwirft, ohne es auf seinen Inhalt untersucht zu haben. Von der noch in der Blätterhülle verborgenen Hirsedolde nimmt der Eingeborene das Bild, um es dann auf andere Gebiete zu übertragen. Die Einseitigkeit des Selbstruhms verspottet er mit dem Wort: „Wer die Klugheit anderer nicht kennt, preist seine eigene,“ die Übereilung mit dem andern: „Wer's nicht weiß, ist die Zukost allein, obgleich schon das Wasser kocht, in dem der Brei gerührt werden soll.“ Die Beschränktheit menschlicher Erkenntnis kommt ihm zum Bewußtsein in der Erfahrung: „Wer draußen am Kraal vorbeigeht, weiß nicht, was drinnen vorgeht.“ Daß dem, der sein eigenes Glück zerstört, keine Teilnahme erwiesen wird, drückt man hier in dem Wort aus: „Einen Selbstmörder beweint man nicht.“ „Wer seinen Kraal selber niederreißt, dem leiht man das Buschmesser dazu,“ d. h. die Strafe,

die ich dir antue, hast du selbst durch dein Benehmen dir zugezogen. Auch das ist dem Menschen eigen, sich einzubilden, wenn er einmal Glück gehabt habe, so werde es ihm in der Folgezeit in ähnlicher Weise zuteil werden. Der Ruandamann sagt: „Wer einmal ein Rebhuhn mit der Achselhöhle getötet hat, hält die Arme beständig in die Höhe.“ Der Eingeborene ist beim Schlafen dankbar für die Wärme, die von einem Schlafgenossen ausgeht; der Mensch ist nicht zur Einsamkeit geboren. Hier heißt es: „Wer eine Schlafgelegenheit gefunden, weint nach einem Schlafgefährten.“ Ist es nicht auch eine sehr richtige psychologische Beobachtung, die sich in dem Sprüchwort ihren Ausdruck schafft: „Wer nicht selbst mitringt, denkt: Wirf ihn doch nieder und überwinde ihn“ — der Zuschauer weiß nicht, welche Kraft dazu gehört, um eine Schwierigkeit zu überwinden. Auch ein anderes Wort mag hier seine Stelle finden, was uns, um das Gewissen zu wecken, von Wichtigkeit sein kann. Auch hier empfindet es der Nachdenkliche, wie töricht der Leichtsinn ist, mit dem man sich in irgend ein Unrecht hineinstürzt, in dem Gedanken, die Sache werde wohl kein schlimmes Ende nehmen, wie schließlich aber wohl nichts anderes überbleibe, als die Schuld einzugestehen und ihre Folgen auf sich zu nehmen: „Das schadet mir nichts, so fängt es an; ich hab's getan, so hört es auf.“

Was im Obigen gebracht wurde, ist ja nur ein erstes Hineinschauen in die Volksseele. Was wird sich erst im Lauf der Jahre ergeben! Wie wird man dann noch in ganz anderer Weise alles das, was hier nur angedeutet wurde, ausführen und beleuchten können. Beim Wiedergeben dieser Sprüchwörter empfinde ich auf einem Punkte ganz besonders die Unzulänglichkeit meines Versuches. Es gehört zum Wesen des Sprüchwortes, alles Unnütze so viel wie möglich abzuschneiden, die Gedanken in den wenigsten Worten und die stärksten in den einfältigsten zu sagen. Die Sprüchwörter auch dieses Volkes gleichen geschliffenen Steinen, und ihr Glanz wird noch durch Wortspiele, die im Deutschen nicht wiedergegeben werden können, erhöht. Eines, hoffe ich, wird dem Leser aber trotzdem zum Bewußtsein gekommen sein, daß nämlich der Eingeborene auch ein inneres Auge und Ohr besitzt, so daß er in dem Außerlichen das Innerliche, in dem Vereinzelten das Typische, in dem Vorübergehenden das

Gesetzmäßige erkennt, daß er eine anschauende Vernunft und eine Seele, wie wir sie haben, besitzt. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß, und „in Gleichnissen und Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis.“ Gott hat dem Menschen die ihn umgebende Welt als großes Anschauungsbuch gegeben, und mir ist es erst hier unter den Heiden zum Bewußtsein gekommen, wie wenig man selber versteht, in ihr zu lesen, wie sehr in ihrer Weise diese „Naturmenschen“ uns beschämen. Wie hat der Herr seine Jünger auf die Natur hingewiesen, wie sind alle seine Reden voll von Bildern und Gleichnissen, der Natur abgelauscht und dem Menschenleben entnommen! Darum sprechen sie auch eine dem Heiden so verständliche Sprache. Von Salomo heißt es, daß er redete von der Zeder in Libanon und vom Ysop, der aus der Wand wächst, daß sich die Zahl seiner Sprüchwörter auf tausende belief. Nun, was von ihm als Einzelnen gesagt werden konnte, das kann auch von dem geistigen Besitz dieser Völker behauptet werden. Die Natur und das Menschenleben sind in der That für sie das Bildungsmittel, was Gott ihnen erhalten hat bei aller Verdunkelung ihres religiösen und sittlichen Lebens. Wenn es ihnen gelingt, noch jetzt, wo sie Gott fern sind, Lebensweisheit aus ihm zu schöpfen als ein Salz, was sie vor völliger Verrottung schützt, wie viel mehr werden sie erhalten, wenn der Geist der Schrift, das Zeugnis von Jesu Christo ihre Seelen durchleuchtet, so daß sie in neuer Weise erkennen, wie die Natur das Wort der Bibel bestätigt, daß sie in Wahrheit, wie Hamann sagt, ein Kommentar der heiligen Schrift ist.



Der schwedische Missionsbund.¹⁾

Von Missionssekretär Lundahl in Stockholm.

Der schwedische Missionsbund wurde im Jahre 1878 gebildet und ist also erst 30 Jahre alt. Trotzdem kann er auf eine — wenigstens was Schweden anbetrifft — einzig dastehende Entwicke-

1) Meine Absicht war, eine Monographie des schwedischen Missionsbundes aus der Feder des Direktors desselben, des Dr. phil. und theol. Waldenström, zu bringen. Er hat aber, weil überbürdet, die Arbeit

lung zurückblicken. Ihm sind 1259 Vereine und Gemeinden angeschlossen mit mehr als 100 000 Mitgliedern und einem Prädikantenkorps von 516 ordentlichen und 971 Hilfsprädikanten, 2508 Sonntagschulen und 619 Jugendvereinen. Durch ihn wird Mission getrieben am Kongo, in China, Ostturkestan, Kaukasien und Rußland, sowie Seemannsmission in London und Sunderland. Die Anzahl der Missionare beträgt 120.¹⁾

Der schwedische Missionsbund kann als aus der im Jahre 1856 gebildeten Missionsgesellschaft „Evangelische Vaterlandsstiftung“ hervorgegangen gelten.

Im Anfang der siebziger Jahre trat Dr. phil. und theol. P. Waldenström, Oberlehrer und Religionslehrer am Gymnasium in Umeå, mit einer Auffassung in der Versöhnungslehre hervor, welche von der gewöhnlichen abwich, indem er scharf betonte, daß Gott in

einem seiner „Selber“, dem früheren Kongo-Missionar Lundahl, übertragen, der ja mit der zuverlässigsten Objektivität eine Übersicht über die Missionstätigkeit des Bundes gibt, aber die Eigenart desselben für deutsche Leser doch nicht genügend charakterisiert. Ich hätte diese Charakteristik gern von Waldenström selbst gehabt. Jetzt muß ich dem Aufsatz einige Bemerkungen hinzufügen, die P. Berlin der von ihm angefertigten Übersetzung desselben zum Geleite beifügt. Er schreibt: „Verfasser geht nicht ein auf die Stellung des Bundes zur Staatskirche. Die größte Zahl der angeschlossenen Vereine steht innerhalb der Staatskirche, aber mehr oder weniger kühl oder gar gegnerisch. Im Wesen ist der Missionsbund eine organisierte Freikirche, die eigentlich alles hat, was sie braucht: ihre eigenen Kirchen (die sog. Missions- oder Bethäuser), ihre eignen Prädikanten, Taufe, Abendmahlsfeier, Sonntagschulen, Gesangbuch, Sprengelenteilung usw. Der Verfasser betont die Freiheit und Selbständigkeit der Gemeinden, daß der Vorstand keine kirchliche Behörde sei usw., aber es ist, wie mir scheint, eine ziemlich starke Strömung im Missionsbund vorhanden, die mehr den freikirchlichen Organismus betont. Waldenström hält immer mit Nachdruck das Bundesverhältnis inter pares fest, aber oft genug muß er die Zentralisten im Zaum halten. . . Daß im Missionsbund eine bedeutende Kraft steckt ist offenbar. Der Bau des neuen Missionsinstituts ist eine großartige Leistung und jetzt ist auch die Rede davon, eine Ausbildungsanstalt für „Bibelfrauen“ (wir würden etwa sagen: Gemeindefröiweibern) ins Leben zu rufen, das mit einem Krankenhause verbunden sein müßte.“ — Das ganze Gebilde ist sehr lehrreich und daß es auch außerhalb Schwedens Nachfolger finden wird, nicht unwahrscheinlich. Wd.

1) Nach Svenska Missionsförbundet (für die Kontinentale Missionskonf. in Bremen) Geiden- und Mohammedaner-Missionare: 47 Männer, 30 verheiratete und 30 unverheiratete Frauen. Wd.

der Bibel niemals als das Objekt der Versöhnung dasteht, sondern nur als ihr Subjekt. Die Versöhnung ist nicht eine Versöhnung Gottes mit dem Menschen, sondern eine Versöhnung der Menschen mit Gott, und Christus ist der Mittler für diese Versöhnung nicht in dem Sinne, daß er als der Vertreter des Menschen Gottes Zorn wegnimmt, sondern als der Stellvertreter Gottes die Sünde des Menschen. Starke Bewegungen traten nun hervor, und die Evangelische Vaterlandsstiftung, die streng an dem gewöhnlichen lutherischen Bekenntnis festhielt, sah sich veranlaßt, eine Anzahl Personen von sich auszuscheiden, welche dasselbe nicht in allen Punkten teilen konnten.

Die Fragen nach dem rechten Brauch des Abendmahls, nach dem geistlichen Amt, nach biblischem Gemeindeleben u. a. wurden auch Gegenstand ernstlicher Untersuchung. Immer weiter verbreitete sich die Überzeugung, daß die Staatskirche keine Gemeinde Gottes nach neutestamentlichem Begriffe sei. Das Bedürfnis nach einem rechten, biblischen Gemeindeleben machte sich immer mehr geltend, und als Folge von allem dem kam der schwedische Missionsbund auf. Er wurde am 2. August 1878 in Stockholm förmlich gebildet.

Der schwedische Missionsbund ist ein Zusammenschluß von einer größeren Anzahl von Gemeinden, von denen jede für sich selbständig ist, zu gemeinsamer, innerer und äußerer Mission. Seine Mitglieder sind nicht einzelne Personen, sondern nur christliche Gemeinden und Vereine. Seine oberste leitende Stelle ist die jährlich zusammentretende Konferenz, und diese ist nicht eine Kirchensynode, sondern eine Missionskonferenz, deren Verhandlungen und Beschlüsse ausschließlich Missionsangelegenheiten betreffen.¹⁾ Der von der Konferenz eingesetzte Vorstand ist nicht eine Kirchenbehörde, sondern ein Missionsvorstand. Er hat keine Gewalt über die Gemeinden, kein Recht, auf irgend eine Weise in ihre inneren Angelegenheiten einzugreifen. Jede Gemeinde ist eine Kirche für sich, ganz wie die ältesten, apostolischen Gemeinden; sie ordnet und regelt ganz unabhängig von andern ihre kirchlichen Verhältnisse: ihre Geldangelegenheiten, ihre Gottesdienstordnung, ihre Gemeindepflege, ihre örtliche Tätigkeit, sie baut Bethäuser, stellt Prädikanten, Kreisvorsteher

1) D. h. Mission in dem in Schweden üblichen weitesten Sinne des Wortes, Evangelisation, innere Mission und Diasporaarbeit einschließend. W.

usw. an. Der Missionsbund als solcher hat seine Missionare für die äußere Mission, seine Bezirksvorsteher und Reiseprediger für die innere. Diese unterstehen in ihrer Tätigkeit der Leitung der Konferenz und des Vorstandes. Der Missionsbund hat auch eine Schule, welche begabten jungen, gläubigen Männern die erforderliche Ausbildung für den Beruf als Prädikanten zu verschaffen sucht. Aber wenn diese die Schule durchgemacht haben, so hängt es von den Gemeinden ab, ob sie sie berufen wollen oder nicht. Der Missionsbund hat kein Recht, sich darein zu mischen — außer dem Rechte, das jedem zusteht, nämlich, wenn es gewünscht wird, mit Rat und Auskünften beizustehen, mit anderen Worten, zu dienen und zu helfen. Die Bedingung für die Mitgliedschaft in den Gemeinden ist nur, daß man im Glauben an den Sohn Gottes lebt und diesen Glauben mit seinem Wandel bewährt. Irgendwelche Bekenntnisschriften neben der Bibel haben die Gemeinden nicht.

Der erste Schritt zur Bildung einer äußeren Mission des Missionsbundes wurde bei der Jahresversammlung 1879 getan, bei der beschlossen wurde, die Evangelisationsarbeit zu unterstützen, die in dem benachbarten Finnland begann. Beiträge wurden für diese Tätigkeit bis zum Jahre 1885 gegeben, wo sie eingezogen wurden.

Die Mission in Lappland.

Auf der Konferenz von 1880 wurde beschlossen, 3 Missionare nach Lappland zu senden. Einer von ihnen wurde in dem nördlichsten schwedischen Kirchspiel, Karesuando, stationiert, wo er unter Lappen und Finnen arbeitete. Die Arbeit ist weiter gegangen und allmählich vergrößert worden, so daß der Missionsbund jetzt 7 Missionare in Lappland hat. Zur Ausbildung von eingeborenen Evangelisten sind wiederholt an verschiedenen Orten Evangelistenkurse gehalten.

Die Mission in Rußland.

Von derselben Konferenz wurde auch beschlossen, eine Missionsarbeit teils unter den skandinavischen Seeleuten in Kronstadt, teils unter den Schwedisch redenden in Petersburg zu beginnen. In demselben Jahre wurde auch ein Missionar an jeden dieser Orte gesandt. Seitdem der Moriskoikanal vollendet ist, durch den die Fahrzeuge bis Petersburg hinaufgehen können, ist die Arbeit in

Kronstadt eingezogen, und die Arbeit in Petersburg wird jetzt von einem Missionar, J. A. Nyman, besorgt, dem ein Evangelist und 2 sogenannte Bibelfrauen zur Seite stehen. Die Arbeit hat sich auch auf die Finnisch redende Bevölkerung sowohl in Petersburg wie in einem großen Teile von Ingermanland ausgedehnt.

Auf der Jahreskonferenz des Missionsbundes 1882 wurde beschlossen, eine evangelistische Tätigkeit unter den 2—300 Schweden aufzunehmen, welche bei den großen Petroleumwerken in Baku am Kaspiischen Meere in Arbeit stehen. Dieser Beschluß war hauptsächlich durch die Vorstellungen des Besitzers dieser Werke, des bekannten Nobel, veranlaßt, welcher die Bitte ausgesprochen hatte, daß diesen Schweden eine geistliche Pflege zuteil werden möchte. Am 25. September 1882 langten die beiden Missionare L. A. Hydell und N. F. Höijer in Baku an, und die Arbeit unter den dortigen Schweden begann.

Inzwischen fingen die Blicke an sich immer mehr auf Kaukasien als ein passendes Missionsfeld zu richten. Besonders dachte man an das armenische Volk, das über dieses ganze Land zerstreut war. Im Jahre 1884 wurde beschlossen, unter den Armeniern in Kaukasien Mission zu treiben; Missionar L. E. Höggberg wurde zu diesem Zwecke in Schemacha stationiert, und der vorhin genannte Höijer siedelte nach Tiflis über. Späterhin ging auch Höggberg nach Tiflis, welche Stadt seitdem der Hauptplatz für die Arbeit in Kaukasien gewesen ist. Die Arbeit unter den Armeniern hat reiche Früchte getragen, und christliche Gemeinden sind an mehreren Orten entstanden. Unter den Missionaren auf diesem Gebiete mögen E. John Larson und W. Sarwe genannt werden, beide in Tiflis stationiert. Bevor der letztere seine Arbeit in dieser Stadt begann, hatte er einige Jahre, seit 1882, als Missionar teils unter Schweden, die an Bergwerken im Ural angestellt waren und teils unter den Baskiren gearbeitet, diese Mission wurde 1895 aufgegeben. Verschiedene gläubige armenische Jünglinge sind auf der Missionschule des Missionsbundes ausgebildet worden und sind nun als Evangelisten in Kaukasien tätig.

Zu der Mission unter den Armeniern ist auch das Kinderheim in Häftevan in der Provinz Salmaß, Persien, zu zählen, das kürzlich aufgelöst wurde. Hier fanden viele von den Kindern Aufnahme, die während der armenischen Blutbäder elternlos geworden

waren. Das Heim stand eine Reihe von Jahren unter der Leitung von Fräulein Elin Sundwall.

Ein Missionsversuch unter den Samojeden am Weißen Meere wurde 1884 von den Missionaren Fr. Hammarstedt und A. E. Karlsson gemacht, hatte aber nur zur Folge, daß die beiden Missionare von den russischen Behörden gefangen gesetzt und unter Polizeiaufsicht nach Moskau geschickt wurden, wo sie in das Zentralfängnis für politische Verbrecher kamen, die nach Sibirien verbannt werden sollten. Durch Eingreifen des schwedischen auswärtigen Ministeriums wurden sie jedoch schließlich freigegeben.

Die Mission unter den Jesiden.

Von der im vorigen Jahre versammelten Konferenz wurde der Beschluß gefaßt, Mission — zunächst nur durch Kinderheim- und Schularbeit — unter den Jesiden in Kaukasien zu beginnen, einem Volksstamm, der bis jetzt so gut wie unberührt von christlicher Mission gewesen ist. Die Religion, die unter diesem Volke herrscht, ist Dämonendienst. Die Jesiden kommen in Kaukasien in einer Anzahl von 20—25 000 vor und in der Türkei zu einigen hunderttausend. Das vorhin erwähnte Fräulein Elin Sundwall und die Lehrerin Fräulein Olga Moberg sind gegen Ende vorigen Jahres nach Kaukasien gereist, um diese Arbeit zu beginnen.

Die Mission in Alaska.

Im Jahre 1886 beschloß der schwedische Missionsbund, die Missionsarbeit in Alaska in Nordamerika aufzunehmen. Bei einem Gespräch, das der damalige Missionsvorsteher Dr. E. J. Ekman mit dem jetzt verstorbenen Entdeckungsreisenden Nordenfjöld hatte, riet dieser dazu, eine Mission in den nördlichen Gebieten von Nordamerika zu beginnen. Man entschied sich für Alaska. Die schon genannten Missionare L. A. Lydell und A. E. Karlsson wurden 1886 abgesandt, um dieses Unternehmen zu beginnen. Sie blieben über Winter 1886—87 in San Franzisko und trafen die nötigen Vorbereitungen. Im Frühjahr 1887 reisten sie mit der ersten Schiffsgelegenheit nach Alaska. Lydell blieb im Dorfe Jakutat im südlichen Alaska, südlich vom Eliasberg. Karlsson setzte seine Reise noch weiter ins Land hinein fort. In einem Dorfe namens Unalaklit, an der Küste gelegen, 100 Kilometer nördlich von St. Mi-

chael, ließ er sich nieder und begann eine Missionsstation anzulegen. Hier war er so weit von der übrigen Welt abgeschlossen, daß eine Nachricht von ihm erst im Spätsommer 1888 einging.

Bald kamen mehrere Missionare auf dieses Feld. Im Jahre 1888 langte R. J. Henriksson und 1889 Albin Johansson in Jafutut und August Andersson in Unalaklit an. Inzwischen hatte sich 1885 der „Schwedische Evangelische Missionsbund in Amerika“ als ein selbständig dastehender Bruderbund des Missionsbundes in Schweden gebildet. Dieser Bund stellte den Antrag, die Alaskamission zu übernehmen. Das wurde bewilligt, und im Jahre 1889 wurde diese Mission dem genannten Bunde überlassen. Unter seiner Leitung hat sich die Alaskamission bedeutend erweitert.

Die Mission in Ost-Turkestan.

Infolge einer Untersuchungsreise, welche Missionar N. F. Höijer in Gesellschaft mit dem bekehrten Armenier Johannes Abetarianian im Jahre 1891 nach Ost-Turkestan machte, richteten sich die Blicke der schwedischen Missionsfreunde auf dieses von der Mission so gut wie ganz unberührte Land. Der Missionar B. beschloß, dort die Evangeliumsverkündigung aufzunehmen. Das geschah im Jahre 1893. Die Missionare L. E. Högberg nebst Frau, Fräulein Anna Nyström und ein persischer Arzt, Mirza Josef, erhielten den Auftrag, die Arbeit in diesem Lande zu beginnen. Am 21. Juli 1894 kamen sie in der Stadt Kaschgar an. Unterdessen hatte Abetarianian sich seit seiner Ankunft ununterbrochen in Kaschgar aufgehalten und das Feld vorbereitet. Unter schweren äußeren Verhältnissen hatte er dort 2½ Jahr lang allein ausgehalten.

Die Grundlegung der Mission war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die chinesischen sowie die mohammedanischen Behörden wollten nicht, daß Fremde sich dort niederließen. Umstände und Weitläufigkeiten mit Grundstücksbesitzern und Mandarinen gehörten zur Tagesordnung. Die Feindseligkeiten spitzten sich schließlich zu einem Auslauf zu, in dem das Leben der Missionare bedroht und die von ihnen aufgeführten Gebäude zerstört wurden. In der Stunde der Gefahr erhielten sie jedoch Hilfe von dem in Kaschgar wohnhaften englischen Agenten und dem russischen Konsul. Durch eine wunderbare Fügung kam, gerade als die Stellung höchst kritisch geworden war, eine Bekanntmachung von der Regierung in Peking, die in

strengen Worten den Mandarinern Befehl, die Fremden zu schützen. Seitdem ist die Arbeit in Frieden ohne nennenswerte Feindseligkeiten langsam vorwärtsgegangen.

Die Mission in Ost-Turkestan hat nun 3 Stationen: eine in Kaschgar und eine in Tarkend für die Tätigkeit unter den Mohammedanern, dazu eine in Kaschgar für die Missionsarbeit unter den Chinesen, die über das Land zerstreut sind. Der Arbeitszweig, der unter den Mohammedanern sich bisher am fruchtbarsten erwiesen hat, ist die ärztliche Mission. Sie ist ein kräftiges Mittel gewesen, das Mißtrauen des Volkes gegen die Missionare zu heben. Im Laufe der Jahre hat sie sich daher beständig ausgedehnt, und mehrere tausend Patienten von den verschiedenen Teilen des Landes besuchen jährlich die Missionsstationen. Ein neues, großes, prächtiges Krankenhaus ist in diesem Jahre in Kaschgar eingeweiht. Was die Verwunderung des Volkes am meisten erregt, sind die glücklichen Operationen, namentlich Staroperationen, welche die Missionare ausgeführt haben. Die Apotheke und ärztliche Tätigkeit der Mission sind die einzigen europäischen Unternehmungen dieser Art, welche bisher in Ost-Turkestan existiert haben. Die Missionare Högberg in Kaschgar und G. Raquette in Tarkend sind diejenigen, welche diese Seite der Arbeit mit besonderem Erfolge gepflegt haben. (Der letztgenannte hat ganz kürzlich für seine verdienstvolle Arbeit sowohl als ärztlicher Missionar wie in wissenschaftlicher Hinsicht eine hervorragende Auszeichnung vom Zaren erhalten.)

Die Arbeit besteht sonst in Schul- und Predigtstätigkeit, letztere nicht bloß auf den Stationen, sondern auch in der Umgegend. Mancherlei literarische Arbeit haben die Missionare auch ausgeführt. Es sind in der Landessprache vorhanden: die 4 Evangelien, gedruckt auf Kosten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, 1 Bibel, 1 biblische Geschichte, 1 Gesangbuch u. a. Das ganze Neue Testament liegt im Manuskript vor und wird bald im Druck erscheinen.¹⁾ Der erste Kalender, bearbeitet von Missionar G. Raquette, erschien im vorigen Jahre.

Ost-Turkestan ist ein hartes Feld. Die sichtbare Frucht in Bekehrungen ist bisher gering gewesen. Die Arbeit unter den Chinesen hat in dieser Beziehung sich eines etwas größeren Erfolges erfreuen

1) Es wird auf der Missionsdruckerei in Schumla unter Aufsicht von Avetarianian gedruckt.

können als die unter den Mohammedanern. Aber wir hoffen, daß nach der Saatzeit ein Tag der Ernte auch bei diesem Volke anbrechen wird.

Die Anzahl der Missionare, einschließlich 4 verheiratete Frauen, beträgt 15, von denen 10 unter den Mohammedanern und 5 unter den Chinesen arbeiten.

Die Judenmission und die Mission in Nordafrika.

Schon früh erkannten die Freunde des schwedischen Missionsbundes es als ihre Pflicht, etwas für das Gottesvolk des alten Bundes zu tun. Im Jahre 1886 wurden die bekehrten Juden Philippus Gordon und Ludwig Rosenstein als Judenmissionare angestellt, ersterer in London, letzterer in Wilna in West-Rußland. Im Jahre 1887 wurde Dr. Erich Nyström nach Algier in Nord-Afrika ausgesandt mit der Aufgabe, sowohl unter den zahlreichen Juden, die an diesem Orte sich befinden, als auch unter der mohammedanischen Bevölkerung zu arbeiten. Als Gehilfen erhielt Dr. Nyström im Jahre 1889 einen russischen Juden Johannes Tuff, der seine Ausbildung auf der Missionschule des Bundes erhalten hatte. In Algier hat der schwedische Missionsbund eine gute Arbeit geleistet. Von größter Bedeutung ist die Übersetzung des Neuen Testaments in den arabischen Dialekt, der von der Bevölkerung in Algier und großen Teilen von Nord-Afrika gesprochen wird, eine Arbeit, welche Dr. Nyström unmittelbar vor seinem Tode im Jahre 1907 noch vollenden konnte.

Eine Judenmission betreibt der schwedische Missionsbund jetzt nicht mehr. Seine Arbeit auf diesem Gebiet ist auf andere Gesellschaften übergegangen.

Die Kongo mission.

Auf derselben Konferenz, auf der beschlossen wurde, in Sappaland und Rußland eine Mission aufzunehmen (1881), wurde auch beschlossen, sich mit der in England gebildeten Gesellschaft „Livingstone-Kongo-Inlandmission“ in Verbindung zu setzen. Dieser Vorschlag begegnete von seiten der englischen Gesellschaft keinen Schwierigkeiten. Missionar E. J. Engvall wurde zum ersten Kongo missionar des schwedischen Missionsbundes ausersehen. Nachdem er eine Zeitlang sich auf der Ausbildungsanstalt der Livingstone-Inlandmission in

London (dem East London-Institute) aufgehalten hatte, reiste er am 1. Juli 1881 nach dem Kongo ab. Bei seiner Ankunft wurde er auf der Missionsstation Palabala, nicht weit von der Hafenstadt Matadi, stationiert. Sehr bald wurde er jedoch so heftig vom Klimafieber befallen, daß er in die Heimat zurückkehren mußte, ohne daß er die eigentliche Missionsarbeit begonnen hätte.

Im Februar 1882 reisten die beiden Männer hinaus, welche mit Recht die Grundleger der Kongomission des schwedischen Missionsbundes heißen können: Nils Westlind und R. J. Pettersson. Westlind wurde bei der Missionsstation Mukimbungu und Pettersson bei Lukunga stationiert. Letzterer, der ein in praktischer Beziehung ungewöhnlich tüchtiger Mann war, wurde sehr bald zur Anlage neuer Stationen in Anspruch genommen. Im Jahre 1883 legte er eine Missionsstation am Stanley-Pool an und im nächsten Jahre die sogenannte Äquatorstation an einem Platz, den H. M. Stanley der Mission angewiesen hatte. Während der Zeit hatte Westlind unermüdet in Mukimbungu gearbeitet. Seine Stärke lag mehr auf dem theoretischen Gebiet. Infolge seiner großen Begabung für fremde Sprachen dauerte es nicht lange, bis er in der Kongosprache (Kifioti) sprechen und predigen konnte. Aber daran ließ er sich nicht genügen. Er suchte auch die Gesetze der Sprache klarzulegen und sammelte einen beträchtlichen Wortvorrat von den Lippen des Volkes, auch begann er früh, sich mit Übersetzungsarbeiten zu beschäftigen. Die grundlegende Arbeit für eine richtige Erfassung und Behandlung der Kongosprache, die Westlind geleistet hat, ist von der allergrößten Bedeutung. Auf diesem Grunde haben spätere Arbeiter bauen können.

Inzwischen hatte sich innerhalb des schwedischen Missionsbundes mehr und mehr der Wunsch geltend gemacht, eine eigene schwedische Kongomission zu bekommen. Die Zeit für die Verwirklichung dieses Planes schien gekommen zu sein, als die Livingstone-Kongo-Inlandmission der amerikanischen baptistischen Missionsgesellschaft überlassen wurde. Nach Beratung mit Pettersson und Westlind, welche damals zu ihrer Erholung in Schweden sich aufhielten, beschloß der Bund, mit der genannten Gesellschaft wegen Überlassung von einer der Kongostationen in Unterhandlung zu treten. Die Unterhandlungen hatten das Ergebnis, daß die amerikanische Gesellschaft dem Bunde ohne Entschädigung die Station Mukimbungu überließ, welche die erste Hauptstation der schwedischen Kongomission wurde. Mukimbungo

liegt an der südlichen Seite des Kongostromes, ungefähr in der Mitte zwischen der Hauptstadt Boma und dem Stanley-Pool. Das geschah im Jahre 1886. Hiermit beginnt eine neue Zeit für die Mission des schwedischen Missionsbundes am Kongo.

Im August 1886 kehrte Westlind an den Kongo zurück, begleitet von R. F. Andraë, R. F. Nilson und L. F. Hammarstedt. Im April des folgenden Jahres kehrte auch Pettersson zurück. Mit ihm kamen J. W. Hakansson und A. Skarp. Nun war es an der Zeit, auf die Anlegung einer neuen Station bedacht zu sein. Zu diesem Behufe unternahmen Pettersson und Skarp 1887 eine Untersuchungsreise zu den Stämmen nördlich vom Kongofluß. Sie trafen dort mit Häuptlingen des Landes zusammen, welche sie mit großer Freundlichkeit aufnahmen. Die Einladung, welche die Häuptlinge an die Missionare richteten, hatte folgenden merkwürdigen Wortlaut:

„Wir, Makayi, Ntusi, Kibundu und Mufayi Makuta Ntoto, Häuptlinge von Kibunzi, und unser Volk wünschen, daß die Missionare des schwedischen Missionsbundes zu Mufimbungo kommen und sich bei uns aufbauen und uns und unser Volk lehren. Wir geben ihnen gern das Recht, zu bauen, wo es ihnen behagt, auf der großen Anhöhe südöstlich vom Dorfe Kibunzi. Wir treten ihnen unsere Rechte auf diese Anhöhe ab. Sie haben selbstverständlich volles Recht, unser Wälder, Gewässer, Wege und Felder zu Pflanzungen innerhalb unseres Bezirks auf dieselbe Weise zu benutzen wie wir selbst. Wir haben sie eingeladen, zu kommen und sind froh, sie hier zu sehen, und wir wünschen, daß sie bei uns bleiben und bauen.“

Die Station bekam den Namen Kibunzi. Während des Jahres 1888 wurde sie aufgebaut, und die Missionsarbeit begann. In demselben Jahre kam eine neue Verstärkung der Arbeitskräfte, 2 männliche und 3 weibliche Missionare. Das Arbeitsfeld mußte wieder erweitert werden, und gegen Ende 1888 unternahmen Pettersson und Skarp eine neue Untersuchungsreise, um einen Platz für eine dritte Hauptstation zu finden. Ungefähr 30 Kilometer nordwestlich von Kibunzi trafen sie einen günstigen Platz an. Auch hier erfuhren sie großes Entgegenkommen von seiten der Eingeborenen. Noch vor Schluß des Jahres hatten sie ein Wohnhaus bei dieser Station aufgeführt, welche den Namen Diadia erhielt.

4 neue Missionsarbeiter wurden im folgenden Jahre, 1889, ausgesandt. Unter ihnen möge besonders genannt sein W. Sjöholm, der seit 1904 Sekretär des schwedischen Missionsbundes ist. Im

Anfange von 1890 wurde eine neue Untersuchungsreise vorgenommen behufs Anlegung einer Station innerhalb des sogenannten Bwendegebietes in nördlicher Richtung von Mukimbungo auf der nördlichen Seite des Kongoflusses. Hier wurde auch in demselben Jahre von den Missionaren R. F. Andrea und J. Larsson die Station Nganda angelegt.

Es war inzwischen mehr und mehr notwendig geworden, bei einem Hafenplatz, wo die Dampfer aus Europa anlegen, eine eigene Transportstation zu haben, welche die für die Mission bestimmten Warensendungen in Empfang nehmen und zu den Stationen weiter aufwärts im Lande befördern konnte. 1892 waren die Warentransporte von der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft besorgt worden, durch deren Missionare auf der Station Tundua in der Nähe der Hafenstadt Matabi. Missionar Pettersson reiste hinab nach Matabi, um ein zum Bau einer Transportstation passendes Grundstück ausfindig zu machen. Es glückte ihm, ein solches bei Londe zu kaufen, das auf der südlichen Seite des Kongoflusses gelegen ist, unmittelbar westlich von Matabi, etwa 160 Kilometer vom Meere. Der Fluß ist auch für Dzeandampfer bis Matabi hinauf schiffbar. Gegen Ende des Jahres 1893 war die Station fertig. Ihr erster Vorsteher war A. Th. Strandman.

Mit der weiteren Entwicklung der Mission wurde es auch notwendig, eine Buchdruckerei anzulegen. Diese erhielt in Londe ihren Platz. Allerdings war schon 1887 eine kleine Akzidenzpresse angeschafft worden, auf welcher die erste Kongo-Literatur gedruckt wurde. Aber 1893 wurde eine Schnellpresse hingeschickt, auf der späterhin recht bedeutende Arbeiten ausgeführt wurden. Ein ausgebildeter Typograph wurde 1894 ausgesandt; nach seinem Tode ist die Druckerei von den Missionaren verwaltet worden, mit Hilfe von verschiedenen Eingeborenen, unter denen sich Mose Nsiku besonders hervorgetan hat.

Eine neue Hauptstation wurde 1897 nordwestlich von Nganda begründet, sie erhielt den Namen Kinkenge. An diesem Orte hat die Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit viel Erfolg gehabt. 1900 wurde nördlich von Nganda die Station Kingogi angelegt, dicht an der Grenze zum französischen Kongogebiet. Dort hat die Mission mit großer Feindschaft von seiten der Bevölkerung zu kämpfen gehabt. Wiederholt war das Leben der Missionare bedroht und

wurden Pläne geschmiedet, die Station zu erstürmen und zu verbrennen. Jetzt ist jedoch ein besseres Verhältnis eingetreten. Die Missionare können ungehindert ihre Dorfbesuche machen, und die Arbeit scheint festen Fuß gefaßt zu haben.

Der Platz, der zuletzt zu einer neuen Station ausersehen ist, heißt Mbamu und liegt im französischen Kongogebiet, einige Tagesreisen westlich von der Stadt Brazzaville am Stanley-Pool. Der Beschluß, die neue Station in das französische Gebiet zu verlegen, wurde erst gefaßt, nachdem Untersuchungsreisen sowohl nach dem Kwango-Distrikt im Süden wie nach dem Leopoldsee-Distrikt im Nordosten des gegenwärtigen Missionsfeldes vorgenommen worden waren. Die Arbeit in Mbamu ist erst in diesem Jahre vom Missionar J. Hammar begonnen worden. Geplant wird noch eine zweite Hauptstation im französischen Kongo, einige Tagereisen nördlich von Mbamu im Bangala-Distrikt, und ebenso eine Missions- und Transportstation für diese Stationen in Brazzaville.

Seit dem Jahre 1907 gilt Diadia nicht mehr als Hauptstation, und die Arbeit dort wird von Ribunsi aus gepflegt und überwacht.

Schon vom ersten Anfang der Mission des Bundes am Kongo an scheinen zwei Grundsätze klar vor den Missionaren gestanden zu haben. 1. Will man ein Volk umschaffen, so muß man bei seinen Kindern und jungen Leuten beginnen. 2. Soll die Arbeit recht kräftig und durchgreifend werden, so muß sie durch die eigenen Söhne des Volkes ausgeführt werden. Demgemäß hat die Mission ein besonderes Gewicht auf die Schultätigkeit gelegt. Zuerst wurden auf den Hauptstationen Schulen errichtet, die Knaben und Jünglinge wohnten auf der Station und erhielten ihren Unterhalt dort. Um denselben zu bestreiten, wurden große Pflanzungen von Pisang, Bataten, Maniok usw. angelegt. In diesen Pflanzungen hatten die Schüler unter Aufsicht des Missionars täglich 3 bis 4 Stunden zu arbeiten. Zu Anfang waren die Schulen natürlich von der aller-einfachsten Art, aber sie haben sich allmählich entwickelt und Klasseneinteilungen nach dem Muster der schwedischen Volksschulen erhalten. Wenn ein Jüngling auf einer der Stationen einen vollständigen Schulkursus durchgemacht hat, so hat er eine ganz gute Grundlage in den allgemeinen Wissensgegenständen erhalten. Die Schüler, welche als tauglich dafür gelten und Lust dazu haben, bleiben im

Dienst der Mission, um zu Evangelisten und Schullehrern ausgebildet zu werden. Sie müssen dann zuerst einige Jahre Hilfslehrer an einer Dorfschule sein oder werden auf irgend eine andere Weise verwendet, bis sie die nötige Reife und Festigkeit erlangt haben, die für den Eintritt in das Evangelistenseminar notwendig sind. Dieses hat seine Stätte in Mufimbungu gefunden. Der Kursus ist dreijährig. Nach seiner Vollendung werden die Zöglinge entweder als Gehilfen für ältere Lehrer an größeren Außenschulen ausgesandt, oder sie erhalten auch den Auftrag, neue Schulen in heidnischen Bezirken anzulegen. So wird beständig neuer Boden urbar gemacht, während gleichzeitig aller Fleiß darauf verwendet wird, die schon eingenommenen Gebiete zu bewahren, zu stärken und zu entwickeln.

Außer der theoretischen Ausbildung erhalten die Schüler auch Unterricht in den für das praktische Leben nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten. Wir erwähnten schon, daß die Knaben in den Pflanzungen zu arbeiten haben; indem sie auf diese Weise das aufwachsende Geschlecht zu praktischer Tüchtigkeit erzieht, sucht die Mission eine Umwälzung in der heidnischen Denkweise hervorzubringen, nach der es nur der Frau gebührt, zu arbeiten und die Verantwortung für die Beschaffung des Lebensunterhalts für die Familie zu tragen.

Die Kulturarbeit der Mission ist in dieser Beziehung auch mit Erfolg gekrönt worden. Es besteht ein erkennbarer Unterschied zwischen den Dörfern, die unter dem Einfluß von Missionsstationen gestanden haben, und den heidnischen, sowohl in bezug auf den allgemeinen Wohlstand, wie auf die gesundheitlichen Verhältnisse. Für Frauen und Mädchen werden auch Schulen unterhalten, in denen sie außer theoretischem Unterricht gleichfalls praktisch geschult werden. Ein besonderes Heim, in welchem Mädchen aufgenommen wurden, um sie zu Lehrerinnen und tüchtigen Hausmüttern zu erziehen, hat eine Reihe von Jahren auf der Station Diadia bestanden. Es mußte jedoch vor einigen Jahren hauptsächlich wegen der Verheerungen der Schlafkrankheit unter den Mädchen aufgegeben werden.

Besondere Schulen für Männer werden gleichfalls gehalten. In den Dorfschulen, wo die eingeborenen Lehrer unterrichten, müssen die Kinder und jungen Leute fließend lesen und schreiben und etwas rechnen lernen. Diese Schulen entsprechen etwa unseren heimischen

„Kleinschulen“.¹⁾ Gegenwärtig werden in der Regel bei den Stationschulen keine anderen Schüler angenommen als solche, die vorher in einer Dorfschule Lesen und Schreiben gelernt haben. In den Hauptstücken der christlichen Religion wird natürlich auch in den Dorfschulen unterrichtet. Das ist der Hauptgegenstand bei allem Unterricht.

Die Anzahl der Dorfschulen ist jetzt 151, die der Evangelisten und Lehrer 111 (in einigen Dorfschulen unterrichten ältere Schulknaben), die Anzahl der Schüler in allen Schulen stellt sich auf 5114. Eine große Anzahl ehemaliger Zöglinge der Missionschulen sind späterhin im Dienste der Regierung, bei der Eisenbahn usw. angestellt worden.

Daß die Regierung des Kongostaates diese Kulturarbeit der Missionare zu schätzen gewußt hat, wird u. a. dadurch bewiesen, daß der Kongomission des Missionsbundes auf der Ausstellung in Brüssel 1897 ein „diplôme d'honneur“ für die ausgestellten Schulleistungen und Handfertigkeitsprodukte zuerkannt wurde.

Eine große und bedeutungsvolle Arbeit ist es, die in der Schultätigkeit im Kongo steckt, und es ist aus Anlaß der Inspektion, die im vorigen Jahre auf diesem Arbeitsfelde gehalten wurde, zu hoffen, daß künftig noch mehr Gewicht als bisher auf diesen Teil der Arbeit gelegt werden wird. Der Inspektor betont nämlich in seinem Bericht an den Vorstand die ganz ungemeine Bedeutung der Schultätigkeit, namentlich wegen der Ausbildung von tüchtigen eingeborenen Lehrern, und empfiehlt dem Vorstande, für diesen Zweck noch kräftigere Maßregeln als bisher zu ergreifen.

Hand in Hand mit der Schularbeit, und zum großen Teil durch sie notwendig geworden, ist die literarische Arbeit gegangen. Die Missionare des Schwedischen Missionsbundes haben in dieser Beziehung ein außerordentlich verdienstvolles Werk ausgeführt, ihre Literatur ist überall am Kongo verbreitet, wo sich evangelische Mission findet und „kifioti“ gesprochen wird. Das erste Druckerzeugnis erschien 1883. Es war das Johannesevangelium, übersetzt von Nils Westlind. Das Evangelium Matthäi kam 1885 heraus, das ganze Neue Testament zum ersten Male 1895; die ganze Bibel,

1) In Schweden hat man für die jüngeren Kinder besondere Schulen, die Kleinschulen, meist unter Lehrerinnen.

gedruckt auf Kosten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, war 1905 fertig. Lehrbücher für die Schulen, wie biblische Geschichten, Fibel und Lesebücher, Grammatik, Geographie, Naturlehre, Rechenbuch usw. sind im Laufe der Jahre dazu gekommen. Ein Gemeindegesangbuch, im Laufe der Jahre vermehrt und revidiert, ist in 5. Auflage erschienen und enthält jetzt 350 Lieder. Die Noten zu demselben wurden 1904 gedruckt. Seit 1892 ist jährlich ein Kalender herausgegeben. In demselben Jahre begann die Herausgabe der Zeitung „Minsamu Miayenge“ (Friedensbotschaft). Sie kommt nun in einer Auflage von 800 Exemplaren heraus und erscheint einmal monatlich. Die Zeitung ist mit Abbildungen versehen und enthält religiöse, kirchengeschichtliche und allgemein bildende Aufsätze, Briefe u. a., sowie kurze Notizen über die wichtigsten Ereignisse in der Welt. Mitarbeiter sind sowohl Weiße wie Schwarze.

In der literarischen Tätigkeit der schwedischen Kongomission verdienen besonders zwei Namen ein bleibendes Gedächtnis: der 1895 verstorbene Nils Westlind und K. E. Laman. Der erstere legte den Grund, auf welchem der letztere weiter arbeitete. Westlind vollendete die Übersetzung des Neuen Testaments, gab eine biblische Geschichte u. a. heraus und arbeitete ein recht umfassendes Lehrbuch für die Sprache am unteren Kongo aus. Es wurde schwedisch geschrieben, ist aber später ins Englische übersetzt worden. Laman hat die Übersetzung des Alten Testaments vollendet und Westlinds Übersetzung des Neuen revidiert und die meisten Lehrbücher geschrieben; er hat auch eine neue Sprachlehre und ein ausführliches Wörterbuch verfaßt, die jetzt druckfertig sind. Für seine Arbeit bei der Bibelübersetzung sind Laman und seine Gehilfin beim Korrekturlesen, Frau Wulfridsen, zu Ehrenmitgliedern der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft ernannt worden.

Ein und das andere Buch ist in Schweden gedruckt, aber die meisten sind in der Missionsdruckerei in Lunde gedruckt und eingebunden; auch viele Arbeiten für die Regierung, die ausländischen Konsulate u. a. sind dort ausgeführt worden.

Ärztliche Mission wird auf jeder Station betrieben, wo auch ziemlich vollständige Apotheken sich befinden. Der erste ausgebildete ärztliche Missionar, Dr. K. E. Wulfridsen, wurde 1891 ausgesandt. Er starb jedoch schon 1893. Seitdem ist kein geprüfter

Arzt ausgesandt. Zwei von den Missionaren haben jedoch die Prüfung beim Institut für tropische Krankheiten in Liverpool abgelegt, und außerdem sind die Missionarinnen zum großen Teile geprüfte Krankenpflegerinnen. In einigen Jahren hofft die Mission einen Arzt aussenden zu können, der seine Studien beim „London-Hospital“ in England bald abgeschlossen haben wird.

Die rein geistliche Tätigkeit und Gemeindepflege wird von den Missionaren mit Hilfe von eingeborenen Evangelisten und Lehrern durch regelmäßige Predigt auf den Hauptstationen und in den Dorfschulen, durch Tauffschulen, Gemeindeversammlungen, Sonntagsschulen und Dorfbesuche ausgeübt. Die Anzahl der Gemeindeglieder beträgt nach der letzten Statistik 1834. Im Laufe von 1908 sind 340 getauft. Auf den älteren Stationen hat die Arbeit eine verhältnismäßig gute Festigkeit gewonnen, und von vielen der Christen kann man sagen, daß sie nicht mehr „Kinder“ sind, sondern tiefe Einsicht und reife Erfahrung in Christi Lehre haben. Nach Vermögen tragen die Gemeinden selbst zur Arbeit bei, besonders auf den älteren Stationen, und haben die Unterhaltung verschiedener Evangelisten und Dorfschulen übernommen. Ihre Beiträge stiegen im letzten Jahre bis zu 3248 Mk. Aber zu einer sich selbst unterhaltenden und damit auch sich selbst regierenden Mission dürfte es in Kongo noch lange Wege haben. Versuche, die auf gewissen Stationen in dieser Richtung gemacht sind, haben bewiesen, daß auch die älteren Gemeinden noch nicht die geistliche und die wirtschaftliche Tragekraft besitzen, die sie für Selbstunterhaltung und Selbstregierung reif machte.

Eine dunkle Seite in der Geschichte des Kongo ist die Schlafkrankheit. Sie hat jährlich 12—15 Prozent der Gemeindeglieder weggerafft. Wann wird die Hilfe kommen, welche diesem Übel eine Schranke setzt? In dem Maße, wie bessere gesundheitliche Verhältnisse eintreten, scheint doch die Krankheit zu weichen.

Ein anderes Hindernis, mit dem die Mission zu kämpfen hat, ist das für Europäer verderbliche Klima. Während der Jahre 1881 bis 1908 sind vom Missionsbunde 124 Missionare, einschließlich Frauen, nach dem Kongo ausgesandt wurden. Von diesen sind 46, also ungefähr 36 Proz., gestorben, und viele andere haben infolge von Krankheit für immer in der Heimat bleiben müssen. Aber niemals hat es an neuen Kräften gefehlt, die willig waren, für die Gefallenen

einzutreten. Die Anzahl der Missionare beträgt gegenwärtig 38, 23 männliche und 15 weibliche (unverheiratete), dazu 13 verheiratete Frauen.

Für Arbeit im ethnographischen Interesse, namentlich für Beiträge zur ethnographischen Missionsausstellung, die 1907 in Stockholm stattfand, haben die Kongomissionare von der schwedischen Akademie der Wissenschaften warme Anerkennung erhalten. Zweien von ihnen, J. Hammar und E. N. Börjesson, ist für derartige Sammlungen die sogenannte Wahlberg'sche Medaille in Silber zuerkannt worden. Dieselbe Auszeichnung wurde auch dem chinesischen Missionar J. Sköld zuteil. Für naturhistorische Sammlungen, namentlich Termiten und Schmetterlinge umfassend, hat Missionar R. E. Laman von der schwedischen Akademie der Wissenschaften die Vinné-Medaille in Gold erhalten.

Wir schließen diesen Bericht über die Kongomission des Missionsbundes ab, indem wir einen Ausspruch anführen, den der Inspektor dieser Mission, Präsident J. Norberg, in dem Bericht über seine Inspektionsreise im vorigen Jahre getan hat, und der als charakteristisch angesehen werden dürfte, wenigstens für die kulturelle Seite dieser Mission:

„Das Volk zu lehren, sein eigenes Leben zu leben, wie es von Land und Verhältnissen bedingt wird, und zwar in einer in jeder Beziehung menschenwürdigen Weise, sehe ich als das Hauptmoment in der materiellen Erziehung an, welche die christliche Mission zu geben hat. Das aufwachsende Geschlecht an etwas zu gewöhnen, was geeignet erscheinen kann, bei ihm Sinn und Geschmack von dem Leben und den Verhältnissen, in denen es leben muß, hinweg auf etwas anderes zu richten, worin nur einer oder der andere Aussicht auf Bestehen haben kann, ist eine verkehrte Erziehung.“

(Schluß folgt.)



Chronik.

Bibelübersetzungen in 6 neuen Sprachen. Die Zahl der missionarischen Bibelübersetzungen wächst von Jahr zu Jahr. Im Laufe der letzten 10 Jahre allein von der britischen und austral. Bibel-Gesellschaft 54 neue gedruckt worden, so daß die Gesamtzahl der Sprachen und Dialekte, in denen durch ihren Dienst Bibeln gedruckt und verbreitet werden, jetzt auf 418 gestiegen ist. Die 6 neuen Sprachen, in die allerdings zunächst nur einzelne Bibelteile übersetzt sind, sind: Kanauri, Rabha, Ora, Ndau, Lau und Mailu, Namen, die vermutlich von unseren Lesern wohl nur wenigen bekannt sein dürften. Die beiden ersten sind asiatische,

die beiden folgenden afrikanische, die beiden letzten ozeanische Sprachen. Kanauri ist die dem Tibetischen verwandte Volkssprache des Kanawar-Landes, das nördlich und nordöstlich von Simla an der Grenze von Tibet liegt. Die Übersetzung ist von dem brüderkirchlichen Missionar Brucke gefertigt, der die jüngste Himalaja-Station der Brüdergemeinde, Chini, befehlt hat. — Kabha wird in Nord-Nissam an dem Ufer des Brahmaputra gesprochen; ein Pionier-Missionar der amerikanischen Baptisten hat die Übersetzung geliefert. In beiden Fällen ist es das Evangelium des Markus, das jetzt gedruckt vorliegt. — Ora ist die Muttersprache eines im mehrsprachigen Benin-Gebiet (Süd-Nigeria) wohnenden Stammes, unter dem vom Delta-Pastorat aus missioniert worden ist. In diese Sprache sind die 4 Evangelien unter Mitwirkung des Bischofs Johnson von Süd-Nigeria durch einen eingeborenen Evangelisten, Akintomi, übersetzt worden. Dieser war aus Yoruba, wohin er als Sklave verschleppt worden war, in seine Heimat zurückgekehrt und fertigte auf Grund der Yoruba-Übersetzung des Neuen Testaments die von dem Bischof revidierte Arbeit. — Ebenso sind alle 4 Evangelien in die Nda- Sprache übersetzt, die in der östlichen Ecke von Rhodesia gesprochen wird, wo neben der Südafrikanischen General-Mission der Amerikanische Board tätig ist. Die Version ist die gemeinsame Arbeit je eines Missionars dieser beiden Gesellschaften. — In den beiden letztgenannten ozeanischen Sprachen ist das Matthäus- und das Markus-Evangelium erschienen; das erste im Lau, einem Dialekt der Salomon-Inulaner auf Mwala, von einem Missionar der australischen Wesleyaner, das zweite im Mailu, einer papuanischen Sprache im britischen Neuguinea, nach allerlei Vorarbeiten eines eingeborenen Lehrers von einem Missionar der Londoner Missions-Gesellschaft übersetzt. Sämtliche 6 Sprachen sind erst durch den Dienst der Mission zu Schriftsprachen erhoben worden (The Bible in the World 09, 199).

*

*

*

Ein abgeschlagener Angriff auf die Mission in Korea. Der

Minister des Innern in Korea, Sung Rhong-chun, der Führer der im Gegensatz zu der koreanischen Nationalpartei die japanische Politik vertretenden Fortschrittspartei, hatte jüngst gelegentlich eines Besuchs in Japan einem Vertreter der Presse gegenüber folgendes in den Zeitungen veröffentlichte Urteil über die Mission in Korea geäußert: „Die ernsteste Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, betrifft die einheimischen Christen, deren Zahl sich etwa auf 350 000 beläuft¹⁾ und die Verbindungen von zweifelhafter Art unterhalten. Sie sind einig in der gemeinsamen Opposition gegen die gegenwärtige Regierung und kommen zusammen zu heimlichen Anschlägen wider sie. Ich bin aber entschlossen, drastische Maßregeln

1) Das ist eine Übertreibung, die aber beweist, daß die Ausbreitung des Christentums in Korea allerdings eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen haben muß.

zu ergreifen, um sie zu vernichten, sobald sie die Waffen zum Aufstand ergreifen. Natürlich haben sie Rückendeckung bei den amerikanischen Missionaren. Es ist wahrscheinlich, daß das eine der wichtigsten Fragen in Korea werden wird!“

Sobald die amerikanischen Missionare von diesen weit kolportierten Äußerungen Kunde erhielten, veranstalteten sie eine Versammlung in Söul und forderten zunächst Herrn Sung zu einer Erklärung über ihre Richtigkeit auf. Er bestritt dieselbe, aber tat keine Schritte, um in den betreffenden Zeitungen eine Berichtigung zu veranlassen. Jetzt ging man an den amerikanischen Gesandten in Korea O'Brien, der sich direkt an Fürst Ito, den japanischen Gouverneur von Korea wandte, und von diesem folgende Antwort erhielt: „Auf der neulichen Reise des koreanischen Kaisers in den nördlichen und südlichen Gebieten Koreas traf ich in Pinghang, wo ihrer viele wohnen, zusammen mit einer Anzahl von Missionaren und hatte Gelegenheit, mich zu vergewissern, daß sie nicht nur nichts unternehmen, was einer Opposition gegen die Regierung gleicht, sondern daß sie dem neuen mit der Errichtung der General-Residentur begonnenen Regime durchaus freundlich gegenüberstehen und sich alle Mühe geben, dem koreanischen Volke die guten Absichten desselben klar zu machen. Ich bin persönlich mit vielen in Söul stationierten amerikanischen Missionaren bekannt und ganz vertraut mit ihrem Verhalten wie mit ihren Anschauungen. Die Tatsache bedarf gar keiner weiteren Bestätigung, daß sie mit dem neuen Regime sympathisieren und bestrebt sind, das Volk über dasselbe zu erleuchten. Die Stellung der amerikanischen Missionare ist nicht nur eine solche, wie ich sie eben gekennzeichnet, sondern ich selbst habe auch stets der koreanischen Regierung eine Politik der Nichtbeschränkung der Religionsfreiheit empfohlen. Ich konstatiere also, daß die Christen in Korea auch fernerhin ganz die gleiche Behandlung wie alle anderen Untertanen erfahren werden und daß nur gegen sie eingeschritten werden wird, wenn sie in offenkundiger Weise die Gesetze des Landes verletzen.“

The Missionary, das Organ der Presbyt. Church of the Unit. St., dem wir diese Mitteilungen entnehmen (09, 200 ff.) fügt noch hinzu: „Wir haben es für geboten erachtet, über diese Angelegenheit zu berichten, weil bereits Zeitungsnachrichten aus Korea in amerikanischen Zeitungen Aufnahme gefunden haben, die geeignet sind, die öffentliche Meinung irre zu führen. Wir haben in der Korrespondenz mit unseren Missionaren in Korea oft über die politische Lage verhandelt und wir wissen, mit welcher sorgfältigen Vorsicht sie alles vermeiden, was sie einer Kritik bei den Inhabern des Regiments aussetzen könnte. Wir wissen auch, daß sie tatsächlich Friedensboten für ihre eingeborenen Befehlten und fern davon sind, in irgend einem Sinne des Worts politische Agitation zu treiben. Es ist uns eine große Befriedigung gesehen zu haben, daß sie in der kritischen Zeit seit der japanischen Okkupation so gehandelt haben, daß sie sich das günstige Zeugnis, welches Fürst Ito ihnen jetzt ausgestellt hat, auch ferner erhalten werden.“

Wie das Ev. Miss. Mag. (09, 300) mitteilt, ist der im Lande sehr unbeliebte, um nicht zu sagen verhaßte Minister Sung infolge dieser Kontroverse aus seinem Amte geschieden bzw. geschieden worden.

*

*

*

Ende November 1908 wurde in Söul unter starker Beteiligung der offiziellen Kreise, des koreanischen Volkes und angesehenen Vertreter der Christen Chinas und Japans ein prachtvolles Vereinshaus des dortigen christlichen Vereins für junge Männer unter großen Feierlichkeiten eingeweiht, zu dessen Erbauung und Einrichtung der bekannte Amerikaner Wanamaker die stattliche Summe von 160000 Mk. beigesteuert hatte. Auch Fürst Ito wohnte dieser Feier bei und ergriff zweimal das Wort. Zuerst bei der Eröffnungsfeier selbst. Er sagte: „Es gereicht mir zur großen Freude, bei dieser festlichen Gelegenheit unter Ihnen zu sein. Vor einem Jahre hatte ich die Ehre, der Grundsteinlegung dieses Gebäudes beizuwohnen und ich freue mich, es nun in einer Weise vollendet vor mir zu sehen, die des hochherzigen Bürgers der großen Republik würdig ist, freue mich auch des edeln Zweckes, dem es geweiht ist. Ich anerkenne in dem Verein ein sehr machtvolles Werkzeug für den gesunden Fortschritt der sozialen und moralischen Wohlfahrt dieses Landes. Ich anerkenne in ihm einen Freund und Mitarbeiter an dem großen Werke der nationalen Wiedergeburt, der meine beste Kraft zu widmen meine Pflicht und mein Vergnügen ist. Ich brauche Ihnen, meine Damen und Herren, kaum zu versichern, daß der Verein allezeit auf meine Sympathie und meine Freundschaft rechnen darf. Dem christlichen Verein junger Männer von Söul gehören die aufrichtigsten Wünsche aller treuen Freunde Koreas für sein erfolgreiches Wachstum und Gedeihen.“

Auch dem abendlichen Festmahl wohnte der Fürst bei und hielt eine bemerkenswerte Rede etwa folgenden Inhalts: „In den ersten Jahren der japanischen Reformära waren die alten Staatsmänner Gegner der Religionsfreiheit, besonders weil sie voll Mißtrauen gegen das Christentum waren. Ich kämpfte aber tapfer für die Freiheit des Glaubens und der Mission und siegte endlich. Mein Raisonement ist dieses: Zivilisation beruht auf Moralität und die höchste Moralität auf Religion. Daher muß Religion geduldet und ermutigt werden. Aus demselben Grunde bewillkomme ich den christlichen Verein junger Männer in der Überzeugung, daß er ein mächtiger Bundesgenosse in dem großen Unternehmen ist, das ich verfolge, die Füße Koreas auf den Weg wirklicher Zivilisation zu stellen“ (Chinas Young Men. Nov. 1908, S. 85. 90).

Ich trage jetzt diese Aussprüche des japanischen Regenten von Korea, der kein Christ ist, nach, weil möglicherweise die eingangs erwähnten Beschuldigungen ihren Weg auch in die deutsche Presse finden werden, damit man dann die Zeugnisse des Fürsten Ito sofort zu ihrer Beleuchtung in der Hand hat.

*

*

*

Die „Kath. Missionen“ (1908/09) haben in einer Reihe von lezenswerten Artikeln „die höheren Lehranstalten in Indien“ be-

handelt und jagen zum Schluß (S. 227): „Je mehr man die eminente Bedeutung der höheren Lehranstalten für eine Mission wie Indien erkennt und würdigt, desto schmerzlicher muß man bedauern, daß diese Erkenntnis bisher noch so wenig durchgedrungen ist, und daß, so glänzend z. B. die großen Jesuitenkollegien von Kalkutta, Bombay, Tritschinopolh und Mangalor auch dastehen, der Gesamtbestand der höheren katholischen Lehranstalten verhältnismäßig ein so geringer ist. Von der Bevölkerung der Präsidentschaft Madras zum Beispiel, d. h. von rund 59 Millionen, sind 1301362 Katholiken.¹⁾ Die Protestanten machen kaum ein Drittel dieser Zahl aus. Dennoch sind daselbst von den 15 Universitäts-Kollegien ersten Ranges (Arts-Colleges) 6 heidnische, 4 protestantische, 3 staatliche, d. h. konfessionslose, und bloß 2 katholische (die Jesuitenkollegien von Tritschinopolh und Mangalor); von den 33 Kollegien zweiten Ranges sind 19 heidnische, 12 protestantische und bloß 2 katholische (St. Joseph von Cuddalor und St. Joseph von Bangalor, beide in Händen des Pariser Seminars); von den 249 sog. High Schools (höheren Schulen) entfallen 181 auf die Heiden, 53 auf die Protestanten, 15 auf die Katholiken. Die Protestanten besitzen also in der Präsidentschaft zweimal mehr Kollegien ersten, sechsmal mehr Kollegien zweiten Ranges, dreieinhalbmal mehr High Schools als die Katholiken. Und doch liegen hier und in der Präsidentschaft Bombay die Verhältnisse noch unvergleichlich besser als im indischen Norden und Nordwesten, wo z. B. in dem ganzen ungeheuren Missionsfelde Hindostans mit einer Bevölkerung von über 100 Millionen sich nur 4 Knabenkollegien mit 554 Schülern finden. So kommen auch auf die 37 indischen Missionssprengel mit zusammen 2243 000 Katholiken erst 12 solche Arts-Colleges mit rund 1500 Studenten, während die Protestanten (zirka 800 000 bis 900 000) ihrer 44 mit rund 6000 Studenten besitzen. Da bleibt also noch viel nachzuholen.“



Literaturbericht.

1) **Stpp:** „Die ärztliche Mission und ihr größtes Arbeitsfeld.“ I. Teil: Die ärztliche Mission, ihre Begründung, Arbeitsmethode und Erfolge. Barmen. Missionshaus. 1909. S. 109. 50 Pfg. Es ist ein zeitgemäßer Gegenstand, den der Verfasser, rheinischer Missionsarzt in China, jetzt berufen zum zweiten Direktor des deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen, auf Grund eigener Erfahrung und umfassen-

1) Aber mit Einrechnung der 248 000 sog. Thomaschriften und der 322 586 römischen Syrer, die nicht das Ergebnis der katholischen Heidenmission sind. — In der Präsidentschaft Madras gab es 1900: 506 019 evangelische Heidenchristen. Insgesamt für brit. Indien (inkl. Ceylon) kann jetzt die Zahl der evangelischen Heidenchristen auf 1 195 000 verrecknet werden.

der Benützung der einschlägigen Literatur zu behandeln unternommen hat. Zunächst erhalten wir freilich nur den ersten von den 3 Teilen, in welche die Arbeit gegliedert ist, den allgemeinen, der es mit Begründung, Methode und Erfolg der ärztlichen Mission zu tun hat — nach meinem Urteil wäre es wirkungsvoller gewesen, sofort das Ganze zu publizieren. Aber auch schon in diesem ersten Teile merkt man, daß es der erfahrene Missionsarzt ist, der zu uns redet. Der Stoff ist sehr übersichtlich geordnet. Eine Definition wird an die Spitze gestellt. Er versteht in Übereinstimmung mit mir unter ärztlicher Mission, „die in den missionsarischen Organismus eingegliederte, durch christliche Berufsärzte geübte medizinische Tätigkeit, die durch die in der Krankenheilung veranschaulichte Barmherzigkeit der Verbreitung des Christentums die Wege bahnen helfen soll“. Dann gibt er eine biblische, völkerverpsychologische und apologetische Begründung mit einem eingeschobenen kirchengeschichtlichen Rückblick auf geordnete Krankenpflege und ärztlichen Dienst in den ersten christlichen Jahrhunderten und im Mittelalter, und einen recht gut unterrichtenden Abriss der bisherigen Geschichte der ärztlichen Mission. Darauf folgt das instruktive Kapitel über die Methode: das Personal, die Stellung des Arztes im Missionsorganismus, der Betrieb auf dem Arbeitsfelde und seine Hauptprobleme. Hier handelt es sich besonders um die Frage, ob und inwiefern der Missionsarzt auch Missionar sein soll. Die Zeugen für die verschiedenen Antworten auf diese Frage werden abgehört und dann kurz summiert, daß das verschiedene missionsärztliche Ideal des englischen und deutschen Volkes schon in den von ihnen angewandten Bezeichnungen zum Ausdruck kommt, dort *medical missionary*, hier *Missions-Arzt*. Recht interessant ist wieder das folgende Kapitel: der Erfolg, der überzeugend in vierfacher Beziehung aufgewiesen wird: in missionsarischer, in medizinisch-sozialer, in wissenschaftlicher und in kolonialpolitischer. Die noch in Aussicht stehenden Teile werden uns auf das im Titel genannte „größte Arbeitsfeld“, nämlich nach China führen und uns sowohl mit der dort üblichen Krankenbehandlung wie mit der missionsärztlichen Praxis und dem Einfluß speziell bekannt machen, den sie bereits geübt hat und in noch umfassenderer Weise gerade an der gegenwärtigen Wende der Geschichte Chinas zu üben berufen ist. Unter den beigegebenen Illustrationen ist das bunte Titelbild ein Schmuck des sehr empfehlenswerten Buches: es gibt eine Gesamtansicht des rheinischen Missionshospitals in Tschunglung (Südchina), an dem der Verfasser praktizierender Arzt gewesen ist.

2) Unter dem Titel: „Freiwillige vor“ sind „Vorträge und Bericht von der vierten Allgemeinen Studenten-Missionskonferenz“ jetzt erschienen (Halle, Wischan u. Burkhardt, S. 203, 1,60 Mk.). Programm und Verlauf dieser sehr gelungenen Konferenz ist den Lesern dieser Zeitschrift ja bekannt (vergl. 09, 294), aber es ist doch ein ander Ding: einen kurzen Bericht über Vorträge und die Vorträge selbst zu lesen. In ihrem Ensemble bilden sie ein Ganzes, und zwar ein zeitgemäßes Ganzes, einen inhaltsvollen Ausschnitt aus der Missionslehre

wie der neuzeitlichen Missionsgeschichte, beschäftigen sie sich mit den großen Aufgaben, die die gegenwärtige große Missionsgelegenheit stellt, und werben mit eindringendem Ernst um Arbeiter, um die rechten Arbeiter für die große Ernte, bereichern sie das Missionswissen, vertiefen das Missionsverständnis, wenden sich an Kopf und Herz und wirken kraftvoll auf den Willen. Kurz diese vielseitige, theoretisch wie praktisch wertvolle Sammlung von fast ohne Ausnahme gebiegenen Vorträgen ist geeignet, einen Missions-Aufklärungs- und Verbodienst in weiten Kreisen der deutschen akademischen Jugend zu tun und nicht bloß in diesen, und es wird Sache der Konferenzler sein, für weiteste Verbreitung derselben energisch tätig zu sein und so den Segen der Konferenz auch über die Teilnehmer an ihr fruchtbar zu machen.

3) **Schneider:** „Kirchliches Jahrbuch 1909. Ein Hilfsbuch zur Kirchentunde der Gegenwart.“ Gütersloh: 5 Mk., geb. 8 Mk. Ein erstaunlicher Fleiß und eine rühmliche Sorgfalt ist wieder auf dieses umfangreiche, 638 enggedruckte Seiten umfassende, statistikvolle, jetzt im 36. Jahrgange erscheinende Buch verwandt worden und ohne Opfer seitens des Verlegers ist es wohl kaum ermöglicht worden, den Preis so niedrig zu stellen. Die 12 Rubriken, unter denen es seinen vielseitigen Inhalt befaßt, sind dieselben geblieben, sollen aber, wenn der Abjaß die sehr erwünschte Fortsetzung ermöglicht, im nächsten Jahrgange eine den Wert des Buches wesentlich erhöhende Änderung erfahren, indem an Stelle der bisherigen Kapitel 2 (Gerichtliche Entscheidungen) und 11 (Kirchliche Konferenzen) 2 neue Rubriken treten sollen: „Lage der wissenschaftlichen Theologie“ und „Kirchliche Zeitlage“. Hier wird sich wohl auch Platz finden, um eine Übersicht über die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Gebiete der theologischen Literatur zu bringen. Für unsere Zeitschrift ist natürlich wieder von speziellem Interesse das 3. Kapitel: „Heidenmission“, das wieder von Pastor Raeder in ebenso sachkundiger wie sorgfältiger und erschöpfender Weise auf 70 Seiten bearbeitet worden ist, erschöpfend sofern es sich wesentlich auf den Anteil Deutschlands an der gegenwärtigen Heidenmission beschränkt. Aber in dieser Beschränkung ist ein erfreulicher Fortschritt insofern zu begrüßen, als sowohl in der ersten wie in der dritten Abteilung je und je Fernsichten über die deutschen Grenzpfähle hinaus in die Weltmission eröffnet werden. Daß der Verfasser in Aussicht stellt, für das nächste Jahr den deutschen Anteil an der Heidenmission in noch ausgeführterer Weise auf dem Hintergrunde der evangelischen Weltmission zu zeichnen, wird der Arbeit nur zum Gewinn und den Lesern gewiß zur Freude gereichen. Alle Jahre nach demselben Schematismus die Sache abhandeln, ermüdet. Wd.

* * *

Berichtigung. Missionsdirektor Dahle ist nicht — wie S. 339 angegeben ist — 75, sondern 65 Jahre alt.

Die neueren Reformbewegungen in Indien und ihre Bedeutung für die Mission.

Von Missionsinspektor Lic. Frohnmeyer=Basel.

I.

Es ist schwer, in Indien festzustellen, ob man es in der That mit einer Reformbewegung zu tun hat oder nicht. Es hängt das zusammen mit dem Charakter der indischen Religion, der es an bestimmten Umrissen fehlt. So viel die Hindu auch reden von ihrer althehrwürdigen Religion — sie hat im Lauf der Zeiten große Wandlungen erfahren. Die Weden gelten immer noch für die reinste und höchste Gottesoffenbarung. Wenige kennen sie und der heutige Hinduismus ist eine neue Religion, verglichen mit der der Weden. Der Hinduismus hat mächtigen Geistesbewegungen gegenüber, die, von innen kommend oder von außen herantretend, sich gefahrdrohend in den Weg stellten, eine wunderbare Elastizität an den Tag gelegt. Er hat die animistischen Religionen der Urbewohner auf sich einwirken lassen, und da ihm diese Beute sicher schien, hat er sich Zeit genommen, ist heute noch nicht fertig geworden mit der langsamen Absorption dieser primitiven Religionsformen. Den Buddhismus hat er überwunden, völliger als das je mit einer Religion in irgend einem Lande geschehen ist, aber nicht ohne eine große Umwandlung an sich selbst erfahren zu haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon frühe christliche Elemente in den Hinduismus eingedrungen sind, und wo er mit dem Mohammedanismus in Berührung kommt, zeigt er auch da sein großes Anpassungsvermögen. Er ist auch wohl stolz darauf, daß er auf diesem Weg eine Religion geworden ist, die sich anheischig macht, allen etwas zu bieten. Hier ist für den gemeinen Menschen gesorgt, denn es gibt sehr niedrige gemeine Partien in diesem Religionsungeheuer, aber auch dem Mann mit edlen Idealen ist Rechnung getragen; der Stumpfsinnige kann mitkommen, und für den Wißbegierigen, den philo=

sophistisch Denkenden ist auch gesorgt. Das ist die Stärke und die Schwäche dieser Religion; denn sie schließt viel in sich, allerdings auch viel Widersprechendes.

Darin ist es wohl auch begründet, daß die vermeintlichen Reformen so oft enttäuschen. Religiöse Bewegungen gab es wieder und wieder in Indien, sei es, daß der gesunde Menschenverstand reagierte gegen Absurditäten, wie sie die maßlose Phantasie der Inder oder der unverstörte Eigennutz der Brahmanen ausgedacht hatten, sei es, daß das Gewissen sich regte der einschlummernden Philosophie und den entsittlichenden Einflüssen des populären Hinduismus gegenüber. Schon der Buddhismus und der Dschainismus dürfen eine Reformbewegung genannt werden, wenigstens in ihrer reineren Urgehalt. So aussichtslos auch eine religiöse Bewegung ohne Gott sein mußte, der Priesterherrschaft, dem Kastengeist, dem toten Zeremoniell und der spiritisierenden Philosophie gegenüber war es ein Fortschritt. Doch wo ist dieser Buddhismus? Von Sathja Munis Geist ist ja manches in den Hinduismus eingedrungen — Gutes und sehr Zweifelhafte —, aber das Ungeheure wurde auch mit diesem Brocken fertig; er ist verschlungen, verdaut! Einem religiösen Bedürfnis aus dem Innern der indischen Religion stammend, entsprangen auch all die Bewegungen um die Reformationszeit herum im Zusammenhang mit dem Wischnuismus. Im Wischnuismus selbst mit seiner Hingabe an eine persönliche Gottheit, mit seinen Inkarnationen kommt ja schon ein richtiges Bedürfnis zum Ausdruck gegenüber dem reinen Intellektualismus, dem trost- und hoffnungslosen Weg der Werke, und bis auf den heutigen Tag kann gesagt werden, daß beinahe alle höheren und reineren Vorstellungen von Gott im Zusammenhang mit dem Wischnuismus stehen, den Monier Williams darum die einzige wirkliche Religion Indiens nennt. Damals standen Leute auf wie Ramananda, Tschaitanya u. a. Aber zu einer Reform des ganzen Systems kam es nicht. Dem Wischnuismus entstammen auch die häßlichsten und schmutzigsten Erscheinungen des Hinduismus (man denke nur an die Vallabhatscharjhar!), und all diese aus dem Innern des Hinduismus stammenden Bewegungen, so sehr sie auch ein herzbewegendes Zeugnis ablegten von der Sehnsucht nach Befreiung von tausendjährigem Elend und von geistiger Skla-

verei, zu einer Reformation führten sie nicht: es fehlte der Erlöser und mit ihm das religiöse und sittliche Ideal. — Nicht sehr viel weiter führten die Bewegungen unter dem Einfluß des Mohammedanismus. Rabil, der Schüler Ramanandas, war der erste Reformers dieser Richtung. Er betont die Einheit Gottes, aber er läßt viel Trübendes aus dem Hinduismus daneben bestehen, er hat besonders den Pantheismus nicht überwunden. Der starre Gottesbegriff des Islam konnte nicht sein ganzes Herz gewinnen, aber er kämpft gegen Götzendienst, Brahmanenherrschaft, Kaste, und ein reines Herz ist ihm wichtiger als zeremonielle Reinheit. Von mohammedanischem Fanatismus ist diese Bewegung frei gewesen, sie akkomodiert sich grundsätzlich, wo die Sache gefährlich wird, und so verlief auch diese Bewegung im Sand.

Es ist ein wehmütiger Anblick, diese einstigen Reformatoren. Ein Rütteln an den Ketten, aber es fehlte die Kraft, sie zu brechen; ein richtiger Einblick in einige der tiefsten Schäden des Hinduismus, aber den tiefsten Schaden kannten sie doch nicht und noch weniger das Heilmittel. Sie haben z. B. alle die Kaste verurteilt und in Braxi doch schließlich alle diesem Dämon sich unterworfen. Es ist wohlthuend, diese Sternlein in der Nacht Indiens zu verfolgen, aber die Nacht erhellen konnten sie nicht, und manche haben sich als Irrlichter erwiesen, die nur noch tiefer in die Nacht hineingeführt haben. —

Unter den neueren Reformbewegungen meinen wir nur solche, die, bewußt oder unbewußt, unter dem Einfluß des Christentums und der abendländischen Kultur stehen. Es ist das bei einigen dieser Bewegungen so unbewußt, daß die Träger derselben sogar erbitterte Feinde des Christentums sind. Das ist in Indien nichts Neues. Wie muß der Brahmanismus einst den Buddhismus gehaßt haben, und doch konnte er sich seinem Einfluß nicht entziehen! Die ganze westliche Gedankenwelt strömte im letzten Jahrhundert auf Indien ein. In gewohnter Weise ließ der Hindu alles an sich herankommen. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken“, das gilt ganz besonders in Indien. Wenn es nur Gedanken gewesen wären, so hätte das noch lange keine Bewegung hervorgerufen. Durchs Christentum und die englische Herrschaft geschahen aber auch Taten, und „hart im Raume stoßen sich die Sachen“. Man hatte mit der Tatsache zu rechnen, daß

durch den Skeptizismus und Unglauben, der aus dem Westen kam, die Jugend den Glauben an den populären Hinduismus vollständig verlor, auch mit der andern Tatsache, daß man in den Kreisen, die unter den Einfluß des Christentums gekommen waren, mit einem andern Gewissen, mit einem andern sittlichen Maßstab und mit einem neuen Wahrheitsinn zu rechnen anfang. Da legte sich der Gedanke nahe, wie es schon oft geschehen, wie es zuletzt in klassischer Weise in der Bhagawadgita geschehen ist, das Alte und das Neue in solcher Weise ineinanderzuarbeiten, daß das, was dem modernen Bewußtsein im Hinduismus anstößig ist, ausgeschaltet und ebenso das, was aus dem Christentum sich nicht in den Organismus des Hinduismus einfügen läßt, zurückgewiesen wird. Denn Hinduismus soll die Sache doch bleiben, das ist weiterhin charakteristisch für all diese Bewegungen, wenn dieser Charakter auch in sehr verschiedener Weise gewahrt wird. Religionslos zu sein, ist etwas, das der Hindu auf die Länge nicht aushalten kann. Atheist ist ein Schimpfname in Indien. Ein gott—loser Mensch ist für ihn ein gefährliches Subjekt, dem man nicht mehr mit Vertrauen gegenüberstehen kann. Darum hat der gebildete Hindu einen Zustand der religiösen Skepsis, wie er vor 30 und mehr Jahren unter dem Einfluß der allmächtigen Philosophie von Herbert Spencer eingetreten war, auf die Länge nicht ertragen können. Bei einigen, denen der Niedergang der Religion in gebildeten Kreisen — denn nur um diese handelt es sich eigentlich bei diesen Bewegungen — zu Herzen ging, kam es zu ganz rührenden und naiven Anstrengungen. Man glaubte, einer Religion könne man auf die Beine helfen, sie reformieren, am Ende gar eine neue ins Leben rufen, wenn man zusammensitze und Statuten aufstelle, als handle es sich etwa um einen neuen Wohltätigkeitsverein. Dabei ist natürlich nichts herausgekommen. Wichtiger war, daß sich die dem alten Glauben entfremdeten Kreise wieder mehr den Bewegungen zuwandten, die die alte Religion mit den neuen Mächten auszuföhnen sich bemühten; denn diese Bewegungen hatten in den Jahren der Dürre angefangen stark abzuflauen.

Man kann wohl alle diese Bewegungen, um die es sich da handelt, zusammenfassen unter dem Namen Neu-Hinduismus

muß. Gemein ist allen das Gefühl, daß der Hinduismus in seiner gegenwärtigen Gestalt sich nicht halten lasse. Daneben teilen aber alle auch das Gefühl, stärker und schwächer, daß der alte Boden nicht verlassen werden dürfe. Kein Religionswechsel, sondern Renaissance, ein Zurückgreifen auf reinere Regionen, die, wie man hofft, eine Verschmelzung mit neueren Ideen, die sich nicht mehr zurückdämmen lassen, eher zulassen. Also um einen doppelten Blick handelt es sich dabei. Um den Blick rückwärts, zu dem merkwürdigerweise auch Europa den Anstoß gab; denn es waren englische und deutsche Gelehrte, die zuerst wieder zum Sanskritstudium Anstoß gaben und die Weben der fast allgemeinen Vergessenheit entriffen. Die Inder kamen erst hinterdrein und popularisierten das Studium. Neuerdings kam dazu auch das erwachende Nationalgefühl, besonders genährt durch den nationalen Kongreß. Man legte nun auch großen Nachdruck darauf, daß die Religion Landesprodukt sein müsse, die Integrität des Bharata Randa trat in den Vordergrund. Alles mußte nun einen nationalen Anstrich haben, und je mehr eine Bewegung das betonte, um so populärer wurde sie, um so mehr stellte sie sich aber auch in Opposition zum Christentum als etwas Ausländischem. Aber nicht zu leugnen ist, ob zugestanden oder nicht, daß auch der Blick nach Westen gerichtet wird. Von dort her will man die sozialen und politischen Ideale sich verschreiben, denn in dieser Hinsicht ist in Indien nichts zu holen. Man ahnt dabei nicht, daß es nichts als angewandtes Christentum ist, um was es sich da handelt. Es läßt sich darum auch nicht leugnen, daß es all diesen Bewegungen auch sehr am Geist der Aufrichtigkeit fehlt. Man will nicht unumwunden zugeben, daß man im Grunde die Dogmen und Institutionen des Hinduismus aufgegeben hat und daß es sich doch nur um den patriotischen Versuch handelt, vermeintliche Ideale des Hinduismus mit dem Christentum auszusöhnen.

II.

Der Arya=Samadisch ist gegenwärtig wohl die populärste dieser Bewegungen, wenn sie auch nicht die älteste ist. Über das Leben des Gründers Dayanand Saraswati und über seine Lehre kann ich mich kurz fassen. Der Engländer Dr. Griswold hat eine gute Darstellung der Sache gegeben im Zusammen-

hang mit der Madras-Konferenz von 1902. Sie ist verwertet in Richters Indischer Missionsgeschichte und in der Basler Missionsstudie über Absolutheit des Christentums und indische Mission.¹⁾ Dayanand Saraswati ist eine höchst unsympathische Persönlichkeit. Er stammt aus einer Schiwaitenfamilie und wurde geboren 1824 in Morvi im Staate Kathiawar. Früh hatte er mit dem Sanskritstudium begonnen und fing an, die Wedahymnen auswendig zu lernen. Schon ehe er zehn Jahre alt geworden war, entdeckte er, daß der Götzendienst sinnlos sei. Und als ihn sein Vater in den Lingadienst einweihen wollte, brachte er ihn in Verlegenheit durch die Frage, wie dies Gözenbild, auf dem ungehindert die Mäuse herumspringen, Gott sein könne. Der Vater verwies ihn auf die Konsekration des Bildes, aber der Junge war nicht befriedigt. 21 Jahre alt, verließ er die Heimat, und jahrelang zog er umher, schließlich auch als Sanjasi. Auf diesen Wanderungen disputierte er viel mit Panditern, fand aber wenig Anklang, als er eine Grenzlinie ziehen wollte zwischen den Weden und dem späteren Hinduismus und bereits sich große Freiheiten erlaubte in der Auslegung der für ihn allein maßgebenden Weden. Englisch hat er nie gelernt. Neben seinen Vorträgen war er literarisch tätig durch Übersetzung der Hälfte des Rig-Weda, einer einleitenden Erklärung desselben und einer Darlegung seiner Lehre in dem Satharth Prakash. 1883 starb er, 59 Jahre alt, in Abschmir.

Nach dem Arha Patrika, der Hauptzeitschrift dieser Bewegung, läßt sich das Glaubensbekenntnis des Dayanand kurz so zusammenfassen: „Wir gehen nicht über die Weden hinaus, denn sie sind die Totalsumme aller physischen, moralischen und religiösen Gesetze, die das Universum regieren und passen sich vollständig den verschiedenen Bedürfnissen des menschlichen Geschlechts an.“ Was nicht in den Weden ist, ist nutzlos. Es ist übrigens viel drin! Sie sind nicht nur inspiriert; sie sind ewig. Die gegenwärtige Ausgabe ist von Gott den ersten der Menschen vor 100 960 852 975 Jahren bei ihrer Schöpfung beigebracht worden (wir müssen aber nun noch 33 Jahre dazu zählen). Vorher existier-

1) Vergl. auch The Arya Samaj, its teachings and an estimate of it by the Rev. H. Forman.

ten sie als Laute. Um alles Wünschenswerte in den Weden zu finden, mußten sie natürlich von Dayanand selbst übersetzt werden. Er gibt den Worten einen neuen Sinn. Sagte man ihm, alle indischen Gelehrten übersetzen anders, so erwiderte er, diese Gelehrten seien von Jugend auf in Vorurteilen befangen. Verwies man auf Max Müller, so lächelte er und sagte, das sei der reine Waisenknaabe in Sanskrit. „Aber in Europa gilt er doch für einen der bedeutendsten Orientalisten!“ „Begreiflich, im baumlosen Land hält man den Rizinusölstrauch für einen heiligen Feigenbaum.“ So wird er fertig mit allem, was ihm genant ist. Die Kuh ist heilig nach den Weden, den Mund ausgenommen. Das heißt natürlich nur, die Milch sei heilig als die beste Nahrung, der Dünger als bester und gesündester Anstrich für die Häuser. So ist auch der Ganges nur heilig als das beste und leichteste Wasser. Auch die meisten Vorschriften der Weden sind nur hygienisch und nicht religiös zu fassen. Daß er damit die Weden eigentlich herabsetzt, fühlt er nicht. — Die Weden sollen auch strengen Monotheismus lehren. All die Millionen von Göttern sind eine Erfindung der verlogenen Brahmanen. Auch den Pantheismus verwirft er, obschon er von ihm nicht ganz los kommen kann und sich mitunter recht pantheistisch ausdrückt. Z. B. spricht er einmal von der Sonne und behauptet, es sei nicht eigentlich die Sonne, die Licht gebe, sondern Gott sei die eigentliche Kraft und Quelle des Lichts; die Sonne sei nur eine Manifestation Gottes. — Seine Lehren von der Schöpfung der Welt und dem Ursprung des Menschen ist eine Mischung aus den Lehren der Sankhya-Philosophie und westlichen Gedanken. Die Seele muß ewig sein; denn sonst könnte sie nicht unsterblich sein. Was existiert ist ewig und unvergänglich. Er geht nicht von Atomen aus, sondern von der Prakriti, einer Substanz in ultra-atomischem Zustand. Daraus hat Gott die Welten gebildet. Hinsichtlich der Entstehung des Bösen verspottet er die Geschichte vom Sündenfall, eine Erklärung gibt er nicht. Einer seiner Schüler meint, das Böse komme aus der Vereinigung von Seelen und Stoff. Diese Vereinigung geht aber auf Gott zurück! Vergebung gibt es nicht. Er hält an der Seelenwanderung fest, obschon davon nichts in den Weden zu finden ist. Übel springt er um mit einigen religiösen Gebräuchen der Hindu. Allerdings hin-

sichtlich des Fleischessens ist er streng. Er rechnet heraus, daß mit der Milch und der Arbeit einer Kuh, hätte man sie nicht geschlachtet, 25,740 Menschen hätten genährt werden können, und denkt man an die Nachkommenschaft 410 440, und er fürchtet, daß diese Fleischesser, wenn sie mit den Tieren und Vögeln fertig sind, sich an die Menschen machen werden. Pilgerfahrten und Fastenungen finden keine Gnade; die Regulierung des Atems beim Yogi soll nur dazu dienen, die bösen Gerüche aus dem Magen hinaus und reine Luft ins Herz (!) zu bekommen, damit es besser über göttliche Dinge meditieren könne. Das Opfer der Weden legt er als Meditation aus. Von Vergebung durch Opfer ist keine Rede; denn Gott ist gerecht. Das ganze Opferritual in den Weden ist nur vorgeschrieben, um Luft und Wasser zu reinigen und wirkt somit sanatorisch. Kann man sich einen armseligeren Rationalismus denken! Die komplizierten Vorschriften für den Bau des Altars sind ein Anschauungsunterricht in Geometrie oder Übungen in Arithmetik; das heilige Gras soll die Insekten fernhalten, damit sie nicht ins Feuer fallen, und unter Brahmanen als Priester sind intelligente, fähige Leute gemeint. Wie er den Götzendienst verwirft, so auch die Kaste. Man kann aus der Hand jedes Menschen essen, nur nicht aus der von Christen und Mohammedanern; denn in ihren Körpern mischen sich übelriechende Stoffe! In diesem Stück folgen die Jünger dem Meister nicht. Er hatte gut reden; denn er war ein Sanyasi, also kastenlos. Mit Kindererziehung hat er viel zu tun, obschon er nicht viel davon verstand als Sanyasi und Junggeselle. Wichtig war ihm die Heranbildung von Jüngern. Auch hierin waren die Jünger nicht folgsam. Es sollten in den Schulen nur die Weden gelehrt werden, aber in der angloindischen Schule in Lahore wurden sie gar nicht gelehrt. Der höchste Bildungsgang, vom 8.—56. Lebensjahr, scheint etwas lang, aber Dahanand sagt uns tröstlich, daß man bei seinem Lehrplan Aussicht habe, 400 Jahre alt zu werden. Wäre er nur nicht mit 59 Jahren gestorben! Am traurigsten ist seine Reform des ehelichen Lebens. Kinderheirat verurteilt er rundweg, sonst ist er ein Schmutzfink! Hinsichtlich der Kinderheirat folgen die Jünger dem Meister wiederum nicht, trotz der Weden. Eine zweite Heirat ist Männern und Frauen verboten, also bleibt das Witwenelend bestehen, und

daneben räumt er dem Fleisch durch die sogenannte *Niyog*, einer losen Verbindung, die fünfmal nach dem Tod des einen Teils aber auch in der Ehe aus gewissen Gründen eingegangen werden kann, eine tolle Freiheit ein. — Durch eine unglaubliche Energie brachte es dieser merkwürdige Mensch zustande, nachzuweisen, daß die *Weden* wenigstens im Keim alles enthalten, was im Westen im Lauf der Jahrhunderte entdeckt und erfunden wurde. Der *Vinash Muni*, der vor 5000 Jahren die *Weden* übersetzt haben soll, war in Amerika (*Patal!*), in Europa (*Harimarsch* = *Asienland*, wo Menschen mit rotem Mund und hellen Haaren wohnen), im Land der Juden und in China. Aus *Swetam Ashtwam* (weißes Roß) wird eine Dampfmaschine und in ähnlicher Weise kommt er zu Dampfschiffen, Luftballonen und *Ranonen*. Genug! —

Man fühlt kein Zutrauen zu diesem Menschen, man kann ihn fast nicht ernst nehmen. Aber er verstand es, Menschen zu leiten, und wir wollen ihm glauben, daß es ihm ernst war mit Reformen. Als Gegner war er ohne allen Anstand. Er war umgeben von einer Schar blinder Anhänger, die ihm applaudierten und auf ein Zeichen den Gegner verlachten und verhöhnten. Natürlich am zweiten Tag gaben ihm die Brahmanen die Hiebe heim, und ihre Scharen waren größer!

Nach dem letzten Zensus gehörten 92 400 Hindu zu diesem *Arjha-Samadsh*. Er ist populär geworden, besonders in unsren Tagen der *Swadeschi*-Bewegung; denn wohl tut es dem Hindu, befreit zu werden von dem, was nun der Gebildete doch als Schande und Rückständigkeit empfindet und die Reform dann keiner andern Religion, sondern einer Rückkehr zu den besser verstandenen, ersten religiösen Quellen Indiens verdanken zu dürfen. Es ist ja Uneinigkeit unter diesen Leuten, und es droht eine Spaltung wegen des Fleisছেessens, der Schulfrage, der Infallibilität des *Swami* und wegen der Aufnahme von Konvertiten, aber sonst ist nicht zu leugnen, daß die Bewegung im Wachstum begriffen ist. Am Fuß des Himalaya, in malerischer Gegend bei *Hardwar*, dem altheiligen Pilgerort der *Ind*, ist die *Gurukula*, die große Lehranstalt des *Arjha Samadsh*.¹⁾ Da

1) Vergl. *The Hardwar Gurukula*, Ch. Miss. Rev. 1907, 548 ff.

hält auch diese neue Sekte ihr Jahresfest, und ihr Protest gegen Götzendienst macht sich fühlbar. Erst fünf Jahre alt ist das Fest und die Schule, und doch sollen dort letztes Jahr 60 000 Menschen zusammengekommen sein. Die Schule zählt 180 Schüler. Im achten Jahr tritt der Junge ein und seine Eltern verpflichten sich, ihn 17 Jahre dort zu lassen. Er darf während dieser Zeit die Anstalt nicht verlassen. Eine Viertelstunde darf er sich einmal im Jahr mit seinen Eltern in Gegenwart des Lehrers besprechen. Die Hauptsprache ist Sanskrit, aber Englisch und Naturwissenschaften werden auch getrieben. Auf Regierungsschulen und Regierungsdienst wird keine Rücksicht genommen. Die Jungen sind Tag und Nacht bewacht, leben als strenge Vegetarier und tragen das Sanjasigewand. Beim letzten Fest wurde über die Stellung zu andern Religionen verhandelt, es wurde hauptsächlich vom Zusammenessen geredet. Feierlich war die Aufnahme von 35 neuen Schülern. Sie haben durch den Vater ein Gelübde des Gehorsams, der Reinheit und Armut bis zum 25. Jahr abzulegen. Sie hatten dann sofort, mit dem Stab in der Hand, bei den Anwesenden zu betteln. Kennen diese Leute etwa Jesuiteninstitute? Man bekommt den Eindruck, daß Leben in der Sache ist. Es zeigt sich das in sozialer Reform, obgleich es in der Kastensache lahm hergeht. Mehr Erfolg zeigt sich in der Frauensache. Der letzte Präsident heiratete trotz Dahananda eine Witwe. Der Gebildete kann sich immer noch als Hindu ansehen und ist doch des Aberglaubens, des Götzendienstes und der Priesterherrschaft los. Nun haben sie auch eine Anstalt mit strammer Erziehung und brauchen doch nicht vor dem Christentum Angst zu haben. Dazu appelliert die Sache an den Patriotismus. Es ist eine indische Bewegung; denn sie meinen nichts von außen erhalten zu haben.

Was die Stellung zum Christentum betrifft, so ist einmal zu bedauern, daß die religiöse Atmosphäre vollständig fehlt. Es zeigt sich kein Hauch von religiösem Leben, kein Zeichen von geistlicher Kraft, kein Sehnen nach Erlösung. Manche fühlen es. Es ist die Sankhya, ein Substitut für das Gebet, eingeführt worden, und es werden auch unverstandene christliche Lieder in Englisch gesungen. Dem Christentum gegenüber stellte man sich, besonders zu Lebzeiten des Gründers, feindlich. Die Tract-Societh in Madras vor 20 und mehr Jahren stand unter dem Einfluß

des Arha=Samadsch und in der bittersten und gemeinsten Weise, mit Waffen, die christliche Apostaten aus Europa lieferten, wurde das Christentum bekämpft. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Ton ein anständigerer geworden ist. Sie wollen nun anerkennen, was wahr sei in andern Religionen. Zunächst kann aber der Bewegung nur eine negative Bedeutung zugesprochen werden. Durch ihre Bekämpfung der Vielgötterei, des Götzendienstes, des Pantheismus, der Kaste, der Kinderheirat, der Brahmanenherrschaft und dergl. macht sie doch die Nation aufmerksam auf die Schwächen und Mängel ihrer Religion und mag so manchen aufwecken zum Suchen nach wirklicher Geistesnahrung. Wer wirklich aus der Wahrheit ist, wird im Arha=Samadsch nicht zur Ruhe kommen. —

III.

Eine ähnliche Stellung zum Christentum und zum Hinduismus nimmt auch der Neu=Wedantismus von Vivekananda und seiner Jüngern ein. Während der Arha=Samadsch auf die Weden zurückzugehen sich bemüht, um den Hinduismus mit dem neuen Geist auszuföhnen, geht diese Richtung auf die Philosophie der Upanischaden und das Wedanta=System zurück. Die Terminologie wird aus diesen Klosterräumen des philosophischen Hinduismus geholt, aber auch hier wird neuer Most in alte Schläuche gegossen. Das Auftreten von Vivekananda in Chicago ist bekannt.¹⁾ Er ist 1863 geboren, vollendete, nachdem er auch eine Missionschule besucht hatte, 1884 seine Universitätsstudien, und nachdem er sich einige Zeit an Reschab Tschander Sen angeschlossen hatte, begab er sich in die Gefolgschaft des Paramahansa Rama Krishnan, der die höchste Stufe eines Yogi erreicht hatte. Nach einer merkwürdig raschen und bequemen Laufbahn erschien er 1893 im ockerfarbenen Yogigewand vor dem staunenden und bewundernden Publikum in Amerika. Er mußte gegen das Gebot des Hinduismus den Ozean überfahren. Schon daß er englisch über die Geheimnisse des indischen Glaubens sprach, war ja neu und nicht orthodox. Er mußte in Amerika auf Schritt und Tritt den Dekalog indischen Lebens und Rituals übertreten, fühlte sich aber doch berufen, den Amerikanern zu

1) Missionsmagazin 1897, S. 371 ff.

sagen, was richtig verstandener Hinduismus sei. Man kommt aus dem Staunen nicht hinaus, wenn man hört, was auf einmal der Hinduismus sein soll. Am meisten staunte man in Indien, aber es tat dem Stolz der Hindu wohl, ihre Religion so idealisiert zu sehen, und mit der Wahrheit braucht man es bei einem guten Zweck nicht so genau zu nehmen. Das ist auch orthodox in Indien! Da hört man wunderbare Dinge: Der Hindu verlangt nach nichts als göttlich, vollkommen zu werden, wie es sein Vater im Himmel ist. Vivekananda webt das Christentum, das er in der Missionschule kennen gelernt, in die Darstellung des Hinduismus hinein und zitiert darum auch häufig die Bibel; denn er redet doch zu Christen. Sein Hinduismus soll als eine Vollendung des Christentums erscheinen. Das gleiche geschieht heute noch im Brahmapadin, dem Organ dieser Bewegung. Vivekananda prahlt mit der Vielgestaltigkeit des Hinduismus. Er will als fabelhaft tolerant erscheinen. Von der Kaste schweigt er. Die Seelenwanderung darf er nicht preisgeben, sonst kann er sich in Indien nicht mehr sehen lassen. Sünder sind wir nicht, das ist eine Verleumdung der menschlichen Natur, wir sind Gottes Kinder. Die Seligkeit schildert er, die Kühnheit des Amerikaners kennend, nicht als traumlosen Schlaf, sondern in christlichen Farben. Den Polytheismus, und damit leistet er etwas Großartiges, leugnet er für Indien rundweg ab, als ob alle Indianer philosophierende Pantheisten wären. Man kann sich den Jubel denken, mit dem Vivekananda in Indien empfangen wurde; hatte er doch alles widerlegt, was man je den Indern zur Last gelegt hatte. Da zog er im Triumph von Stadt zu Stadt, und Tausende lauschten seinen Vorträgen, in denen er allerdings manches sagte, was er in Amerika nicht gesagt hatte und auch manches nicht zu sagen wagte, was er dort gesagt, dafür griff er aber die Missionare an und stellte Indien weit, weit über alle Nationen; denn in Indien sei die Religion das Leben der Nation. Vivekananda hat in Amerika einige Schülerinnen gewonnen, die nach Indien kamen und es noch toller trieben als der Meister. Die schilderten sogar die indische Frau als die glücklichste der Welt und fanden, daß die Witwenverbrennung doch eine sinnige Einrichtung gewesen sei. Das Christentum hat Vivekananda nicht geradezu bekämpft, man kann ihm Begeisterung für Christus als

eines Rishi ersten Ranges nicht absprechen. Er hat viel aus dem Christentum in seinen neuen Vedantismus eingetragen und trägt ihm gegenüber darum ein gewisses überlegenes Wohlwollen zur Schau. Seit seinem Tod geht es etwas ruhiger zu. Eines kommt dem orthodoxen Hindu, so sehr ihn auch diese Verherrlichung des Hinduismus in Ost und West gefreut hat, zum Bewußtsein: Hinduismus ist die Sache doch eigentlich nicht. Der Swami hatte gar kein Recht, über den Hinduismus zu reden, ist er doch nur ein Schudra. Yogi ist er auch nicht, und manches, was er abgeleugnet hat, liegt dem Hindu doch sehr am Herzen. Genuiner Vedantismus ist diese Philosophie auch nicht, alles soll eben dem westlichen Geschmack akzeptabel gemacht werden. Die Sache stimmt weder mit den heiligen Schriften, noch mit dem Leben der Orthodoxen, von Vivekanandas Leben ganz abgesehen. Dieser Hinduismus existiert überhaupt nicht, er legt aber doch Zeugnis ab von dem Einfluß des Christentums.

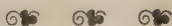
Eine gewisse Weiterentwicklung hat die Sache bekommen durch Abhedananda, einen der Schüler Vivekanandas und seinen Nachfolger.¹⁾ Er ging nach Amerika, um diese neue Vedanta dort zu lehren und kehrte nach Indien zurück, um vor begeisterten Massen von seiner Arbeit in fremden Ländern zu berichten. In diesen Reden, die im „Hindu“ erschienen, traten einige ganz neue Züge hervor. Da heißt es auf einmal, die Religion und Philosophie Indiens sei universal. Darauf machte der Hindu nie Anspruch, im Gegenteil, in orthodoxen Zeiten waren nicht nur die Fremden, sondern sogar die eigenen Frauen und die niederen Kasten ausgeschlossen. Die Hindu haben dem Missionar gegenüber nie zugegeben, daß die Wahrheit nur eine sein könne. Da hört doch vielleicht das auf, daß einer zwei sich gegenüberstehende Ansichten in sich herum trägt. So behauptete er auch, daß der Gott der Hindu und der der Christen derselbe sei, es sei nur ein Unterschied des Namens. Das sieht doch aus wie Monotheismus, ist aber pantheistisch gedacht. Der Swami betont auch die geistige Natur und die Unsterblichkeit des Menschen, und er ermahnt sehr, sich geistlichen Dingen zuzuwenden. Freiheit und Vollkommenheit müssen in dieser ver-

1) Vergl. The new Vedanta as taught by Swami Abhedananda, by the Rev. H. Gulliford.

gänglichen irdischen Existenz gesucht werden. Er weist auf den Weg der Erkenntnis und zitiert sogar das Wort des Herrn: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Er hätte allerdings beifügen sollen, daß es der Sohn Gottes ist, der frei macht und daß es sich nicht um Befreiung von der Maya handelt, sondern um Befreiung des durch die Sünde gebundenen Willens. Er verlangt Selbstverleugnung, leider nur für die geistlichen Führer. Schön spricht er auch von Anbetung im Geist in Kirche, Moschee oder Tempel. Dann komme es auch zu geistiger Kraft. Die Welt vergeht, und es sei besonders die Botschaft Vivekanandas gewesen, daß wir hier keine bleibende Stätte haben. Das ist allerdings für Christen keine neue Botschaft. Religion sei auch eine praktische Angelegenheit des Menschen. In diesem Zusammenhang spricht er sich auch gegen die Kaste aus. Da kommt der bezeichnende Satz vor: „Der, welcher denselben Geist sucht im Brahmanen, in der Kuh, im Elefanten, im Hund und im Paria, hat die wahre Gotteserkenntnis.“ Wenn der Paria nach dem Hund kommt, hat er nicht viel zu erwarten von diesem Vedantismus. Schließlich spricht er sich auch für die Hebung des weiblichen Geschlechts aus und für Toleranz. „Die Toleranz des Hindu steht einzig da in der Geschichte der Welt,“ meint er. — Befriedigend ist diese neue Weisheit nicht. Wie schon angedeutet, kennt auch er die schwerste Fessel des Menschen nicht und so auch nicht die wahre Freiheit. Er scheint auch sein eignes Volk und seine Geschichte nicht zu kennen, wenn er von Toleranz redet, zudem übt er sie selbst nicht dem Christentum und der Mission gegenüber. Er kann da recht bitter und ungerecht werden. Es ist ja schön, daß er für die Universalität der Wahrheit eintritt, aber der neue Vedantismus ist Monismus, den er dem europäischen Denken etwas näher zu bringen sucht. So übersetzt er Maya mit Zeit, Raum und Kausalität. Das ist nicht die orthodoxe Maya. Und persönlich ist sein Gott auch nicht. Er sagt zwar, er sei persönlich und unpersönlich, dann ist wohl auch die Welt real und nicht real. Shankaratscharnas reinen Monismus kann man wenigstens verstehen. Hier hört aber alles auf! Während er schon anfängt, Vivekananda zu vergöttern, behauptet er, eine Religion, die einen Gründer habe, oder auf die Persönlichkeit eines

Gründers sich aufbaue, könne nicht universell sein. Auch er wie sein Meister bäumt sich auf gegen die Wahrheit, daß wir Sünder sind und hält das für einen blasphemischen Gedanken. Blasphemisch; denn „eritis sicut Deus!“ Sünde ist nur Unwissenheit oder Gebundenheit an den Leib, darum ist Mokscha nur zu erlangen durch Erkenntnis.

Aber eine neue Erscheinung ist Abhedananda; denn er ist missionierender Wedantist. Er war in Amerika und hat nicht einmal Wasser und Erde mitgenommen. Ein Sanhasi, der, anstatt mit einem Lendentuch, wenn nicht gar mit Luft und Licht bekleidet zu sein, öffentlich auftritt und sich um alles im Himmel und auf Erden kümmert, das ist kein „zu Asche verbrannter Strich“, wie er es sein soll. Ob die Befleckung nun nicht mehr durch Berührung geschieht, sondern auf dem ethischen, geistigen Gebiet liegt? Die Botschaft ist auch kein Geheimnis mehr, den esoterischen Hinduismus predigt man von den Dächern. Das ist auch neu! Bis jetzt bestimmte Kasse, Kaste, schließlich das Karma die geistige Kapazität. Wenn aus all dem die Konsequenzen gezogen werden und der neue Wedantismus sich der Armen und Unterdrückten annimmt, dann wäre viel gewonnen. Allerdings Abhedananda appelliert an die Größe seiner Zuhörer, an die Größe Indiens, nicht an die Liebe. So ist auch diese Bewegung wohl unter dem Einfluß des Christentums entstanden, aber kein wesentlicher Fortschritt über den alten Wedantismus hinaus, und wenn auch in einzelnen Punkten eher eine Verstärkung möglich ist, so ist diese Richtung durch den nationalen Dünkel um so unzugänglicher geworden.



Die Neuendettelsauer Mission in Kaiser-Wilhelmsland.

Von Pastor D. Paul.

In der Selbstbiographie von John Paton stößt man auf einen merkwürdigen Gegensatz im Verhalten zweier ganz nahe beieinander wohnenden Inselbevölkerungen zur christlichen Mission. Die Leute von Tanna lehnten das Christentum mit wildem

Trotz ab, die von Aniwa dagegen nahmen es mit Freuden an. Ähnliche Erfahrungen haben in neuester Zeit die beiden deutschen Missionen in Kaiser-Wilhelmsland gemacht. Während die Rheinische Mission an der Astrolabe-Bai einen überaus harten Boden zu bearbeiten und in den ersten beiden Jahrzehnten fast gar keine greifbaren Erfolge aufzuweisen hatte, durfte die in ihrer Nachbarschaft tätige Neuendettelsauer Mission innerhalb derselben Frist von einem Tauffest zum andern eilen. Ihre Berichte haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Erfahrungen, die John Williams einst in der polynesischen Inselwelt machte. Wenn man in dessen Biographie die Geschichten von Rajatea und Karotonga liest, kann man sich nicht ganz der kritischen Nebengedanken enthalten. Nun aber liegen vor uns die ohne Zweifel sehr nüchtern geschriebenen Berichte der bayerischen Lutheraner aus Neuguinea. Sie enthalten eine ganze Reihe ebenso schneller Erfolge und ähnlich klingender Siegeslieder über Vorgänge aus der Gegenwart. Daß sie der Wirklichkeit entsprechen, kann von jedermann nachgeprüft werden. Die nachfolgenden Blätter möchten die Anregung hierzu geben. Wer die Mühe scheut, die letzten zwanzig Jahrgänge des Organs der Neuendettelsauer Mission¹⁾ durchzuarbeiten, findet die Entwicklung der Mission in Kaiser-Wilhelmsland anschaulich geschildert in der soeben zu Tanunda (Süd-Australien) erschienenen kleinen Schrift des Pionier-Missionars Joh. Flierl „Gedenkblatt der Neuendettelsauer Heidenmission in Queensland und Neuguinea 1885 und 1910“, die vom Missionshaus in Neuendettelsau bezogen werden kann. Im nachfolgenden wollen wir eine Skizze der gesegneten Arbeit zu geben suchen.

Die Natur des Arbeitsfeldes.

Flierl wurde bei seiner Erkundungsreise im Jahre 1886 durch die damaligen politischen Verhältnisse nach Finschhafen geführt, wo die Neuguinea-Kompagnie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Das war entscheidend für die Wahl des Missionsfeldes. Die fast gleichzeitig eintretende Rheinische Mission ließ sich in der Astrolabe-Bai nieder. Bei der Auseinandersetzung mit ihr und der Obrigkeit des Schutzgebietes entschieden sich die

1) Kirchliche Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neuguinea. Herausgegeben von Inspektor W. Deinzer in Neuendettelsau.

Neuendettelsauer für das Gebiet zwischen dieser großen Bucht und der südöstlichen Grenze des deutschen Besitzes. Die bei Finschhafen liegende östliche Spitze der Halbinsel, die den Huon-Golf von der Astrolabe-Bai trennt, ward ihr Ausgangspunkt. Es sind auf ihrem jetzigen Arbeitsfeld Küsten- und Bergstationen zu unterscheiden. Beide haben ihre besonderen Schwierigkeiten. Die an der Küste stehende schwere Brandung bedeutet eine große Gefahr für den Schiffsverkehr, zumal die Missionare im Anfang ganz auf die leichten Boote der Eingeborenen angewiesen waren. Jetzt haben sie einen Zweimastkutter, der von einem tüchtigen deutschen Seemann geführt wird, und mehrere Stationsboote europäischer Herkunft zur Verfügung. Doch bleibt die Küstenfahrt gefährlich. Landeinwärts wird der Verkehr durch die Zerklüftung des Geländes gehemmt. Tiefgerissene Bach- und Flußtäler, unwegsamer Urwald, massenhafte Sandblutegel u. dergl. erschweren die Wege. Der Unterschied von Küsten- und Bergstationen ist aber nicht nur geographisch zu verstehen. Es handelt sich auch um eine verschiedene Bevölkerung. Die „Meerleute“, mit denen es die Mission zuerst zu tun hatte, scheinen in früherer Zeit vom nahen Bismarck-Archipel oder gar von den ferneren polynesischen Inseln herübergekommen zu sein. Von den Bewohnern der Lami-Inseln, die gleich im Anfang mit der Mission in Verbindung traten, gilt letzteres augenscheinlich. Die im Gebirge wohnenden Walbleute (kätengi) sieht Flierl als die Urbevölkerung des Landes an; andere Forscher sind derselben Meinung. Zwischen beiden Bevölkerungsklassen war früher wenig Verkehr. Als die Missionare erstmalig zum Stamme der Kai ins Waldgebiet hinaufgehen wollten, warnten sie die Leute aus dem Yabimstamme, mit denen sie Freundschaft geschlossen hatten. Sie bezeichneten die Walbleute als sehr schlecht und bißen sich dabei in den nackten Arm, um anzudeuten, daß diese Menschenfresser wären. Es hat sich aber gezeigt, daß kein großer Qualitätsunterschied zwischen den Eingeborenen an der Küste und in den Bergen ist.

Eine große Erschwernis bereitet der Mission, wie überall in der Südsee, die Sprachzerrissenheit. Die jetzt bestehenden 12 Stationen sind auf einen Küstenstreifen von 200 Kilometer Länge verteilt; nach dem Innern sind erst einige Stichproben gemacht. Dabei hat sich herausgestellt, daß die Yabimsprache von Finsch-

hafen bis zur tiefsten Bucht des Huon-Golfs reicht, wobei allerdings mehrere nicht unbedeutende Dialektverschiedenheiten mit in den Kauf genommen werden müssen. Die Kai in den Bergen und der an sie grenzende Poum-Stamm reden aber eine ganz andere Sprache. Die eine wird mit Präfixen, die andere mit Suffixen gebildet. In ein drittes Sprachgebiet ist man mit der zuletzt angelegten Station Sialum bei Kap König Wilhelm im Norden gekommen. Diese Sprachgrenzen sind lästig, aber doch nicht in so hohem Grade hinderlich, wie in andern Teilen der Südsee. Soweit es bisher zu übersehen ist, wird im Bereich der Neuendettelsauer Mission mit jeder Sprache eine Bewohner-schaft von zirka 5000 Seelen erreicht. Ernste Gefahren für Leben und Arbeitskraft der Missionsleute birgt das Klima. Fieber-anfälle sind in den Küstenplätzen unvermeidlich. Finschhafen wurde als Regierungsstation aufgegeben, weil ein furchtbares Sterben unter den Europäern einriß. Daß die Neuendettelsauer Mission in der Pionierzeit verhältnismäßig wenig Todesfälle zu beklagen hatte, dürfte wenigstens teilweise auf die schnelle Eröffnung ihrer glücklich gewählten Gesundheitsstation auf dem Sattelberge zurückzuführen sein.

Als besonders günstig für die Missionsarbeit ist das Fernbleiben der europäischen Kolonisation mit allen ihren übeln Begleiterscheinungen zu bezeichnen. Im Vergleich zu anderen Teilen von Kaiser-Wilhelmsland mit ihrem lebhaften Schiffsverkehr und Plantagenbetrieb ist die Landschaft am Huon-Golf jetzt als ein stiller Winkel zu bezeichnen. Die Missionare verloren durch die Verlegung der politischen und wirtschaftlichen Zentrale von Finschhafen nach Friedrich-Wilhelmshafen allerdings den bequemen Anschluß an den Weltverkehr. Sie konnten bis vor kurzem nur alle Vierteljahre auf eine Postgelegenheit rechnen. Und als die Braut des Missionars Wagner Ende 1907 in Finschhafen eintraf, brachte der Kapitän ihres Dampfers zwar gleichzeitig das Standesamtsregister von der Regierungsstation mit; weil aber der Bräutigam nicht gleich herbeigeholt werden konnte, ließ das weiterfahrende Schiff nur die Braut da; leider ohne das Register. Erstere mußte sieben Wochen bei einer befreundeten Familie einquartiert werden, bis das Schiff wiederkam, und endlich die ersehnte Hochzeit gehalten werden konnte. Das sind unangenehme Zeitverluste; aber

sie werden durch das Fernbleiben störender Einflüsse reichlich aufgewogen. Obwohl die Missionare die einzigen in der Landschaft sesshaften Weißen sind, hebt sich der Kulturstand der Eingeborenen auf den ältesten Stationen doch sichtlich. Die Leute gelangen nicht nur in den Besitz europäischer Werkzeuge, beim Besuch der Missionare legen sie alle, auch die Kinder, Lendentücher an. Mit der deutschen Geldwährung sind allerdings nur die jungen Männer, die sich vorübergehend nach auswärts als Plantagenarbeiter anwerben ließen, vertraut. Die Einheimischen verwenden noch die Hundezähne als Kleingeld und die bogen- oder kreisförmigen Eberzähne als große Münze. Auch die Kirchenkollekten werden in Form von Hundezähnen, davon 14 gleich 35 Pfennigen gerechnet werden, gesammelt.

Die Form des Heidentums.

Die Papua galten bis in unsre Tage herein als besonders scheu, wild und grausam. Ihre ersten Berührungen mit den Weißen führten fast immer zu blutigen Tragödien. Die Neuendettelsauer Missionare haben in dieser Hinsicht weniger schlimme Erfahrungen gemacht als die Rheinischen oder andere Europäer. Gleichwohl bestätigen ihre Berichte im großen und ganzen das obige Urteil; nur daß sie nachträglich auch manche freundlichere Züge in das Bild eintragen konnten.

Der Vermessungstechniker D. Fröhlich schildert in den Dandelmanschen „Mitteilungen“ (21. Band, 4. Heft) eine Expedition vom Huon-Golf zur Astrolabe-Bai. Als er an der Mündung des Bumbulusses landete, sah er ein greulich verwüstetes Dorf. Es war von räuberischen Nachbarn überfallen. Diese hatten 60—70 Dorfbewohner umgebracht. Im Flußbett lagen die bleichenden Gebeine, zerbrochenen Speere und durchspeerte Schilde als Überreste eines heftigen Kampfes umher. Zwischen dem Bumbu- und dem Marthamfluß ist eine menschenleere Einöde entstanden, was an der Küste sonst nicht vorkommt. Die Eingeborenen gaben dem Reisenden die Erklärung hierfür, indem sie die Gegend als einen Platz, wo viele Kriege geführt werden, bezeichneten.

Der Verdacht, daß die Papua des deutschen Gebiets in gleicher Weise wie die des englischen dem Kannibalismus ergeben sind, wird von Flierl bestätigt. Er erwähnt einen Fall aus neuester

Zeit. Ein abgelohnter Arbeiter der Plantage in Finschhafen wollte in seine nördlich gelegene Heimat zurückkehren. Er fürchtete sich aber vor einem bei Hardenberghuf gelegenen Dorfe, weil die dortigen Leute eine Streitsache mit seinen Angehörigen gehabt hatten. Deshalb schloß er sich einem Christen aus Finschhafen an, der mit einigen Freunden nach der neugegründeten Missionsstation Sialum reiste. Als sie in die Nähe des feindlichen Dorfes kamen, wurde die Reisegesellschaft überfallen. Man schob den Christen beiseite und schlug jenen Mann tot. Die Leiche und der Christ, dem weiter kein Leid geschah, wurden ins Dorf geführt. Dort schlachteten die Mörder noch einige Schweine und vermengten deren Fleisch mit den Leichenteilen des Erschlagenen. Sie boten auch dem Christen von der ecklen Speise an; der aber wendete sich schauernd ab.

Das sind die Untaten der Küstenbevölkerung. In den Bergen geht es nicht besser zu. Der auf dem Sattelberg stationierte Missionar Reyher entwirft in seinen Berichten häufig Sittenbilder aus dem Leben der heidnischen Kai. Er zieht da entsetzliche Dinge ans Tageslicht. Die im Taufunterricht stehenden Leute pflegen vor der Aufnahme in die Gemeinde ihm eine Privatbeichte abzulegen. Dabei offenbarte ihm ein früherer Zauberer etwa 50 benutzte Zaubersprüche, und daß er 20 Fälle von Ehebruch, 4 Morde und gegen 40 größere Diebstähle auf dem Gewissen habe. Von der Unsicherheit des Lebens in den Raidörfern bekommt man einen Eindruck, wenn man die in den Kronen großer Bäume erbauten und festungsartig angelegten Häuser sieht.

Das religiöse Leben der Papua ist Geister- und Ahnendienst. Für die Küstenbevölkerung, genauer den Dabim-Stamm, ist das Wort „Balum“ der Inbegriff des Geheimnisvollen. Man kann es etwa mit „Gespenst“ verdeutschen. Die Kai verehren dagegen den „Ngosa“, d. h. ursprünglich Großvater. Hier tritt der Gedanke an die Geister der Vorfahren auch im Worte hervor. Als Gegenstände des Kultus dienen die figurenreichen Balumhölzer und gewisse Blasinstrumente. Die Frauen sind von der Religionsübung gänzlich ausgeschlossen. Sie dürfen auch bei strenger Strafe nichts von dem Festschmaus genießen, der bei den Jahresfesten von Männern und Jünglingen verzehrt wird. Am letzteren wird bei diesen Festen die Beschneidung vollzogen. Auf-

fälligerweise bildet der Balum- oder Ngosa-Dienst ein gemeinsames Band für weite Gegenden; die Bevölkerung der Küste und der Berge feiert die Feste, bei denen der Schweinebraten eine Hauptrolle spielt, vielfach zusammen.

Neben diesem Geisterdienst ist die Furcht vor Zauberei ein Hauptmoment in der religiösen Gedankenwelt. Der Animismus, wie ihn Lic. Barneß neuerdings klargelegt hat, findet sich auch hier. Manches erinnert sogar direkt an den westafrikanischen Fetischismus.

Das Heidentum zeigt gerade am Huon-Golf wenig Widerstandsfähigkeit. Von einer Stoßkraft gegenüber der neuen Religion kann vollends nicht die Rede sein. Sicher ist die große Zersplitterung der Bevölkerung in feindliche Stämme nicht ohne Bedeutung hierfür. Vielleicht auch das unstete und flüchtige Wanderleben, das die kleinen Dorfgemeinschaften der Kai in den Bergen führen. Dr. Rud. Böch, der ihr Gebiet in jüngster Zeit erforschte,¹⁾ bezeichnet sie geradezu als halbnomadische Ackerbauer, die nicht bloß ihre Pflanzungen alle zwei bis drei Jahre verlegen, wie die Küstenpapua, sondern auch ihre Dörfer; nur daß sie mit deren Neubau immer innerhalb ihres Bezirks bleiben. Die Zauberer, von denen noch am ehesten ein Widerstand gegen die christlichen Glaubensboten zu erwarten wäre, bilden auch keinen geschlossenen Stand. Sie fangen bereits an, überzutreten. Von einer Reaktion des Heidentums ist jedenfalls nirgends mehr die Rede. Nur im Anfang traten die Alten als Anhänger der bisherigen Anschauungen gegen den neuen Glauben auf. Aber seit einem Jahrzehnt hört man davon immer seltener. Es ist auch bemerkenswert, daß die Missionare als Bringer des Christentums jetzt keinerlei Feindschaft mehr erfahren.

Aufmarsch der Missionskräfte.

Wie die Neuendottelsauer Mission nach Neuguinea kam, und welche Schwierigkeiten sie in der ersten Zeit zu überwinden hatte, ist in dieser Zeitschrift (1892, S. 34 und 1896, S. 405) bereits geschildert worden. Es sei hier nur kurz daran erinnert, daß Flierl und Tremel im Oktober 1886 in Simbang an der

1) Seine Ergebnisse stehen in Dankelmans „Mitteilungen“ 20. B. 4. Heft.

Langemaßbucht unweit Finschhafen die erste Niederlassung gründeten. Nach fünfmonatlichem Hausen im Zelt konnten sie in das mit eigenen Händen erbaute Häuschen einziehen. Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß die Neuendettelsauer im Gegensatz zu den meisten anderen Südseemissionen, die das zubereitete Baumaterial in der Regel per Schiff kommen lassen, ihre Häuser fast ganz aus einheimischem Material erbauen, wodurch ihre Stationen ein urwüchsiges Ansehen erhalten. Die im Anfang hervortretende Abneigung gewisser Bevölkerungsteile gegen die Ankömmlinge wurde durch sanftmütiges, aber bestimmtes Auftreten, die Lust zu Diebereien durch scharfe Wachsamkeit überwunden. Mitte 1888 zog Flierls Gattin als erste Hausfrau ein. Im Jahre vorher hatte ihr Mann erstmalig die draußen im offenen Meer liegenden Tami-Inseln besucht, deren mittlere, Wonom, 1889 zu einer mit zwei Missionaren besetzten Station gemacht wurde. Die Besetzung des Inselplatzes war insofern bedeutsam, als die Mission hiermit seefahrtkundige Freunde erhielt; auch ward dadurch der Übergang auf andere melanesische Inseln nahegelegt. Die Sprache der Insulaner ist dieselbe wie an der Küste. Noch wichtiger war die 1892 erfolgte Gründung der Sattelberg-Station, weil die Mission damit unter die Kai-Bevölkerung ging. Später ist übrigens durch eine Verschiebung der Stämme auch Simbang zu einer Kai-Station geworden. Bei der Gründung aber hatte es die Mission dort mit Nabilauten zu tun.

Diese grundlegenden Arbeiten hatten 7 Jahre in Anspruch genommen. Flierl nennt sie die Periode der Urbarmachung, auf die ein zweites Jahrsevent als Zeit der Einsaat gefolgt sei. In diese Zeit entstand nur eine Station: Deinerzhöh. Sie liegt den Tami-Inseln schräg gegenüber auf dem Festland, und gehört ihrer Lage nach eigentlich in das Gebiet des Bukaua-Stammes. Anlaß zur Stationsgründung aber gab eine Kolonie von Tamilauten, die sich in Taimi bei Kap Gerhards angesiedelt haben. Weitere Stationen wurden bis zum Ende des Jahrhunderts nicht gegründet. Die Missionare machten sich im Volk heimisch, lernten die Sprache, befließigten sich der Verkündigung des Evangeliums und gewannen namentlich aus der Zahl der jungen Burschen, die sie als Schüler und Arbeiter durch ihre

Stationen gehen ließen, eine wertvolle Helferschar, die in eigenartiger Weise der Verkündigung des Wortes in ihren Heimatdörfern vorarbeitete.

Mit dem Jahre 1902 setzt eine zweite Periode der Stationsgründungen ein. Zunächst ward Simbang und der Sattelberg mit einem Kranz von Niederlassungen umgeben: Nabin (im Jahre 1902), Wareo (1903), Pola (1903) und Heldsbach (1904). Dann ging man über Deinzerhöh hinaus noch tiefer in den Huon-Golf hinein. 1906 ward die Bukauastation Kap Arkona eröffnet, 1907 Malalo am Samoahafen. Gleichzeitig mit letzterer ward auch ein Vorstoß in den fernen Norden unternommen und Sialum bei Kap König Wilhelm zur Hauptstation gemacht. Die Missionare wirken dort unter den Boum, die auch Tepengi, d. h. Bogenleute, genannt werden und wegen ihrer Wildheit berüchtigt sind. Als Niederlassungen von besonderer Art sind die Gehilfenschule des Nabin-Distrikts auf der Höhe Logoueng (1906 angelegt) und die Ende 1907 von der Neuguinea-Kompagnie käuflich erworbene Plantage in Finschhafen zu erwähnen. Von beiden wird später noch die Rede sein.

Die schnelle Aufeinanderfolge dieser Stationsgründungen ist auffällig. Sie läßt vermuten, daß die Mission sich nach allen Seiten hin vor offene Türen gestellt sah. So war es in der Tat. Hatten die Glaubensboten bei der Entstehung ihrer ersten Niederlassungen es noch mit Mißtrauen und Unverstand der Eingeborenen zu tun gehabt, so wußte man jetzt bereits in der ganzen Landschaft, was sie wollten. Namentlich die vorübergehend in Simbang eingestellten Schüler hatten einen wertvollen Aufklärungsdienst verrichtet. Überdies waren die Missionare seit dem Weggang der Kolonisten von Finschhafen bedeutend in der Wertschätzung der Eingeborenen gestiegen. Diese hatten anfangs ihr bescheidenes Auftreten und ihr arbeitames Leben geringschäßig angesehen. Die ersten Christen erzählten später, ihren Älten wären die Beamten und Kolonisten in Finschhafen als die richtigen weißen Leute erschienen; von den Missionaren aber hätten sie nicht viel gehalten. Erst als bei dem großen Sterben auf der Regierungsstation die andern Weißen alle fortgezogen, die Missionare aber auf ihrem Posten geblieben wären, hätte sich ein Umchwung in der öffentlichen Meinung vollzogen. Daß sie

bescheidene Landansprüche machten, keine fremden Arbeiter einführten, die Rechte der alten Dorfleute achteten, und daß sie offenbar gekommen wären, nicht um zu nehmen, sondern um zu geben, das war den Eingeborenen zu Herzen gegangen. So taten sich die Türen auf. Es war bei den eben erwähnten Neugründungen in der Tat erstaunlich, wie leicht sie sich vollzogen; an manchen Orten ging es den Leuten mit der Niederlassung nicht schnell genug. Als es sich um die Anlage bei Kap Arkona handelte, wurden Flierl und Lehner schon am Strande von einer freudig bewegten Volksmenge begrüßt. Man führte sie im Triumph ins Dorf, wo der alte freundliche Bukauahäuptling in der Vorhalle seines Hauses saß. Er beehrte zunächst eine Andacht für sich und sein Volk; dann erst gingen sie alle hinaus, ein passendes Stück Land für die Station auszusuchen. Ähnlicher Glanz liegt über die Gründungsgeschichte von Malalo. Dort hatten eingeborene Christer wacker vorgearbeitet. Als endlich die langersehnten beiden Missionare kamen und mit der Einrichtung der Station begannen, erschien schon während der Bauarbeit eine große Schar Heiden, die um Taufunterricht baten. Sie wollten durchaus nicht länger warten.

Während am Huon-Golf die Kunde vom Miti (so nennen die Papua das Christentum) aus Simbang und den andern Erstlingsstationen von Dorf zu Dorf und von Mund zu Mund getragen wurde, spielte im Norden des Gebiets, wo die Interessensphäre der Neuendettelsauer und der Rheinischen Missionare sich berührt, jene geheimnisvolle Bewegung hinein, die im Jahrgang 1908, Seite 38 dieser Zeitschrift näher beschrieben ist. Die dort erwähnte Erscheinung eines Himmelsmannes, die auf den Stationen der Rheinischen Brüder zur Erschütterung der heidnischen Bollwerke führte, hat auch in der Umgegend von Sialum die Leute in Bewegung gebracht und zur Annahme des Christentums williger gemacht. So gibt es jetzt auf dem langen Küstenstreifen zwischen der Astrolabe-Bai und dem Huon-Golf keine Landschaft mehr, die den Missionaren verschlossen wäre.

Wirtschaftliche Unternehmungen.

Die evangelische Mission befolgt im allgemeinen noch keine klaren Grundsätze bei Behandlung wirtschaftlicher Fragen. Es

gibt Missionsgesellschaften, die in übergeistlicher Auffassung ihres Berufs von einer Fundierung der Stationen, etwa nach Art der deutschen Dorfkirchen und Pfarreien, nichts wissen wollen. Die Neuendettelsauer Mission ist dieser Frage anscheinend mit gesunder Mäßigkeit entgegengetreten. Sie hat bei allen ihren Niederlassungen, mit alleiniger Ausnahme von Tami, wo das nutzbare Land äußerst beschränkt ist, so viel Grund und Boden erworben, daß die Nutzung davon später einmal einen bedeutenden Beitrag zur Unterhaltung ihres Werkes liefern kann. In der Regel umfaßt das Stationsland 100 Hektar. In Heldsbach aber, das ursprünglich als Wirtschaftsstation gedacht war und Arbeitsgelegenheit für junge Christen bieten sollte, hat das Missionsland sogar einen Umfang von 500 Hektar. Auf dem Sattelberge ebensoviel. Für die Nutzung dieser Grundstücke war es bedeutsam, daß die Mission von Anfang an eine nicht geringe Zahl landwirtschaftlich geschulter Leute in ihrem Arbeiterstab hatte. Männer, die sich nicht nur auf die geistliche Arbeit des Missionsberufs, sondern ebenso auf das Einfahren der von Australien eingeführten Ochsen, auf die Ackerarbeit und eine sachgemäß eingerichtete Viehzucht verstanden; und daneben Frauen, die von Haus aus mit allen Zweigen einer ländlichen Hauswirtschaft vertraut waren. So ist es dahin gekommen, daß die auf dem Festland liegenden Stationen eine gewisse Ähnlichkeit mit den alten deutschen Pfarrhöfen und ihrem ausgedehnten Wirtschaftsbetrieb haben. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht das vom früheren Gouverneur v. Bennigsen im Deutschen Kolonialblatt 1901 über die Sattelbergstation und ihren Erbauer gefällte Urteil:

Das Land rings um die Station ist vom Walde befreit und zu Kulturen verwendet, welche der Ernährung der Missionare, ihrer Angehörigen und der farbigen Schulkinder dienen. Eine schöne Herde von 30 Stück Rindvieh weidet am Bergabhang. Wohlgepflegte größere Mädchen sind mit der rankenden Süßkartoffel, andere mit deutschen Kartoffeln und Gemüse, mit Bananen, Ananas und Maulbeeren bepflanzt. In den vom Schulunterricht freien Nachmittagsstunden schwingen die fleißigen Kai-Jungen Axt, Buschmesser und Hade, so daß wir, wenn nicht im Vordergrund die Kreuze auf der im Bau begriffenen Schule an den religiösen Zweck der Niederlassung gemahnten, zunächst glauben würden, die gut gehaltene Farm eines fleißigen deutschen Ansiedlers vor uns zu haben. Missionar Flierl, nicht allein ein eifriger Verkündiger des

Wortes Gottes, sondern auch ein tüchtiger Landwirt, der hier oben in den Bergen Neuguineas den Boden schon mit Pflug und Ochsen beackert, hat es in selten glücklicher Weise verstanden, seine Missionsstation gleichzeitig auch zu einer wirtschaftlich vorbildlichen Anlage zu machen. Er wird hierin von seiner Frau unterstützt, die die Produkte des Landes sowie der Biehirtschaft und Geflügelzucht vorzüglich zu verwenden und den großen Haushalt in sparsamster und doch reicher Weise zu führen versteht.“

Über den regulären Wirtschaftsbetrieb hinaus geht die in den letzten Jahren zustande gekommene Erwerbung der Palmenplantage in Finschhafen. Dort liegt ein prächtiges Hafenbecken, das einst der Mittelpunkt von Deutsch-Neuguinea werden sollte. Sich häufende Krankheitsfälle unter den Beamten ver-eitelten diesen Plan. Die Neuguinea-Kompagnie behielt aber auch später allen Grundbesitz in ihren Händen, so daß die von Missionar Pfalzer angelegte Verkehrs- und Niederlagestation Pola der Neuendettelsauer kaum das Recht auf ungehinderten Landungsverkehr erlangen konnte. Das ward für unbedenklich angesehen, so lange die der Mission immer wohlgesinnte Kompagnie im Besitz des Landes war. Vor einigen Jahren hieß es aber, daß das zum Teil im Plantagenbetrieb befindliche Land verkauft werden sollte. Wenn es in Hände kam, die der Mission weniger Sympathie entgegenbrachten, konnte dieser der wichtige Eingang gesperrt werden. Eine Niederlassung der katholischen Mission, von der man munkelte, wäre gleichfalls sehr unerwünscht gewesen. Unter diesen Umständen stellten die Missionare bei der heimischen Leitung den Antrag, das 800 Hektar umfassende Plantagenland für die Mission zu kaufen. Der nicht unbedeutende Kauffschilling (150 000 Mark) wurde von den Freunden der Neuendettelsauer Anstalt teils geschenkwise teils als Darlehen aufgebracht. Man hat zwei Missionsökonomen als Betriebsleiter der Plantage berufen, unter denen etwa 50 ständige schwarze Arbeiter aus der Umgegend tätig sind; von Zeit zu Zeit kommen außerdem für acht oder vierzehn Tage größere Scharen von Tagelöhnern aus den benachbarten Stationsgemeinden.

Ein wirtschaftliches Unternehmen kleineren Stils ist mit der unweit der Küste, aber abseits vom Verkehr gelegenen Gehilfenschule in Logaueng verbunden, ein mit Wasserkraft betriebenes Sägewerk, das zunächst die für den eigenen Bedarf der Mission

nötigen Hölzer schneiden, später aber auch für den Verkauf arbeiten soll. Es ist natürlich auch hier an lohnende Beschäftigung eingeborener Christen gedacht.

Um in Arkona das Missionsland schneller in Kulturzustand zu bringen, veranlaßte der Missionar die dortigen Christen zu freiwilliger Anpflanzung von Kokospalmen. Sie taten es gern und steckten für jeden Erwachsenen 5 Nüsse, für jedes Kind eine. Auf der Tamistation aber hat sich die Sitte gebildet, daß die Paten zum Gedächtnis für ihren Täufling eine Kokosnuß in der Umgebung der Kirche stecken.

Aus dem Gemeindeleben.

Die statistische Übersicht über den Bestand der Mission Ende 1908 bringt folgende Zahlen: 12 Hauptstationen mit 1763 eingeborenen Christen und 1178 Taufbewerbern. Im letzten Jahre wurden 440 Heiden und 93 Kinder christlicher Eltern getauft. In 12 Volksschulen wurden 594 Schüler, darunter 154 Mädchen, unterrichtet. Im gesamten Missionsbetrieb sind 22 ordinierte und 9 nichtordinierte Missionare (von denen 12 verheiratet sind) und 2 unverheiratete Missionarinnen tätig. Ihnen stehen 14 eingeborene Gehilfen zur Seite. In der Lehrgehilfenschule wurden 7 Männer ausgebildet.

In diesen Zahlen kommt das triebkräftige Leben in den Missionsgemeinden nur sehr unvollkommen zum Ausdruck. Wegen der strengen Taufpraxis ist die Zahl der förmlichen Gemeindeglieder noch klein. Man muß dabei auch bedenken, daß die Dörfer der Yabim und Kai durchweg schwach bevölkert sind. Man gewinnt schon ein anderes Bild, wenn man hört, daß auf den Tami-Inseln insgesamt 200 Menschen wohnen, von denen 90 getauft sind; in Yabim sind unter 400 sogar schon 317 Getaufte. Im Dorfe Bogeseng bei Simbang trat die ganze Einwohnerschaft gleichzeitig in den Vorbereitungsunterricht. Die christliche Atmosphäre aber reicht noch viel weiter. Senior Flierl, der gewiß die beste Übersicht hat, schreibt darüber:

Der Zudrang zum Taufunterricht ist jetzt so groß, daß wir immer wieder Scharen auf die Zukunft vertrösten müssen, da wir doch nicht alle auf einmal unterrichten können. Wir weisen sie an, recht fleißig zu den Sonntagsgottesdiensten zu kommen und in den Dörfern den Andachten beizuwohnen, sowie eifrig von den Christen zu lernen, damit

ihnen später der Taufunterricht um so leichter werde. Den Kirchenbesuch können wir uns gar nicht besser wünschen. Es kommen einfach alle, Männer, Frauen und Kinder. Die Greise wanken am Stocke heran, und die Kleinsten werden hergetragen. Den Mundvorrat bringen die Frauen in ihren Nehsäcken aus den fernsten Dörfern mit herbei, das nötige Feuerholz suchen sie in der Nähe der Stationen zusammen. . . Falsche Beweggründe zum Gottesdienstbesuch können die Leute nicht haben; äußeren Nutzen, zeitlichen Gewinn haben sie von ihrem Kirchengehen nicht. Man kann nur das eine zugeben, daß unter der Menge, die da kommt, auch bloße Mitläufer sein werden."

Im öffentlichen Leben setzen sich vielfach christliche Anschauungen und Formen durch. Neben das auf heidnischem Boden erwachsene „Lum“ (Versammlungshaus der Männer) trat schon vor etwa 10—15 Jahren hier und da das „Lum Papia“, d. h. „Versammlungshaus des Papiers“, in dem gelesen und geschrieben wurde. Jetzt stehen in den halbchristlichen Dörfern hübsche Kirchen; an der Stelle des Signals mit der Tritonmuschel bei Beginn der Versammlungen tritt mehr und mehr das Glockengeläut. Die Sonntagsfeier ist vielerorten angenommen. Man bezeichnet die Wochentage mit den Namen der Finger an der Hand, den Sonnabend aber als Küsttag auf den Sonntag. Als Höhepunkte des Jahres gelten dem jungen Christenvolk die drei hohen Feste; man nennt sie „Hombangsäko“, „die großen Feiertage“. Die veränderten Anschauungen machen sich aber auch schon im täglichen Verkehr geltend. Früher gingen die Papua nie unbewaffnet aus; jetzt tragen sie nur noch Waffen, wenn sie zur Jagd ziehen. Begegnen sie einander, so tauschen die Christen biederer deutschen Händedruck und einen freundlichen Gruß, wie „Zelie“, d. h. „Freue dich!“, oder „Agonane“, d. i. „Mein Freund“.

Besondere Freudentage für die Gemeinden bringen die Taufeste, wobei sich auch mehr und mehr eine Verbrüderung der früher feindlichen Dorfschaften und Stämme vollzieht. Da erfahrungsgemäß an diesen Tagen der Platz in den Kirchen nicht ausreicht, erweitert man den Andachtsraum durch das Hinausrücken der Wände, was bei der leichten Bauart keine Schwierigkeiten hat. Trotzdem geht es bei solchen Gelegenheiten noch immer eng zu. Die Schuljungen klettern dann wohl in das Balkenwerk des Daches, um von oben her alles bequem sehen zu können. Die mit der Taufe verbundene Namengebung wird mit beson-

derer Feierlichkeit behandelt. Nach Anweisung der Missionare wählen sich die Täuflinge oft bedeutsame Namen in ihrer eigenen Sprache. Eine Frau ließ sich bezeichnenderweise Moë, d. h. „eine Andere“ nennen. Ein Mann wollte Alegao, d. h. „Auf deiner Schulter“ heißen. Daneben sind auch biblische Namen beliebt. Die Christen von Tami ersparten sich das Kopferbrechen und sagten: „Wir sind so wenig Leute, bei uns werden die biblischen Namen schon reichen.“ Wenn die Neugetauften aus der Kirche kommen, ist es Sitte, daß die älteren Gemeindeglieder draußen in einer Reihe aufgestellt sind und sie mit Händedruck und Glückwunsch begrüßen.

Die geistlichen Väter der jungen Christen fangen übrigens auch an, eine neue Schrift in den Gesichtern der Bekehrten zu lesen. So schreibt Missionar Lehner von Arkona: „Manche Physiognomie ist mit der heiligen Taufe eine total andere geworden. So ist z. B. der listige, lauernde Zug aus dem Gesicht des Pilipus Gamoasi verschwunden und ein offener, freundlicher Ausdruck an seine Stelle getreten.“

Einen geistlichen Schaffenstrieb und frühzeitige Selbständigkeit der Kai-Christen verrät es, daß sie sich nicht mit den von ihren Lehrern gelernten Liedern begnügen, sondern selbstverfaßte, christliche Liedchen außerhalb des Gottesdienstes singen. Flierl hat eine Sammlung von mehr als 50 Nummern angelegt und teilt in seinem „Gedenkblatt“ einige Texte mit, von denen das Klage- und Trostlied einer Witwe besonders ansprechend ist.

Rückfälle ins Heidentum sind bisher noch nicht zu verzeichnen. Das wäre noch auffälliger, wenn wir nicht oben gesehen hätten, daß durch das ganze Volk ein starker Zug zum Christentum geht. Aber eine straffe Kirchenzucht ist natürlich nötig. Es handelt sich dabei vorzugsweise um Eheirungen. Daß gerade in diesem Punkte viel gesündigt wird, erklärt sich aus der Leichtfertigkeit, mit der die Ehen geschlossen werden. Der Sittenschilderer Kenyer zählt in seinen Berichten manche Fälle auf, die unweigerlich zu dem Schluß führen: Es muß erst von Grund aus mit den Kinderverlobungen und vorzeitigen Heiraten gebrochen werden, ehe an ein Aufhören grober Ehebruchsgeschichten zu denken ist.

Die Papuachristen beugen sich übrigens willig unter die als

recht und billig erkannte Kirchenzucht und lassen sich auch bei der Privatbeichte strafen. Ja zuweilen beantragen sie selbst schärfere Maßregeln; natürlich lieber bei anderen, als bei sich selbst. Missionar Wetter in Yabim hatte einst einen seiner ehemaligen Schüler, der noch nicht getauft war, als eine Art Leher oder Stundhalter in seinem Dorfe angestellt. Der junge Mann hatte im Born seine beiden Weiber mißhandelt. Da ergriff das ganze Dorf Partei für die leichtverwundeten Frauen, und der Missionar wurde angegangen, dem Manne sein Buch wegzunehmen, da einer, der so handle, nicht wert sei, ein Buch vom Miti zu haben.

Bemerkenswert ist eine Art innerer Reaktion des Heidentums, über die die Christen zuweilen klagen. Sie leiden unter unreinen Träumen und sagen, daß sie jetzt häufiger solche hätten als in früherer Zeit.

Eingeborene Hilfskräfte.

Die ersten Gehilfen erwuchsen den Missionaren ungesucht aus den Reihen ihrer jugendlichen Arbeiter und Schüler. Obgleich diese jungen Burschen selbst noch Heiden waren und keinerlei Auftrag empfangen hatten, wirkten sie in ihren Heimatdörfern doch als unbezahlte Helfer. Sobald man auf den Stationen den Wert dieser Wegbereitung erkannt hatte, suchte man den geeigneten Jünglingen eine bessere Vorbereitung zu geben und in ihre Tätigkeit etwas mehr System zu bringen. Missionar Rehner stattete sogar zwei Rai-Jünglinge, Dgang und Guba, vor ihrer Rückkehr in die Heimat in besonderer Weise aus. Er hatte gerade das Markusevangelium in ihre Sprache übersetzt und ließ sie Tag für Tag einen Abschnitt seines Manuskripts abschreiben, indem er ihnen gleichzeitig die Geschichten Wort für Wort erklärte.

Was früher in dieser Weise nur sporadisch geschah, soll von jetzt ab in der Lehranstalt auf dem Bogaueng-Berge systematisch betrieben werden. Man hätte am liebsten ein einheitliches Seminar für das ganze Neuendettelsauer Missionsfeld eingerichtet, aber dem steht die Sprachverschiedenheit im Wege. Yabim- und Rai-Männer können nicht gemeinsam ausgebildet werden, und die aus dem dritten Sprachgebiet im Norden fordern auch eine gesonderte Behandlung. So faßte man zunächst nur eine Lehr-

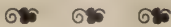
anstalt für geförderte Nabinchristen ins Auge. Eine der niedrig liegenden, ungesunden Küstenstationen konnte nicht wohl in Frage kommen; auch mußte darauf Rücksicht genommen werden, daß an dem Plage genügend Land vorhanden wäre, um den studierenden jungen Leuten in praktischer Arbeit ein Gegengewicht zur geistigen Beschäftigung zu bieten. Das führte zur Wahl eines bisher unbewohnten Bergrückens zwischen den Stationen Simbang und Nabin; also in jener Landschaft, wo das Christentum schon lange Wurzel geschlagen hat. Missionar Bamler ward mit der Einrichtung beauftragt und widmet sich dauernd diesem Zweig der Missionstätigkeit. Als er mit Errichtung der notwendigen Gebäude fertig war, ging er aus, Seminaristen zu werben. Er hatte nach den bisherigen Erfahrungen im stillen gehofft, daß die tüchtigsten der jungen Männer, die bisher in den Gemeinden eine Art Evangelisationsarbeit geleistet hatten, gern eintreten würden. Darin erlebte er aber eine Enttäuschung. Gerade die, auf welche er bestimmt gerechnet hatte, kamen nicht. Nakamung Obogo von Nabin, den er vor allen haben wollte, stellte zwar seinen Eintritt in Aussicht, blieb aber am entscheidenden Tage aus. So wurde der erste Kursus mit 5 jungen Burschen aus Deingerhöl und 2 von Digetu begonnen. Er war leider nur von kurzer Dauer. Als einige Besucher aus ihrer Heimat nach Logaueng kamen und den Seminaristen erzählten, daß die Wildschweine die ihnen gehörigen Pflanzungen verwüsteten, wurden sie unruhig und verließen eines Tages ihren Lehrer. Anscheinend sind diese jungen Christen doch noch nicht für die längere Ausbildung in einer Lehranstalt reif. Das ungebundene Leben der früheren Zeit steckt ihnen noch im Blute. Vielleicht behagte ihnen auch die Einsamkeit in Logaueng nicht. Bamler hat sich jedoch durch diese erste Erfahrung nicht irre machen lassen. Er ging aufs neue aus, Arbeiter für Gottes Weinberg zu dinge. Mit welchem Erfolg, ist noch nicht bekannt. Es ist ein dreijähriger Kursus in Aussicht genommen. Später soll auch eine kleine Druckerei mit der Anstalt verbunden werden. Gleichzeitig mit dem Bericht über die in der Gehilfenschule zutage getretenen Schwierigkeiten kam ein solcher über eine Evangelisten-Aussendung von der Sattelberg-Station nach dem Innern des Landes. Missionar Kestner hatte es seinen Katechumenen und Christen wiederholt an

Herz gelegt, sie müßten ihren Verwandten und Bekannten das mitteilen, was sie selbst als Schatz empfangen hätten. Auch sollten sie die für sie erreichbaren Heiden in anderen Gegenden nicht vergessen. Als er wieder einmal von dieser Pflicht geredet hatte, kam ein Christ, namens Kupa, und bot sich an, zu den noch ganz unwissenden Heiden zu gehen. Weil er aber dem Missionar dafür noch nicht Selbstverleugnung genug zu haben schien, ging dieser zunächst nicht auf den Gedanken ein. Kupa konnte jedoch nicht wieder davon loskommen. In der Osterzeit 1909, als der Missionar aufs neue von der Missionspflicht der Bekehrten geredet hatte, entdeckte er in einem gewissen Jungmo einen Gesinnungsgenossen und bald darauf noch zwei andere. Sie bestärkten sich gegenseitig in ihrem Vorhaben und traten nun miteinander zum Missionar und boten sich zum Missionsdienst an. Jetzt wurde Ernst gemacht. Am Osterfest teilte Kahßer der zahlreich versammelten Gemeinde mit, es wollten vier Evangelisten aus ihrer Mitte unter die fernen Heiden gehen. Das gab eine Überraschung! Es machte aber niemand Einwendungen. Auch der Häuptling Sane, dessen Einspruch der Missionar befürchtete, weil er die tüchtigsten Männer seines Dorfes verlor, stimmte mit der Erklärung zu: „Das ist Gottes Sache, ich habe nichts dazu zu sagen.“ Nach einer Wartezeit von etwa fünf Monaten, die zu einem gründlichen Vorbereitungsunterricht benutzt wurde, fand die feierliche Aussegnung und Abordnung statt, bei der manches gute Wort auch seitens der Ausziehenden geredet ward. Als deren künftiges Arbeitsfeld war das Gebiet der Hupe am Oberlauf des Bulesomflusses ersehen, das Kahßer früher kennen gelernt hatte. Die Kosten der Ausrüstung trug die Christengemeinde. Die Evangelisten zogen bald darauf ihre Straße. Daß sie bei den Hupe willkommen waren, ersahen sie aus den ihnen entgegen geschickten Trägern. Zugleich aber konnten sie merken, daß sie den Bruderkreis daheim mit einer heidnischen Wildnis vertauschten. Die Hupeleute hatten nämlich, bevor sie die Christen abholten, erst noch einen als Zauberer bekannten und gefürchteten Mann erschlagen und als Grund dieser Tat angegeben, wenn die Christen bei ihnen wären, dürften sie niemand mehr töten; sie wollten sich also vorher dieses Störenfrieds entledigen.

Es handelte sich bei diesem Evangelisationsversuch um ver-

heiratete Männer, die ihre Frauen und Kinder mitnahmen. Ebenso war es bei der Gründung der Station Malaeo am Samoa=hafen. Dort taten mehrere christliche Ehepaare aus Yabim Pionierdienste. Sie scheuten dabei auch die Nähe der allgemein gefürchteten Laimomba nicht. Dieser am Busi= oder Markhamfluß hausende, räuberische Stamm ist bisher der einzige, der sich völlig ablehnend gegen das Christentum verhält. In der neuesten Zeit schickte die Station Tami einen ihrer Christen auf die Siassi=Inseln, die ihrer Lage nach schon zum Bismarck=Archipel gehören. Die dortigen Heiden sind blutsverwandt mit den Tami=Insulanern. Es fehlt also nicht am Missionstrieb in der jungen Kirche am Huon=Golf.

(Schluß folgt.)



Der schwedische Missionsbund.

Von Missionssekretär Lundahl in Stockholm.

(Schluß.)

Die Mission in China.

Wir haben schon erwähnt, daß die Alaskamission des schwedischen Missionsbundes 1889 dem schwedischen Evang. Missionsbunde in Amerika überlassen wurde. Gleichzeitig mit dieser Überlassung beschloß die Konferenz des Bundes, eine Arbeit in China zu beginnen. Um diese Mission in Gang zu setzen, wurden die Missionare J. Sköld, R. W. Engdahl und D. F. Wikholm berufen. Sie reisten am 2. Oktober 1890 von London ab und langten am 13. November desselben Jahres in Schanghai an. Hier wurden sie von dem schwedischen Missionar E. F. Lund in Empfang genommen, der 2 Jahre lang im Dienst der China=Inlandmission gestanden hatte, aber nun zum schwedischen Missionsbund übergetreten war. Von Schanghai begaben sie sich nach der Stadt Hankau am Jangtse=fluß, etwa 1000 Kilometer von seiner Mündung. Ein wenig oberhalb von Hankau liegt auf der südlichen Seite des Flusses die Stadt Wuchang, die Sitz des Vizekönigs über die Provinzen Hupeh und Hunan ist und 400000 Einwohner hat. Dort mieteten die Missionare ein chinesisches Haus und errichteten ihre erste Missionsstation. Bald glückte es ihnen, ein günstig gelegenes Haus mit Grundstück

zu kaufen. Wegen der Unruhen, die im Sommer 1891 im ganzen Jangtsetale herrschten, mußten sie eine Zeitlang Wuchang verlassen und bis zum Herbst sich in Hankau aufhalten.

Die erste Zeit wurde natürlich von Sprachstudien und von der Einrichtung der nötigen Gebäude in Anspruch genommen. Aber am 14. Juni 1892 wurde die erste Knabenschule begonnen und am 13. November desselben Jahres konnte die erste Kapelle eingeweiht werden. Bei dieser Gelegenheit war zum ersten Male eine Frau mit unter den Zuhörern. Sie war dazu von ihrem Söhnlein gedrängt worden, das in die Knabenschule ging. Im Februar 1893 wurde die erste Mädchenschule eröffnet.

4 neue Missionsarbeiter kamen gegen Ende des Jahres 1891 und 6 1893 an. Bisher war die Tätigkeit auf Wuchang beschränkt. Inzwischen waren schon seit 1891 mehrere Untersuchungsreisen gemacht, um einen passenden Platz für eine neue Hauptstation ausfindig zu machen. Endlich wurde beschlossen, die Arbeit in einem volkreichen Bezirk, 100 Kilometer nordöstlich von Wuchang, mit den Städten Macheng und Sungpu aufzunehmen. Die Missionare R. F. Lindström und O. F. Wikholm reisten im Frühjahr 1893 dorthin und mieteten in Sungpu ein Haus. Infolge von Krankheit mußten sie indessen nach einiger Zeit nach Wuchang zurückkehren. Während ihrer Abwesenheit wurden die Wirte des Hauses, das sie bewohnt hatten, gefangen gesetzt und grausam gemißhandelt. Bei der Nachricht davon eilten Wikholm und A. Johansson zu ihrer Befreiung, die auch gelang. Alles schien eine Zeitlang still und ruhig zu sein. Aber bald brach eine heftige Verfolgung gegen die Missionare aus, welche damit schloß, daß sie am 1. Juli 1893 von der aufgehetzten Volksmenge ermordet wurden.

Nach diesem Schlage konnte man nicht daran denken, die Missionsarbeit in Sungpu so bald wieder aufzunehmen. Statt dessen beschlossen die Missionare, sich nach der Stadt Tchang zu wenden, einem Vertragshafen am Jangtsefluß, etwa 800 Kilometer westlich von Wuchang. Hier fand die Mission eine offene Tür. Ein Haus am Fluß wurde gemietet, und bald gelang es, eine Baustelle zu kaufen, auf der später eine Missionsstation aufgeführt wurde. Die erste Schule wurde im Winter 1895 errichtet. Bei dieser Station befindet sich seit 1907 eine schwedische Schule für die Kinder der Missionare, die von einer Lehrerin aus Schweden geleitet wird. Die

nächste Hauptstation wurde in Schasi angelegt, einer Stadt am Jangtsefluß in der Mitte zwischen Wuchang und Tchang. Bei dieser Station hat besonders die ärztliche Mission großen Erfolg gehabt.

Sowohl die Missionsfreunde in der Heimat wie die Missionare auf dem Arbeitsfelde schauten mit Verlangen nach dem Tage aus, da das Evangelium der Liebe frei in der Gegend würde verkündigt werden können, wo die beiden Missionare von Leuten ermordet worden waren, die nicht wußten, was sie taten. Lange Zeit konnte man nichts mehr tun als beten und eingeborene Kolporteurs dorthin senden, um einigermaßen auf die Zerstreuung der Vorurteile gegen die Mission hinzuwirken. Aber die Feindschaft war so groß, daß auch die Kolporteurs mit dem Tode bedroht wurden. Mit Lebensgefahr unternahmen die Missionare 1897 und 1898 Reisen dorthin, mußten aber beide Male unverrichteter Sache wieder umkehren. Ein Versuch im April 1900 hatte besseren Erfolg. Ein neuer Bezirksmandarin war zu dieser Zeit nach Macheng gekommen. Er war ein weiser und kraftvoller Mann, dazu der Mission freundlich gesinnt. Er reiste selbst nach Sungpu, und durch seinen Einfluß wurde ein gutes Verhältnis zwischen der Bevölkerung und der Mission zuwege gebracht. Nun konnte in Sungpu eine Außenstation eröffnet werden, und eingeborene Arbeiter konnten ruhig predigen und Bücher verbreiten. Die Arbeit wurde von Wuchang aus überwacht bis zum Jahre 1902, wo Missionar Fr. Wennborg sich dort niederließ. Als es endlich so weit war, daß man in diesem Bezirk eine Hauptstation glauben zu können, wurde diese nach Macheng verlegt, und von dorthin wird gegenwärtig die Arbeit in Sungpu geleitet. Die Station wurde 1905 angelegt und ist jetzt fertig mit Wohnhaus, Kapelle, Schulsälen und Krankenhaus.

Während des Sturmes, der im Jahre 1900 durch den Boxeraufstand über die christliche Mission in China erging, blieben die Stationen des Missionsbundes auf wunderbare Weise von der Verheerung bewahrt, die viele andere Orte traf. Die Missionare wurden zeitig gewarnt, so daß sie, wenn auch nur mit knapper Not, sich nach Japan retten konnten, wo sie blieben, bis der Sturm vorbei war. Die eingeborenen Gehilfen hatten während der Zeit mit rührender Treue alle Besitztümer der Station bewacht und die Arbeit aufrecht erhalten, so weit es möglich war.

Im Jahre 1901 begann die Anlegung der 5. Hauptstation.

Sie ist in der Stadt Huangchau am Jangtsefluß, östlich von Wuchang, gelegen. Bei dieser Station ist eine „praktische Schule für Mädchen“ eingerichtet mit der Bestimmung, die chinesischen Mädchen zu tüchtigen Hausmüttern, Lehrerinnen usw. auszubilden.

Seit dem laufenden Jahre ist die 6. Hauptstation in der Anlage begriffen. Ein Bauplatz für sie ist in der Stadt Kienli gekauft, die ebenfalls am Jangtsefluß, westlich von Wuchang, liegt. Von den Hauptstationen aus wird die Arbeit auf den Außenstationen überwacht und geleitet; solche befinden sich gegenwärtig an 25 Orten.

Zur Ausbildung von eingeborenen Evangelisten und Lehrern hat die Mission schon seit einigen Jahren ein Evangelistenseminar in Wuchang gehabt. Im vorigen Jahre geschah ein großer Schritt vorwärts für diese Sache. Es wurde nämlich mit dem schwedischen Missionsbunde in Amerika, der auch Mission in China treibt, und zwar in einem der schwedischen Mission benachbarten Bezirk, ein Übereinkommen getroffen, ein gemeinsames Evangelisten- und Lehrerseminar in der Stadt Kinchau, nicht weit von Chasi, zu errichten. Dieses ist jetzt im Bau begriffen und soll ein großes und zweckmäßiges Institut werden.

Im Jahre 1907 wurde die chinesische Mission des schwedischen Missionsbundes von dem Vorsteher desselben, Dr. P. Waldenström, inspiziert, der gleichzeitig an dem 100jährigen Jubiläum der Chinamission teilnahm.

Auf den bekannten Kulingbergen, wo so viele Missionen Erholungsheime für ihre Missionare haben, besitzt auch der Missionsbund seit 1899 ein Ruheheim, wo seine Missionare jährlich einen Monat während der heißesten Zeit verbringen.

Die Anzahl der Missionare auf diesem Arbeitsfelde beträgt gegenwärtig 22, 15 Männer, 7 unverheiratete (und 11 verheiratete) Frauen; eingeborene Gehilfen 49, Gemeindeglieder 688, Schulkinder 315.

Die Seemannsmission im Sunderland.

Seit dem Jahr 1900 arbeitet unter den zahlreichen skandinavischen Seeleuten, welche jährlich Sunderland besuchen, Missionar E. O. Orest. Durch energische Arbeit ist es ihm gelungen, Mittel zu einer Seemannskirche mit Besesszimmer zu sammeln, die im Jahre 1903 eingeweiht wurde. Sie erhielt den Namen Oskar-Sofiakirche. Zu dieser Kirche schenkte der nun verstorbene König Oskar II. eine bedeutende Summe.

Die Westendmission in London.

Im Jahre 1896 wurde für die Missionsarbeit unter den vielen schwedischen Handwerkern, die im westlichen London wohnen und arbeiten, der frühere Kongomissionar E. J. Engwall angestellt. In einem gemieteten Hause ist ein Predigtsaal eingerichtet mit Lesezimmer, Zeitungs- und Bibliothekszimmer usw.; zugleich sind einige Zimmer zum Vermieten vorhanden. Ohne Zweifel ist dieses Missionsunternehmen in der großen Weltstadt für dort wohnhafte Skandinavier von großem Segen gewesen.

Das Missionsinstitut auf Lidingö.

Das Institut des schwedischen Missionsbundes zur Ausbildung von Präbikanten und Missionaren wurde 1889 von Kristinehamne nach Stockholm verlegt, wo es bis zum Schlusse des Frühjahrssemesters im vorigen Jahre in einem gemieteten Hause untergebracht war. Das Bedürfnis nach neuen und zeitgemäßen Räumlichkeiten hatte sich lange geltend gemacht. Am 19. Juni vorigen Jahres hatte die Konferenz des schwedischen Missionsbundes die Freude, ein neues und in allen Beziehungen zeitgemäßes Missionsinstitut einzuwelnen, es liegt auf der Lidingöinsel, dicht außerhalb von Stockholm. Die Opferwilligkeit für dies Unternehmen war so groß, daß der Missionsvorsteher bei der Einweihungsfeier mitteilen konnte, daß das Haus mit Einrichtung völlig schuldenfrei war. Und doch hatte es einen Aufwand von etwa 389000 Mk. erfordert, und die Sammlungen hatten nur etwas über ein Jahr gedauert.

Die Einnahmen des schwedischen Missionsbundes haben sich 1908 auf 811000 Mk. belaufen, die Ausgaben für die äußere Mission etwa auf 360000 Mk.

Bei der Jahreskonferenz von 1908, in der feierlichen Stunde, als die neuangenenommenen Missionare für ihren Beruf eingeseget wurden, äußerte der Missionsvorsteher folgende Worte, mit denen wir unsere Schilderung abschließen:

„Laßt uns niemals aufhören, neue Missionare auszusenden und neue Missionsstationen zu bauen, aber laßt uns vor allen Dingen niemals aufhören, unsere Abhängigkeit von Gott zu fühlen und ihm alle Ehre zu geben.“



Statistik der evangelischen Mission in den Deutschen Kolonien.

Von Pastor D. Paul-Vorenzkirch.

I.

Bemerkungen zu den Tabellen.

Ein Knochengerüst, diese Statistik, und darum für manche Leser ungenießbar. Dem Kundigen aber geben die Zahlenreihen doch die schnellste Übersicht über die Missionstätigkeit in unsern Kolonien. Er wird sein Augenmerk nicht nur auf die stetig wachsende Zahl der Stationen und Gemeindeglieder richten; mit Bedauern bleiben seine Blicke vielleicht bei der noch immer so überaus kleinen Reihe der unverheirateten Missionarinnen hängen. Besonders interessant ist die zweifache Zahlenreihe bei den im letzten Jahr Getauften: Heiden und Kinder christlicher Eltern. Je jünger eine Mission ist, um so stärker wird die erste Zahl überwiegen. Später werden die aus christlichen Familien stammenden Kinder zahlreicher; ein Zeichen, daß das Christentum anfängt bodenständig zu werden. Im höchsten Maße gilt das von Samoa, wo überhaupt keine erwachsenen Heiden mehr zu taufen sind. Es kann unter Umständen freilich auch das Zeichen eines schläfrig gewordenen Missionsbetriebes sein, wenn die Zahl der Kindertaufen vor der Zeit die der eigentlichen Heidenbefehrungen übersteigt. Die fast allenthalben durchgeführte Unterscheidung von Knaben und Mädchen in der Schulstatistik regt auch zu interessanten Betrachtungen an. Die im Anfangsstadium befindlichen Missionen haben fast immer nur Knaben in ihren Schulen. Je älter eine Mission wird und je mehr sie das Vertrauen der Eingeborenen genießt, um so zahlreicher werden die Mädchen.

Die vertikalen Zahlenreihen können aus technischen Gründen nicht gut noch weiter vermehrt werden. Das ist namentlich im Hinblick auf die Missionskräfte bedauerlich. Die Reihe der nichtordinierten Missionsarbeiter enthält gar zu verschiedene Männer. Hier müssen die akademisch gebildeten Ärzte und Lehrkräfte nicht nur mit den aus Bethel kommenden Diakonen sondern auch mit den nur vorübergehend im Missionsverband stehenden Handwerkern und Landwirten durcheinander geworfen werden. Die in dieser Spalte stehenden Einheiten sind also sehr verschieden zu bewerten. Ebenso erwünscht wäre eine Teilung bei den farbigen Gehilfen. Jetzt stehen in dieser Reihe die noch ohne alle Berufsausbildung dem Missionar freiwillig als Mitarbeiter zur Seite tretenden Hilfskräfte neben den aus den Lehrgehilfenschulen hervorgegangenen Lehrern, die auch in Afrika, z. B. in Togo, schon sehr Tüchtiges leisten. Ja es verbergen sich in dieser Zahlenreihe sogar schon ziemlich viele ordinierte farbige Geistliche, was namentlich von der Universitätsmission in Deutsch-Ostafrika, von der Londoner Mission in Samoa und der Methodistenmission im Bismarck-Archipel gilt.

Für die Benützung der in den Tabellen zusammengestellten Er-

gebnisse sei auf eine Schwierigkeit aufmerksam gemacht. Die in der Kontinentalen Missionskonferenz vereinigten Gesellschaften haben einen ziemlich gleichmäßig organisierten Missionsbetrieb. Anders die englischen, amerikanischen und australischen Missionen, sowie die ihnen in der Arbeitsweise ähnlichen kleinen deutschen Missionsgesellschaften. Mögen diese sich auch bereit finden lassen, unser Schema auszufüllen, so sind ihre Zahlen doch in mancher Hinsicht anders zu verstehen. Wenn z. B. die Neuendettelsauer Mission im Kaiser-Wilhelmsland 12 Hauptstationen verzeichnet, die im benachbarten Bismarck-Archipel tätige Australische Methodistinnen-Mission aber nur 6, so sind das eigentlich inkommensurable Größen. Im Bismarck-Archipel sind 6 Distriktsvororte gemeint; die daneben vorhandenen 200 Kirchorte sind den Hauptstationen anderer Missionen ziemlich ähnlich, sie können von uns aber nicht als solche gezählt werden, weil sie keinen weißen Missionar als Stationsleiter haben, was nach deutschen Begriffen das Merkmal einer Hauptstation ist. Ebenso liegen die Verhältnisse in Samoa. Es sei in diesem Zusammenhang auch auf eine Erux im Zensus der eingeborenen Christen aufmerksam gemacht. Die deutschen Missionsgesellschaften zählen mit verschwindenden Ausnahmen als eingeborene Christen alle getauften und nicht wieder abgefallenen Gemeindeglieder, Erwachsene und Kinder. Der Empfang der Taufe, mit dem es sehr genau genommen wird, ist das charakteristische Merkmal für die Zugehörigkeit zur Gemeinde. Die Abendmahlsberechtigten aber bilden den inneren Zirkel dieser christlichen Gemeinschaft. Deshalb sind die in der diesbezüglichen Spalte Gezählten auch schon in der vorhergehenden („Eingeb. Christen“) mit enthalten. Von den außerdeutschen Gesellschaften haben zwar einige fast ganz dieselbe Zählweise, die meisten aber unterscheiden Anhänger (Adherents) und volle Gemeindeglieder (Members). Als letztere werden nur die mit allen Rechten ausgestatteten und nicht unter Kirchenzucht stehenden erwachsenen Christen gezählt, während man als Anhänger die in nähere Verbindung zur Mission getretenen Eingeborenen bezeichnet, sei es daß sie sich zum Taufunterricht gemeldet haben oder auch nur als regelmäßige Kirchgänger eine Zeitlang beobachtet oder erprobt werden. Wenn wir gleichwohl die Getauften der deutschen Gesellschaften und die Anhänger der außerdeutschen in dieselbe Vertikalspalte gesetzt haben und ebenso bei den Abendmahlsberechtigten und den vollen Gemeindegliedern der englisch-amerikanischen Gesellschaften verfahren, so tun wir es in dem Bewußtsein, daß hier nicht völlig gleichartige Zahlen untereinander stehen. Es ergibt sich aber daraus die Scheu vor der Summierung der Tabellen. Bei den afrikanischen Gebieten haben wir das Bedenken beiseite geschoben, weil hier die deutschen Gesellschaften weit überwiegen. In der Südsee aber ist das Umgekehrte der Fall. Dort kommt auch noch hinzu, daß für die Karolinen- und Marshall-Inseln trotz wiederholter Bemühungen kein zuverlässiger Gemeinde- und Schulzensus zu erlangen war. Es ist ein Jammer, wie sehr dieses verhältnismäßig alte Arbeitsfeld der evangelischen Mission in Verfall geraten ist, nicht nur durch die gewaltsame

II. Statistische Tabellen.

Stand am 1. Januar 1909.

A. Afrika.

Gebiet.	Missionsgesellschaft (Beginn der Arbeit in diesem Gebiet)	Hauptstationen	Nebenplätze	Weißes Missionspersonal				Farbige Gehilfen	Eingeborene Christen	Abendmahl berechnigte	Im Jahr 1908 getauft:		Kaufbeverber Schulen	Schüler		Bemerkungen
				Ordinierte Männer	Nichtordinierte	Unverheiratete Missionarinnen	Gefraute der Missionare				Freien	Kindes Eltern		Mädchen	Mädchen	
Deutsch-	Brüdergemeine (1891)	15	68	22	10	—	26	88	764	372	59	26	201	71	2449	2098
	Berliner Mission (1891)	18	195	26	18	2	28	105	1668	1024	233	78	1409	51	1451	691
	Leipziger Mission (1893)	11	36	20	6	1	11	52	1146	650	76	57	178	59	2054	2190
Ost-	Evang. Missionsge- sellschaft für D. O. A. (1887)	10	27	14	8	1	18	52	1070	596	72	109	309	46	1261	289
	Abventisten (1903)	3	3	1	7	—	3	—	6	6	6	—	8	6	300	105
Afrika	Universitäten=Mission. (1867)	7	11	10	6	11	—	88	6075	5171	203	80	5130	131	3997	950
	Kirchl. Missionsgef. (1876)	7	?	4	5	4	7	43	922	305	29	59	80	103	2111	2168

Die Zahlen von
Nigara fehlen.

C. Vergleichende Gesamtübersicht über die statistischen Ergebnisse der afrikanischen Kolonialmission in den 4 letzten Jahren.

Datum der Zählung	Hauptstationen	Nebenplätze	Weißes Missionspersonal				Eingeborene Gehilfen	Eingeborene Christen	Überbleibende	Im letzten Jahr getauft		Im Kaufunterricht	Schulen	Schüler
			Ordinierte Missionare	Nicht ordinierte Missionar-arbeiter	Unverheiratete Missionarinnen	Gehilfen der Missionare				Weiden	Kindes Eltern			
1. Januar 1905	114	491	175	65	37	125	669	26373	?	?	?	?	619	26846
1. Januar 1907	120	708	194	78	43	165	951	31862	16090	3186	1203	9406	798	35867
1. Januar 1907	131	815	226	104	42	199	1017	47223	25488	4711	1497	15804	990	45753

D. Südsee und Ostafrika.

Gebiet	Missionsgesellschaft (Beginn der Arbeit in diesem Gebiet)	Kapitationen	Stenoplätze	Weißes Missions= personal				Farbige Gehilfen	Eingeborene Gehilfen	Abendmahl= berechnigte	Im Jahr 1908 getauft:		Lehrer	Schulen	Schüler		Bemerkungen
				Erkrankte	Wohlfühlende	Unberufene	Gehilfen der Missionare				Kindern	Erwachsenen			Jungen	Mädchen	
Staifer Wilhelms= land	Neuendettelsauer Mission (1886) Evangelische Mission (1887)	12	18	22	9	2	12	14	1763	1131	440	93	1178	13	447	154	
Wismar= Schwaben	Australische Metho= disten (1875)	6	—	9	3	—	7	3	77	67	31	2	51	5	157	78	
Marolinen und War= sall= Inseln	American Board und 1857 Jugendbund	6	200 Kirche	8	1	5	8	187	6916	3375	463	586	890	184	3258 Kinder	1834 Erw. männl.	
Samoa	Londoner Mission (1830) Australische Metho= disten (1835)	6	161 Kirche 40 Kirche	6	1	2	5	401	17504	7074	—	770	—	172	3751	3151	
Siiau= tschou	Berliner Mission (1898) Allgem. evang.-prot. Missionssver. (1898) Amerikanische Presb= byterianer (1898)	4	19	6	—	2	5	40	661	594	114	6	179	13	254	30	Von d. 4 Haupt= station. liegen 2 i. d. deutsch. In= teressensphäre. Einzelhauptsta= tion. liegt i. der deutsch. Interes= sensphäre.

1) Nach dem Jahresbericht des Board pro 1907/08: 94 eingeb. Gehilfen; 5061 Kommunit., dazu 4699 Anhänger; 711 Kommunit. hinzugekommen im Berichtsjahr; 71 Schulen; 1976 Schüler. D. S.

E. Katholische Mission in den deutschen Kolonien.

Gebiet	Kirchenprovinz und Missionsgesellschaft	Stationen	Priester	Brüder	Schweftern	Quellennachweis
Deutsch- Ost- Afrika	Apost. Bist. Bagamoyo, Väter vom Heil. Geist	16	31	22	35	Weißbuch 1909
	Apost. Bist. Unja- jembe, Weiße Väter	11	36	7	16	desgl.
	Apost. Bist. Dares- salam, St. Benediktus Missionsgesellschaft	8	15	23	22	desgl.
	Apost. Bist. Süd-Njan- sa, Weiße Väter	15	6	6	6	desgl.
	Apost. Bist. Tanganji- ka, Weiße Väter	10	30	16	14	Stat. nach Hespers D. Kolonialbl. 1906 Personal n. Krose: Kath. Missionsstat.
Kamerun	Apost. Bist. Kamerun, Pallottiner-Kongregat.	10	18	26	20	Weißbuch 1909
Togo	Ap. Präfektur Togoland, Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes	8	33	10	20	desgl.
Deutsch Südwest- Afrika	Ap. Präfektur D. S. W. A. Oblaten der heil. Jungfrau Maria	10	21	18	14	desgl.
	Apost. Bistariat Oranje, Salesianer	3	4	—	7	desgl.
Kaiser Wil- helmsland	Ap. Präfektur K. Wilh.- land, Gef. d. göttlichen Wortes	8	21	16	28	desgl.
Bismarck-Ar- chipel	Apost. Bistariat Neu- Pommern, Missionare v. Heil. Herzen Jesu	26	25	37	28	desgl.
Deutsche Sa- lomo-Inseln	Ap. Präfektur d. nördl. Sal.-Ins., Gesellschaft Mariens (Maristen)	2	5	2	4	desgl.
Marshall- Inseln mit Nauru	Apost. Bistariat Marsh.- Ins., Missionare vom heil. Herzen Jesu	4	7	8	15	desgl.
Karolinen u. Palau-Insel.	Kapuziner	11	12	12	6	Krose, Kathol. Missionsstat.
Marianen ohne Guam	Spanische Augustiner- Rekollekten	3	3	—	—	Hespers D. Ko- lonialbl. 1906
Samoa	Apostol. Bist. Samoa, Gesellschaft Mariens.	14	18	10	12	Weißbuch 1909
		159	279	207	247	

Verwüstung in der spanischen Zeit, sondern auch durch das unpädagogische Verhalten der früheren Missionsleitung.

Wegen des konfessionellen Wettstreits in unsern Kolonien wäre eine der evangelischen Tabelle genau entsprechende katholische Statistik sehr interessant. Eine solche ist aber augenblicklich nicht zu erlangen. Der Kölner Domkapitular Prof. R. Hespers hat zum letzten Male anfangs 1906 im Deutschen Kolonialblatt eine sorgfältig zusammengestellte Statistik gegeben. Wie sie, sind auch die von H. A. Krose in seiner Katholischen Missionsstatistik (Freiburg i. Br. 1908) erstmalig veröffentlichten und in seinem Kirchlichen Handbuch (ebendort) wiederholten Zahlen etwas veraltet, da wir in der evangelischen Tabelle den Stand vom 1. 1. 09 zugrunde legen. So bleibt uns als zuverlässige Quelle nur das anfangs 1909 erschienene Weißbuch mit den Originalberichten der katholischen Missionsoberen in unseren Kolonien übrig. Diese Berichte sind aber so ungleichartig, daß sich aus ihnen kein vollständiger Gemeinde- und Schulzensus zusammenstellen läßt. Für eine Übersicht der katholischen Stationen und der Missionsarbeiter reichen sie aber aus. Aus ihr ergibt sich die bemerkenswerte Tatsache, daß auf 159 Stationen 799 katholische Missionsarbeiter (552 männliche und 247 weibliche) tätig sind, wobei Kiautschou noch außer Betracht geblieben ist. Die evangelische Mission verfügt — wiederum unter Abrechnung von Kiautschou — nur über 275 ordinierte Missionare, 123 nicht ordinierte Männer und 57 unverheiratete Missionarinnen, so daß wir ohne Hinzurechnung der 234 verheirateten Missionarsfrauen nur auf 455 evangelische Missionsarbeiter kommen, eine Zahl, die hinter der katholischen um 344 zurückbleibt. Möge auch dies ein Ansporn zur Vermehrung unserer Kräfte für die Kolonien sein.¹⁾

1) Vor kurzem hat die Brit. und ausl. Bibel-G. in einem kleinen Heftchen die Übersetzung von Joh. 3, 16 und einigen Sprüchen aus Matthäus und Lukas in 25 verschiedenen Sprachen und Dialekten (ins Suaheli in lateinischer und arabischer Schrift) herausgegeben, die in den deutschen Kolonien gesprochen werden. Mit Ausnahme der Wenli (Kiautschou) und der Holländischen (Südafrika) sind diese Übersetzungen sämtlich von afrikanischen, meist von deutschen, und zwar evangelischen Missionaren angefertigt. Nur teilweise liegt in den betreffenden Sprachen bereits die ganze Bibel oder auch nur das ganze N. T. vor, meist nur einzelne Evangelien; aber wenn wir bedenken, daß es sich hier um viele erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit missionarisch besetzte Gebiete handelt, deren Sprache erst zur Schriftsprache erhoben werden mußte, eine respektable Leistung. Und großer Dank gebührt der Brit. und ausl. Bibel-G., daß sie durch die Übernahme des Druckes der Mission in unsern Kolonien einen so nobeln Dienst geleistet hat. Von der Agentur der Gesellschaft in Berlin (S. W. Königgräberstr. 81) und auch von mir kann das Heftchen gratis bezogen werden. D. H.

Literaturbericht.

1) **Simon:** „Die mohammedanische Propaganda und die evangelische Mission.“ Leipzig. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. 1909. 60 Pf.

2) **Meyner:** „Die gegenwärtigen Unruhen in Indien und ihre Bedeutung für die Mission.“ Leipzig. Missionsbuchhandlung. 1909. 10 Pf.

3) **Dilger:** „Probleme der Missionsarbeit im heutigen Indien.“ 50 Pf.

4) **Meinhof:** „Die sprachliche Ausbildung des Missionars.“ Basler Missionsstudien Nr. 34 u. 35. Missionsbuchhandlung. 1909. 30 Pf.

Vier sehr lesenswerte, aktuelle Missionsfragen behandelnde, mit Ausnahme von Nr. 4 von erfahrenen Missionaren gehaltene Vorträge. Der erste behandelt nach einer sehr instruktiven, ihren Ernst klar herausstellenden Einleitung die mohammedanische Missionsfrage unter den 2 Hauptgesichtspunkten: Heidenmission müssen wir treiben um der Mohammedaner willen, und Mohammedanermision um der Heiden willen; und zwar tut er das nicht in doktrinärer Weise, sondern auf Grund der typischen Erfahrungen, die der Verfasser als Mohammedanermisionar auf Sumatra gemacht hat. In dieser auf wirklicher Kenntnis beider: des Heidentums wie des Mohammedanismus, wie sie ihm auf seinem Arbeitsgebiete entgegentraten, beruhenden Durchsichtung seiner Beweisführung mit konkreten Tatsachen und Erlebnissen liegt das Anschauliche wie das Anziehende und das Überzeugende derselben. Es ist in der letzten Zeit viel über Mohammedanismus und Mohammedanermision geredet und geschrieben worden von Kundigen und weniger Kundigen, Besonnenes und Enthusiastisches, ein Zeichen, daß der Gegenstand zeitgemäß ist; der Simonsche Vortrag nimmt jedenfalls unter den gediegensten dieser Reden und Schriften einen hervorragenden Platz ein, und darum ist ihm eine weite Verbreitung auch über die Missionskreise hinaus zu wünschen.

Die beiden folgenden Vorträge handeln über aktuelle Fragen, die speziell das heutige Indien angehen, in umfassender Weise der Dilgersche, in Beschränkung auf die derzeitigen Unruhen, besonders die politischen, der von Meyner. Jener bespricht eingehend als die hauptsächlichsten der gegenwärtigen Probleme das evangelistische, d. h. wesentlich die Frage: wie erreicht man die Menschen, ihr Herz, ihre Seele mit dem Evangelium?, dann das kirchliche: wie erziehen wir zur Selbständigkeit wirklich gereifte Gemeinden und Kirchen?, und drittens das wirtschaftliche: was können und müssen wir tun, um den indischen Christen zu einer selbständigen, auskömmlichen und angesehenen Existenz im bürgerlichen Leben zu verhelfen; 3 Probleme, deren innerlicher Zusammenhang miteinander klar aufgezeigt wird. Meyner macht uns zuerst mit der von den Engländern als unrest bezeichneten Bewegung, ihren Ursachen und Zielen bekannt, um dann zu besprechen, welche Lehren sie der Mission gibt, und

speziell, welche Anforderung sie an die eingeborenen Christen und die an ihnen zu übende Erziehungsarbeit stellt. In der englischen politischen Presse wie in der periodischen Missionsliteratur wird dieses Thema jetzt viel behandelt. Nur auf 2 bedeutende Artikel der *Church Miss. Rev.* (1909, 193 u. 449) möchte ich bei dieser Gelegenheit vorläufig aufmerksam machen: *The national movement in India* von dem früheren Gouverneur des Pandschab, Sir M. Young, und: *The opportunity of the unrest in India* von Sir J. A. Bourdillon, gleichfalls einem hohen indischen Beamten.

Auch der vierte Vortrag behandelt eine Frage, die man darum als aktuell bezeichnen kann, weil die Berufsvorbildung der Missionare in einer reformatorischen Bewegung begriffen ist, und es ist ein anerkannter Sprachmeister, der hier Ratschläge erteilt, gute Ratschläge, nur habe ich bezüglich ihrer Befolgung 2 Bedenken: 1. die Lehrer der Missionare, die den von Meinhof gestellten Anforderungen zu entsprechen vermögen, sind schwer aufzutreiben, und 2. im Verhältnis zu dem Vielen, was ein Missionszögling auf dem Missionsseminar — und von solchen ist in dem Vortrag wesentlich die Rede — in wenigen Jahren lernen soll, würde die nach den an sich trefflichen Anweisungen Meinhofs auf den sprachlichen Unterricht — in 6 Sprachen — verwendete Zeit nur zu gewinnen sein durch stiefmütterliche Behandlung der andern Unterrichtsfächer. Sprachvergleichung, Phonetik mit experimenteller Psychologie sind gewiß für einen Missionar eine wertvolle Ausrüstung, und wie sehr wünschte ich, wir könnten sie ihnen allen in der vollkommensten Weise mitgeben, aber hart im Raume stoßen sich die Sachen. Meinhof tut nicht bloß als Reformator des sprachlichen Vorbereitungsunterrichts auf den Missionsberuf, sondern auch als praktischer Lehrer der Missionare in den afrikanischen Sprachen der Mission einen gar nicht hoch genug zu schätzenden Dienst; aber er würde vielleicht mehr erreichen, wenn er unter den 3 methodisch trefflichen Ratschlägen, mit denen er seinen inhaltsreichen Vortrag schließt: 1. allerlei überflüssigen Schulram beiseite setzen und auf das Wichtigste sich beschränken; 2. nicht mit dem Gedächtnis, sondern mit dem Urteil arbeiten; 3. die Selbsttätigkeit im weitesten Umfange mit heranziehen — wenn er von diesen Ratschlägen dem ersten in praxi etwas mehr Raum besonders hinsichtlich der Forderungen gewährte, welche er an die Erlernung der Heiden Sprache in der Heimat stellt.

Wd.

5) **Vorjäh:** „Karte des südwestlichen Teils von Kamerun“ (enthaltend das Basler Missionsgebiet) auf Grund von Original Aufnahmen von Missionaren der Basler Mission sowie von Offizieren und Beamten unter Anlehnung an M. Moisel in 4 Blättern gezeichnet. Basel, Missionsbuchhandlung 1909. 6,40 Mk., aufgezogen 9,60 Mk., in Futteral 12 Mk. und als Wandkarte mit Stäben 14 Mk. Die stattliche Karte, 1,25×1,10 Meter groß, verdient volle Beachtung im weitesten Kreise. Leider kommt diese Anzeige etwas verspätet. Bei ihrem Erscheinen zu Anfang d. J. konnte man sagen, daß sie die beste kartographische Leistung

über unsere Kamerunkolonie bilde. Obgleich ich weitere Erscheinungen nicht verfolgt habe, glaube ich das auch heute noch sagen zu können. Sie stellt zwar nur einen Teil unserer Kolonie dar, den südwestlichen, der in jeder Beziehung auf absehbare Zeit der wichtigste bleiben wird. Für die Mission kommt derselbe allein in Betracht und bietet ihr ein ausgedehntes Feld, mit einer Riesenaufgabe. — Es ist überraschend, wie solch eine Spezialkarte (1 : 350 000) unserm durch die Zeichnungen in kleineren Maßstäben verwöhnten Auge zu einer richtigen Schätzung des großen Gebietes hilft. Auch müssen wir darüber staunen, wie weit die Erforschung desselben bereits vorgeschritten ist. Weite Flächen, die noch vor nicht langer Zeit ganz leer erschienen, sind jetzt durchzogen von sehr genauen Angaben nach den Itinerarien zahlreicher Forschungsreisender. Die vorliegende Karte hat den Vorzug, daß hier das gesamte geographische Material verarbeitet ist. Wenn in bezug auf die Forschungen von Beamten und anderen Reisenden auch hier die hervorragenden Arbeiten von M. Moisel, wie der Verfasser dankbar bezeugt, die Grundlage bilden, so hat er doch die nicht unerheblichen Ergebnisse der Missionsreisen hinzufügen können. — Die Ausführung in dreifachem Farbendruck ist sehr ansprechend. Die Karte gibt als Wandkarte ein zutreffendes Gesamtbild des Gebietes, während sie bei näherer Betrachtung alle Einzelheiten darbietet. Die Mission ist vollständig zur Darstellung gekommen in bezug auf die Arbeitsplätze der Basler und der Deutschen Baptisten. Von denen der Amerikan. Presbyterianer ist nur Solodorf verzeichnet; die anderen liegen südlicher. Aus demselben Grunde fehlt von den katholischen Stationen Kribi und Gr. Batanga. Die anderen sind vollständig angegeben. Dasselbe gilt von den Regierungs-, Militär- und Zollstationen. Auch die Plantagen der größten Gesellschaften sind verzeichnet. Die Hervorhebung der Missionsstationen, obwohl deutlich erkennbar, wirkt jedenfalls im Kartenbilde nicht aufdringlich.

Wer sich eingehender mit Kamerun beschäftigen will, wird dieses treffliche Hilfsmittel fortan nicht entbehren mögen.

H. Grundemann,



Die neueren Reformbewegungen in Indien und ihre Bedeutung für die Mission.

Von Missionsinspektor Lic. Frohnmeyer=Basel.

IV.

Am nächsten von all diesen Bewegungen steht uns die des sog. Brahmo-Samadsch. Die lange Geschichte desselben habe ich im Evang. Missionsmagazin (1888, 129 ff.) mitgeteilt. Das Nötige findet sich auch in Richters Indischer Missionsgeschichte. Der eigentliche Gründer ist Radscha Ram Mohan Roy, den man schon den Vater des modernen Indiens genannt hat.¹⁾ Er wurde geboren in Radhanagar in Bengalen im Jahre 1774, war ein Brahmane und gehörte der wischnuitischen Richtung an. In Patna kam er beim Studium des Persischen und Arabischen unter den Einfluß des Sufismus, der mystischen Richtung im Mohammedanismus, die ihn anzog. In Benares studierte er Sanskrit, und vielleicht unter dem Einfluß dieser abgöttischen Stadt, war er schon mit 16 Jahren ein abgesagter Feind des Götzendienstes, also zunächst ohne Einfluß von außen. Er wurde wegen seiner Angriffe auf den Götzendienst von seinem Vater fortgejagt und auch später wegen seiner Opposition gegen Witwenverbrennung verfolgt. 13 Jahre war er hoher Regierungsbeamter, aber 1814 trat er zurück und lebte nun ganz seinen reformatorischen Bestrebungen. Schon 1815 kam ein kleiner Kreis in seinem Haus zu einem monotheistischen Gottesdienst zusammen. Er stellte die Einheit Gottes in den Vordergrund. Er ist vielleicht der erste, der mit Eifer religionsgeschichtliche Studien trieb. So wurde er auch Synkretist. Er las den Koran in Arabisch, die buddhistische Literatur in Pali; in Englisch, Sanskrit, und Bengali schrieb er 1820 „Die Vorschriften Jesu, ein Weg zu Frieden und Glück.“ Um die Bibel ohne Auslegung lesen zu können, machte er sich an Hebräisch und Griechisch. 1828 entstand der Brahmo-Samadsch, eine Kirche, die allen offen stehen sollte. Berühmt ist der Radscha dadurch geworden,

1) Raja Ram Mohan Roy by N. Macnicol, M. A. 1906.

daß er mit Lord William Bentinck zusammen beim englischen Parlament es durchsetzte, daß die Witwenverbrennung verboten wurde. Dies führte ihn 1830 nach England, wo er sich hauptsächlich unter den Unitariern bewegte. Er starb in Bristol am 27. September 1833. Auf seinem Leib fand man die Brahmanenschnur. Er ist der erste der indischen Reformen, der wirklich in Jesu Schule gelernt hat, wenn er auch nicht zu voller Erkenntnis Christi gekommen ist. Das Werk wurde fortgeführt von dem 1839 eintretenden Baba Debendra Nath Tagor (geb. 1818), einem reichen Jüngling, der nach einer in Skeptizismus und Fleischedienst verlebten Jugend etwas wie eine Bekehrung erlebt, und dann, 22 Jahre alt, eine Tatwabodhini Sabha gegründet hatte. Zuerst wollte er die Gemeinde auf die Weiden gründen; nach genauerer Einsicht gab er das auf, und wir haben im ganzen eine deistische Kirche vor uns. In betreff von Sünde und Erlösung kam er über den philosophischen Hinduismus nicht hinaus, auch wurde die Seelenwanderung festgehalten, aber andererseits aufs Gebet großer Nachdruck gelegt.

1858 trat Indiens größter Reformator Babu Reschab Tschander Sen (geboren 1838) in den Samadsch ein, als ein Jüngling, der moralisch immer intakt geblieben war. Er wurde der erste Missionar der Bewegung. Leider schloß er sich mit Deisten in England zusammen, die dann später, als er Jesu näher trat, gegen ihn predigten. 1865 kam es hauptsächlich wegen der Rasse zu einem Bruch mit Debendra Nath und zu einer Spaltung. Nur die fortschrittliche Richtung unter Reschabs Leitung kann eine Bewegung genannt werden. Der andere Zweig ging wieder im modernen Hinduismus unter. Reschab ging über alle Vorgänger hinaus. Sein Ziel war, Hinduismus, Mohammedanismus und Christentum zu einer Universalreligion zu verschmelzen, aber am nächsten stand ihm doch der Herr Jesus. Sein Vortrag am 5. Mai 1866: „Jesus Christus — Europa und Asien“ erregte durch die feurigen Huldigungen, die er Jesu darbrachte Sensation. Man hoffte, er werde die Bewegung zu Jesus hinleiten, aber Jesus ist ihm doch nur primus inter pares gewesen. Auf diesem Standpunkte war es konsequent, daß er die Seile weit ausdehnte, um auch Mohammedaner und besonders Hindu zu gewinnen, und mehr und mehr baute er das hinduistische Element in seinem Samadsch aus. Von 1873 an redete er auch von Offenbarungen, und als es 1878 infolge einer argen Prinzip-

losigkeit Reschab's zu einer Spaltung kam, schieden die tüchtigsten Leute aus und bildeten den Sadhara (allgemeinen) Samadsch. In sozialer Hinsicht gehen diese Leute mutig voran, und in Beseitigung von Aberglauben und Mißbräuchen bereiten sie dem Evangelium auch den Weg, aber die religiöse Wärme Reschab's fehlt sehr, und da ist immer zu befürchten, weil die Wurzel der Übel nicht erkannt wird, daß eine solche rationalistisch-deistische Bewegung der lähmenden Macht tausendjähriger Gewohnheit am Ende unterliegen werde. Reschab, alleingelassen mit seinen Getreuten, verkündete in seiner „Neuen Dispensation“ allerlei Offenbarungen, z. B. „die Mutterschaft Gottes“, ein neues Stück Hinduismus. Aus Christus machte er nun einen indischen Asketen, nachdem er noch 1879 von ihm gesagt: „Keiner als Jesus, nur Jesus verdient das glänzende kostbare Diadem Indien, und er soll es haben“. Der Eklektizismus nahm überhand. Allerlei Rituale und Feste wurden eingeführt, und das Christentum sollte mehr und mehr eine indische Religion werden. Und doch kam er nicht von Jesus los, auch nicht in seinem letzten Vortrag „Asiens Botschaft an Europa“. Am 8. Januar 1884 starb er, 45 Jahre alt.

Einen eigentlichen Nachfolger für Reschab sollte es nicht geben, tatsächlich aber wurde es Babu Protap Tschandra Masumdar, ein sehr bedeutender Mann. Auch er kam dem Christentum sehr nahe (geb. 1840). Er zeichnete sich als Redner und gewandter Schriftsteller aus und starb 1905, nachdem er sich enttäuscht und gekränkt in die Einsamkeit zurückgezogen hatte. Er scheint fast an der Menschheit verzweifelt zu sein, an den Reichen und Armen, den Gelehrten und den Ignoranten, auch an den Frommen und den Skeptischen; denn jene sind ihm zu exklusiv, diese zu eingebildet. Wie nahe er dem Christentum stand, geht aus einer Mitteilung von Missionar Jones hervor. Er traf ihn am Vorabend des Karfreitags mit 18 seiner Jünger zusammen. Sie betrachteten die Abschiedsreden Jesu, um sich auf den Gedächtnistag von Christi Leiden und Sterben vorzubereiten. Am Karfreitag selbst hielt Masumdar vor einem großen Auditorium einen Vortrag über „das Leiden Christi“. Wie viele Christen bereiten sich so auf den Karfreitag vor? Beim Abschied sagte er zu dem Missionar: „O, mein Herr! Ich wünschte nur, daß Sie wissen würden, wie nahe wir Ihnen in diesen Dingen stehen!“¹⁾

1) D. Jones, India its life and thought, S. 390.

Nun, in dieser Bewegung ist unbestreitbar viel Christentum enthalten. Wie Keschab einmal sagt: „Christus kam und bewegte unseren orientalischen Glauben, und seither bewegen wir uns.“ Die Leute vom Brahmo-Samadsch stellten sich auch freundlich zu christlichen Missionaren, und neuerdings ist es erfreulich, wie sie auch alle Werke christlicher Liebestätigkeit nachzuahmen suchen (Witwenheime, Waisenhäuser). Ihren Gottesdienst richten sie in christlicher Weise ein. Die Achtung vor Jesus, die so charakteristisch ist für einige der Gründer, ist fast allgemein unter diesen Leuten. Bei dieser Bewegung ist nun gar kein Zweifel, daß sie eine Frucht des Evangeliums ist. Der Reformen auf religiösem, sittlichem und sozialem Gebiete dürfen wir uns freuen, besonders auch darüber, daß durch Leute wie Keschab und Masumdar der Name Jesu über ganz Indien hin, auch in Kreisen, über die der Missionar keinen Einfluß hatte, einen süßen Klang bekommen hat. Allerdings manchem, der die Schmach Christi scheut, ist wohl auch dieser Brahmo-Samadsch zum Unterschlupf geworden, wo man sozusagen unter den Zweigen jenes segenspendenden Baumes wohnen kann und der Früchte genießen und doch nicht brechen muß mit dem Hinduismus.

In ähnlicher Weise wie der Brahmo-Samadsch ebnet auch der seit 1867 existierende Prarthana-Samadsch dem Evangelium den Weg. Eine sehr ideale Erscheinung war auch der 1874 verstorbene Sri Dharalu Nayadu im Zusammenhang mit dem Weda-Samadsch, einer Gründung Keschabs.¹⁾

Eine höchst merkwürdige Bewegung, die dem schwärmerischen Geist des Inders und mißverstandenen Christentum ihren Ursprung verdankt, ist die Tschet-Rami-Sekte im Pandschab.²⁾ Tschet Ram starb am 9. Juni 1894, 60 Jahre alt. Er war ein Mann ohne Bildung, der kaum schreiben konnte. Er machte als untergeordneter Diener den Feldzug der Engländer in China mit (1857—1860). Von dort zurückgekehrt machte er in Buchhocke bei Scharakpur die Bekanntschaft des Mohanmedaners Mahhub Sahib, wurde sein Jünger und entsagte dem Götzendienst. Was Tschet Ram vom Christentum weiß, verdankte er dem Aufenthalt in der englischen Armee und

1) cf. Ev. Miss.-Magazin 1888, S. 182 f.

2) Vergleiche den Artikel von Dr. H. D. Griswald in Madras: Christian College magazine, Dezember 1904, und Januar 1905; ferner S. R. Datta: The desire of India, S. 237 ff.

dem Umgang mit diesem Fakir. Als der letztere starb, soll er drei Jahre lang in der Gruft neben den Gebeinen seines Lehrers sein Nachtlager aufschlagen haben, woran etwas wahr sein mag. In dieser Zeit will er seine Vision von Jesus gehabt haben, deren Beschreibung einen Teil eines Gedichtes in Pandschabi bildet, das Ram zugeschrieben wird. Es ist der verherrlichte Christus, den er geschaut haben will, der dem Schlafenden nahte, ihn aufweckte und ihm befahl eine Kirche an dieser Stelle zu bauen und die Bibel hineinzutun. Tue er das, so werde er wunderbare Dinge sehen, die Gelehrten werden kommen und seine Füße küssen. Das geschah zwischen 1860 und 1865, und nun fing er an, Jünger zu sammeln. Die Anhänger seines Lehrers gingen zu ihm über, und so entstand hier aus der Gemeinschaft eines ungebildeten Hindu mit einem mohammedanischen Fakir eine christliche Bewegung unter den Eingeborenen des Pandschab. Die ersten Nachrichten über die Bewegung finden wir in dem Bericht der Lodiana Mission (amerikanisch-presbyterianische Mission) für das Jahr 1879 aus der Feder von Dr. Forman und Missionar Newton. Es handelte sich um ungefähr 50 Jünger des Ram, die mit ihren Meistern nach Lahore kamen. Ram machte einen angenehmen Eindruck, ernst und würdig, zuweilen aufgeregt, wenn der Geist über ihn kam. Die Jünger hatten sehr blasser Vorstellungen vom Christentum, und einige meinten, Tschet Ram selbst sei Christus. In ihrem Heiligtum in Buchhoke fand Missionar Newton, daß die englische Bibel, in Leinwand gehüllt, von einem Hacken des Daches herabhing. An Liebe und Verehrung für Jesus fehlte es nicht. Ram ließ auch geduldig allerlei Verfolgung über sich ergehen und war bereit, Bittenden das Kleid vom Leib weg zu geben; aber alles war verdunkelt durch viel Aberglauben und graße Unwissenheit. Bedenklich war, daß er kein Verlangen nach Unterricht zeigte, da er allen nötigen Aufschluß direkt vom Heiligen Geist und den 12 Aposteln erhalte. Missionar Waring versuchte im Jahr 1898 die Tschet Ramis mit Hilfe der Regierung in der Nähe von Charakpur anzusiedeln. Damals war Ram schon 4 Jahre tot, und man sagte den Leuten allerlei Schlimmes nach. Zum Teil mit Unrecht, nur mit dem Trinken hatte es seine Richtigkeit. Von Anfang an spielte es eine Rolle im System; denn es erhalte den Geist der Menschen im Gleichgewicht! Im Zensus von 1901 wird von der Sekte gesagt: „The sect professes a worship of Christ“ (bekennt sich zu einer Anbetung Christi). Zu seiner

Nachfolgerin ernannte Ram seine Tochter Budhan Bibi, obschon er einen Sohn besaß. Sie hat Ehelosigkeit gelobt, ist aber wie ihr Vater völlig ungebildet, doch bemühen sich Frau Datta und Fräulein Bose mit noch anderen ihr das Pandschabi-Alphabet beizubringen.

Was nun das Glaubensbekenntnis der Sekte betrifft, so lautet es: „Hilf, o Jesus, Sohn der Maria, Heiliger Geist, Herr, Gott, Hirte! Lese die Bibel und die Evangelien zur Erlösung. Unterschrieben von Tschet Ram und seinen Nachfolgern.“ Also eine Anrufung Gottes um Hilfe und eine Mahnung, die Bibel zu lesen. Leider wird dieses Glaubensbekenntnis als eine Art von Mantram oder Zauberspruch gebraucht. Doch enthält es eine Anerkennung des dreieinigen Gottes, der Bibel und der Erlösung durch den dreieinigen Gott, und bekannt gemacht wird dieser Glaube durch das Evangelium. Sieht man auf den ganzen Ursprung dieser Bewegung, so wird man kaum etwas anderes erwarten als einen synkretistischen Mischmasch aus Hinduismus, Mohammedanismus und Christentum. So zeigt sich z. B. eine doppelte Dreieinigkeit. Neben der christlichen noch eine indische, bestehend aus Allah (Schöpfer), Parameschwar (Erhalter) und Rhuda (Zerstörer), im ganzen die indische Trimurti: Brahma, Wischnu und Schiwa. Das hat sein Gegenstück in der Konstitution des menschlichen Leibes: ein zeugender Teil, ein nährendender und ein zerstörender (Kopf). Ein Jünger des Ram erwiderte auf die Frage, inwiefern der Kopf ein zerstörender Teil sein solle: „Wenn Sie einen Menschen umbringen wollen, dann fassen Sie ihn im Genick!“ Noch merkwürdiger ist, daß Jesus der Rhuda oder Zerstörer sein soll. Er hat den Allah der Mohammedaner und den Parameschwar der Hindu überwunden, und sein ist nun die Herrschaft. Er wird auch alle die zerstören, die nicht an ihn glauben. Was die Stellung des Tschet Ram zum Christentum anbelangt, so lauten auch hier die Stimmen sehr verschieden. „Er ist der Prophet, der uns mit dem Herrn bekannt machte,“ sagen die einen, „er ist Gott, er ist Christus selbst,“ sagen andere. Es ist diese Verehrung von Tschet Ram, was die Sekte verhindert, sich der christlichen Kirche anzuschließen. Ähnlich steht es auch mit der Konfusion von „der Bibel und den Evangelien.“ Die geistreiche Antwort auf die Frage, worin der Unterschied bestehe, lautet: „Das Evangelium ist durch den Heiligen Geist gegeben worden, die Bibel durch Krankheit und die Engel!“

Die Sekte macht einen Unterschied zwischen innerer und äußerer Taufe. Die Gläubigen haben die Geistestaufe empfangen und brauchen keine Wassertaufe, die nur eine menschliche Zeremonie ist. Wer Mönch wird, bekommt die Taufe mit Erde und sie bedeutet Weltentsagung. Doch taufte Tschet Ram seine Hauptjünger mit Wasser. Die Geistestaufe heißt auch Taufe mit dem Wort. Die Glieder der Gemeinschaft zerfallen in Mönche (unverheiratete Geistliche und Prediger) und Laien. Die Mönche brauchen, wie alle Fakire, berauschende Getränke, Hanf, Opium u. dgl. Sie entschuldigen diese Stimulation mit Krankheit und Kälte! Es ist nicht leicht, die Zahl der Anhänger festzustellen. Seit dem Tode Rams scheinen sie im Abnehmen begriffen zu sein. Bei seinem Tode wurden 40 Mönche und 5000 Laien angegeben. Verfolgungen und die Abwesenheit eines wirklichen Nachfolgers erklären das Nachlassen der Bewegung. Drum fehlt es auch an Befürmderung: unter Hindu betteln die Mönche mit Berufung auf Rama, unter Mohammedanern im Namen Allahs. Die Tschet Ramis finden sich in den Lahore-, Ferozpur-, Amritsar-, Gardaspur- und Montgomery-Distrikten. Obschon sie alle Religionen vereinigen wollen, halten sie doch Kaste. Sie sollten alle eine Bibel haben, und die wenigen, die lesen können, lesen sie auch. Aber ihr Gottesdienst enthält viel abergläubische Zutaten. In Lahore werden Reliquien von Tschet Ram aufbewahrt, auch Amulette spielen eine große Rolle. In ihrem Heiligtum in Buchhoke befinden sich in zwei Kisten die Gebeine des Tschet Ram und seines mohammedanischen Lehrers Mahbub Shah. Das Allerheiligste hat 4 Türen: eine Faktirtüre, eine Hindutüre, eine Christentüre und eine mohammedanische. Es soll das wohl eine symbolische Darstellung der Wege sein, von denen aus man in die Tschet Rami-Religion eintritt. Drei Feste werden gefeiert in Erinnerung an Ram, an seinen Lehrer und an seinen intimsten Freund. Was die Leute an Tschet Ram besonders angezogen zu haben scheint, war seine Würde, seine Freundlichkeit gegen alle Menschen, seine Bereitwilligkeit, um des Namens Jesu willen zu leiden, und seine Aufrichtigkeit.

Hoffnungsvoll ist, daß die Bibel unter diesen Leuten gelesen wird, daß sie auch Christen ihre Versammlungen leiten lassen; aber bedenklich ist, daß Ram an die Stelle von Jesus zu treten anfängt. Auch ist die Bibel wie das Granth der Schi' ein Gegenstand der Anbetung geworden. Wenn Bereitwilligkeit, zu lernen, vorhanden

wäre, ließe sich etwas hoffen von der Bewegung; aber so, wie die Sachen stehen, muß zugegeben werden, daß diese Gesellschaft trotz aller christlichen Elemente, die sie in sich schließt, dem Evangelium weniger empfänglich gegenübersteht, als manche rein heidnische Volksschichten.

Die Bewegung zeigt immerhin, in welcher Gärung sich die religiöse Gedankenwelt Indiens befindet. Es ist tatsächlich ein Fühlen und Tasten nach Gott in diesen Völkern, die von der eigenen Religion nicht befriedigt sind. Sie zeigt auch die Gefahr, der christliche Gedanken in Indien ausgesetzt sind, wenn die Sache sich selbst überlassen bleibt, und es so an Gemeindegründung, gesunder Lehre und richtiger Leitung fehlt. Für die Art, wie man dem Herzen des indischen Volkes mit dem Evangelium am ehesten nahe kommen kann, läßt sich aber doch auch von dem sonderbaren Heiligen im Bandtschab einiges lernen.

Und nun zu einer Bewegung, die man leider häufig mit dem Brahmo-Samadsch zusammenzieht: dem indischen Theosophismus.¹⁾



Lord Selborne über die Eingeborenenfrage in Südafrika.

Von Lic. R. Arenfeld.

I.

Die Rede, die der High Commissioner von Südafrika, Lord Selborne, am 27. Februar bei dem degree day der Universität in der City Hall in Kapstadt gehalten hat, ist gleich bemerkenswert wegen ihres Inhalts wie wegen des Zeitpunktes, in dem sie gehalten ist. Sie darf als eine mannhafte Tat und als ein Ereignis von nachhaltiger Wirkung bezeichnet werden.

Im Vordergrund der Interessen in Südafrika haben seit Monaten die Verhandlungen um die politische Einigung gestanden. Zwei Hindernisse vornehmlich gefährdeten ihren Fortgang: die Eisenbahnfrage und die Eingeborenenfrage. Zu den entscheidenden Beweggründen, welche die englische Regierung veranlaßten, die bei dem Überwiegen der Burenbevölkerung politisch nicht unbedenkliche

1) Ev. Miss.-Magazin 1897, S. 419 ff.

Vereinigung anzustreben, gehörte die Hoffnung, daß durch sie die wirtschaftliche Depression, unter der alle südafrikanischen Staaten seit dem Burenkriege seufzen, gemildert werde. Unter den unerläßlichen Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiet aber stand in erster Linie die einheitliche Regelung des Eisenbahnwesens. Die Finanzwirtschaft der südafrikanischen Staaten beruht zum großen Teil auf den Eisenbahnen, die Erträge derselben aber sinken in Kapland und Natal von Jahr zu Jahr, während sie in Transvaal steigen. Begreiflicherweise bestand in Transvaal keine Neigung, die eigenen Verhältnisse durch Verschmelzung mit den ungünstigen am Kap und in Natal zu gefährden. Wenn Transvaal hier große Opfer bringen sollte, so konnte und mußte es auf anderem Gebiet Kompensationen verlangen. Als solches bot sich vornehmlich die Eingeborenenfrage.

Unter der weißen Bevölkerung Transvaals herrscht starke Abneigung gegen die im Kapland vorhandenen Rechtsverhältnisse der Eingeborenen, insbesondere gegen das Wahlrecht der Farbigen. Die Zeitungen haben kein Fehl daraus gemacht, daß die Nordstaaten, wenn es zu einer Vereinigung kommen würde, ihren ganzen Einfluß ausbieten würden, um nicht nur die Übertragung der im Kap gewährleisteten Eingeborenenrechte auf ganz Südafrika zu verhindern, sondern auch eine Änderung in Kapland selbst anzustreben. Die Aussicht aber, daß nach erfolgter Vereinigung die übermächtigen Nordstaaten ihre Eingeborenenpolitik dem ganzen Südafrika, auch dem Kapland aufzwingen würden, hat wieder auf die Bevölkerung des Kaps, zumal auf die Farbigen und ihre Freunde, tieferregend gewirkt. Die Temperatur der Empfindungen, die in ganz Südafrika die Erörterung über die Eingeborenenfrage in letzter Zeit erreicht hat, macht nur ein Rückblick auf die Entwicklung seit dem Burenkriege verständlich.

In deutscher Kolonialliteratur und Presse wird die Haltung der englisch-südafrikanischen Behörden in der Eingeborenenfrage gern als abschreckendes Muster hingestellt. Man sollte aber nicht verkennen, wie erfolgreich gerade in Südafrika die Regierung unter allerschwierigsten Verhältnissen in den letzten Jahren verfahren ist. In der Presse, sowohl in der südafrikanischen wie der europäischen, ist seit dem Kriege beständig der baldige Ausbruch eines allgemeinen südafrikanischen Eingeborenenaufstandes prophezeit worden. Aber diese Weissagungen sind nicht eingetroffen. Es ist der englischen

Regierung gelungen, während der langen Dauer der deutsch-südwestafrikanischen Kriege die Bevölkerung der britischen Nachbarcolonien in Ruhe zu halten, den Aufstand in Natal — allerdings mit eiserner Faust — niederzuwerfen und auf den ursprünglichen Herd zu beschränken. Gelegentliche Unruhen in anderen Gegenden wurden schnell unterdrückt. Obschon äthiopische Hezerei das ganze Land vom Kap bis zum Sambesi durchzieht, und obschon die wirtschaftliche Not mit ihrer Massenarbeitslosigkeit von Schwarzen und Weißen den günstigsten Boden für den Ausbruch von Unruhen abgab, hat die Regierung den Frieden zu erhalten gewußt und, wer die Verhältnisse näher kennt, kann heute nicht mehr davon reden, daß ein allgemeiner Aufstand in naher Sicht sei.

Auch in kirchlicher Beziehung hat der Ithiopismus nicht den Schaden angerichtet, den die Mehrzahl von ihm befürchtete. Er hat zeitweilig die Missionsgemeinden erregt, hie und da auch bedauerliche Störungen gebracht, im großen und ganzen aber den Besitzstand der Missionskirchen nicht zu erschüttern vermocht. Es haben auch hier diejenigen recht behalten, die maßvoll urteilten und gerade angesichts der ungesunden Selbstständigkeitsforderungen der Eingeborenen nicht Verweigerung, sondern Gewährung maßvoller Selbstständigkeit oder wenigstens Erziehung zu ihr empfahlen.

Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß das Auftreten des Ithiopismus in der Gestalt, die er infolge des Burenkrieges und des Auftretens der Amerikaner (vergl. A. M.-Z., 1905, S. 12 ff.) angenommen hat, nach einer Seite hin eine verhängnisvolle Wirkung hat, unter deren Folgen Südafrika noch lange leiden wird: Die Stimmung von Weiß und Schwarz hat sich beklagenswert verschärft, das Mißtrauen ist gewachsen, die Meinung, daß die entgegenstehenden Interessen sich gegenseitig ausschließen, hat sich befestigt. Durch das Gerede der Zeitungen über die Gefahren eines künftigen Eingeborenen-aufstandes sind die Weißen auf diesem Punkt vielfach nervös geworden. Manche Kreise, die früher missions- und eingeborenenfreundlich sich zeigten, nehmen eine ablehnende, ja feindselige Haltung ein. Dazu haben vornehmlich die Nachrichten über tätliche Verbrechen Schwarzer gegen Weiße, besonders über Vergewaltigung weißer Frauen durch Farbige, beigetragen. Einen guten Teil der Schuld trifft auch hier wieder die Presse, die über solche bedauer-

lichen Vorkommnisse mit Übertreibungen und vielfach in aufheggerischer Sprache berichtet hat, die zahlreichen Fälle, in denen Weiße schwarzen Frauen Gewalt antun, verschweigend, die Fälle dagegen, in denen solche Verbrechen von Schwarzen an Weißen verübt werden, ausposaunend und verallgemeinernd.¹⁾

Auch wer kein Lobredner der englischen Regierung in Südafrika ist, muß ihr zugestehen, daß sie im Unterschied von einem großen Teil der weißen wie der farbigen Bevölkerung in diesen erregten

1) Um die Erregung der weißen Presse über die Angriffe Farbiger auf weiße Frauen auf ihre Berechtigung zu prüfen, hat der *Christian Express* amtliche Erkundigungen aus Kapland, Oranje, Transvaal, Rhodesia, Njassa-, Basuto-, Betschuana- und Swasiland — nur aus Natal konnte er amtliches Material nicht erhalten — eingezogen. Diese Enquête hatte das überraschende Resultat, daß in den letzten Jahren in den britischen Kolonien vom Kap bis Tanganyika jährlich durchschnittlich 35 Fälle solcher Verbrechen von Farbigen zu amtlicher Anzeige gelangt sind, d. h. auf je 140000 Eingeborene ein Fall. Von den 35 Fällen aber sind durchschnittlich 25, d. h. 71% in Transvaal, und zwar 18 oder 61% in der einen Stadt Johannesburg gezählt, eine Tatsache, die unzweifelhaft mit dem Übergewicht der männlichen eingeborenen Bevölkerung über die weibliche in Johannesburg zusammenhängt. Im Oktober 1908 befanden sich nämlich dort 94828 männliche und nur 3945 weibliche Farbige! Eine genaue Untersuchung der im südlichen Rhodesia vorgekommenen Verbrechen dieser Art hat eine zweite Überraschung ergeben. Von 26 Fällen, die innerhalb der letzten 5 Jahre zu gerichtlicher Anzeige gelangt sind, betreffen 16, vielleicht sogar 17, Eingeborene, die nicht in Rhodesia ansässig, sondern von auswärts zugezogen waren. Danach ist die Steigerung der Gewalttaten Schwarzer gegen weiße Frauen nicht, wie es die südafrikanische und zur Befürwortung scharfer Maßnahmen gegen die Eingeborenen auch die europäische Presse darzustellen pflegt, eine aus schwächlicher Eingeborenenpolitik sich ergebende und sie in ihrer Verkehrtheit erweisende Gesamterscheinung, sondern nur ein Symptom der ungesunden Anhäufung von großen Massen Eingeborener Männer in den Städten und der Herausreißung der Bevölkerung aus ihren Stammesstätten und Stammesverbänden. Diese Verbrechen stehen also ganz auf gleicher Stufe mit ähnlichen Vorkommnissen in den europäischen Großstädten, Industriezentren und Hafenorten und haben mit der Eingeborenenpolitik nur in sofern zu tun, als durch Laxheit in der Beschränkung des Alkohols-Verkaufs die Ausschreitungen vermehrt werden. Sehr beklagenswert ist aber, was bei dieser Gelegenheit der *Christian Express* über die Verminderung des natürlichen Respektes der Farbigen vor den weißen Frauen durch das schamlose Treiben weißer Dirnen auf den Straßen südafrikanischer Städte und durch das Feilbieten unzüchtiger Bilder und Schriften aus Europa in den Schaufenstern sagt (*Chr. Expr.* S. 2 ff. und S. 33).

Zeiten kaltes Blut bewahrt hat und sich weder von der einen noch von der anderen Seite aus der Bahn der Besonnenheit hat herausdrängen lassen. Trotz der wirtschaftlichen Not hat sie das Eingeborenen Schulwesen kräftig ausgebaut, auch sonst in der Fürsorge für die Farbigen nicht nachgelassen. Während sie einerseits ungerechte Ansprüche von Eingeborenen abwies, hat sie andererseits die Autorität der weißen Missionare im Gegensatz zu den äthiopischen Herrschern zu stärken gesucht (vergl. z. B. N. M.-B. 05, S. 337 ff.). Gegen offenbare Ausschreitungen Farbiger unerbittlich streng, hat sie doch auch den Schein vermieden, als ob sie sich von den weißen Scharfmachern leiten ließe.

Unter den besten Maßnahmen aber, die von Vertretern der englischen Regierung seit dem Burenkriege in Sachen der Eingeborenenpolitik zu vermerken sind, steht die Selbornesche Rede obenan. Er, der die Seele der Bemühungen um die Einigung Britisch-Südafrikas gewesen ist, unterschätzte die Gefahr, welche in der Erregung über die Eingeborenenfrage drohte, nicht. Weil er, wie er sich ausdrückt, in der öffentlichen Erörterung über die Eingeborenenpolitik „mehr heftige Parteinahme als sorgfames Nachdenken“ fand, wollte er in die Erörterung ein sachliches Wort hineinwerfen. Aber er hat es nicht in amtlicher Funktion getan, sondern seine Ehrenpromotion zum Doktor der Rechte an der Universität Kapstadt benutzt, um hier in akademischer Festtracht auf neutralem Boden als Privatmann sich auszusprechen. Er betont dabei, daß er nur für seine eigene Person, in niemandes Auftrag rede, auch nicht seine Meinung anderen ausdrängen, sondern nur einen Beitrag aus seiner Erfahrung liefern und gern sich von Kundigeren eines Besseren belehren lassen wollte. Offenbar absichtlich erwähnt er nicht mit einem Wort die damals noch schwebenden Einigungsverhandlungen und die Bedeutung, welche die Eingeborenenfrage in ihnen hatte, obschon dieser Zusammenhang bereits aus den Worten seines Vorredners, des Vizekanzlers Sir Chas. Abercrombie-Smith hervortrat, der über die Umwandlung der kapländischen Universität in eine gemeinsame südafrikanische, gleichfalls ein Lieblingsplan von Selborne, redete. Augenscheinlich wollte Selborne durch rein private, unverbindliche Äußerung jede Erschwerung der Einigungsverhandlungen verhüten und um so stärker auf die streitenden Parteien wirken.

Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß Selborne über diesen Augenblickszweck einer Erleichterung der schwebenden Einigungsverhandlungen hinausgesehen und die Absicht gehabt hat, den werdenden Vereinigten Staaten von Südafrika die Grundlinien einer gesunden, segensreichen Eingeborenenpolitik vorzuzeichnen. Die ernstesten Wahrheiten, die er hier ausgesprochen hat, haben auf die öffentliche Diskussion bereits stark gewirkt, und mit ihnen wird sich auch die künftige südafrikanische Eingeborenenpolitik ernsthaft auseinanderzusetzen haben.

Es ist bei dieser Rede nicht schwer, zwischen den Zeilen zu lesen. Bei allem Freimut eines charaktervollen Mannes bekundet sich doch an manchen Stellen deutlich die Zurückhaltung des Diplomaten, der sich nicht zu weit hervortwagen darf. An besonders empfindlichen Punkten, z. B. der Frage sozialer Gleichstellung von Weiß und Schwarz, enthält er sich eigener Vorschläge und hebt nur gegenwärtige Maßregeln und Vorkommnisse heraus, die sich als ungerecht und unheilvoll charakterisieren. Er hat offenbar noch erheblich mehr zu sagen, als er hier sagt. Es lag ihm daran — darum stellt er auch in seiner Rede lieber Fragen, als daß er eigene Urteile ausspricht — die leidenschaftliche öffentliche Erörterung umzubiegen in ein ernsthaftes Nachsinnen über das die Zukunft Südafrikas in sich schließende Problem des Nebeneinander von Schwarz und Weiß.

Er beruft sich im Eingang auf eine Rede über die gleiche Frage, die er bereits 1906 gehalten hat. Er habe damals folgende sechs Fragen der Öffentlichkeit vorgelegt:

1) Wenn wir den Eingeborenen nehmen wie er ist, nämlich als ein menschliches Wesen auf einer bestimmten Entwicklungsstufe, ist dann der Weiße gewillt, ihm zu sagen, daß es einen bestimmten Punkt gebe, auf dem diese Entwicklung aufgehalten werden müsse? Oder ist er nicht gewillt, dies zu sagen?

2) Wenn der Weiße gewillt ist, dies zu sagen, wie beabsichtigt er vorzugehen, um tatsächlich diese Entwicklung aufzuhalten?

3) Wenn der Weiße dies zu sagen gewillt ist und glaubt, daß er seinen Vorsatz ausführen könne, und zwar ohne jede Bemäntelung, was bedeutet dann diese seine Haltung in Wirklichkeit?

4) Wenn der Weiße nicht gewillt ist, dies zu sagen, ist es dann seine Absicht, den Eingeborenen sich völlig allein zu überlassen, damit er sich auf eigener Linie entwickle und seine Erlösung ohne fremden Beistand herbeiführe?

5) Wenn dies seine Absicht ist, wohin wird diese Politik unausweichlich führen?

6) Wenn dies nicht seine Absicht ist und wenn der Weiße zugibt, daß er eine persönliche Verantwortung in der Sache hat, und daß der Eingeborene weder mit Gewalt in seiner natürlichen Entwicklung zurückgehalten noch sich allein überlassen werden kann, um seine Entwicklung selbst herbeizuführen, auf welche Weise und in welcher Richtung beabsichtigt der Weiße dem Eingeborenen zu helfen und ihn in seiner Entwicklung zu führen?

Weil er trotz öffentlicher Aufforderung auf diese Fragen Antwort nicht erhalten habe, wolle er sie selbst vor der Öffentlichkeit zu beantworten suchen.

Die Rede¹⁾ zerfällt deutlich in 3 Teile:

II.

Selborne geht aus von einem Vergleich der weißen und der schwarzen Rasse.

„Soweit wir uns eine Ansicht bilden können, standen unsere Vorfahren vor 2000 Jahren, als sie zuerst mit den Römern in Berührung kamen, auf einer erheblich weniger barbarischen Stufe als die Banturassen, als diese vor weniger als 100 Jahren in Berührung mit den Weißen kamen. Auch haben bisher die Bantu nicht die gleiche Empfänglichkeit für Zivilisation bewiesen, welche unsere Vorfahren seit der ersten Berührung mit ihr bewiesen haben. Wir können nicht sagen, wie sich die Bantu nach Geist und Charakter im Laufe der Jahrhunderte entwickeln werden. Es werden einzelne vielleicht, oder — da wir bereits welche gehabt haben — besser gesagt, sicher den Weißen einholen und eine Intelligenz und Charakterstärke zeigen, die sogar bei ihm bemerkenswert sein würde. Aber im allgemeinen muß man doch sagen, daß, soweit wir voraussehen können, der Bantu niemals den Europäer einholen wird, weder an Intelligenz noch an Charakterstärke. Die weiße Rasse hat als solche eine höhere geistige Ausrüstung empfangen.“

Zu dem gleichem Urteil gelangt Selborne noch einmal in anderem Zusammenhang:

„Für alle Zwecke des Herrschens, für alle Zwecke des Wettbewerbs ist die weiße Rasse mit Eigenschaften ausgestattet, welche ihr eine Überlegenheit gegenüber der schwarzen verleihen. Diese Überlegenheit beruht nicht nur darin, daß sie einen Vorsprung von fast 2000 Jahren in der Zivilisation hat, sondern auf den angeborenen Eigenschaften des Weißen . . . Wohl gibt es Eingeborene, welche ihrer Rasse so wunderbar voraus sind wie

1) Die Rede ist im Wortlaut veröffentlicht englisch u. a. in der Cape Times vom 3. März, im Christian Express 1909, 59 ff. und in The East and the West 1909, 267 ff.; in nicht durchweg treffender deutscher Übersetzung in der Kolonialen Rundschau 1909, S. 449 ff.

Plato seinerzeit der feinigsten; aber die Schwarzen im ganzen sind unfähig, die Oberhand über die Weißen zu erlangen, außer unter den Bedingungen, unter welchen sie mit Dingaan die Oberhand über Piet Retief erlangten. Und die Strafe für dieses Blutbad, welche 400 Farmer, nur mit Steinschloßgewehren bewaffnet, an der ganzen Suluarmee vollstreckten, ist für immer typisch für die Überlegenheit der einen Rasse über die andere, eine Überlegenheit, die mit Zahlen nichts zu tun hat und niemals etwas zu tun haben wird. Der zivilisierte Eingeborene des Jahres 2000 wird nicht etwa mehr, sondern noch weniger als die wilden Krieger Dingaans imstande sein, den weißen Mann zu überwinden.“

Selborne beruft sich zur Bestätigung seines Urteils über die geringere Begabung der schwarzen Rasse auch auf Amerika. Die Bewunderung, mit der man dort von einem Neger spreche, der sich hervorgetan habe, beweise, wie selten solche Fälle vorkommen. Auf den Durchschnitt gesehen, könne auch dort der Farbige mit dem Weißen nicht konkurrieren. Aus dieser Überlegenheit des Weißen aber folgert Selborne nicht etwa höhere Ansprüche für ihn, sondern „die schwerste Verantwortung, die nur je auf Menschen gelegt ist“. „Als Rasse ist der Weiße für die Zukunft der neben ihm lebenden minder begabten Rasse verantwortlich wie ein Vater für seine Kinder.“ Es fragt sich nur, was für ein Verhalten des Weißen gegen den Schwarzen aus der Überlegenheit und Verantwortlichkeit des ersteren folgt. Drei Wege lehnt Selborne als Irrwege ab.

a) Der Weiße hat nicht das Recht, der Zivildisierung des Schwarzen künstliche Hindernisse in den Weg zu legen, eine Grenze zu ziehen und dem Schwarzen zu sagen: „Bis hierher und nicht weiter.“ Wenn der Weiße es versuchen wollte, würde es ihm nicht gelingen.

„Wenn er alle Gewissensbedenken hinter sich werfen wollte, so könnte er wohl eine Politik der Unterdrückung ziemlich weit durchführen. Er könnte unermessliche Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten dem Eingeborenen zufügen und seinen eigenen Charakter dadurch unendlich verschlechtern. Aber er würde zuletzt unvermeidlich mit der Ausführung seines Vorhabens Schiffbruch leiden. Er würde nur dasselbe versuchen, was die Inquisition und andere selbstgefertigte Ersatzmittel für die Vorsehung im Laufe der Zeiten unternommen haben, um den Menscheng Geist in Ketten zu legen und seine Entwicklung aufzuhalten. Und er würde elend scheitern wie sie. Der menschliche Geist läßt sich nicht in Ketten schlagen. Seine Entwicklung mag zeitweilig gehemmt, sie mag gestört oder sie mag in unnatürliche und schädliche Bahnen geleitet werden, aber sie kann niemals auf die Dauer aufgehalten werden.“

Aber selbst wenn diese Haltung der Weißen durchführbar wäre, wäre sie aus moralischen Gründen unerträglich.

„Wenn Sklaverei moralisch und rechtlich zulässig ist, ist auch diese Stellung moralisch und rechtlich zulässig. Im übrigen ist sie, wenn man alles Beschönigende beiseite läßt, die Wiedereinführung der alten Sklaverei in einem neuen Gewande. Niemand schlägt heutzutage vor, Eingeborene wie Vieh zu kaufen und zu verkaufen oder sie unter der Peitsche ohne Lohn arbeiten zu lassen. Aber wenn man zu einem menschlichen Wesen sagt: Gleichwohl, welche Arbeitsfähigkeit, welche Charakterstärke oder welche anderen Gaben du von Gott empfangen haben magst, wir erlauben dir niemals, aus ihnen Vorteil zu ziehen, so unterscheidet sich dies von der Stellung der alten Sklaven nur der Form und dem Grade nach . . .“

Wohl gebe es, meint Selborne, keinen Weißen in Südafrika, der diese Ansicht vertrete, aber es gebe viele, die aus Rücksichtslosigkeit oder Gedankenlosigkeit Ansichten aussprechen, die bei näherer Prüfung zu diesem Schluß führen.

„Wenn ein Eingeborener die Fähigkeit und die Charakterstärke hat, ein Farmer oder ein Handwerker zu werden, oder einen Beruf mit höherer Bildung zu ergreifen, darf das Gesetz ihm kein Hindernis in den Weg legen. Jeder ehrliche Beruf sollte ihm ebenso wie dem Weißen gesetzlich offen stehen.“

b) Ebenso verfehlt wäre es andererseits, den Fortschritt dieser Entwicklung gewaltsam zu beschleunigen. Sie soll der Natur entsprechen, und darum muß sie sich langsam vollziehen.

c) Aber der Schwarze darf auch nicht sich selbst überlassen bleiben, um ohne fremde Hilfe zum Ziel zu gelangen. Es wäre ebenso unweise, wie wenn ein Vater seine Kinder sich selbst überlassen wollte.

„Wenn der Schwarze nie etwas von dem Weißen gehört oder gesehen hätte, so würde er möglicherweise im Laufe der Zeiten eine ausreichende Zivilisation auf eigener Grundlage erreicht haben; aber nachdem er in Berührung mit dem Weißen gebracht worden ist, muß er sicher auf gefährliche Irrwege geraten, wenn der Weiße ihm nicht zu seiner Entwicklung alle mögliche Hilfe leistet. Es handelt sich nicht um die Frage, ob der Schwarze sich entwickeln wird, oder ob er bildungsfähig ist. Es steht außerhalb der Macht des Weißen, über diese Frage zu entscheiden, denn die Banturasse wird sich langsam entwickeln, und die gefördertsten ihrer Glieder werden Bildung erwerben, gleichviel was der Weiße denkt oder tut. In Wirklichkeit ist die Frage nur die, ob der Weiße diese Entwicklung wohlwollend beeinflussen und die Erziehung auf Grund seiner reichen Erfahrung leiten will. Im Interesse seiner Selbstverteidigung, um seiner eigenen Kinder willen und zur Erfüllung seiner sittlichen Verantwortung kann er an dieser Frage nicht vorbei.“

Die Politik der Selbstüberlassung der Eingeborenen würde zu einer Entwicklung führen, die, nur geleitet durch das trübe Licht von Bantu-

ansprüchen, keine Rücksicht nimmt auf die Interessen der Weißen, nicht einmal auf ihre Sicherheit, keine Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt der südafrikanischen Gesellschaft mit ihren beiden integrierenden Bestandteilen, der weißen und der schwarzen Bevölkerung, zu einer Entwicklung, bei welcher der Weiße, den die Natur zum Gehirn dieser Gesellschaft bestimmt hat, auf jedes Recht, einzuschreiten oder Widerspruch zu erheben, verzichtet haben müßte Der nachahmungssüchtige Bantu aber, in Berührung mit Europäern stehend und doch sich selbst überlassen, würde ihre Zivilisation und Religion nachahmen, aber auf seine eigene, verkehrte Weise, und der Weiße würde das Recht verwirkt haben, sich über das Aufkommen einer unverständigen, aufrührerischen Eingeborenenpresse zu beklagen, oder über die Ausbreitung des Geistes, den man *Athiopismus* nennt.“

Mit diesen Ausführungen hat Selborne von seinen 6 am Anfang gestellten Fragen die ersten 5 erledigt. Als einzig zulässige Konsequenz aus der Überlegenheit des Weißen über den Schwarzen läßt er daher die Verantwortlichkeit jenes für diesen und die Verpflichtung gelten, seine kulturelle Erziehung zu leiten.

III.

Wie soll der Weiße diese Aufgabe erfüllen?

Zunächst soll er sie sich nicht selbst erschweren, indem er den Eingeborenen durch eine „Politik der Nadelstiche“ verstimmt und mißtrauisch macht. Selborne führt eine Anzahl solcher nach seiner Meinung unnötigen und ungerechten Kränkungen auf.

„In manchen Städten darf der Eingeborene, wenn er sich auch persönlich noch so sauber hält und noch so sehr sich bemüht, sich gesittet zu benehmen, nicht auf den Bürgersteigen der öffentlichen Straßen gehen. In anderen darf er nicht einen öffentlichen Park betreten, noch auch für sein gutes Geld dem Criquetpiel zusehen. Wieder in anderen darf er nicht oben auf der Straßenbahn sitzen, nicht einmal auf abgesonderten Plätzen. In anderen darf er nicht im Eisenbahnwagen fahren, es sei denn in einer Art von Hundeabteil. In anderen wird er von weißen Beamten rücksichtslos und unfreundlich behandelt. In anderen darf er sich nicht ohne Paß bewegen, und wenn er z. B., wie es Tausende von Eingeborene tun, von der Farm, auf der er lebt, sich in einen Arbeitsdistrikt begibt — ein Schritt, welcher für den Staat sehr nützlich und in den Augen aller Weißen empfehlenswert ist, — so begegnet er nicht Erleichterungen, sondern ausgesuchten Erschwerungen. Während seiner Abwesenheit von Haus hat er wenigstens acht verschiedene Pässe zu lösen. Er hat dazu das Vergnügen, für mehrere derselben zu bezahlen, obschon er viel glücklicher wäre, wenn er sie überhaupt nicht zu lösen brauchte; es kann in besonderen Fällen vorkommen, daß er nicht weniger als zwanzig verschiedene Paßregulierungen zu beobachten hat.

Nun lasse man nur mal einen Weißen in die Lage des Schwarzen sich versetzen und sehen, wie ihm das gefallen würde, und lasse ihn sich selbst fragen, ob solche Regulationen und Geseze ihm seine Aufgabe erleichtern!“

Ferner müsse der Weiße sein Vorurteil gegen die Aneignung einer geistigen Bildung seitens der Farbigen aufgeben. Es sei freilich erklärlich, daß viele Weiße behaupteten, die Eingeborenen würden durch Christentum und Schulbildung verdorben. Denn wenn ein gebildeter christlicher Eingeborener sich schlecht betrage, so falle dies sofort auf; wenn dagegen der Eingeborene ein zuverlässiger Charakter sei, so frage niemand danach, ob er zugleich ein Christ sei und Schulbildung besitze. Wenn nicht alle weißen Christen gute Menschen seien, könne man dies auch von den schwarzen nicht erwarten, ja, es sei doch noch begreiflicher von einem Schwarzen, als von einem Weißen, wenn er seine Bildung mißbrauche. Man solle überhaupt nicht denselben Maßstab an Eingeborene und Weiße legen.

„Der christliche und gebildete Eingeborene von heute darf in Wirklichkeit nicht mit christlichen oder gebildeten Engländern und Buren von heute verglichen werden, sondern mit deren Vorfahren, wie sie vor 1500 Jahren in den Wäldern Nordeuropas oder Britanniens zu finden waren. Und selbst dieser Vergleich ist nicht billig gegen den Eingeborenen, weil der Vorfahr des Weißen, ehe er vor 1500 Jahren in Berührung mit Christentum und Bildung trat, ein höher entwickeltes menschliches Wesen war im Vergleich mit dem Farbigen, als dieser vor 100 Jahren mit Zivilisation in Berührung kam.“

Der Vorschlag, den Eingeborenen so zu lassen, wie er ist, sei nur ein Beispiel für die Gedankenlosigkeit, mit der viele über die Eingeborenenfrage reden. Er sei nur erfüllbar, wenn alle Weißen sofort Südafrika räumten; denn auch ohne daß es der Weiße wolle, schon durch die Berührung des gemeinsamen Lebens, beeinflusse er den Farbigen und gestalte ihn um.

„In demselben Augenblick, in dem ein Eingeborener in Berührung mit dem Weißen kommt, hat seine Erziehung begonnen, und wäre es auch nur durch den Ladenbesitzer auf der Regierungsstation; mehr noch, wenn er auf einer Farm lebt, und noch mehr, wenn er als Diensthote in ein Haus eintritt, z. B. am Witwatersrand. Dort schreitet seine Erziehung mit Riesenschritten vorwärts, und wenn dies die einzige Erziehung ist, die er erhält, wer mag zweifeln, daß der Eingeborene ohne Unterricht und Leitung nur Schlechtes von dem Weißen annimmt?“

Selborne gibt dann zu, daß auch Missionare Erziehungsfehler begingen. Aber statt die Missionare zu tadeln, sollte man erkennen:

„Sie haben in dieser Hinsicht das meiste getan und sie allein haben sich selbst aufgeopfert, damit die Erziehung der Eingeborenen, die vom ersten

Augenblick der Berührung mit dem Weißen unvermeidlich war, Gutes enthielte. Wieder und wieder habe ich den Vorzug gehabt, hochgebildete Missionare in ihren Häusern zu besuchen, die ihr Leben unter Wilden verbracht haben aus keinem anderen Grunde als dem Wunsche, Gott und ihren Mitmenschen zu dienen; und zwar oft im Fieberlande und sonnendurchglühter Wildnis. Und es erregt meinen Zorn und meine Verachtung, wenn ich höre, wie gedankenlose und nach eigenem Eingeständnis selbstüchtige Kritiker, die, umgeben von allen Annehmlichkeiten europäischer Zivilisation, in ihren Häusern sitzen, über sie herziehen.“

Die Behauptung, daß die von der Mission ausgebildeten Eingeborenen durchweg mißrieten, beruhe nicht auf Tatsachen. Einzelne unglückliche Erfahrungen reichten zu solchem allgemeinen Urteil nicht aus. Dazu müsse eine statistische Untersuchung, z. B. in den Gefängnissen, angestellt werden. Die einzige ihm bekannte Untersuchung dieser Art, eine Erkundigung von A. E. le Roy aus der amerikanischen Sulumission über ehemalige Missionsschüler, ergab für Durban, daß von 47 sich 44, für Johannesburg, daß von 44 sich 38 die volle Zufriedenheit ihrer Dienstherrn erworben hatten.

Selborne äußert dann seine Ansicht über Schulbildung der Eingeborenen dahin, daß man sie niemand ausdrängen, aber jedem, der darum bitte, gewähren solle, jedoch für die Masse unter weiser Beschränkung des Stoffes. Auf dem Lande müsse die Eingeborenen-erziehung auf Heranbildung zu tüchtigen Landarbeitern abzielen. Wo aber Eingeborene höhere Bildung verlangen, solle man auch diese ihnen nicht verwehren. Selborne unterstützt daher auch den Plan einer Eingeborenen-Universität.

Weil für ihn die Anleitung zu rationellem Landbau ein besonders wichtiges Stück der Eingeborenenbildung ist und er in dem Aufstieg des Landarbeiters zum selbständigen Farmer den gesündesten Entwicklungsgang erkennt, muß er auch in der Landfrage eine bestimmte Stellung einnehmen.

Die Anschauung, daß alles von Weißen bewohnte Land in Afrika den jetzt dort wohnenden Farbigen durch die Weißen entrisen sei, sei geschichtlich unrichtig. Es sei zum großen Teil nicht im Besitz derselben Farbigen gewesen, die es jetzt neben den Weißen bewohnen. Dennoch habe auch der Schwarze an den Boden Afrikas Anspruch.

Selborne untersucht zunächst die Frage der Protektorate, besonders Basutolands; er leugnet, daß es eine Gefahr für Südafrika bedeute. Die Reservate hätten als Sicherheitsventil gedient und

seien kein Hindernis der Zivilisierung, wenn auch allerdings der Fortschritt hier verhältnismäßig langsam erfolge. Er erörtert dann das Verhältnis der Regierung zu den Häuptlingen und vertritt in jeder Hinsicht eine schonende, geduldige Politik. Die eingeborenen Protektorate und Reservate erfüllen eine wichtige, notwendige Aufgabe, ihre Aufteilung unter weiße Farmer sei ungerechtfertigt. Aber auch dem einzelnen zivilisierten Eingeborenen solle man kein gesetzliches Hindernis in den Weg legen, wenn er Grundbesitz zu Eigentum zu erwerben versuche. Auf allen Gebieten der Gesetzgebung und Verwaltung müsse sich der Weiße seiner Verantwortung für die Entwicklung des Eingeborenen bewußt sein und sie zum Ausdruck bringen. Er brauche nicht zu fürchten, daß dadurch seine eigene Position gefährdet werde. Nur eins könne der weißen Rasse ihre Überlegenheit in Südafrika rauben, nämlich ihre eigene Entartung.

„Die Gefahr einer solchen Entartung ist in Südafrika vorhanden, wenn Energie und Mut des Weißen durch künstlichen Schutz gegen den Wettbewerb des Schwarzen geschwächt werden, und wenn der Weiße dem Schwarzen ohne Kampf den größeren Teil des Feldes ehrenhafter Arbeit und Lebensführung räumt aus Vorurteilen und Ansprüchen, die einer mittelalterlichen Aristokratie würdig wären, aber sich schwerlich mit Grundsätzen moderner Demokratie vertragen. Energie, das ist die Zitadelle der Festung des Weißen, und niemand kann sie verraten als er selbst. Meine Überzeugung, daß sie nicht verraten werde, ruht auf einem unerschütterlichen Felsen, auf meinem Glauben an den Mut meiner Landsleute, Buren und Briten. Aber es gibt Augenblicke, in denen ich verzage. Und das ist der Fall, wenn ich einen Weißen treffe, in dessen Sinn Unrecht Recht geworden ist, und dem man beigebracht hat, zu glauben, daß gewisse Arbeiten körperlicher Art, die überall sonst in der Welt als ehrenhaft angesehen werden, in Südafrika unehrenhaft seien für einen Weißen. Da und da allein liegt die Gefahr.“

Selborne verteidigt sich dann gegen den Einwand, daß seine Politik zur Rassenvermischung führe. Er verwirft die Mischehe unbedingt. Rassenvermischung sei ein abscheuliches Übel. Der Weiße, der mit einer schwarzen Frau zusammen lebe, könne nicht scharf genug von seiner Rasse getadelt werden. Aber dieser Einwand sei heuchlerisches Gerede (cant). Die Rassenvermischung käme in 99 von 100 Fällen nicht durch Mischehe, sondern durch Konkubinat zustande. Je weniger roh eine Bantufrau sei, desto weniger werde sie geneigt sein, Konkubine des Weißen zu werden. Größter sei die Sorge um

„Assimilation“, um Nachahmung des Vantu durch den Europäer. Je zivilisierter aber der Vantu sei, desto weniger widerrwärtige und unnatürliche Züge werde der Europäer von ihm übernehmen.

IV.

Nachdem Selborne so die Ziele einer gesunden Eingeborenenpolitik gezeichnet hat, erörtert er im dritten Teil seiner Rede die Einrichtungen oder, wie er sagt, die Maschinerie, die solche Politik erfordere, und legt hier das Hauptgewicht auf den Regierungsapparat.

Gegenüber den Eingeborenen sei die Verantwortung der Regierung größer als auf allen anderen Gebieten der Verwaltung. Die Regierung müsse daher in ganz besonderem Maß der Anwalt der Eingeborenen sein. Dafür hätten die Eingeborenen selbst ein gewisses Gefühl; denn sie legten Mißstände in der Regel der Regierung zur Last. Die letztere könne auch ihre Verantwortung nicht auf andere Körperschaften abwälzen. Sie dürste auch kein Stück des Eingeborenenlebens unbeachtet lassen und müsse lernen, jedes Ding, das Eingeborene angeht, ebenso vom Standpunkt des Eingeborenen wie des Weißen zu betrachten.

Unter Regierung versteht Selborne hier aber nicht das Parlament. In überzeugenden Ausführungen zeigt er, wie ungeeignet zur Regierung von Eingeborenen parlamentarische Körperschaften Weißen seien. Sie vertreten naturgemäß nur die Interessen ihrer Rasse. Die Mehrzahl ihrer Mitglieder habe keine tiefgehende Kenntnis der Eingeborenen. Für ein direktes parlamentarisches Regiment fehle auch den Eingeborenen jedes Verständnis; mit seinen Schwankungen verwirre und beunruhige es nur. Der Eingeborene brauche eine bestimmte Persönlichkeit, zu der er aufschauen könne.

„Persönlichkeit, Konsequenz und Kontinuität sind die wesentlichen Bedingungen für eine weise und erfolgreiche Regierung eingeborener Stämme, und diese Bedingungen können unter einer unmittelbaren Parlamentsherrschaft nicht geschaffen werden.“

Selborne empfiehlt daher unter den in Südafrika gegebenen Verhältnissen als beste Regierungsform für die Eingeborenen ein „indirektes parlamentarisches Regiment“. Das Parlament solle bestimmte Personen mit der Verwaltung des Eingeborenentwesens beauftragen. Es möge sich die finanzielle Kontrolle insoweit vorbehalten, als direkt oder indirekt auch die Finanzen der Weißen

berührt werden, es möge die Gesetzgebung überwachen und eingreifen, wenn jene Beamten ihre Autorität mißbrauchen oder eine Politik verfolgen, die es mißbillige. Aber auf der anderen Seite sollen die Beamten eine gesicherte Stellung erhalten, um persönliche, dauerhafte Beziehungen zu den Eingeborenen anknüpfen, in alle Gebiete des Eingeborenentums eingreifen und auf die Eingeborenenpolitik des Parlamentes selbst einwirken zu können. Selborne empfiehlt hierzu die Einsetzung eines Eingeborenenamtes, dessen Glieder unmittelbar durch den Gouverneur zu berufen und in ihrer Tätigkeit ebenso unabhängig seien wie Richter. Diesen Beamten müsse möglichste Selbständigkeit eingeräumt werden, sowohl in den Maßnahmen wie in der Berufung von Unterbeamten, und das Parlament müsse bei Beschlüssen über Eingeborenenangelegenheiten das Eingeborenenamt zum Wort kommen lassen.

Schließlich fragt Selborne, ob und in welcher Weise dieser Organisation auf seiten der Regierung noch Vertretungen der Eingeborenen gegenüberzustellen seien. Den Anspruch, daß alle Farbigen Südafrikas gleiches Wahlrecht mit den Weißen erhalten sollen, lehnt er als absurd ab und hält den Freunden des Wahlrechtes der Eingeborenen vor, daß nichts ihre Sache mehr gefährde, als wenn das Wahlrecht in die Hand solcher falle, die offenbar zu seiner Ausübung noch nicht reif seien. Dagegen will er einzelne Farbige, die nachweislich zu einer den Europäern gleichwertigen Bildungsstufe aufgestiegen seien, nach dem Satz, von Cecil Rhodes: „Gleiches Recht für alle zivilisierten Menschen“ zum Parlamentswahlrecht der Weißen zulassen. Aber Besitz und Schulbildung seien noch nicht ausreichend sichere Maßstäbe für die Zivilisation. Zivilisiert sei ein Mensch von gewissen Lebensgewohnheiten und Anschauungen, nicht ein Mensch, der über Vermögen und Schulkenntnisse verfüge. Seit 550 Jahren gebe es in England ein Wahlrecht, aber erst seit 50 Jahren hätte auch die große Masse der Bevölkerung daran teil. So sei es doch töricht, für die Masse der Eingeborenen Südafrikas das gleiche Recht schon nach so kurzer Berührung mit der Zivilisation zu fordern. Für die Ausübung des Wahlrechtes müsse der Eingeborene Südafrikas auf demselben Wege stufenweise erzogen werden. Selborne schlägt vor, Mitgliedern des obersten Gerichtshofes die Befugnis zu geben, Eingeborene, die den Nachweis führen, daß sie nach ihrer gesamten

Gesittung und Lebensführung zivilisierte Menschen seien, in die Wählerlisten einzutragen. In der dritten Generation solle bei dauernd gesitteter und monogamer Lebensführung dies Wahlrecht erblich werden.

Daneben aber wünscht Selborne besondere Vertretung auch für die nichtwahlberechtigten Eingeborenen. Der Leiter des Eingeborenenamtes solle nämlich das Recht erhalten, Versammlungen von solchen Eingeborenen, sogenannte „Eingeborenenräte“, von Zeit zu Zeit zusammenzurufen, und zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Diese Versammlungen sollen nicht die Befugnis haben, Beschlüsse zu fassen, sie sollen aber dazu dienen, daß alle Gruppen von Eingeborenen Gelegenheit erhalten, sich auszusprechen und Wünsche zu äußern.

Zum Schluß bespricht Selborne noch die Mischlingsfrage! Es müsse das Bestreben der weißen Bevölkerung sein, die Mischlinge auf ihre Seite zu ziehen und sie nicht dadurch aus ihrer natürlichen Sympathie und Anhänglichkeit an die Weißen in die Gesellschaft der Schwarzen zurückzudrängen, daß man sie zu den Eingeborenen rechne. Letzteres sei ungerecht. Es sei eine weise und gerechte Politik, den Mischlingen den Vorteil ihres weißen Blutes zugute zu halten, den Nachdruck nicht auf das schwarze, sondern auf das weiße Blut in ihnen zu legen, und die Unterscheidung zwischen ihnen und den Weißen zur Ausnahme und nicht zur Regel zu machen. So solle ihnen auch unter den gleichen Bedingungen wie den Weißen das Wahlrecht gegeben werden. Jedoch müßten sie sich derselben Prüfung unterziehen, die er für die Farbigen fordert. Dagegen solle das Wahlrecht des Mischlings schon im ersten Gliede erblich sein, es sei denn, daß er die Torheit begehe, eine ungebildete eingeborene Frau zu heiraten.

Soweit die Missionspresse bisher von dieser bedeutenden Rede Notiz genommen, hat sie vornehmlich die grundsätzlichen Äußerungen über das Verhältnis der Rassen zueinander und die anerkennenden Urteile über die Missionsarbeit hervorgehoben, dagegen den praktisch-politischen Vorschlägen des dritten Teils geringere Beachtung geschenkt. Aber gerade sie verdienen ernsteste Erwägung. Besonnene Urteile zur Rassenfrage und verständige Wertungen der Mission sind gottlob in den letzten Jahren häufiger als früher zu hören. Aber an praktischen, wegweisenden Vorschlägen über die

Gestaltung des Zusammenlebens von Schwarz und Weiß bietet die Literatur herzlich wenig. In Lord Selborne hat nicht ein Theoretiker vom grünen Tisch, sondern ein erfahrener, weitschauender Staatsmann das Wort ergriffen. Inzwischen ist das große Werk der Einigung der südafrikanischen Staaten geglückt. Sie umfaßt aber nur Kapland, Natal, Transvaal und Oranje. Selborne hatte durchaus verhindern wollen, daß Rhodesia und die Protektorate Betschuana-, Bassuto- und Swasiland auch unter die Herrschaft des nur von Weißen gebildeten, wenig eingeborenen-freundlichen Einheitsparlamentes kämen, das gewiß alsbald ihre Selbständigkeit zerstört hätte. Hierin hat er seinen Willen durchgesetzt. Überhaupt erkennt die südafrikanische Presse aller Parteien ihm das erste Verdienst an dem Gelingen des Einigungswerkes zu. Man begegnet nicht selten dem Urteil, daß er durch seinen Einfluß auf Briten und Buren, auf Weiße und Farbige, wieder gut gemacht habe, was das Milnersche Regiment verdorben habe, ja, daß er „Südafrika für England gerettet“ habe. Es ist daher bereits auf verschiedenen Seiten der Wunsch öffentlich ausgesprochen worden, daß Selborne der erste Gouverneur der Vereinigten Staaten von Südafrika werden möchte. Der Christian Express geht sogar so weit, zu erklären, daß die Ernennung irgend einer anderen Persönlichkeit von ganz Südafrika mit großem Kummer aufgenommen werden würde.

Unterdes hat am 19. August das Unterhaus in London der Union of South Africa Bill endgiltig zugestimmt, obschon sie die Bestimmung enthält, daß in dem südafrikanischen Einheitsparlament nur Personen europäischer Abstammung sitzen dürfen. Die überwiegende Mehrheit des Hauses hätte diese Bestimmung gern zu Fall gebracht. Kein Redner verschwieg seine Unzufriedenheit mit ihr. Aber die Vertreter Südafrikas unter der Führung von Botha hatten mit aller Bestimmtheit erklärt, daß sie die Einigungsverhandlungen als endgiltig gescheitert ansähen, wenn an dieser Bestimmung irgend etwas geändert werde. Das Unterhaus stand also nur vor der Wahl, die Bestimmung passieren oder das Einigungswerk scheitern zu lassen. Doch sprach der Premierminister nicht nur im Namen der Regierung, sondern des ganzen Hauses sein Bedauern über diese Bestimmung aus und seine ernstliche Hoffnung, daß Südafrika mit der Zeit seine exklusive Haltung in der Rassenfrage modifizieren werde.

Selbornes Gedanke des Wahlrechts nachweislich zivilisierter Eingeborener ist für das südafrikanische Einheitsparlament nicht zur Verwirklichung gelangt. Wer die Verhältnisse kannte, konnte es auch nicht erwarten; Selborne selbst hat schwerlich gehofft, mit so schnellen Schritten dieses Ziel zu erreichen. Doch ist auch für die Zukunft die Durchführung

feines Gedankens erheblich dadurch erschwert, daß der Ausschluß einen Bestandteil des Grundgesetzes der südafrikanischen Staaten bildet, so daß die Beseitigung nur durch Verfassungsänderung erfolgen könnte. Die Rechtsverhältnisse in den Einzelstaaten bleiben zunächst unverändert, die Farbigen in der Kapkolonie sollen ihr Wahlrecht behalten; doch darf eine Zweidrittelmehrheit des Bundesparlaments auch dieses Recht aufheben. Es handelt sich fortan um die Frage, ob es dem Einfluß der Nordstaaten gelingen wird, das Wahlrecht der Farbigen am Kap zu beseitigen. Die Kämpfe um die Rechtslage der Eingeborenen, die Selborne gern gemildert hätte, werden also auch die nächsten Jahre noch erfüllen, und die Haltung der englischen Presse, die über den Beschluß vom 19. August erregt ist, ihn als Bruch heiligster Traditionen bezeichnet und seine beharrliche Bekämpfung ankündigt, muß die Farbigen in ihren Ansprüchen bestärken.

Wie sollen sich die Missionen hierzu stellen? Sollen sie die Verteidigung des Wahlrechtes der Farbigen im Kaplande oder gar die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes auch für die anderen Staaten unterstützen? Von einem Teil der Missionen geschieht dies. Aber wer die Wirkung des Wahlrechtes im Kaplande für die Eingeborenen selbst vorurteilslos prüft, wird schwerlich zu der Überzeugung gelangen, daß es den Eingeborenen Segen gebracht habe. Während der Wahlkämpfe wurden sie von den weißen Bewerbern umschmeichelt und durch allerlei Versprechungen gefördert; nach der Wahl ist von Erfüllung nichts zu sehen. Den Versuchen der Farbigen, die Wahlversammlungen der Weißen nachzuäffen, haftet der Fluch der Lächerlichkeit an. Ein Nutzen der Beteiligung an dem politischen Treiben läßt sich nicht erkennen, wohl aber dienen gerade die Wahlzeiten dazu, die Eingeborenen düsterhaft und unzufrieden zu machen.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß Versuche, Schwarz und Weiß irgendwo gleichberechtigt zusammenzuschließen, beiden Teilen den Gegensatz der Stimmungen und Interessen scharf zum Bewußtsein bringt.¹⁾ Daher wird in der Literatur über die Eingeborenenfrage, auch in der Presse, als sicherster Weg zur Herstellung eines erträglichen Verhältnisses der Rassen ihre möglichste Trennung nicht selten empfohlen.

Auch die politischen Vorschläge Selbornes beruhen auf dem Gedanken der Trennung der Rassen, soweit der Schwarze noch nicht

1) So protestieren zurzeit die Weißen in Deutsch-Ostafrika, unterstützt von der Kolonialpresse, dagegen, daß in kommunalen Vertretungen Schwarz und Weiß zusammen tagen sollen.

zur Gefittung des Weißen aufgestiegen ist. Er gönnt den Eingeborenen politische Vertretungen. Diese aber sollen für die Masse nicht nur ohne jeden Zusammenhang mit den Parlamenten der Weißen sein, sondern auch nicht ihnen nachgebildet werden, erst recht nicht politische Gegengewichte bilden. Die eigentliche Aufgabe, die Rechte und Interessen der Farbigen gegenüber den weißen Körperschaften zu bewahren, will er den Farbigen selbst entziehen und der Regierung zuweisen. Damit wäre allerdings eine Quelle beständiger Erregungen für die Farbigen verschüttet. Wenn er dann die Leitung der Eingeborenenangelegenheiten einem vom Parlamente fast unabhängigen Amte mit Beamten von richterlicher Selbständigkeit übertragen will, so verfolgt er wohl nicht nur den Zweck, den er ausspricht, nämlich die Befreiung der Eingeborenenpolitik von den Schwankungen, die sich aus dem jähen Wechsel der Parlamentsmehrheiten ergeben, sondern er will wohl überhaupt möglichst wenig über Eingeborenenrechte in den Parlamenten diskutiert sehen, weil solche Verhandlungen mit ihrer leidenschaftlichen Sprache auf beide Rassen nur erregend wirken können. Die Eingeborenenvertretungen sind von ihm auch aus guten Gründen nicht im Sinne einer einheitlichen Körperschaft für das ganze britische Südafrika, auch nicht im Sinne je einer Körperschaft für jeden Staat gedacht. Vielmehr sollen die Bezirke recht klein sein und nicht mit den vorhandenen politischen Bezirken sich decken, sondern durch die Grenzen der Stämme, Häuptlingschaften, Dialekte usw. bestimmt werden. Dahinter steht wohl der Gedanke, daß größere Zusammenfassungen von Farbigen dazu führen, die Stammesdifferenzen zu überbrücken, die der europäischen Macht das Regiment so wesentlich erleichtern.

Beachtenswert ist auch, daß Selborne, ganz im Sinne der Booker Washingtonschen Negerpädagogik, die Gewinnung von Rechten seitens der Farbigen durchweg an den Nachweis von Leistungen bindet.

Nach allem Vorangegangenen, besonders nach den scharfen Urteilen über die Inferiorität der Negerrasse überrascht, was Selborne am Schluß über die Mischlinge sagt. Daß er mit solchem Freimut auch diese überaus wichtige, die Weißen am empfindlichsten berührende Frage angegriffen hat, ist wertvoll. Aber kommt seine Antwort nicht zu weit entgegen? Die Gefahr des jetzigen Zustandes

läßt sich zwar nicht verkennen. Schon numerisch nicht. Mit der beständigen Hinzurechnung der Mischlinge zur farbigen Bevölkerung wächst die letzte unaufhaltsam über die weiße hinaus; und werden nicht, wenn dauernd die Mischlinge von den Weißen zurückgestoßen werden, aus ihnen die Führer der Schwarzen gegen die Weißen erwachsen? Aber ist nicht andererseits mit der Forderung, daß die Unterscheidung zwischen Mischlingen und Weißen nur Ausnahme sein soll, zu viel gefordert? Ich glaube nicht, daß sie den Erfahrungen der meisten Missionare mit der Mischlingsbevölkerung entspricht. Muß es nicht die unselige Bevölkerungsmischung noch befördern, wenn die Mischlinge in der Regel zu den Weißen gerechnet werden und Zugang zu den politischen Rechten derselben erlangen? Droht nicht aus der Zurechnung zahlreicher Mischlinge zu den Weißen die Verkäuflichkeit der letzteren? Würden die Weißen nicht auch den rechtlich gleichgestellten Mischlingen die gesellschaftliche Gleichberechtigung schroff und hartnäckig verweigern, und müßte nicht solcher gesellschaftliche Bohfott fast noch verletzender wirken als die jetzige Rechtsminderung, so daß auch hier infolge des Versuchs, die natürlichen Schranken zwischen Schwarz und Weiß niederzureißen, sie nur um so schärfer sich fühlbar machen? Gerade bei der Mischlingsfrage tritt schmerzlich zutage, in welchem Grade das Problem des Miteinanderlebens von Schwarzen und Weißen durch die Schuld der Weißen belastet ist.

Selbornes Urteil über die Rechte der Eingeborenen und seine Vorschläge über ihre politischen Rechte entsprechen nicht den aus Europa importierten Theorien mancher philanthropischer Phantasten. Aber auch besonnene Missionskreise haben Bedenken geäußert, ob wirklich weiße Beamte gegenüber den Stimmungen der weißen Bevölkerung und der Macht des Parlaments unabhängig genug sein würden, um nicht die Vertretung der Eingeborenen zu „lebenswürdiger Unwirksamkeit“ herabsinken zu lassen. Die Frage der Eingeborenenrechte in dem künftigen Einheitsstaat ist denn auch auf der dritten allgemeinen Missionskonferenz in Bloemfontein zur Sprache gekommen. Es ist aber beachtenswert, daß bei aller Sympathie für die Rechte der Farbigen die einstimmig angenommene Resolution nicht auf rechtliche Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen, auch nicht auf Zulassung der Farbigen zum Wahlrecht der Weißen abzielt, sondern nur im allge-

meinen eine angemessene Vertretung der Eingeborenen fordert. Sie lautet:

„Die Konferenz gestattet sich, den Premierministern der südafrikanischen Regierungen, dem High Commissioner und dem Staatssekretär der Kolonien ihre große Befriedigung und Dankbarkeit gegen Gott auszudrücken, daß die Verhandlungen, welche soeben in Südafrika gepflogen sind, mit so gutem Erfolg das die beiden europäischen Volksgruppen trennende Vorurteil niedergebrochen und dauernden Frieden gebracht haben. Ferner richtet die Konferenz als Vertreterin derjenigen, die in besonderem Maß an der Wohlfahrt der Farbigen interessiert sind, an die Männer, welche jetzt die Verfassung umzugestalten haben, die ehrerbietige und dringende Bitte, daß eine allgemeine Vorsorge für Eingeborenenvvertretung getroffen werde mit Bezug auf diejenigen Gegenstände, welche im besonderen Maß deren Wohlfahrt berühren.“

Dieser maßvollen Forderung würde die Verwirklichung der Selborneschen Vorschläge entsprechen. Wer eine gesunde, der geistigen und sittlichen Reife der Eingeborenen entsprechende Gestaltung anstrebt und nicht außer acht läßt, daß eine heilsame Zukunft der schwarzen Rasse in Südafrika ohne einen Ausgleich der Interessen beider Rassen nicht denkbar ist, der kann nur wünschen, daß auf die künftige Gestaltung der Verhältnisse in Britisch-Südafrika die Selborneschen Grundsätze nachhaltig und kräftig einwirken möchten. Wir aber werden uns auf das Urteil dieses erfahrenen Staatsmannes auch gern berufen, wenn es sich um die gleichen Fragen in den deutschen Schutzgebieten handelt, denn auch hier gilt das schöne Wort, mit dem Selborne schließt: „Jeder, der in Südafrika lebt, ist in seiner Ehre verpflichtet, soviel er vermag, seinen Beitrag zur Lösung der Eingeborenensfrage zu liefern.“



Die Neuendettelsauer Mission in Kaiser-Wilhelmsland.

Von Pastor D. Paul. (Schluß).

Anfänge einer christlichen Literatur.

Als Flierl nach Kaiser-Wilhelmsland kam und sich nach Vorarbeiten für das Sprachstudium umsah, erhielt er von den Beamten der Kompanie ein Verzeichnis mit etwa 100 Nabin-Wörtern. Das war alles. Der größere Teil dieser Sammlung

erwies sich obendrein als unbrauchbar. Die Missionare mußten also auch hier die ganze Pionierarbeit tun, um den Urwald der in Betracht kommenden Sprachen zu lichten. Ein herber Verlust traf die Mission mit dem 1906 in Adelaide erfolgten Tode von Konrad Better, der als der beste Kenner des Yabim galt. Er hat die ersten Übersetzungen und den Druck von Fibel, Katechismus, Liederbuch und Biblischen Geschichten besorgt. Die Zeitschrift für ozeanische und afrikanische Sprachen brachte auch Beiträge von ihm. Zuletzt beschäftigte er sich mit der Übersetzung des Lukas-Evangeliums und der Apostelgeschichte. Da er sie nicht ganz vollenden konnte, schloß sein Mitarbeiter Missionar Zahn die Arbeit ab. Das Lukas-Evangelium ist als erstes biblisches Buch gedruckt. Neuerdings hat Bamler sich an die literarische Arbeit gemacht und eine neue vergrößerte Fibel herausgegeben. In der Kai-Sprache liegen Erstlingsarbeiten von Flierl und Keshner vor. Gedruckt ist aber bisher nur eine Fibel und ein Bändchen Biblische Geschichten. Ein Evangelium und die Genesis sind als Manuskript vorhanden.

Das Bedürfnis nach vermehrter Literatur wird stark empfunden. Nach den ersten tastenden Versuchen hat man aber erst die volle Schwierigkeit ihrer Beschaffung erkannt. Hinsichtlich der Schreibweise gehen die Ansichten der Missionare auseinander. Die einen hören harte und weiche Lippen-, Zahn- und Gaumenlaute, andere nur weiche. So ist man z. B. unsicher geworden, ob das Yabim-Wort für „Evangelium“ Miti, wie bisher, oder Midi zu schreiben ist. Auch bei anderen in den Berichten häufig vorkommenden Namen variiert die Schreibweise. Es ist niemand vorhanden, der sich auf die Lösung der Schwierigkeiten versteht. Das wird die Arbeit zunächst aufhalten, wenigstens die Drucklegung der Übersetzungen.



Das „Deutsche Institut für ärztliche Mission“ in englischer Beleuchtung.

Von Oberlehrer J. Kammerer.

Es ist für den deutschen Missionsfreund von hohem Interesse, Zeuge sein zu dürfen der warmen Teilnahme, mit welcher die eng-

lischen Brüder unsere missionsärztlichen Bestrebungen verfolgen. Die Nachricht von der beabsichtigten Gründung einer Bildungsanstalt für angehende Missionsärzte, dem „Deutschen Institut für ärztliche Mission“, in Tübingen, hat „drüben“ Gefühle der herzlichsten Sympathie wachgerufen, die in zahlreichen schriftlichen und mündlichen Kundgebungen ihren Ausdruck gefunden haben. Die Leiter der beiden Anstalten, denen wir die erste Anregung zu unserem Vorgehen verdanken, dem Livingstone Memorial in Edinburgh und dem Livingstone College in London, sind uns überdies von Anfang an in zukommendster Weise mit ihrem erprobten Rat zur Seite gestanden und haben unserer Sache jede nur mögliche Förderung angedeihen lassen.

Nun das Institut fertig dasteht und seiner Einweihung harret, beschäftigt sich auch die englische Missionspresse eingehender damit. Sehr bezeichnend für die Gefühle, die sie zum Ausdruck bringt, ist ein Artikel der Julinummer der „Medical Missions at Home and abroad“, dem Organ der „Londoner Medical Missionary Association“. Ihm sei das Folgende auszugsweise entnommen:

„Es ist uns eine aufrichtige Freude,“ so beginnt der Verfasser, „unsern Lesern ein Bild des ersten deutschen Instituts für ärztliche Mission vorzuführen. Dieses Institut ist in Tübingen, der schwäbischen Universitätsstadt, entstanden und ist eine würdige Frucht des Eifers und der Energie deutscher und schweizerischer Missionsfreunde, die die Wichtigkeit einer solchen Anstalt im eigenen Lande eingesehen haben.“

England und Amerika sind sich ja seit etwa fünfzig Jahren der Wichtigkeit der ärztlichen Mission unter Heiden, Mohammedanern und Juden ziemlich bewußt, und jetzt stehen 850 voll ausgebildete männliche und weibliche Missionsärzte englischer Zunge draußen. Allerdings hat sich die große Mehrzahl derselben den Missionsgesellschaften direkt angeboten, ohne zuvor in Verbindung mit einem missionsärztlichen Institut gestanden zu sein. Trotzdem ist es eine unbestreitbare Tatsache, daß in Gottes Hand die Anstalten des Edinburgher Vereins für ärztliche Mission, sodann diejenige des Londoner Vereins, späterhin das missionsärztliche Institut von Dr. Dowson in Newyork, die Werkzeuge gewesen sind zur Erweckung und Vertiefung des Interesses für ärztliche Mission in England und Amerika.

Unsere Brüder in Deutschland und der Schweiz haben diese Tatsache erkannt, und seit Jahren haben sie über die Mittel und Wege nachgedacht, durch die auch in ihrer Mitte ein solches Interesse wachgerufen werden könnte. Mit nur 18 Ärzten im Dienste ihrer Missionsgesellschaften, haben sie lebhaft das Bedürfnis nach einer missionsärztlichen Bildungsanstalt gefühlt, durch welche auch die Aufmerksamkeit

der Kirche mehr als bisher auf die ärztliche Mission gelenkt werden könnte.

Im November 1906 wurde durch eine Anzahl von Vertretern der deutschen und schweizerischen Missionsgesellschaften die Gründung eines „Deutschen Instituts für ärztliche Mission“ beschlossen. Der Plan fand die Unterstützung zahlreicher Missionsfreunde in Nord- und Süddeutschland. Sehr wertvoll und dankenswert war die Stellung, die der deutsche Kolonialsekretär, Erzellenz v. Dernburg, zu ihm einnahm. Von einer Reise nach Ostafrika zurückgekehrt, empfahl er den deutschen Missionsgesellschaften eine größere Betonung der ärztlichen Mission. Er wies darauf hin, daß die deutschen Regierungsärzte für die Bedürfnisse der Kolonien bei weitem nicht ausreichten, und daß die ärztliche Mission nicht nur für die Eingeborenen, sondern auch für die zerstreuten Kolonisten ein großer Segen sein würde.“

Der Artikel führt dann im weiteren aus, worin die Bedeutung missionsärztlicher Institute bestehe und wie die Missionsgesellschaften dazu geführt worden seien, solche zu gründen. Dann fährt er fort:

„Der erste Vorteil, der ihnen daraus erwuchs, war die Sichtbarmachung des den Instituten zugrunde liegenden Gedankens, wodurch die Leute dazu geführt wurden, über die ärztliche Mission zu sprechen und sich für sie zu interessieren. Hier in England ist dieser Erfolg erreicht worden, und wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß das Tüfingier Institut in Deutschland denselben Dienst leisten wird. Der zweite Vorteil betraf die zukünftigen Missionsärzte. Man fühlte, daß der Umgang und die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten in ihnen den Missionsgedanken stärken und sie ihres Berufes um so sicherer machen würde; daß ferner die Möglichkeit der Ausübung evangelistischer Tätigkeit, wie sie ja in Edinburg durch Teilnahme der Studenten an den verschiedenen Zweigen der Arbeit der Inneren Mission reichlich vorhanden ist, ihr geistliches Leben vertiefen, daß das Bibelstudium unter der Leitung des Direktors die Erkenntnis der christlichen Wahrheit erweitern und daß das Zusammenleben mit Angehörigen der verschiedensten evangelischen Religionsgemeinschaften die Zöglinge im guten Sinne des Wortes weitherziger machen würde. Der dritte Vorteil betrifft die ganze Studentenschaft der medizinischen Fakultät. Es ist ja nicht leicht, die rechten Studenten zu finden, aus denen Missionsärzte gebildet werden können, wie wir sie wünschen müssen. Wenn ihr Leben nicht eine Verherrlichung Gottes ist durch Fleiß und Treue in der Arbeit, durch Güte und Hilfsbereitschaft im Verkehr mit ihren Kommilitonen und durch das fröhliche Zeugnis für Christum, so oft dies notwendig erscheint, so fehlt es irgendwo. Aber Leute, die diese Kennzeichen eines Jüngers Jesu an sich tragen, sind nicht nur ein Segen für ihre Mitstudenten, deren Aufmerksamkeit so auf die ärztliche Mission hingelenkt wird und auf die Ansprüche, die diese auch an sie stellt, sondern auch für andere Studenten, die viel-

leicht, ohne sich dessen recht bewußt zu werden, noch nach höheren Idealen suchen.

Diese Vorteile der missionsärztlichen Institute neben andern — wir nennen nur noch die Ersparnisse der Studenten in bezug auf Kost und Wohnung — überwogen bei weitem die von manchen Seiten gefürchtete Einschränkung der studentischen Freiheit und die Einbuße an der Bildung eines selbständigen Charakters, die dem „Konviktleben“ anhaften sollten. Wenigstens haben die Männer, die aus den Edinburger und Londoner Anstalten hervorgegangen sind, den Beweis geliefert, daß sie auf der Höhe der von ihnen erwarteten geistigen und fachmännischen Ausbildung standen . . .“

Es folgt nun eine kurze Darlegung der Einrichtungen, Aufgaben und Ziele des Tübinger Instituts, wobei namentlich darauf hingewiesen wird, daß es der medizinischen Ausbildung der Missionare zu dienen habe. Erwähnt wird ferner das eben im Bau begriffene Schwesternheim und das für die Zukunft geplante Tropenspital. Auch der Bestellung des ersten Direktors, Dr. med. M. Fiebig, wird gedacht sowie der finanziellen Lage des ganzen Unternehmens — Dinge, die ja den Lesern deutscher Missionsblätter längst bekannt und geläufig sind.

Den Schluß des Artikels bildet ein herzlicher Glückwunsch, gerichtet an die deutschen Freunde, die das große Werk so gründlich vorbereitet und auf eine solch' breite Grundlage gestellt haben, und er klingt aus in die Worte: „Möge der Segen Gottes ruhen auf diesem neuesten und schönsten missionsärztlichen Institut!“



Missionsrundschau.

Südafrika.

Von P. Friedrich Raeder.

2. Kapkolonie.

Nach den Ergebnissen des Zensus von 1904 zählte man in der Kapkolonie (einschließlich Ost- und West-Griqualand, Tembuland, Pondoland, Transkei, Britisch-Betschuanaland und Walfischbai) 579 741 Weiße und 1 830 063 Farbige (darunter 405 276 Mischlinge). Die Zahl der Weißen verhält sich somit zu der der farbigen Bevölkerung wie 1:3,2, und in der eigentlichen Kapkolonie ist das Verhältnis gar wie 1:1,7. Darum konnte auch England, unbeschadet der Interessen der weißen Bevölkerung, dieser Kolonie eine Verfassung geben, welche den Far-

bigen die gleichen politischen Rechte einräumte wie den Weißen. Bis jetzt hatte dort jeder Farbige, der einen bestimmten Bildungsgrad und Vermögensbesitz aufweisen konnte, nicht nur die Möglichkeit, das aktive politische Wahlrecht auszuüben, sondern auch — was freilich in der Tat noch nicht vorgekommen ist — unter den gleichen Bedingungen wie ein Weißer in das Kap-Parlament gewählt zu werden, während in Transvaal und der Oranjesfluß-Kolonie die Farbigen kein Wahlrecht besitzen, und in Natal das aktive Wahlrecht bloß einzelnen Eingeborenen vom Gouverneur verliehen werden kann und nur in seltenen Ausnahmefällen wirklich verliehen wird. Neuerdings scheint es aber, daß die Eingeborenen der Kapkolonie ihr passives Wahlrecht wieder einbüßen sollen im Interesse der geplanten Einigung Britisch-Südafrikas. Der am 9. Februar d. J. veröffentlichte Verfassungsentwurf für den künftigen Südafrikanischen Staatenbund beläßt zwar den Farbigen in der Kapkolonie ihr bisheriges aktives Wahlrecht, macht aber die Wählbarkeit in das südafrikanische Bundesparlament von europäischer Abstammung abhängig. Darüber herrscht in der Eingeborenenpresse große Erregung. „Ilanga lase Natal“ fordert für die zivilisierten Eingeborenen dieselben Rechte wie für andere zivilisierte Leute und „Izwi“ gibt die Forderung aus: „Gleiche Rechte für alle südlich vom Sambesi“ und fordert die Bantustämme auf, sich zusammenzuschließen „zu gemeinsamem Handeln, zu gegenseitigem Schutz“, um einen Fortschritt in der Verfassung herbeizuführen (vgl. die afrikanischen Preßstimmen im Chr. Express 1909, 44 f. 68, aber auch des letzteren eigene Stellungnahme in demselben Sinne 1909, 34 ff. 107. 108 ff.). Die Farbigen erhoffen noch immer von der demnächst zu erwartenden Entscheidung des Englischen Parlaments einige Änderungen des Verfassungsentwurfs zu ihren Gunsten, während die meisten Weißen mit banger Sorge dieser Entscheidung entgegensehen. In der Tat dürfte es mindestens verfrüht sein, die farbige Bevölkerung Südafrikas den Weißen in politischer Beziehung völlig gleichzustellen. Und selbst wenn die Weißen gegenwärtig dank ihrer intellektuellen und moralischen Überlegenheit von der politischen Konkurrenz der Schwarzen wenig zu befürchten haben dürften, so könnte doch die politische Gleichstellung „Aller südlich vom Sambesi“ für die Zukunft der weißen Rasse in Südafrika leicht verhängnisvoll werden. Denn in ganz Britisch-Südafrika ist das Verhältnis der Weißen zu den Farbigen immerhin wie 1:4, in Natal mit Zululand aber wie 1:10,4! Doch dürfte sich wohl ein Mittelweg finden lassen zwischen völliger politischer Gleichberechtigung, wie die Eingeborenen sie fordern, und völliger politischer Rechtlosigkeit, zu der sie der Verfassungsentwurf in seiner jetzigen Gestalt verurteilt. Wie aber immer die Entscheidung der Wahlrechtsfrage ausfallen wird, so ist doch bedauerlich, daß das südafrikanische Einigungswerk die Kluft zwischen Weiß und Farbig noch mehr erweitert hat. Der politische Athiopismus, der in der Kapkolonie besonders rührig ist, wird es sicherlich nicht unterlassen, daraus Kapital

zu schlagen.¹⁾ Was die Stellung der Kapregierung zur Mission betrifft, so scheint das neuerdings aus Kuder gekommene Burenministerium den Bestrebungen der Mission wohlwollendes Verständnis entgegenzubringen, was auch im Hinblick auf die noch immer schwebende Grantstationsfrage besonders erfreulich ist.

Der Religion nach bekannten sich von den 1 830 063 Farbigen der Kolonie 786 725, also rund 43 Prozent, zum Christentum. Nur die Dranjesfluß-Kolonie weist einen noch höheren Prozentsatz von eingeborenen Christen auf. In der eigentlichen Kapkolonie ist der Christianisierungsprozeß am weitesten fortgeschritten: besonders der westliche Teil ist im wesentlichen ein christliches Land. Im Gebiet der anglikanischen Diözese Capetown, welche die größere Hälfte der alten Kapkolonie umfaßt, sind von 296 522 Eingeborenen nur 24 548 Heiden, daneben 18 595 Mohammedaner (The Churchman's Miss. Atlas, London 1907, S. 33). Unter den farbigen Christen der gesamten Kolonie wurden 1904 gezählt: 254 332 Methodisten, 154 881 Anglikaner, 107 216 Kongregationalisten, 102 913 Angehörige der holländisch-reformierten Kirche, 67 192 Lutheraner, 62 303 Presbyterianer, 4165 Baptisten, 8589 Katholiken und 25 234 sonstige Christen. Nach der Zahl der weißen Anhänger nimmt dagegen die holländisch-reformierte Kirche (mit 302 783 Seelen) die erste Stelle ein, wogegen die Anglikaner nur 126 552, die Methodisten 36 032 Anhänger zählen.

Bei einer Vergleichung der Ergebnisse des Zensus von 1904 mit denen des vorhergehenden vom Jahre 1891 (der 1901 fällige Zensus hat wegen des Krieges erst 1904 stattfinden können) fällt das ungewöhnlich starke Wachstum der Zahl der Christen in der Kapkolonie auf. Während 1891 rund 392 000 farbige Christen gezählt wurden, betrug ihre Zahl nach 13 Jahren mehr als das Doppelte. Dabei ist allerdings in Betracht zu ziehen, daß die Gesamtbevölkerung der Kapkolonie sich in diesem Zeitraum um fast 58 Prozent vermehrt hat: von (1891) 1 527 224 (376 987 Weiße und 1 150 237 Farbige) auf (1904) 2 409 804 (579 741 Weiße und 1 830 063 Farbige). Und diese Vermehrung der Gesamtbevölkerung hängt nicht bloß mit der inzwischen erfolgten Einverleibung des Pondolandes (1894) und der Kronkolonie Britisch-Betschuanaland (1895) in die Kapkolonie zusammen (beide letztere Gebiete zählten 1904 zusammen nur 287 229 Einwohner, und zwar 10 481 Weiße und 276 748 Farbige), sondern auch auf dem vom Zensus 1891 umfaßten Areal ist in diesen 13 Jahren die Gesamtbevölkerung um etwa 39 Prozent gestiegen: von 1 527 224 (376 987 Weiße und 1 150 237 Farbige) auf 2 122 982 (569 441 Weiße und 1 563 541 Farbige) — ein Bevölkerungs-

1) Die Einigung von Britisch-Südafrika ist inzwischen vollendete Tatsache geworden. Und zwar haben sich die Hoffnungen der Farbigen, Vertreter ihrer eigenen Rasse im gemeinsamen südafrikanischen Parlament sehen zu dürfen, nicht erfüllt. Der Verfassungsentwurf ist vom englischen Parlament in unveränderter Gestalt angenommen worden.

zuwachs, der zum Teil in der durch die lange Friedenszeit begünstigten natürlichen Vermehrung, zum Teil in der ziemlich starken Einwanderung aus anderen Teilen Afrikas seinen Grund hat. Die auch im Verhältnis zum Wachstum der Gesamtbevölkerung so bedeutende Zunahme der Christenzahl in der Kapkolonie ist in jedem Fall ein Beweis dafür, daß die Mission hier teilweise bereits aus dem Stadium der Einzelbekehrung in das der Volkschristianisierung getreten ist. Die Farbigen, die sich bei dem letzten Zensus als „Christen“ der einen oder anderen Kirchengemeinschaft angegeben haben, sind wohl längst nicht alle getaufte Glieder dieser Gemeinschaften, aber auch die Nichtgetauften stehen jedenfalls in einem mehr oder weniger losen Zusammenhang mit dem Christentum. Daß bei dieser mehr oder weniger äußerlichen „Christianisierung“ der Massen auch der Äthiopismus nicht unwesentlich beteiligt ist, scheint mir sicher. Weisen doch gerade diejenigen Denominationen, welche starke äthiopische Zweigkirchen besitzen, die methodistische und anglikanische, den bei weitem größten Zuwachs auf. Die Zahl der farbigen Christen hat sich in dem Zeitraume zwischen den beiden Volkszählungen bei den Methodisten um ganze 209 Prozent vermehrt, bei den Anglikanern um 123 Prozent, bei den Kongregationalisten dagegen nur um 70 und bei den Holländisch-Reformierten um 32 Prozent. Die Lage Praxis der Äthiopier macht das leicht erklärlich. Aber auch schon die ziemlich oberflächlich missionierende englische Wesleyan Methodist Church of South Africa hat nach ihren Jahresberichten in dem Jahrzehnt 1891—1901 in der Kapkolonie (ohne den Kimberley-Distrikt, dessen Zahlen die Gemeinden der Oranjestr.-Kolonie mit einschließen) einen Zuwachs an farbigen „adherents“ von 80 Prozent erfahren, während die Zahl der vollen Kirchenglieder in demselben Zeitraum um 65 Prozent gestiegen ist. Daß dieses starke numerische Wachstum der Christen in der Kapkolonie keineswegs einen Reingewinn der Mission bedeutet, dürfte keinem Zweifel unterliegen.

Im Klein-Namalande arbeitet neben Wesleyanern und Römischen die Rheinische Mission auf 3 Stationen mit 3642 Gemeindegliedern. Dazu kommen noch 8 weitere Stationen im südwestlichen Teil der Kapkolonie, unter welchen Worcester und Stellenbosch die höchste Christenzahl aufweisen. Insgesamt zählen die Barmer in der Kapkolonie 19 830 Christen. Es gibt noch eine Anzahl Heiden im Bereich der Stationen, und jedes Jahr werden einige Hundert getauft (1908: 235, darunter auch einige Mohammedaner), aber der Schwerpunkt der Arbeit liegt, wie in den meisten Missionen im Westen der Kapkolonie, in der Gemeindepflege. Der Kampf mit der Trunksucht und Unzucht macht den Missionaren viel zu schaffen, auch regt sich vielfach ein Geist der Widerseßlichkeit gegen die Autorität des weißen Mannes in den Gemeinden. In der Kriegszeit sind sogar einige Missionare von ihren eigenen Gemeindegliedern bei der Regierung verleumderisch denunziert worden. In Saron und Stellenbosch haben die Äthiopier

Zwiefracht und Spaltungen hervorgerufen, die aber inzwischen beseitigt sind. Die Gemeindegarbeit wird auch dadurch erschwert, daß an vielen Orten Gemeinden verschiedener Gesellschaften und Kirchengemeinschaften, die in ihren Anforderungen an die Christen, in der Kirchenzuchtübung und dergleichen, vielfach voneinander abweichen, nebeneinander bestehen. Der Zusammenschluß gleichgesinnter Missionen und mindestens gegenseitige Rücksichtnahme erscheinen da dringend geboten. Erfreulich ist die Opferwilligkeit der Gemeinden trotz der wirtschaftlichen Depression und Teuerung (Jahresb. 1901, 9 f. 12 f.; 1904, 12; 1905, 7. 9. 10; 1907, 13; 1908, 10. 14. Ber. d. Rh. M.-G. 1909, 153 ff.).

Die Kapstadt ist in starkem Wachstum begriffen. Im Jahre 1891 zählte man in der Stadt 51 251, mit den Vorstädten 83 718 Einwohner, im Jahre 1904 waren es schon 77 668 bzw. 169 641. In den Vorstädten allein leben 91 973 Menschen. Die Eingeborenen strömen vom Lande in die großen Städte, wo sie Arbeit und Verdienst finden. Darum gewinnen die Städte Südafrikas immer mehr Bedeutung für die Mission. Die verschiedensten Missionen und Denominationen finden wir hier vertreten. Mehrere sich selbst unterhaltende farbige Gemeinden findet man nicht mehr in den Berichten der Missionsgesellschaften verzeichnet. Am zahlreichsten scheinen die Anhänger der holländisch-reformierten und der anglikanischen Kirche zu sein. Die Brüdergemeine versorgt von Moravian Hill aus 610 Gemeindeglieder, eine 1902 neu begonnene Arbeit in der Vorstadt Maitland scheint inzwischen aufgegeben zu sein, da infolge der bald darauf eingetretenen wirtschaftlichen Depression die Zahl der eingeborenen Bevölkerung rasch zurückgegangen ist (Jahresber. d. Bg. 1902, 30; 1904, 21. Ber. d. Miss.-Direktion an die Gen.-Synode 1909, S. 83 f.). Die Berliner Mission, welche bisher ihre Gemeindeglieder in Kapstadt von den benachbarten Riversdale aus bediente, hat 1907 Kapstadt (470 Gl.) zur Hauptstation erhoben und findet dort genug Gelegenheit auch zu eigentlicher Heidenmissionsarbeit (Jahresber. 1907, 26 f.). Direkte Missionsarbeit treiben auch die anglikanischen hochkirchlichen Cowley Fathers unter den Bantu-Arbeitern und auch unter den zahlreichen (etwa 11 000) Mohammedanern der Großstadt, wie auch auf der Kaffernlokalität Witblugt bei Maitland. Eine stolze anglikanische Kathedrale ist in Kapstadt im Entstehen. Das Zonnebloem-College, das nun mehr als 180 Böglinge zählt, soll immer mehr zu einer Anstalt für Ausbildung eingeborener Pastoren, Katechisten und Lehrern für die gesamte südafrikanische Kirchenprovinz ausgebaut werden. Auf der in der Tafelbay gelegenen Insel Robben Island arbeiten die Anglikaner unter den Pfléglingen des staatlichen Ausfäfigenajals (Churchman's Miss. Atlas 33. S. P. G. Rep. 1905, 144; 1906, 141. 142 f.; 1907, 151. Miss. Field 1908, 2). Auch die Missionsarbeit der Methodisten unter der heidnischen Bevölkerung Kapstadts verdient Erwähnung.

Was die übrige Missionsarbeit im Westen der Kapkolonie betrifft, so zählt die Brüdergemeine auf 14 Stationen (einschl. Kapstadt

mit 610 Ggl.) 11 513 Ggl. Die Schwierigkeit der Lage auf den Grantstationen sind bereits früher kurz angedeutet worden (M. M.=B. 1908, 579). Auf mancher dieser Stationen wurde durch die gewissenlose Agitation aufrührerischer Gemeindeglieder das kirchlich-religiöse Leben empfindlich geschädigt. In Enon wurde die Missionsarbeit zeitweilig völlig brachgelegt, und sogar die Schule mußte geschlossen werden, da die Gemeinde kein Schulgeld zahlen wollte und infolgedessen auch die Regierung ihre Unterstützung zurückzog. In Gnadenhal versuchten die Auf-rührer zuerst durch offene Gewalt, dann durch einen bei den Gerichten angestregten Prozeß die Macht und den Einfluß der Mission zu brechen, erlitten aber eine glänzende Niederlage. In Mamre hatten Äthiopier es so weit gebracht, daß zeitweilig die Toten der Gemeinde ohne Mithilfe des Missionars bestattet wurden. Auch in der Fingugemeinde Wittekleitosch waren die Äthiopier eifrig an der Arbeit. Aber jetzt scheinen sich die sturmbelegten Wogen überall mehr oder weniger geglättet zu haben, und in Mamre konnte im März 1902 die hundertjährige Jubelfeier der Mission in Segen begangen werden. Der Anführer der Auf-rührerpartei flüchtete und verlor seinen ganzen Anhang. In den meisten Fällen haben aber auch die Wirren dazu gedient, daß eine klarere Scheidung der Geister eintrat und die ernster gesinnten Christen sich enger miteinander und mit ihren Lehrern zusammenschlossen (Jahresber. 1903, 25; 1905, 22; 1907, 25. Ber. an d. Gen.-Syn. 81 ff. M.=Bl. d. Bg. 1908, 197 ff.). Die Verschärfung des Gegensatzes von Weiß und Farbigen hat manche Verschiebungen in der Missionsarbeit zur Folge. So mußte eine blühende Außenstation aufgegeben werden, weil der weiße Besitzer alle Farbigen von seinem Platz auswies, und die Ausweisung einer Anzahl von Eingeborenen aus Port Elizabeth hat die Anlegung einer neuen Station in Sea Biew 1903 veranlaßt (Jahresber. 1903, 26; 1905, 22). Die Gemeinden in die Bahn der Selbständigkeit zu lenken, erweist sich auch in dieser ältesten südafrikanischen Mission als ein schwieriges Problem. Der Plan, die Missionsprovinz Südafrika-West mit dem Jahre 1909 finanziell selbständig zu machen, ist durch den Krieg mit dem darauf folgenden wirtschaftlichen Rückschlag vereitelt worden, und es wird wohl noch längere Zeit dauern, bis durch Heranziehung eingetorener Kräfte die Zahl der weißen Missionare wird vermindert werden können (Jahresber. 1900, 25; 1902, 29. Ber. von d. Gen.-Syn. 145 f.).

Die Gemeinden der Berliner Kapssynode erfreuen sich eines regen kirchlichen Lebens. Die 6235 Gemeindeglieder brachten 1908 für Kirche und Schule 38 328 Mk. auf. Die eigentliche Seidenmission tritt bereits in den Hintergrund. Im Jahr 1905 waren von rund 8700 Farbigen im Bereich der Berliner Stationen 7567 Getaufte. „Der Fischteich ist annähernd ausgefischt.“ Aber noch ist kein Eingeborener ordiniert. Es fehlt unter den Mischlingshottentotten an festen, kraftvollen Persönlichkeiten. Darum fand auch die 1905 hier einsetzende äthiopische Agitation in den Gemeinden günstigen Boden. Die Stationen Mosselbay, Anhalt-Schmidt, Amalienstein wurden durch die äthiopischen Sendlinge heftig

erregt. Aber die Ernüchterung folgte vielfach auf dem Fuß. In Mosselbay z. B. versprach ein schwarzer Freiheitsapostel den Leuten, er würde dicht daneben eine Stadt gründen, in welcher nur Schwarze wohnen dürften und wo sie alle Vorzüge und Freiheiten genießen würden; bald darauf aber verschwand er mit Hinterlassung vieler Schulden. Jetzt scheint der Äthiopismus dort gründlich abgewirtschaftet zu haben, doch sind seine Nachwirkungen im sittlichen Leben der Gemeinden noch zu spüren (Jahresber. 1905, 19. 20, 1906, 17. 18 ff. 26 f.; 1908, 19. 20. Miss.-Ber. 1907, 155 ff.).

Über die ausgedehnte Mission der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft fehlen leider zuverlässige Angaben. Die statistischen Tabellen der Reports sind weder vollständig noch genau (es kehren oft von Jahr zu Jahr dieselben, offenbar auf Schätzung beruhenden abgerundeten Zahlen wieder), noch ist aus ihnen die Zahl der farbigen Gemeindeglieder zu ersehen. Eine Addition der einzelnen Daten des Report 1908 für die Kapstadt-Diözese ergibt 42 675 „church members“. Auch sonst sind die Berichte über diese Diözese äußerst dürftig.

Die Londoner Mission hat sich nun aus ihrem einst so ausgedehnten Arbeitsgebiet in der Kapkolonie völlig zurückgezogen und die von ihr gesammelten Gemeinden der Congregational Union of South Africa übergeben, welche nach A. Murray¹⁾ um 1905 in den Grenzen der Kapkolonie (einschl. der östlichen Hälfte und des Westgriqualandes) 14 789 „members“ und 38 303 „adherents“ zählte. Die letzte Station, von der sich die Londoner endgültig zurückgezogen haben, ist Hankey. Im Jahre 1822 am Gamtoosflusse angelegt, hat Hankey lange als Musterstation gegolten, und 1875 glaubte die Londoner Mission die dort angesiedelten Farbigen sich selbst überlassen zu dürfen. Aber es zeigte sich bald, daß diese weder zu wirtschaftlicher, noch zu kirchlicher Selbstständigkeit reif waren. Im Jahre 1891 mußte die Missionsgesellschaft die Verwaltung des Platzes und die geistliche Aufsicht über die Gemeinde wieder übernehmen. In dem erfahrenen John Mackenzie († 1899, vgl. den Nachruf im Chron. L. M. S. 1899, 110 f.) erhielt die Station einen tüchtigen Leiter, doch ließ der Zustand der Gemeinde viel zu wünschen übrig. Trunksucht und Unzucht gingen im Schwange. Die Zahl der unehelichen Geburten betrug 33 Prozent! Doch soll auch ein Kern treuer Gemeindeglieder vorhanden sein. In Ausführung eines schon von Mackenzie gefaßten Planes wurde Hankey 1900 zum Ausgangspunkt einer neuen, aussichtsvollen Arbeit gemacht. Es wurde eine höhere Erziehungsanstalt

1, Andrew Murray, The Kingdom of God in South Africa, Kapstadt: (ohne Jahr). Auf S. 7 findet sich die Tabelle der S. A. Congregational Union, welche sich offenbar auf die farbigen Gemeinden beschränken will. Ob aber eine reinliche Scheidung durchgeführt worden ist, entzieht sich meinem Urteil. Die Ziffern der außerhalb der Kapkolonie gelegenen Gemeinden habe ich von der Generalsumme in Abzug gebracht. A.

und Lehrerseminar für Farbige ins Leben gerufen. Aber eine 1903 veranstaltete Visitation entschied die Zukunft der Station. Die Londoner Missionsgesellschaft beschloß das Stationsland zu verkaufen und die Gemeinde- und Schularbeit der südafrikanischen Congregational Union zu übertragen, was auch inzwischen geschehen ist. Die Gemeinde zählte (1906) 274 Glieder und gegen 2000 Anhänger (L. M. S. Rep. 1902, 239 f.; 1904, 254; 1905, 262 f.; 1906, 226; 1908, 184 f. Chron. 1903, 12 f.).

Die holländisch-reformierte Kirche der Kapkolonie gibt in ihrem Almanak (1908, 144) für die gesamte Kolonie folgende Zahlen: zending kerk 40 750 Seelen, darunter 12 507 Gemeindeglieder; der zending kerk nicht angeschlossene Missionsgemeinden 8497 Seelen, darunter 2237 Gemeindeglieder. Diese Zahlen sind erheblich niedriger als die des Regierungszensus. Abgesehen von einigen Lücken in der kirchlichen Statistik, erklärt sich die Differenz wohl hauptsächlich daraus, daß einige bereits selbständige farbige Gemeinden, wie die von D. Merensky in der vorigen Rundschau (N. M. Z. 1901, 430) erwähnten Kapstädtischen, im Almanak nicht mehr aufgeführt werden, ebenso wie auch die Häuflein farbiger Christen, welche, ohne selbständige Gemeinden zu bilden, von den Pastoren der weißen Gemeinden mitversorgt werden. Daraus ist aber zu ersehen, daß die Aufstellung einer einigermaßen vollständigen Missionsstatistik Südafrikas ein Ding der Unmöglichkeit ist. Lediglich die Ergebnisse der von den Regierungen veranstalteten Volkszählungen gestatten uns ein Urteil darüber, wie weit die einzelnen Teile Südafrikas christianisiert sind. — Nicht unerwähnt darf hier jedenfalls das 1903 gegründete Buren-Missionsinstitut in Worcester bleiben, eine erfreuliche Frucht des verwüstenden südafrikanischen Krieges. Die Heimführung des Burenvolkes blieb nicht ohne Segen, und eine religiöse Erweckung unter kriegsgefangenen Buren hatte zur Folge, daß mehr als 150 Jünglinge den Vorsatz faßten, sich dem Missionsberufe zu widmen. Zum Zweck ihrer Ausbildung wurde das Institut geschaffen. Gegen 155 junge Leute sind bereits durch dieses hindurchgegangen, und etwa 60 von ihnen stehen bereits in der Arbeit, während andere im Seminar zu Wellington oder auf anderen höheren Schulen weiter studieren. Im Jahre 1908 zählte das Institut 26 Zöglinge. Auch Volksschullehrer für Burenschulen sollen aus dieser Anstalt hervorgehen. Missionen dieser Burenkirche werden wir in Transvaal, Britisch-Betschuanaland und Rhodesia begegnen. Nördlich von Sambesi haben die Kapburen eine blühende Mission am Njassa.

Die Missionsarbeit der Wesleyaner in Südafrika, mit Ausnahme von Transvaal, Swaziland und Rhodesia, ist seit 1884 unabhängig von der Wesleyanisch-Methodistischen Missionsgesellschaft in London und wird unter der Kontrolle der South African Conference von der South African Missionary Society getrieben. Nach Murray zählten die Methodisten um 1905 im Westen der Kapkolonie 3707 farbige Mitglieder. Die Zahl der Getauften ist aus der Statistik nicht zu ersehen.

Wir wenden uns nun dem Osten der Kapkolonie zu, der die östliche Hälfte der ursprünglichen Kolonie, sowie das Transkei-Gebiet, das Tembu-, Pondo- und Ost-Gricaland umfaßt. Die Christianisierung ist hier nicht so weit fortgeschritten, wie im Westen. Die Kaffern, welche die überwiegende Bevölkerung dieses Gebietes ausmachen, sind ein ganz anderer Menschenschlag, als die Hottentottenmischlinge des Westens. Der Kaffer ist schwerer für das Evangelium zu gewinnen, als der Hottentott. Es ist hier harter Missionsboden. Ist aber ein Kaffer aus Überzeugung Christ geworden, so erweist er sich auch hierin in der Regel als ein ganzer Mann. Es fehlt nicht an christlichen Charakteren unter den Kafferchristen. Zähes Festhalten an der kirchlichen Sitte, guter Kirchenbesuch, hohe Kommunitanziffern sind für die meisten Kafferngemeinden charakteristisch. Aber um so schwerer wiegen hier auch die Sündenfälle und Rückfälle. Der unheilvolle Einfluß des letzten Krieges macht sich auch hier geltend im Erschlaffen der Selbstzucht und in der Steigerung des Selbstbewußtseins, an dem es dem Kaffer auch sonst nicht fehlt. Darum fand auch der Äthiopismus mit seiner laxen Moral und seinen nationalistischen Utopien hier viel Anklang. Wohl alle Missionen sind davon in Mitleidenschaft gezogen worden, am meisten neuerdings die freischottische. Die Missionsarbeit wird durch die Konkurrenz der verschiedenen Missionen in diesem überreich besetzten Lande besonders häufig gestört. Besonders sind es die anglikanischen Hochkirchler und Wesleyaner, welche nicht immer die Grenzen anderer Kirchengemeinschaften respektieren, und verschiedene Sekten wettsiefern mit den Äthiopiern im Seelenfang.

Die Brüdergemeinde hat in diesem Teile der Kapkolonie drei verschiedene Gruppen von Stationen, auf welchen 18 Missionare und 3 eingeborene Pastoren 7825 farbige Christen bedienen. Die Zahl der Heidentaufen ist seit 1903 im Zusammenhang mit der äthiopischen Bewegung auffallend zurückgegangen: von (1902) 289 auf (1903) 151 und (1907) 125. Auf den in der eigentlichen Kapkolonie gelegenen Grantstationen Silo, Engotini und Gosen waren die unklaren kommunalen Verhältnisse eine Quelle von Mißhelligkeiten zwischen den Missionaren und den Gemeindegliedern. Besonders in Gosen ist um den Besitz der sog. „Kloof“ ein erbitterter Kampf gekämpft worden, und die Wühlereien wollen noch immer kein Ende nehmen (Jahresber. 1900, 27; 1901, 32 f.; 1903, 28; 197, 27 Missionsbl. 1908, 214 f.). Die beiden Stationen im Tembulande, Baziya und Tabase, weisen einen stetigen, wenn auch langsamen Fortschritt auf. Mit den Wesleyanern gibt es manche Reibereien. Die Gemeinde Tabase hat beim Bau ihrer Schule große Opferwilligkeit an den Tag gelegt (Jahresber. 1903, 50; 1905, 27. Missionsbl. 1908, 233 ff.). Im Hlubilande, dem dritten Gebiet der Brüdermission Südafrika-Ost, ist gelegentlich der Einführung der Glen Grey Act (vgl. N. M. Z. 1908, 578) die Feindschaft gegen die Weißen zum Ausbruch gekommen. Die Opposition ging von den Häuptlingen aus, deren Macht durch die neue Ordnung der Verwaltung der Eingeborenen-Angelegenheiten eine Schwächung erleidet, besonders von dem früher so missionsfreundlichen Zibi,

in dessen Gebiet die wichtigen Stationen Tinana und Ezincuka liegen. Es kam zu einem Aufstande, den die Regierung mit Waffengewalt niederwerfen mußte. Weil nun die Missionare dem Zibi freundschaftlich rieten, der Obrigkeit Gehorsam zu leisten, wandte sich die Feindschaft des mißtrauischen Häuptlings auch gegen die Brüdermission. Zibi selbst rief die äthiopische Mzimbakirche in sein Land. Die früher mit Androhung schwerer Strafen verbotenen heidnischen Beschneidungsfeiern lebten wieder auf. Auch die Katholiken erhielten von Zibi einige Plätze zugesichert. Das Mißtrauen des greisen Häuptlings gegen die Brüdermissionare scheint noch nicht völlig überwunden zu sein. Aber auch manches Erfreuliche wird berichtet. Erfreulich ist auch die große Zahl von eingeborenen Evangelisten, welche die Kaffernmission im Unterschied von der westlichen Missionsprovinz aufweist. Drei Stationen werden von Eingeborenen selbstständig geleitet. In Mvenhane ist 1901 ein Gehilfenseminar eröffnet worden (Jahresber. 1903, 28 f.; 1904, 24; 1905, 27; 1906, 23. M.-Bl. 1908, 238 ff.; 1909, 163. Ber. an d. Gen.-Syn. 86).

In den Gemeinden der Berliner Synode Britisch-Kafferland hat die äthiopische Propaganda äußerlich geringe Erfolge aufzuweisen gehabt, doch trat der vom Äthiopismus geweckte Geist des übermutes und der Widerseßlichkeit bei verschiedenen Gelegenheiten in Erscheinung (Jahresber. 1901, 20 f.; 1903, 28). Die Zahl der Gemeindeglieder wächst nur langsam: von (1901) 1151 ist sie in 8 Jahren auf (1908) 1218 gestiegen. Aber der Prozentsatz der Kommunikanten ist hier von allen Synoden am höchsten: auf 600 Abendmahlsberechtigte kamen (1908) 2006 Kommunikanten. Auch hier beginnt die Berliner Mission ihr Augenmerk auf die Städte zu richten. Von Gembeni aus ist die Arbeit in East London und neuerdings auch in Kingwilliamstown begonnen worden (Jahresber. 1907, 32; 1908, 21. 26).

Das Arbeitsgebiet der Ausbreitungsgesellschaft in diesem Teil der Kolonie umfaßt die beiden Diözesen Grahamstown und St. John's (Kaffraria). Als Gesamtzahl der „church members“ habe ich nach dem Report 1908 für erstere 13 599, für letztere 36 851 ausgerechnet. Eine ziemlich gute Übersicht über die Missionsarbeit in der Diözese Grahamstown bietet der Report 1900, 120 ff. Unter den Missionsstationen in Distrikten mit überwiegend farbiger Bevölkerung ist eine der ältesten und wohl auch die bedeutendste Keiskama Hoek (nordöstlich von dem bekannten Lovedale) mit etwa 2500 Kirchengliedern. Diese Station ist nicht nur ein wichtiges Missionszentrum, sondern auch wegen ihres Lehrerseminars beachtenswert, welches 1905 zu einem Diözesan-Institut zur Ausbildung von eingeborenen Pastoren, Katecheten und Lehrern erhoben worden ist und mehr als 200 Zöglinge zählt. Auch eine Mädchen-Erziehungsanstalt mit Lehrerinnenseminar befindet sich dort (Rep. 1900, 120 f.; 1903, 134; 1905, 145; 1907, 157; 1908, 171). Im Glen-Grey-Distrikt, wo das Heidentum noch eine starke Macht ist, wird auf drei Stationen gearbeitet, eine wichtige Station ist auch Herschel, im Norden der Kolonie, am

Dranjesfluß, mit 2150 Kirchengliedern. Sodann unterhält die S. P. G. besondere Missionsgeistliche, englische oder eingeborene, in 9 größeren Städten, wie Grahamstown, Port Elizabeth, East London, Kingwilliamstown usw., und in kleineren Bevölkerungszentren wird die Arbeit an den Farbigen im Anschluß an das Gemeindepfarramt von eingeborenen Katecheten getrieben: in mehr als 20 Parochien wird für die Eingeborenen in Kirchen oder Schulen regelmäßig Gottesdienst gehalten. Über den „Äthiopischen Orden“ ist bereits im Rahmen der Gesamtrundschau (s. A. M. Z. 1908, 581 f.) berichtet worden. Die meisten Anhänger dieses „Ordens“ wohnen in der Diözese Grahamstown, in der Gegend von Queenstown und Kingwilliamstown. In Balaze besteht ein Seminar zur Ausbildung von Pastoren und Katecheten für den „Orden“. Zu dem a. a. O. über die Entwicklung des „Ordens“ und die neuliche Krisis Gefagten ist hier nachzutragen, daß diese Krisis jetzt überwunden scheint. Dwane ist nicht ausgetreten, wie ich vermutete, sondern als Evangelisationsprediger („Missioner“) nach Transvaal geschickt, während die Würde eines Ordensprovinzials dem englischen Bischof Cameron übertragen worden ist, wodurch der „Orden“ seine Selbständigkeit wohl endgültig eingebüßt haben dürfte. Von den Ausgetretenen sind einige zurückgekehrt, eine „reconciliation of many others“ wird erwartet. Die Gemeinden sollen nun willig sein, sich von den den vom weißen Bischof eingesetzten Geistlichen bedienen zu lassen (das äthiopische Grundprinzip ist also aufgegeben!), doch ist es mit den Geldmitteln des „Ordens“ schlecht bestellt. Die Gemeinden sind nicht imstande, für den Unterhalt ihrer eigenen Katecheten aufzukommen (Rep. 1907, 154; 1908, 170). Es wiederholt sich hier die alte, bekannte Geschichte: das erwachte Selbstgefühl der Schwarzen fordert kirchliche Selbstverwaltung, aber es fehlt der ernste Wille, die dazu erforderlichen materiellen Opfer zu bringen. Die kirchlichen Selbstständigkeitsbewegungen in Afrika scheitern meist an der Geldfrage.

Die Diözese St. John's (Kaffraria) ist eine eigentliche Missionsdiözese. Am 12. Januar 1901 starb Bischof Rey an den Folgen eines Unfalls, den er im Juli 1900 auf einer Missionsreise erlitten. In ihm hat Südafrika jedenfalls einen seiner bedeutendsten Missionare verloren. Rey war ein Kenner der Kosa-Sprache, die er wie ein Eingeborener gesprochen haben soll, und ein Mann voll selbstverleugnender Liebe. Sein Nachfolger ist Dr. Williams geworden. Sitz des Bischofs ist Umtata, wo auch eine höhere Schule für Eingeborene und ein theologisches Seminar von der Mission unterhalten werden, während eine höhere Mädchenschule sich in Engcobo befindet. Es wird außer unter Hottentotten und Griqua (Hottentottenmischlinge) in Ost-Griqualand unter den verschiedensten Kaffernstämmen gearbeitet: Gcaleka, Fingu, Tembu, Pondo auch Basuto. Zum Teil herrscht dort noch das finsterste Heidentum. In der Gegend von Mount Abhiff ist noch unlängst ein Kind zu Zaukereizwecken getötet worden. Die Polygamie erweist sich als nicht zu unterschätzendes Missionshindernis und ist mit schwer zu lösenden Problemen verbunden. Über den sittlichen Stand der christlichen Ge-

meinden verlautet nichts, doch wird ihre Opferwilligkeit gerühmt (Rep. 1902, 147; 1903, 137; 1907, 158). Diese Missionsdiözese hat schon eine Anzahl eingeborener Pastoren hervorgebracht, darunter auch manche treffliche, allgemein geachtete Persönlichkeit, wie der 1907 gestorbene Kanonikus Masiza. Aber leider kommt es verhältnismäßig oft vor, daß eingeborene Geistliche den sie umgebenden Versuchungen erliegen und wegen sittlicher Verfehlungen abgesetzt werden müssen (Rep. 1902, 147; 1903, 138; 1905, 157). Mit Recht hebt darum Bischof Williams hervor (Rep. 1905, 157), daß die eingeborene Geistlichkeit nur zu sehr eine „sorgfältige, weise und wohlwollende Beaufsichtigung“ nötig hat und nur in seltenen Ausnahmefällen auf einsame Posten gestellt werden darf.

Die Vereinigte schottische Freikirche arbeitet auf zwei Gebieten. In ihrer Kaffraria-Mission stehen 11 europäische ordinierte Missionare und 4 ordinierte eingeborene Pastoren. Die Zahl der Christen betrug dort (1908) 6267, die der abendmahlberechtigten Kirchenglieder 2957. Die Transkei-Mission zählt 14 europäische ordinierte Missionare und 7 ordinierte eingeborene Pastoren, 17 858 Christen, 7910 „Kommunikanten“. Die Schularbeit nimmt, wie überhaupt bei den Schotten, eine bedeutende Stellung ein. Die bekannte Musteranstalt Lovedale, welche am 21. Dezember 1905 ihren langjährigen Leiter Dr. Stewart durch den Tod verloren hat, befindet sich jetzt unter der Leitung des Rev. Henderson und zählt 818 Zöglinge. Das wissenschaftliche Niveau der Anstalt ist gehoben und zugleich die Industrieabteilung durch Aufnahme neuer Industriezweige erweitert worden. Das in Verbindung mit dem Institut stehende Viktoria-Hospital dient der Ausbildung von eingeforenen Hospitalgehilfen und Krankenpflegerinnen — auch eine wichtige und ausichtsvolle Arbeit. In der Transkei-Mission ist das Blythswood-Institut ein Gegenstück von Lovedale, nur bedeutend kleiner als dieses. Es zählt (1908) nur 152 Zöglinge. Auch hier ist das Bildungsniveau ein höheres geworden, aber die Zahl der Zöglinge ist gegen früher bedeutend zurückgegangen (noch 1905: 325), wohl hauptsächlich infolge der ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse, welche es den Eingeborenen unmöglich machen, das obligatorische Kostgeld zu zahlen, zum Teil aber wohl auch infolge der gleich zu erwähnenden äthiopischen Propaganda. In den Tagsschulen der Kaffraria-Mission wurden 2796 Schüler und Schülerinnen gezählt, in denen der Transkei-Mission 10 181. Die Äthiopier, welche bereits 1898 eine Separation innerhalb der freischottischen Missionskirche hervorgerufen (Mzimba-Kirche) und seitdem ihre Agitation in den schottischen Missionsgemeinden nie ganz eingestellt hatten, haben 1906 einen neuen energischen Vorstoß unternommen. Den Anlaß bot ihnen die Krisis, welche die Vereinigte Freikirche Schottlands in ihrer Heimat durchmachte, als ihr gesamtes Kirchenvermögen ihr von dem kleinen Häuflein der nicht=unierten Freikirche streitig gemacht und unbegreiflicherweise vom Englischen Parlament dieser letzteren wirklich zugesprochen wurde. Unzufriedene und durch Mzimba-Beute aufgeheßte Glieder der afrikanischen Gemeinden erklärten sich mit der in Schottland

vollzogenen Vereinigung der Freikirche mit der Unierten Presbyterianer-Kirche nicht einverstanden und erhoben als Glieder der angeblich rechtmäßigen nicht-unierten Schottischen Freikirche auf alles Missions Eigentum in Afrika Anspruch, versuchten auch hie und da ihre Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen. Auch nachdem die „Churches' Commission“ am 14. August 1906 das Missions Eigentum in Südafrika endgültig der Vereinigten Freikirche zugesprochen hatte, wurde von seiten der Athiopier der Kampf mit den Waffen der albernsten Verdächtigungen und Verleumdungen fortgesetzt, und die meisten Gemeinden der Freischotten sind empfindlich geschädigt worden. Das Gros der äthiopischen „Pseudo-Frees“ hat sich Mzimba angeschlossen (Rep. VI, 80 f.; VII, 64 f. 68 ff.; VIII, 78. 83. 84. 85. Miss. Rec. 1906, 257. 393). Mit welchem Erfolge die Mzimbaleute agitiert haben, kann man daraus ersehen, daß die Zahl der Abendmahlsberechtigten in der Transkei-Mission von 9563 im Jahre 1905 auf 7858 im Jahre 1907 zurückgegangen ist und in der Kaffraria-Mission von 4305 auf 3071. Unterdessen ist die letztere Zahl noch treiter zurückgegangen bis auf (1908) 2957, ein Zeichen dafür, daß die Abfallsbewegung noch immer nicht zum Stillstand gekommen ist. Auch die Schularbeit hat infolge Eröffnung von Konkurrenzschulen seitens der Athiopier an manchen Orten Schaden gelitten (z. B. Rep. IX, 68 f.). Diese Sichtung wird aber voraussichtlich der Mission schließlich zum Segen gereichen. Es sind zum Teil recht zweifelhafte Elemente, die sich zu Mzimba haben hinüberlocken lassen, und die treugebliebenen ernstesten Christen sind nun um so eifriger im Werk des Herrn. Auch kehren bereits manche der Irreführten reumütig zurück (Rep. VIII, 77 f.). Die strupellose Konkurrenz der Anglikaner macht sich auch an manchen Orten unangenehm bemerkbar, und auch ihre Sonderstellung gegenüber den Athiopiern wird im Interesse der Missions Sache beklagt (Rep. III, 71; VI, 77).

Die südafrikanischen Wesleyaner hatten nach Murray um 1905 in den Distrikten Grahamstown, Queenstown und Markeburb insgesamt 33 317 volle Kirchenglieder, die Baptisten (nach: South African Baptist Hand-Book für 1908—09) 588 „members“. Die South African General Mission arbeitet innerhalb der Kapkolonie in der Kapstadt und im Osten im Bomanalande, sowie im Pondo- und Tembulande. Eine Statistik fehlt.¹⁾ Die Primitiven Methodisten haben eine Mission in Mwal-North, wo (1907) 1795 Kirchenglieder gezählt wurden. Außerdem sind die verschiedensten Sekten in der Kapkolonie vertreten. Von äthiopischen Kirchengemeinschaften werden folgende als in der Kapkolonie ansässig genannt: Amatopiya, Presbyterian Church of Africa (Mzimba-Kirche), African Meth. Episcopal Church, Afr. Baptists, Order of Ethiopia, Wesleyan Ethiopians, Dutch Reformed Ethiopians (Rep. of the proceedings of the second General Miss. Conference at Johannesburg 1906, S. 108). Sie zeichnen sich sämtlich durch laie Disziplin aus und nehmen gern

1) Ein spezieller Artikel über sie folgt in der nächsten Nummer.

die von anderen Kirchengemeinschaften ausgeschlossenen Glieder und deren Anhänger auf. Statistische Daten über diese Kirchen zu erlangen, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Zu dem nunmehr der eigentlichen Kapkolonie einverleibten West-Gricalande bildet Kimberley mit seinen Diamantengruben und seiner zahlreichen, wenn auch naturgemäß fluktuierenden Bevölkerung ein bedeutendes Missionszentrum. Aber der wirtschaftliche Druck ist hier besonders spürbar. Tausende von Arbeitern sind entlassen und ganze Compounds geschlossen. Darunter leidet die Missionsarbeit. Die Berliner Mission zählt auf drei in West-Gricaland gelegenen Stationen ihrer Oranje-Synode, darunter Kimberley und Beaconsfield, (1908) 3232 Getaufte. Douglas, früher Hauptstation, ist nun entvölkert und wird darum nur noch von Adamschoop (Oranje) aus verwaltet. Die Äthiopier haben fleißig agitiert, aber, wie es scheint, den Berliner Gemeinden nur wenig Schaden zufügen dürfen. Der sittliche Stand der Gemeinden ist in diesem Distrikt, der von dem Kriege sehr in Mitleidenschaft gezogen war, stark zurückgegangen (Jahresber. 1901, 30; 1903, 36; 1904, 44; 1905, 39. 43; 1906, 34. 43; 1907, 49. 61; 1908, 35. 41). Die Londoner Missionsgesellschaft hat eine Station in Barkly-West mit (1908) 621 Gliedern, meist Betschuanen, welche eigentlich zu ihrer Betschuanenmission zu rechnen ist.

Die Mission in dem gleichfalls zur Kapkolonie gehörenden Britisch-Betschuanaland gedenke ich zusammen mit der im Betschuanaland-Protectorat später zu behandeln.



Chronik.

Nur gelegentlich erfährt man etwas über die Missionsarbeit unter **den eingewanderten Chinesen in den Vereinigten Staaten**, die außer in und um Newhork wesentlich in Kalifornien (Zentrum San Franzisko) getrieben wird. Neben anderen Denominationen widmet sich mit besonderem Fleiß dieser schwierighkeitsreichen Arbeit die Presbyt. Church of the Unit. St., zurzeit mit 9 männlichen und weiblichen amerikanischen, zum Teil aus China zurückgekehrten Missionaren und 17 chinesischen Pastoren und Lehrern. 1500 Kommunikanten sind das derzeitige Ergebnis derselben. Einen interessanten Bericht erstattete der allseits geachtete chinesische Pastor Rev. Ng Poon Chew aus San Franzisko. An die Stelle des alten, durch seinen Schmutz berüchtigten, bei dem großen Brand 1906 vernichteten Chinesenviertels ist eine neue anständige Chinesenstadt getreten, in der sich ein ähnlicher Umschwung vollzogen hat, wie er jetzt durch China geht. Die alten Gözenaltäre sind nicht wieder aufgerichtet worden, in schönen Versammlungsräumen werden belehrende Vorträge gehalten, Bibliothek und Lesezimmer hat man eingerichtet, 3 chinesische und auch englische Zeitungen kursieren, und das große Bildungsbedürfnis, das sich geltend macht, gibt neue Gelegenheiten, auch

mit dem Evangelium den gelben Einwanderern näher zu kommen. Sonntags- und Abendschulen werden gut besucht und in besondern Bibelklassen kommen die christlich Angeregten zusammen, um eingehende Belehrung zu empfangen. Im Jahre 1908 fanden in den kalifornischen Missionen reichlich 100 „Bekehrungen“ statt und der Erfolg würde noch größer sein, wenn der wachsende und oft in häßliche Feindseligkeiten ausbrechende Rassengegensatz der Arbeit nicht so große Hindernisse in den Weg legte. Ein geräumiges Rettungshaus bietet den in den Dienst der Schande nach Kalifornien verkauften chinesischen Mädchen eine Zufluchtsstätte, die zurzeit gegen 50 solcher Unglücklichen Schutz und Hilfe gewährt (Assembly Her. 09, 363 ff.).

Großes Aufsehen erregte, und zu gemeinsamen Angriffen gegen die Chinesen und die Mission unter ihnen Gelegenheit bot der auch in deutschen Zeitungen viel besprochene Mord einer angeblichen Missionarin durch einen Chinesen in Newyork. Die Sache ist bis heute noch nicht aufgeklärt; von den unter den Chinesen tätigen Missionsarbeitern wird aufs energischste in Abrede gestellt, daß die Ermordete eine Missionarin gewesen sei; aber die Miss. Rev. (09, 618) benutzte doch diese Gelegenheit zu erklären: „Ob sie eine Missionarin gewesen oder nicht, jedenfalls ist es für die Regel gesunder, sicherer und der Sache dienlicher, daß die Missionsarbeit unter Männern von Männern und nur die unter Frauen von Frauen getrieben werden soll. Das ist besonders nötig unter Fremdlingen, deren Anschauungen von der Stellung und dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern radikal verschieden ist von denen christlicher Amerikaner und Engländer.“ Möchte die Proklamation dieses verständigen Grundsatzes in einer Zeitschrift wie die Miss. Rev. mehr Nachachtung finden, als bis jetzt sie gefunden hat, wenn sie in deutschen Missionsorganen erfolgte.

*

*

*

Der unterzeichnete Vorstand der Deutschen Orientmission hat beschlossen, im Herbst d. J. ein **Mohammedanisches Seminar** in Potsdam zu eröffnen.

Der Zweck dieses Seminars ist in erster Linie: durch die gemeinsame wissenschaftliche Arbeit der Lehrkräfte des Seminars, unter Zuziehung auswärtiger Mitarbeiter, die für das Werk der Mohammedanermision erforderliche Missionsliteratur zu schaffen und in der mohammedanischen Welt zu verbreiten. Diesem Zwecke dienen auch die beiden von P. Awetarianian begründeten türkischen Zeitschriften: die Wochenschrift „Günesch“ (Sonne) und die theologische Zeitschrift „Schahid ül Haqaiq“ (Zeuge der Wahrheit), welche künftig in unserem Mohammedanischen Seminar redigiert werden sollen. Es besteht die Absicht, späterhin diese beiden Zeitschriften auch in arabischer und persischer Sprache zu veröffentlichen; auch sollen Missionschriften evangelistischen, polemischen und apologetischen Charakters herausgegeben werden.

In zweiter Linie soll das Mohammedanische Seminar der Ausbildung von Theologen und Missionaren für das Werk der Mohammedanermision dienen.

Die besondere Veranlassung, den von uns längst gehegten und viel erwogenen Plan eines Mohammedaner-Missions-Seminars jetzt in Ausführung zu bringen, war folgende: Vor sechs Monaten kamen zwei gelehrte Ulema, die Brüder Scheich Ahmed Reschaf und Müderris Nessimi Efendi zu unserem Missionar P. Awetaranian in Philippopol. Sie bekannten sich zum Glauben an das Evangelium vom Sohne Gottes und wünschten, öffentlich getauft zu werden. P. Awetaranian (der, wie bekannt, ein geborener Türke, selbst einst Mollah war) entsprach ihrem Wunsche noch nicht, erkundigte sich aber aufs eingehendste über die Vergangenheit und die Erlebnisse der Ulema. Nachdem er sich von der Aufrichtigkeit ihres Glaubens und der Reinheit ihrer Beweggründe überzeugt hatte, beschäftigte er sie als Mitarbeiter an seiner türkischen Wochenschrift. Die Brüder Scheich Ahmed Reschaf und Müderris Nessimi Efendi, gebürtig aus Paschmakli in Mazedonien, genossen in ihrer Heimat den Ruf großer Gelehrsamkeit und Heiligkeit. Ahmed Reschaf war Scheich des Derwischklosters der Rüfai und hatte in der Askese und Mystik der sufistischen Philosophie die höchsten Grade erreicht. Sein jüngerer Bruder, Nessimi Efendi, war Müderris, d. i. Professor der Theologie, und hatte sich als Koran-Ausleger und als Lehrer in allen Zweigen der mohammedanischen Wissenschaft einen Namen gemacht. Beide waren, nachdem sie ihr ganzes Leben der Erforschung des Islams gewidmet und alle Vorschriften eines heiligen Lebens mit hingebendem Eifer erfüllt hatten, ohne eines Menschen Zutun und ohne mit Christen irgendwelche Verbindung zu haben, durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt. Durch die polemischen Schriften mohammedanischer Gelehrter auf das Evangelium aufmerksam geworden, hatten sie sich nicht abhalten lassen, die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments selbst zu erforschen. Da sie bereits an dem göttlichen Ursprung des Koran irre geworden waren, erkannten sie mit großer Freude, daß alles, was der Islam und der mohammedanische Gottesdienst an Wahrheit enthält, aus der „Thora“ und dem „Indjil“ geschöpft ist, und daß die Wahrheit des Islams erst im Evangelium ihren göttlichen Grund und ihre ewige Vollendung findet. Sie begannen auch sofort die neuempfangene Erkenntnis zu verkündigen, zuerst in ihrer Heimat, sodann auf einer zweijährigen Studienreise in den großen Moscheen und Medressen des türkischen Reiches. Sie kamen nach Adrianopel, Smyrna, Beirut, Damaskus, Alexandria, Kairo, Mekka und Medina. Zuletzt lehrten sie nach Mazedonien zurück und kamen über Saloniki und Adrianopel nach Philippopol. Unter dem Schutz ihrer Würde als gelehrte und heilige Ulema predigten sie überall mit großem Freimut und verursachten eine nicht geringe Aufregung unter den Gelehrten. Der Widerspruch gegen ihre neue Lehre schlug aber in dem Augenblick in fanatischen Haß um, als bekannt wurde, daß die beiden berühmten Ulema die Taufe annehmen wollten. Ihre Artikel in der Wochenschrift „Günesch“ steigerten die Erbitterung der fanatischen Mohammedaner bis zu dem Grade, daß zuletzt der Plan gefaßt wurde, sie zu töten. Da kein Zweifel sein konnte, daß diese Drohung ernst gemeint war, beschloß P. Awetaranian mit den

Heiden Ulema Philippopol zu verlassen und nach Deutschland zu kommen, um von hier aus ihr literarisches Missionswerk fortzusetzen.

Bemerkenswert an den Erlebnissen der Ulema ist die Tatsache, daß ihre öffentlichen Predigten in den Moscheen, ihre Disputationen in den Medressen, und ihre Artikel in der „Günesch“ unter den gebildeten und gelehrten Mohammedanern ebensoviel, wenn nicht mehr, Zustimmung als Widerspruch fanden. Der Einfluß der christlichen Kultur und der europäischen Wissenschaft, der still und unaufhaltsam in die mohammedanische Welt eindringt, ist nach dem Urteil dieser Mollahs größer und wirkfamer, als man bisher angenommen hat. Darum ist es die Absicht der Ulema, das plötzliche Emporschießen der türkischen, arabischen und persischen Presse zu benützen, um das System des Islams mit den eigenen Waffen der mohammedanischen Gelehrsamkeit und den Erfahrungen der islamischen Frömmigkeit anzugreifen und durch die Wahrheit des Evangeliums zu überwinden. Diesem Zwecke soll unser Mohammedanisches Seminar dienen.

Seit einem Jahrzehnt hat die Deutsche Orient-Mission versucht, für die Aufgabe und Pflicht der Mohammedanermision in der evangelischen Kirche Deutschlands Verständnis zu erwecken. Die erste internationale Mohammedaner-Missionskonferenz in Kairo im Jahre 1906 hat nicht wenig dazu beigetragen, die Vorurteile, die gerade in Missionskreisen gegen die Mission unter den Völkern des Islams bestanden, zu zerstreuen. Zuletzt und nicht am wenigsten hat die Verfassungsbewegung, welche sich in der Türkei und Persien mit überraschender Energie durchgesetzt hat, allgemein die Überzeugung hervorgerufen, daß die Zeit der Mohammedanermision gekommen ist. Auch die Heiden-Missionsgesellschaften finden sich auf ihren eigenen Gebieten mehr und mehr vor die Aufgabe gestellt, die noch uneroberten Gebiete vor der Propaganda des Islams zu schützen und die bereits islamisierten Heidenvölker zurückzugewinnen.

Unser Mohammedaner-Missions-Seminar wird mit Freuden, soweit es in seinen Kräften steht, allen Missionsgesellschaften und Missionsbestrebungen dienen, und steht auch den Zöglingen anderer Missionsgesellschaften, welche ihre Ausbildung in der Richtung einer eingehenderen Kenntnis des Islams zu erweitern wünschen, offen. Wir bitten, uns dahingehende Wünsche sobald als möglich mitzuteilen.

Der Vorstand der Deutschen Orientmission:

Die Direktoren: Dr. Lepsius. P. Klein.

Im Wintersemester werden außer von den 3 genannten früheren Mohammedanern und den beiden Direktoren von Dr. Rohrbach, Dr. Wegner und P. Fleischmann Vorlesungen gehalten: 1. sprachliche (türkisch, arabisch, persisch, armenisch); 2. über den Islam (Koran, Orden, Mohammed, Ethnologie und Politik der islamischen Völker); 3. religionsgeschichtliche (die Bibel des A. u. N. T.'s und der Islam, die orientalischen Kirchen, der alte Orient und der Islam). Näheres teilt mit der Sekretär des Seminars Dr. Wegner, Potsdam, Gr. Weinmeisterstr. 50.

Die neueren Reformbewegungen in Indien und ihre Bedeutung für die Mission.

Von Missionsinspektor Lic. Frohnmeyer.

V.

Der indische Theosophismus¹⁾ ist entschieden die wichtigste Bewegung der Gegenwart. Die Gründer und Helden dieser Bewegung sind keine Inder. 1879 kamen Oberst Olcott und Madame Blavatsky nach Madras, ließen sich im Stadtteil Adyar nieder und begannen ihr Werk. Infolge von Schwindeleien kam es 1884 fast zur Vernichtung der Geschichte, bis dann die in England unter den Einfluß von Madame Blavatsky gekommene Frau Besant die Sache in die Hände nahm und zu ungeahnter Blüte brachte. Nach Frau Besant, der gegenwärtigen Hohepriesterin dieser Bewegung, die ja auch in Deutschland spukt, sind die Hauptquellen der Theosophie: die Upanishaden, die Schriften von Frau Blavatsky und die Entdeckungen der Naturwissenschaften des Westens. Der Theosophismus operiert sehr geschickt in Indien. Er hat einige Eroberungsmittel, die unsre Gebildeten anziehen sollen. So z. B. drei hohe Ideale: die Vaterschaft Gottes, die Brüderschaft der Menschen und ein Leben im Dienst des Nächsten. Das muß ja über die Schranken hinweghelfen, und man reicht sich die Hand zum Zweck der Hebung der Nation und der Welt. Dann will die Theosophie wissenschaftlichen Methoden folgen und das Zauberwort Evolution spielt eine große Rolle. Angeblich hat man es nur mit Tatsachen zu tun. Frau Besant redete vor einigen Monaten in Kalikut über das Leben nach dem Tode. Sie wußte alles genau und sagte ganz kühnlich: „Ich rede nur von Dingen, die ich sicher weiß, von Erlebtem, von Tatsachen.“ Sie ist ja eine glänzende Rednerin, eine hochbegabte Frau, und man fühlt sich versucht, beim Gedanken an sie auszurufen: „O, welch ein Geist ist hier verstört.“ Evolution ist aber für sie ein geistiger Prozeß,

1) Vergl. Theosophy examined by Dr. Arthur Ewing, 1905, Exposures of Theosophy, Chr. Lit. Soc. Madras 1894, und Artikel der Ch. Miss. Rev. 08, S. 662 ff. Mein Artikel im Miss.=Mag. 1885, S. 272 ff., 327 ff.

zu dem das Tierreich nur das Material darreicht. Hier fügt sich die Seelenwanderung ein mit dem Karma, die vom Standpunkt der Evolution aus betrachtet, sich außerordentlich wissenschaftlich ausnehmen. Nun stößt man aber in der theosophischen Literatur auf eine große Anzahl von Behauptungen und Annahmen, die in die Innenseite des Systems hereinschauen lassen. Ich darf da nicht ins Detail eintreten. Nur einiges! Man liest von einem Akascha, der alles durchdringt, in den unsere Gedanken und Taten wie auf eine photographische Platte sich eintragen. Der Eingeweihte kann das lesen, es gehört aber dazu eine besondere psychische Ausstattung. Die Lehre über diese Adepten ist Kern und Stern der Geheimlehren dieser Gesellschaft. Der Mensch hat eine siebenfache Natur (Körper, Astralkörper, Lebensenergien, Körper der Begierden, das Selbst, auch Geist und Logos genannt, die geistliche oder göttliche Seele und den Denker oder die Intelligenz), der ein siebenfaches Universum entspricht. Der Mensch ist von einer leuchtenden Aura umgeben, die auf einer Distanz von $\frac{1}{2}$ —2 Fuß (auch um Tiere her) uns umschwebend, wiederum aus 7 Auren zusammengesetzt ist. Viel hört man von einer Astralausdehnung, was an die vierte Dimension erinnert, in die sich Geförderte begeben können. Der Körper hat sein ätherisches Duplikat im Linga Sarira oder Dschivan, das in uns zirkuliert, und manche sehen es! — Die großen Adepten hätten eigentlich das Brahman (Irwana) verdient; aber um der Menschen willen sind sie nochmal erschienen. Historisches in der Religion gibt es nicht. Der Weise ist unberührt von Taten. Es ist viel Wunderbares in diesen „Annahmen“. Wenn der Adept Geschehenes von dem Akascha ablesen kann, dann sollen sie uns doch einmal die wahre Geschichte des Buddhismus hören lassen und so manches historische Rätsel lösen. Auf Beweise lassen sich die Leute jedoch nicht ein. Wer opponiert, dem fehlt eben das Sensorium. Das ist ja ein bekanntes Argument; aber die Theosophisten sind mit ihren Wahrnehmungen doch sehr in der Minorität und können es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns zunächst mit unserer Wahrnehmung für normal halten. Von Brille redet man viel; und doch, Frau Besant mit ihrer Bewunderung für alles Indische, gibt auch der Rasse eine wissenschaftliche Basis. In der Aura liege der Charakter, und darum soll der Schatten eines Schudra nicht auf den Brahmanen fallen! Wenn etwas auch nicht stimmt mit den Schastra, Frau Besant ist nie verlegen.

Sie gibt z. B. dem Menschen eine siebenfache Natur, die Upanishaden¹⁾ haben nur eine fünffache. „5 ist exoterisch, 7 esoterisch,“ sagt sie, und damit ist die Sache entschieden. Wenn nur die Upanishaden nicht zum Esoterischen des Hinduismus gehören würden! Woher solche Geschichten kommen, wie die, daß der Vollendete von Taten nicht mehr berührt sei, weiß der Kundige. Frau Besant jedoch sollte so was nicht sagen. Was sie sich als reine Frau auch darunter denken mag, sie kennt Indien so genau, daß sie wissen muß, wie dieses Wort in der schändlichsten Weise mißbraucht werden kann. Daß bei einer einstigen Pfarrfrau auch Christus, der das „geistliche Ego“ genannt wird, eine große Rolle spielt, zeigt wenigstens, daß es in Indien im Grunde keine Richtung und keine Bewegung ohne Christum machen kann.

Es folgen aber noch schließlich sechs fundamentale Prinzipien des Theosophismus, die allen Theosophisten in Ost und West gemeinsam sind: 1. die Unpersönlichkeit Gottes, 2. die Einheit von Welt und Gott, 3. Erkenntnis als das fundamentale Element im Selbstbewußtsein, 4. Ekstase, 5. Karma mit Seelentwanderung, 6. magische Kräfte. Statt von Persönlichkeit hören wir von „reinem Sein“, „unendlicher Substanz“, „unerkenntbarer Kraft“ usw. Wir kennen das Gerede von Anthropomorphismus und der Notwendigkeit, daß etwas Überpersönliches von Gott ausgesagt werden müsse. In Indien ist es meist so, daß Männer und Damen, die große Worte über dieses Unpersönliche machen, entweder nicht wissen, wovon sie reden oder etwas recht Interpersönliches im Auge haben. Die Einheit von Gott und Welt ist der allbekannte Vedantismus mit all seinen schlimmen Konsequenzen, besonders der, daß die Sünde etwas Normales wird. Es ist eben dieser Pantheismus, wie Coleridge richtig sagt, nur „gemalter Atheismus“. Dadurch, daß die Theosophisten bei Gott und Mensch immer noch von einem „Selbst“ reden, lassen sich manche Unkundige täuschen. Sonst ist dem philosophischen Hinduismus in diesen fundamentalen Grundlagen noch manches entlehnt. Philosophie und Religion werden identifiziert; wir haben die Ekstase des Yogi (den Zustand, der Samaddhi genannt wird) endend in den traumlosen Schlaf. Auch hier kehrt derselbe Schwindel, der mit dem Wort „Persönlichkeit“ getrieben wird, wie-

1) Taittiriya Upanishad II, 8.

der. Der Zustand der Ekstase und des Traumes werden „über-intellektuell“ genannt. In Wahrheit hat der vollendete Yogi geistigen Selbstmord begangen und ist nicht mehr normal. Karma und Seelenwanderung werden also auch festgehalten. Karma bestimmt alles, den Charakter, den Körper, den Wohnplatz. Interessant ist, daß die Ähnlichkeiten in den Familien so erklärt werden, daß Seelen, die durch Evolution dasselbe Niveau erreicht haben, in Familien zusammenzukommen suchen. Es gelingt das offenbar nicht immer! Die gewandte und vorsichtige Frau Besant sucht den freien Willen daneben zu retten. Mit blendenden Worten, an denen es ihr nie fehlt, täuscht sie sicher manchen; aber sie sagt sich wohl selbst, daß mit Pantheismus Freiheit des Willens nicht zusammen bestehen kann. Die magischen Kräfte, über die schließlich der Theosophismus verfügen will, sind natürlich für viele sehr anziehend. Sie geben der ganzen Bewegung etwas Geheimnisvolles und kommen in manchen Kreisen dem Verlangen nach Mystizismus entgegen. Magie spielt in Indien seit der Vadschur Weda eine große Rolle und in den Tantra ist sie die Essenz der Religion. Die Theosophisten unterscheiden zwischen Okkultismus (dem höheren) und okkultistischen Künsten (dem niederen). Diese Künste sollten vermieden werden, es werden ihnen aber wunderbare Kräfte zugeschrieben.

Bliden wir nochmals zurück, so muß gesagt werden: Was die fundamentalen Prinzipien betrifft, so fällt die ganze Geschichte mit der Annahme eines persönlichen Gottes zusammen. Bei den fundamentalen Annahmen fühlt man sich mitunter versucht, auszurufen: „Interessant, wenn wahr; aber das kann kein Mensch wissen!“ Was die Eroberungsmittel betrifft (die drei hohen Ideale und die wissenschaftliche Methode), so stimmen Wissenschaft und Esoterisches nebst besonderen psychischen Gaben nicht zusammen. Ebenso wenig Evolution und die indische Anschauung vom Weltenverlauf, und der Blick auf die 8400000 Geburten ist auch nicht dazu angetan, besondern Evolutions-Enthusiasmus zu erregen. Die „Vaterschaft Gottes“ und der unpersönliche Gott gehen auch nicht wohl zusammen. Ebenso wenig die „Brüderschaft“ mit Kaste und mit Aura. Dazu das ewige Verede von höher Organisierten, von den wenigen Auserlesenen. Das ist keine Botschaft für die Armen im Geist. Was den „Dienst für andre“ betrifft, so ist es Frau Besant ernst damit, und sie sucht in ihrer Weise Indien vorwärts zu helfen. Sie kann das Christentum

trotz ihrer 15 Jahre im Atheismus im Grunde nicht verleugnen. Aber das System ist dem nicht günstig. Es steckt zu viel Wedantismus drin, und der hat noch nie eine Neigung gezeigt, an andre zu denken, Nächstenliebe zu üben. All dieses Kampfmateriale ist dem Christentum entnommen, es ist geborgtes Licht, das zeigt, daß die Leiter der Bewegung eben Europäer, geborene Christen sind; aber diese Dinge passen nicht ins System. Wenn Ernst damit gemacht wird, müssen sie die Form zersprengen oder aber sie sind nur Paradestücke, die für den Theosophismus keine Bedeutung haben und nur dem Uneingeweihten Sand in die Augen streuen sollen.

Dieser Theosophismus ist in Indien eine Macht von nicht zu unterschätzender Stärke geworden. Als ich vor 25 Jahren den damals in der Heimat noch fast unbekannten Theosophismus einen „kräftigen Irrtum“ nannte, sagte mir jemand, ein Irrtum sei die Sache allerdings, aber kräftig sei der Unsinn nicht. Unsinn ist eben häufig unsagbar kräftig, und so auch in diesem Fall. Unsere guten Leute vom Brahmo Samadsch sind fast alle in die Falle gegangen. Man muß, um das zu begreifen, die indische Situation erfassen. Indien war dem Christentum, der westlichen Kultur und Wissenschaft nicht mehr gewachsen gewesen, es fing an, des alten Glaubens sich zu schämen und war auf dem Weg zum Unglauben oder zum Christentum. Da kamen bedeutende Leute aus dem Westen, Namenchristen, die nicht nur wie einzelne Orientalisten ein Loblied auf die indische Philosophie sangen, sondern die mit dem ganzen Hinduismus in toto sich identifizierten, dafür kämpften, ihn bezeugten als das beste, das es gebe. Alle vermeintlichen Mängel des Hinduismus beruhen nur auf Mißverständnissen oder seien spätere Anhängsel, mitunter auch Allegorien erhabener Wahrheiten. Dadurch, daß die Sache westliche Leiter hatte, ist es der kräftigste, der beharrlichste und der gefährlichste Versuch geworden, dem Hinduismus aufzuhelfen. Die Theosophisten suchen nicht gerade Proselyten; sie wollen ja dem Hinduismus aufhelfen. Drum ist kein Austritt nötig, es gibt keine Verfolgung. Etwas wie geheime Christen gibt es auch nicht. Mitglieder sind aber noch keine Eingeweihte, sie bilden nur den Saum des Gewandes. Eingeweihter des Okkultismus zu werden, ist nicht leicht, und diese Erschwerung ist nicht übel berechnet. Zahlende Mitglieder hat er in Indien 4229, Vereine 261. Madras und Kalkutta sind die beiden Hauptquartiere. Solche, denen der

Hinduismus nicht genügt und die doch nicht mit ihm brechen wollen, finden sich da zusammen. Frau Besant läßt einen gewaltigen Zauber aus. Zunächst hängt alles an ihr. Neuerdings stürzt sie sich mit Macht ins Schulwesen. Ihre Schule zieht sehr an. Man hat den Vorteil einer europäischen Verwaltung, die Schule ist auch nicht religionslos, und es ist keine Gefahr vorhanden, Christ zu werden, sondern es herrscht aufgeklärter Hinduismus. Vor ihrem Central College in Benares steht ein Ganescha, wie sie ja auch den Götzendienst verteidigt.¹⁾ Allerdings nicht alle trauen ihr. Die orthodoxen Panditer fühlen trotz aller Lobeserhebungen des Hinduismus heraus, daß da doch ein anderer Geist eingedrungen ist. Die Hindu im allgemeinen sind auch dieser Bewegung gegenüber gleichgültig, aber sie tolerieren sie um der Vorteile willen, die sie mit sich bringt. An den entlegensten Orten wurden unsere Reiseprediger höhnisch auf die englische Dame, die Hindu geworden und den Hinduismus über das Christentum stelle, hingewiesen. Manche stört andererseits, daß sie all den Glanz einer Abendländerin verdanken sollen. Die Verehrer aber vergleichen sie mit der Göttin Saraswati, doch darf ihr Schatten nicht auf den Reis fallen, den sie essen sollen. Frau Besant legt auch das liebend zurecht und begründet es wissenschaftlich. Das europäische Element ist die Stärke und die Schwäche des Theosophismus.

Die Stellung zum Christentum ist sehr individuell. Bei dem Eklektizismus dieser Bewegung werden in der Theorie alle Religionen, auch das Christentum, für gut erklärt. Der Theosophist kann irgend einer Religion angehören. Oberst Olcott war Buddhist, Frau Besant ist Hindu. Es gibt auch Christen unter ihnen. Jeder meint dann, er sei der richtige Typus seiner Religion. Die Christen gedeihen aber nicht bei dieser Bewegung. Der Gegensatz ist zu groß. Am Anfang nahmen die Theosophisten, ähnlich dem Arya-Samadsch, dem Christentum gegenüber eine sehr feindselige Haltung ein. Es ist darin besser geworden. Im allgemeinen gehen sie Kontroversen aus dem Weg, obschon Frau Besant nie in Verlegenheit kommt und alles beweisen kann. Dieser Theosophismus ist ja im Grunde eine alte Geschichte, besonders das an ihm, was ihn so anziehend macht. Befriedigen kann er auf die Länge nicht. Was vom neuplatoni-

1) cf. meine Studie über indisches Schulwesen, S. 59 ff.

ischen Theosophismus gesagt wurde, gilt auch hier: „Der Theosophismus findet weder Gott, noch versteht er uns mit einem Motiv, nach dem wir leben könnten.“ Der Geist dürstet nach mehr. Es ist aber Christentum in dieser Bewegung, und das könnte bei manchem den Durst nach mehr wecken. Wo man in Mysterien und Okkultismus seine Befriedigung sucht, da ist „something wrong“ im System. Leider kann man auch von dieser Bewegung nicht sagen, daß sie zu Christus hinleite; aber auch auf diesem Umweg kann der eine und andre den Herrn finden. Mit christlichen Ideen sättigt auch diese Bewegung einigermaßen die religiöse Atmosphäre Indiens, und ich glaube, sie dient unbewußt und unwillig dem Christentum insofern, als sie höhere Ideale, im Grunde christliche Ideale, in den Hinduismus hineinträgt. Im ganzen tut sie denselben Dienst wie der Brahmo-Samaj. Die indischen Universitäten produzieren eine Masse von jungen Männern, die dem Glauben ihrer Väter untreu geworden sind, denen aber das Christentum entweder zu exklusiv ist oder die zu schwach sind, die Konsequenzen eines Übertritts auf sich zu nehmen. Der Theosophismus bietet ihnen einstweilen etwas, das ihre intellektuelle Neugier und ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen scheint. Auf wie lange wohl?

Etwas Ähnliches wie der Theosophismus, ohne jegliche europäische Leitung, stellt auch die Radha Swami-Sekte in den United Provinces dar.¹⁾ Sie wurde gegründet von einem Zulfi Nam, genannt Shih Dahal Sahib (geb. 1818 und gest. 1878), einem Bankier. Der Nachfolger war Postinspektor und der gegenwärtige Leiter Pandit Brahma Shankar Misra Premanand ist Finanzbeamter, also alle drei keine Sanjasi. Das erste Buch, das von dieser Hindu-sekte veröffentlicht wurde, heißt Sar Dakhan, vom Gründer der Sekte im Hindiversen geschrieben. Bei der Theologie der Radha Swami-Sekte muß von der Kosmologie ausgegangen werden. Wir hören von 18 Sphären oder Welten, und die Erlösung besteht darin, daß man allmählich hindurchdringt zur letzten Stufe oder der Radha Swami-Welt. Sieht man auf die Proportion, nach der Geist und Stoff in diesen 18 Welten verteilt sind, so lassen sich dieselben in drei Abteilungen bringen. Auf der untersten Stufe herrscht der

1) cf. den Artikel von S. D. Griswald in *The East and the West*, April 1908, S. 180 ff.

Stoff vor und der Geist ist nur sekundär und tritt nirgends ohne Verhüllung durch die Materie zu Tage. Das umgekehrte Verhältnis besteht in der zweiten Abteilung, wo der Geist über den Stoff dominiert. Die höchste Stufe ist die der reinen Vernunft, unbefleckt von der Materie. Sie heißt auch Dahal Desch (Region der Gnade). Es liegt auf der Hand, daß diese Lehre den hinduistischen Pantheismus (Wedantismus, Abhaita) nicht anerkennt und die Verschiedenheit von Gott, Seele und Stoff festhält. Darin berührt sie sich mit dem Arha-Samadisch, der auch den orthodoxen Monismus aufgegeben hat. Die Namen für obige drei Regionen sind: Bind („Körper“ oder die Stoffwelt), Brahmanda (Region des Geistes) und Nirmal Tschaitanya (Stufe der reinen Vernunft). Diesem Makrokosmos entspricht der Mikrokosmos der Menschen, ein Gedanke, der häufig in der indischen Philosophie auftaucht. Bei der Radha Swami-Sekte zeigt sich in diesem Punkt ein sonderbarer Mischmasch von altindischer Philosophie, Gedanken der Yoga-Philosophie und moderner abendländischer Physiologie. Der untersten Region entsprechen die sechs Ganglien oder Nervenzentren, dem Brahmanda die graue Gehirns substanz und der Region der Gnade die weiße Gehirns substanz. Die höchste Stufe der Region der reinen Vernunft ist also die Radha Swami Lok, der Wohnort des Schöpfers. Es ist ein Zustand der Seligkeit und das Ziel der Pilgerschaft. Was unterhalb der Sat Lok, der untersten Welt der Gnadenregion, liegt, ist der Umhüllung der Maya unterworfen, in der Brahmanda-Region noch in subtiler Weise, in der Bind-Region massiv und mächtig, so daß hier die Maya vollständig herrscht. Das gegenwärtige Universum gilt für die unterste Stufe dieser Maya-Region.

Es ist interessant zu hören, in welcher Region nach der Ansicht der Sekte verschiedene Größen und Glaubensbekenner sich befinden. Wer die sechste Sphäre, also die höchste der Bind-Region, erreicht hat, ist ein Yogi, die neunte haben die Dnyani oder Satguru erreicht und die zwölfte die Sant. Wer noch weitergekommen ist, heißt Param sant. Alle, die Anrecht auf den Titel Radha Swami haben, wie die verschiedenen Leiter der Gesellschaft, haben das Ziel, d. h. die Radha Swami-Welt, erreicht. Der Kabir Sahib hat die Welt vor dieser (Agam Lok) erreicht, Nanak mit manchem andern die Sat Lok. Hier werden auch etliche Mohammedaner eingereiht (sämtlich Sufiten). In den sechs Welten der zweiten Region werden die verschiedenen

Incarnationen der Hindu (Raman und Krishnan), ihre Rishi und Muni und auch — Christus untergebracht! In der untersten Region befinden sich alle übrigen. Mohammed hat es nur zur sechsten Stufe (Yogi) gebracht. Die große Masse der Menschen bewegen sich in den fünf untersten Welten, in der Welt der Sinne und der Sünde.

Was die Theologie der Sekte betrifft, so heißt der absolute Schöpfer Radha Swami. Wie die Hindu-Philosophie, legt auch diese Sekte großen Nachdruck auf die Lehre vom Schabdam oder schöpferischen Wort, d. h. geistigen Strömungen, durch die Gott die Welt erschaffen hat. Swami sei der „geistige Fokus“ oder die geheimnisvolle Macht aller Energie und Radha die „geistige Strömung“. Swami, als die letzte Ursache, erinnert an das Brahman der Vedantisten oder den unergründlichen, unennbaren und unfassbaren Abgrund der Gnostiker. Von ihm geht aus Radha, die Energie, das schöpferische Wort. Das Ganze, Radha Swami, ist auch ein Beinamen Wischnus, s. v. a. Herr der Radha (einer Geliebten des Krishna), so wird manchmal Swami der höchste Vater und Radha die höchste Mutter genannt. Swami Radha wird Mensch im Sant Satguru, ein Name, der zugleich den bezeichnet, der unter der Führung des Satguru die Radha Swami-Welt erreicht hat. Das Nirwana im Sinne der Vedantisten ist aber abgewiesen. Die Vollendeten werden dem Radha Swami gleich, aber behalten ihre Persönlichkeit. Der Vollendete könnte den Leib ablegen, aber er bleibt noch auf Erden zur Rettung der Gläubigen. Die geistlichen Übungen, durch die der Gläubige dem Ziel näher kommt, heißen Surt Schabd Yoga. Es erinnert an die Yoga des orthodoxen Hinduismus, doch handelt es sich nicht um Unterdrückung des Atems. Auch das Hersagen heiliger Namen dient nur zur Konzentration, es ist ein Lauschen auf die Töne aus der obersten Welt und ist begleitet von herrlichen Visionen. Diese Übungen nehmen täglich 2—3 Stunden in Anspruch. Fleisch und starke Getränke sind verboten. Überhaupt was dazu dient, den Geist von der Materie zu befreien, ist gut, und was von der Quelle des Geistes nach unten zieht, ist schlecht. Darum werden auch zur Bekämpfung des Fleisches zerstreuende Vergnügungen, Herumwandern im Basar, Kleiderpracht und nichtsagende Unterhaltung verboten. Auch im Essen und Schlafen gilt es äußerst mäßig zu sein.

Die religiösen Zusammenkünfte werden in Privathäusern abgehalten und bestehen in Gesang, Lesen ihrer heiligen Schriften und

einer Ansprache des Sant Satguru. Von abergläubischen und götzendienerischen Gebräuchen will die Sekte nichts wissen. Die Versammlung heißt Satsang und die Gläubigen nennen sich Satsangi. Wo das Haupt nicht in Person zugegen ist, tritt sein Bild an die Stelle und wird verehrt. Außer dem schon genannten Sar Bathan gehören zu den heiligen Schriften noch die Werke des 2. Guru, Rai Salig Ram Sahib, Prem Bami und Prem Patra genannt. Diese Schriften gelten für infallibel. Nächst im Rang stehen die Schriften von Kabir und Guru Nanak; die Schriften anderer Religionen genießen auch ein gewisses Ansehen. Die sittlichen Vorschriften sind nach Matth. 7, 12 zusammengefaßt. An Seelenwanderung wird festgehalten; wer aber die Surt Schabd Yoga praktiziert, gelangt nach wenigen Geburten ans Ziel. Das Ziel ist asli mukti, die Radha Swami-Welt, wo die Seele zur Ruhe kommt. Dieses Ziel kann nur in der Radha Swami-Kirche erreicht werden. Die Mukti besteht in ewiger Freude, die in einem geistigen Leibe genossen wird.

Diese ganze Bewegung erinnert stark an den einstigen Gnostizismus, zu dem es im modernen Indien überhaupt an Parallelen nicht fehlt (vergleiche auch die oben beschriebene Tschet Rami-Sekte!). Daß die Materie an sich böse, daß die Schöpfung eine Folge davon ist, daß der Geist unter die Herrschaft der Materie geraten, daß die Erlösung eine Befreiung von der Materie, all das sind gnostische Elemente. Darum berührt sich dieser indische Gnostizismus auch mit der modernen Theosophie, wie wir sie oben kennen gelernt haben. Die Terminologie in beiden Bewegungen ist auffallend ähnlich. Man hört auch vom „Astralkörper“, „esoterischen Lehren“, „Adepten“ usw. Wenn man liest: „So lange der Geist der Radha Swami-Gläubigen nicht fähig ist, nach Belieben den Körper zu verlassen und die höchsten geistigen Sphären zu erreichen, hat die Hingabe noch nicht das uns vorschwebende Ziel erlangt,“ so könnte das auch Frau Annie Besant gesagt haben. — Die Angehörigen dieser Sekte sind Stille im Lande, die nicht viel von sich reden machen. Es mögen etwa 30000 Mitglieder sein allein in den Unit. Prov. und im Pandschab; aber auch hier ist ein Austritt aus der früheren Religion nicht gefordert. Dagegen besteht die Hoffnung, daß alle Völker der Erde dem Glauben des Radha Swami beitreten werden. Es bestehen manche Ähnlichkeiten mit dem Christentum (Dreieinigkeit, bestehend aus dem Messias oder Radhan als Gottes Inkarnation,

dem „Geistesstrom“ und dem Swami, der ersten Ursache oder dem himmlischen Vater, ferner die Logosidee) aber natürlich nur äußerliche und für das Kreuz Christi und das, was es voraussetzt, das Sündenbewußtsein, ist kein Platz in diesem System.

Damit wären wir mit den offiziellen bekannten Bewegungen am Ende angelangt. Die tiefsten Bewegungen in Indien sind aber nicht organisiert und ihre Geschichte kann nicht beschrieben werden. Man darf sagen, daß durch die ganze Nation eine Annäherung ans Christentum stattgefunden hat. Wir konnten das selbst am Archa Samadsch konstatieren. Und das ist hoffnungsvoll. Das Christentum ist besser bekannt und besser verstanden als einst. Die Idee von Gott wird doch monotheistischer gefaßt. Man sieht selten einen Götternamen gedruckt, es heißt einfach „Ischwara“, der Herr, und von ihm wird oft in ganz christlicher Sprache geredet und geschrieben. Manche sind das schon so gewohnt, daß, wenn sie unter christlichem Einfluß schreiben oder lesen, sie denken, das sei der ursprüngliche Sinn. Man muß sie mitunter daran erinnern, daß es christliche Sprache sei, von einem „Schöpfer Himmels und der Erden“ zu reden. Man ahnt kaum, wie viel Christentum schon in Indien eingedrungen ist. Ich denke nicht nur an die philanthropischen Anstrengungen, an die geheimen Christen, die in keinen Samadsch eingetreten, weil sie noch mehr von Jesus haben wollen als ihnen dort geboten wird. Ich denke an die Stellung, die der Herr Jesus im Denken und Fühlen so vieler Hindu einnimmt, an den christlichen Maßstab, der überall angelegt wird ans Handeln und Tun der Menschen. Und wie unzufrieden drücken sie sich mitunter über die eigene Religion und die Brahmanen aus. Der orthodoxe „Hindu“ schreibt: „Un-ergründlich unwissend und unendlich selbstüchtig als Klasse, sind die Priester der Halt für jeglichen unheiligen, unmoralischen und grausamen Brauch und allen Aberglauben unter uns, von der elenden Tempeldirne an, die durch ihre bloße Existenz eine Beleidigung der Gottheit ist, bis zu der bejammernswerten Kinderwitwe, von der jede Träne und jedes Haar ihres Hauptes am Tag des Gerichts anklagend gegen uns, die wir derlei tolerieren, zeugen wird. Und in der Hand dieser Priesterklasse sind unsere Frauen unwissende Werkzeuge und Spielzeuge.“¹⁾ Daß man in Vorträgen und Zeitungs-

1) cf. Rob. Speer, *Missionary Principles and Practice*. S. 82.

artikeln Bibelsprüche hört, daß in den Häusern das Neue Testament gelesen und daß gebetet wird, überrascht nicht mehr. Alle diese Bewegungen, ob organisiert oder nicht, sie offenbaren das religiöse Interesse der Bevölkerung, die Unzufriedenheit mit dem Hergebrachten, und sie machen alle mehr oder weniger aufmerksam auf den wahren Retter Indiens, auf den Herrn Jesus. Es offenbart sich darin auch eine höhere Hand, der Zug des Vaters zum Sohne. Ich schließe mit zwei Worten von Mazumdar: „Das Neue Testament ist unter denkenden Hindu die Quelle von Hunderten von Entwicklungen persönlicher, sozialer und religiöser Reform.“ . . . „Christus ist eine gewaltige Realität. Das Schicksal Indiens hängt ab von der Lösung der Frage: ‚Was blinzt euch um Christus?‘ und von unserem Verhältnis zu ihm.“



Ein Blutzuge des Evangeliums.

Von Lic. J. Warned.

Am 20. August 1909 wurde Missionar A. Vett von der Rheinischen Missionsgesellschaft auf einer Insel der Mentaweigruppe westlich von Sumatra von heidnischen Eingeborenen des Dorfes Talapule ermordet. Ein heldenhaftes, arbeits- und leidensreiches Leben im Dienste der Heidenmission fand damit seinen tragischen, vorzeitigen Abschluß. In der neueren Geschichte der Rheinischen Mission nimmt Vett eine hervorragende Stellung ein. Es war ihm vergönnt, auf drei verschiedenen Missionsfeldern nacheinander in einer kurzen Spanne Zeit als Bahnbrecher neue Gebiete zu erschließen und neue Wege zu weisen. Seiner Tatkraft, die mit Scharfblick gepaart vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, ist es zu verdanken, daß im Jahre 1892 der westliche Teil der Insel Nias der Mission zugänglich wurde. Bis dahin hatte es für ausgemacht gegolten, daß an Missionsarbeit unter jenem wilden Volke der Schädeljäger vorläufig nicht zu denken sei. Vett erkannte, daß gerade dort die Hauptschlacht geschlagen werden müsse. Er wagte es, in dem gefährlichen Gebiete (in Fadoro) sich niederzulassen, überwand im Glauben Berge von Schwierigkeiten und fand trotz vielem Widerstand bald Eingang. Es begann eine neue Epoche der Niasmission. Eine Landschaft nach der andern im Westen und Südwesten wurde durch die gute Botschaft über-

wunden, die Zahl der Taufbewerber und Christen nahm in ungeahnter Weise zu. Bett hat über jene erste Periode seiner gesegneten Missionsarbeit ein lebensvolles, höchst lehrreiches Buch geschrieben: „Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias“, ein Buch, das wie wenige geeignet ist, einen Einblick sowohl in die Schwierigkeiten und Probleme einer Pioniermission, als auch in die Herrlichkeit und Großartigkeit des Missionsberufes zu gewähren.

Die enge Verbindung von Mission und Passion hat Missionar Bett in vollem Maße erfahren. Er mußte sich seine missionarischen Erfolge gewissermaßen durch zahlreiche Leiden erkaufen. Kaum begann die Arbeit in Westnias sich in erfreulicher Weise zu entfalten, als Bett schwer erkrankte. Nachdem alle Kuren erfolglos geblieben waren, sah er sich genötigt, das ungesunde Nias Ende 1893 zu verlassen und nach dem Berglande Sumatras überzusiedeln. Notdürftig wieder hergestellt, oftmaligen Rückfällen des tödtlichen Fiebers preisgegeben, leistete er der Batakmission wiederum außerordentliche Dienste. Eine besonders schwierige Arbeit wartete dort auf ihn. Die holländische Regierung hatte nämlich aus politischen Gründen sich genötigt gesehen, die Niederlassung von Missionaren in dem Steppengebiet zwischen Silindung und Toba auf längere Zeit hinaus zu verbieten. So war es gekommen, daß die Missionare sich um die dortigen Heiden und vereinzelt Christen nicht genügend hatten kümmern können. Man hatte zwar inländische Lehrer hier und da angestellt, doch leider nicht immer die zuverlässigsten; auch hatte es in dem weiten, schwer zugänglichen Gebiete an der nötigen Aufsicht gefehlt. So waren in den allmählich entstandenen kleinen Christengemeinden Zustände erwachsen, die dringend einer gründlichen Neuregulierung bedurften. Diese unerquickliche Arbeit fiel Missionar Bett zu. Das ihm anvertraute Gebiet war verhältnismäßig gut bevölkert, aber weit ausgedehnt, und das Reisen bei dem schwierigen Terrain anstrengend und zeitraubend. Es war für die Kraft eines noch dazu durch Krankheit oft gelähmten Mannes zuviel; aber mit einer Energie, welche mir immer die größte Hochachtung abgenötigt hat, ging Bett ans Werk, und es gelang seinem rastlosen Eifer, Ordnung zu schaffen. Er versammelte die weitverstreuten Lehrer und Hilfslehrer regelmäßig um sich, um sie weiter zu fördern, beaufsichtigte ihre Kirchen- und Schularbeit gewissenhaft, brachte Ordnung in die Kirchenbücher und Kirchenkassen, war unermüdlich in Seelsorge, Predigt und Unter-

richt, im Bauen von Kirchen und Schulen und fand noch Zeit, das Evangelium in heidnische Gebiete zu tragen und neue Filiale zu gründen. Daß er dabei nicht immer nur mit sanfter Hand eingriff, lag zum Teil in den Verhältnissen begründet. Solchen energischen, gegen sich selbst rücksichtslosen Charakteren wird immer eine gewisse Schroffheit eignen, deren sie sich kaum bewußt werden, die aber hier und da zu störender Reibung und gelegentlich auch Erhizung Veranlassung gibt. Ich habe in jenen Jahren gemeinsamer Arbeit bewundert, was Lott mit seiner eisernen Tatkraft erreichte. Auch in dieser Tätigkeit auf Sumatra war es ihm gegeben, eine neue Zeit für das von ihm reformierte Gebiet herauszuführen. Leider mußte er auch hier den Kelch des Leidens wieder leeren. Nach einigen Jahren konzentrierten Wirkens zwang ihn i. J. 1898 eine böse Tropenkrankheit, in der Heimat Erholung zu suchen.

Während er sich in Deutschland aufhielt, trat an die Rheinische Mission von seiten der holländischen Kolonialregierung die Aufforderung heran, die Gruppe der Mentaweeinseln, deren übel berückichtigte Bewohner bis dahin im urwüchsigen Heidentum sich jeder Beeinflussung von außen entzogen hatten, mit Missionaren zu besetzen. Man zögerte in Barmen lange, zu den zahlreichen Missionsgebieten ein neues hinzuzufügen. Missionsinspektor Schreiber, der für den Plan warm geworden war, setzte endlich die Inangriffnahme der neuen Mission durch. Der gewiesene Mann schien ihm Missionar Lott zu sein. Nachdem dieser sich wiederum nur notdürftig erholt hatte, wurde er 1901 zu einer Untersuchungsreise nach Mentawai ausgesandt. Mit altem Feuereifer ging er auf den Plan ein, besuchte von den Inseln so viel ihm möglich war, versuchte mit den Leuten bekannt zu werden und gewann den Eindruck, daß es sich hier um eine gottgegebene Gelegenheit handle. So wurde denn in Gottes Namen die Arbeit im Jahre 1901 begonnen. Zum dritten Male mußte Lott ein ganz Neues pflügen. Wiederum sah er sich vor Berge von Schwierigkeiten gestellt, vor denen ein weniger starker Wille zurückgeschreckt wäre. Aber das Wort „unmöglich“ gab es für ihn nicht. Nachdem er sich ein notdürftiges Wohnhaus im Urwalde gebaut hatte, begann er intensiv Land und Leute und Sprache zu studieren. Von der Sprache war damals noch nichts bekannt außer einigen wenigen, sehr dürftigen und gänzlich unzuverlässigen Notizen von Gelegenheitsreisenden. Lott besaß eine außerordentliche Sprach-

begabung. Das Niassisch und Batakisch sprach er in anbetracht der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts meisterhaft. Das Mentawaiisch lernte er den Leuten vom Munde ab, legte umfängliche Vokabularien an und bearbeitete die Grundzüge einer Grammatik, übersezte den Katechismus, zwei Lesebücher, über 60 biblische Geschichten, einige Lieder, ein Rechenbuch und einen Zeitsaden für Erdkunde. So kam er in kurzer Zeit dahin, daß er mit den Leuten ungezwungen verkehren und durch ärztliche Hülfeleistungen, in denen er auch beträchtliche Kenntnisse besaß, ihr Vertrauen gewinnen konnte. Gleichzeitig mit der Mission ließ sich die holländische Kolonialregierung auf den Inseln nieder, um langsam und vorsichtig, wie es ihre erprobte Methode ist, geordnete Zustände herbeizuführen. Da ergab sich für Lett die beste Gelegenheit, als Vermittler zwischen Bevölkerung und Regierung beiden die besten Dienste zu erweisen und manchmal ernste Verwicklungen und Blutbergießen zu verhindern. Durch diese Tätigkeit erwarb er sich nicht nur die Hochachtung und Dankbarkeit der Regierung, sondern er nutzte auch die sich hierbei ergebenden Möglichkeiten, mit den einzelnen Inseln und ihren Bewohnern bekannt zu werden und ihnen näherzutreten, mit missionarischem Scharfblick aus. Er war nicht so engherzig, jegliches Zusammengehen mit einer wohlwollenden, das Beste des Volkes im Auge habenden Regierung von sich zu weisen, erblickte vielmehr in der immerhin eigenartigen Situation gottgewirkte Gelegenheiten. Es gelang ihm, weithin bekannt zu werden und das Evangelium in viele Dörfer der kleinen Inselwelt zu tragen. Die Anfangs total ablehnende Haltung der Insulaner änderte sich; es stellten sich Kinder auf der Stationschule ein, und an Sonn- und Wochentagen konnte der unermüdlche Missionar den Hörern die neue Botschaft auslegen.

Sehr bald wurde ihm eine neue, wiederum äußerst schwierige Aufgabe gestellt. Westlich vom südlichen Sumatra liegt die kleine Insel Enggano, deren Bevölkerung, früher zahlreich und lebensfähig, in den letzten Dezennien auf schier unerklärliche Weise rapid ausstarb. Wiederum wandte sich die holländische Regierung an die Rheinische Mission mit der Bitte, ihrerseits dem aussterbenden Volke zu helfen, wenigstens zu versuchen, ob ihm noch zu helfen sei. Missionsarzt Dr. Winkler von Pea Radja hatte bei mehrmaligen Besuchen der Insel einen besonderen Grund für das auffallende Aussterben nicht

finden können und war schließlich zu dem Schluß gekommen, daß die plötzliche Verührung mit einer überlegenen Kultur diesem Völklein verhängnisvoll geworden war. Nun wurde Missionar Lett die weit von Mentawai entfernte Insel Enggano zugewiesen. Er sollte versuchen, dem aussterbenden Volke noch in seiner Sterbestunde das Evangelium zu bringen. Wiederum widmete er sich der neuen Aufgabe mit aller Energie. So oft es seine Zeit und die schwierige Schiffsverbindung erlaubte, besuchte er die Insel, fing dort zum vierten Mal von vorne an, eine neue Sprache zu studieren und um das Vertrauen der Bevölkerung zu werben. Er hat die Freude gehabt zu erleben, daß seine Arbeit nicht vergeblich war. In Enggano befindet sich heute ein kleines Christenhäuflein von 54 Getauften und 44 Katechumenen. Die Gemeinde hat sich aus eigenen Mitteln ein Kirchlein gebaut. Es wurde auf sein Betreiben der Versuch gemacht, einige bataksche christliche Familien in Enggano anzusiedeln, in der Hoffnung, daß diese sich mit den Engganesen vermischen und so dem Aussterben Einhalt gebieten würden. Diese Hoffnung hat sich freilich nicht erfüllt. Die Immigranten sind nach kurzer Zeit enttäuscht wieder zurückgekehrt. Hingegen gelang es, einen eingeborenen batakschen Prediger und zwei bataksche Lehrer dort zu stationieren, die unter Letts Aufsicht im Segen arbeiteten.

Es war von Anfang an die Absicht gewesen, die Mentawaiinseln mit Hilfe batakscher Lehrer und Prediger zu bearbeiten. Die unaufhaltsame Ausdehnung der Batakmission aber, welche ihre Nationalhelfer selbst dringend nötig hat, erschwerte die Ausführung; auch land Lett in Sumatra nicht immer volles Verständnis für seine von dem üblichen Schema etwas abweichende Arbeitsmethode. So wurden ihm auch die spärlich zugesandten, nicht immer erstklassigen eingeborenen Mitarbeiter mitunter zu einer Quelle der Sorge. Hätte ihm immer die erbetene Anzahl tüchtiger Evangelisten und Lehrer zur Seite gestanden, so hätte er mit diesen den kleinen Archipel besetzen können, und es wäre wohl nicht nötig gewesen, ihm noch zwei junge Missionare an die Seite zu stellen. Lett versuchte es auch in Nias, eingeborene Lehrer für Mentawai zu gewinnen, doch erwiesen sich diese hinter den batakschen Gehilfen zurückstehenden Helfer als noch weniger geeignet. Lett hat über diesen Zweig seiner Arbeit viel seufzen müssen. Es darf aber zu seiner Ehre gesagt werden, daß er, der wie kaum ein anderer mit aktiven und passiven

Widerständen zu kämpfen hatte, nie den Mut verlor, auch dann nicht, wenn Fieber und andere Krankheiten seinen geschwächten und überanstrengten Körper heimsuchten. Er hatte Grund, hoffnungsvoll in die Zukunft zu schauen. Wenn auch bis heute noch kein Mentawaiinsulaner getauft ist, so schien doch die Zeit nicht mehr fern zu sein, wo die Herzen auch dieser Wilden sich dem Evangelium öffnen würden. Daß gerade jetzt, wo die Aussichten günstiger wurden, Gott ihn hinwegnahm, ist eine von den uns unbegreiflichen Führungen des Herrn der Mission.

Im August unternahmen holländische Beamte eine kleine Expedition nach der Insel Süd-Pageh, um auch dort geordnete Zustände anzubahnen. Auf Veranlassung des Assistent-Residenten ging Missionar Zett mit, um wie so oft zu vermitteln. Als man dem Dorf Talapule gegenüber Anker geworfen hatte, erbot er sich, an den Strand zu rudern, um den Leuten die Absicht der Kolonialregierung klarzumachen. Der Beamte bot ihm militärische Begleitung und Waffen an, Zett lehnte alles ab, versprach aber, den Strand nicht zu betreten, sondern vom Boot aus mit den Eingeborenen zu verhandeln. Er fand am Ufer eine große Menschenmenge und versuchte sie zu überreden, sich zu unterwerfen; es gelang ihm einige Männer willig zu machen, ihm auf das Kriegsschiff zu folgen. Zwei von ihnen stiegen zu ihm ins Boot, er war aber unvorsichtig genug, ihnen zu erlauben, ihre Messer mitzunehmen. Einer nahm vor, der andere hinter ihm Platz. Als sie noch nicht weit gerudert waren, schrieen sie, man solle sie zum Strand zurückbringen. Noch ehe man aber diesem Wunsche entsprechen konnte, fielen die beiden plötzlich über Zett her, hieben mit ihren Hackmessern auf ihn ein und verstümmelten ihn auf die gräßlichste Weise. Ein Fuß wurde ihm abgehauen und eine Hand durchgeschlagen, die Brust zerhackt, so daß die Zunge bloß lag, die Kinnbacken zerschmettert. Das war das Werk eines Augenblicks, dann sprangen die Männer in die See und flüchteten ans nahe Ufer unter dem Beifallsgeschrei der dortigen Menge. Man hatte vom Schiff aus den Vorgang beobachtet und sandte sofort eine Pinasse zur Hilfe. Zett wurde an Bord gebracht und von dem dortigen Arzt so gut es ging verbunden. Dann fuhr das Schiff zu der nicht allzufernen Missionsstation Sitakap. Frau Missionar Zett wurde an Bord gerufen. Welch ein trauriges Wiedersehen! Zett war trotz der schreck-

lichen Verstümmelung bei vollem Bewußtsein und konnte von seiner Frau wie von seinem Kollegen Spieker Abschied nehmen. Er betete noch vor seinem Ende: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun!“ Als er zum zweitenmal verbunden werden sollte, gab er den Geist auf.

Mit Missionar Lott hat die Rheinische Mission einen ihrer tüchtigsten, energischsten und eifrigsten Missionare verloren. Die holländische Regierung nimmt den allerwärmsten Anteil an seinem heldenhaften Ende. In Regierungskreisen war Lott sehr geschätzt, was durch die Verleihung eines hohen holländischen Ordens vor einigen Jahren dokumentiert wurde. Ob die der blutigen Tat folgende Bestrafung seitens der Regierung die Bevölkerung der Mission weiter entfremden, oder ob das Opfer der Selbsthingabe im Dienst des Friedens die Herzen der Insulaner dem Evangelium zugänglich machen wird, wer will das heute sagen? Wir aber vertrauen, daß auch in dieser dunkeln Führung die Hand Gottes waltet und sein Heilsplan zur Durchführung kommt.



Das Missionswerk auf der Generalsynode der Brüder-Unität vom Jahre 1909.

Vom Herausgeber.

Unter dieser Überschrift bringt der im August 1909 ausgegebene Jahresbericht der Brüdergemeinde über ihr Missionswerk an Stelle der sonst üblichen Übersicht über die einzelnen Missionsgebiete, die bereits ein als Manuskript gedruckter trefflicher Bericht der Missionsdirektion an die Generalsynode¹⁾ gegeben hatte, ein offizielles Referat über die ausgedehnten Verhandlungen, deren Gegenstand die ernste Lage ihrer Mission auf der Generalsynode gewesen ist. Bei der Bedeutung, welche die Brüdergemeinde als Missionskirche hat und bei der prinzipiellen Wichtigkeit der betreffenden Verhandlungen ist es berechtigt, dem Referat über dieselben besondere Beachtung zu schenken.

1) Dieser umfangreiche (S. 186) und eingehende Bericht ist ein Altentstück von missionsgeschichtlicher Bedeutung, dessen Studium ich den Missionsfachleuten dringend empfehle.

Als unsern Lesern bekannt darf vorausgesetzt werden, daß die Brüdergemeinde ihre Mission als Kirchensache treibt, und daß die Leitung derselben in den Händen einer in lebendiger Verbindung mit den anderen Unitätsbehörden stehenden, aber neben ihnen selbstständigen Missionsdirektion liegt, die von der — bis jetzt alle 10 Jahre, künftig alle 5 Jahre zusammentretenden — sämtliche Provinzen der Unität repräsentierenden Generalsynode, dem höchsten gesetzgebenden Körper der Unität, gewählt wird, mit ihr die allgemeinen Grundsätze des Missionsbetriebs vereinbart und ihr für ihr Handeln verantwortlich ist.

Die Mission als das größte von der Brüder-Unität aller Provinzen gemeinschaftlich betriebene und ihr Haupt-Einheitsband bildende Werk nahm auf der ca. 6 Wochen tagenden Generalsynode einen sehr breiten Raum ein. Abgesehen von den Fragen, welche eine Revision der Organisation der Missionsdirektion und ihrer Stellung zur Gesamtheit der Unitätsbehörden, ferner die spezifisch missionarische Ausbildung der Missionare und die Anstaltserziehung der Missionskinder betrafen, war es vornehmlich die durch die kritische Finanzlage geschaffene Situation, welche nach verschiedenen Seiten hin die Synode aufs längste und ernsteste beschäftigt hat. Über diese Lage schreibt der Jahresbericht:

„Der Gesamtaufwand unseres Missionswerkes in den Jahren 1900 bis 1907 belief sich auf Mark 15125 998.90. Die Summe der Schulden belief sich in dem gleichen Zeitraum auf Mark 690 510.34. Es hat uns somit aufs Ganze gesehen nicht viel mehr als ein Zwanzigstel der gewaltigen Summe gefehlt. Im einzelnen Jahr drückt eine Schuld von 60 000 oder 100 000 Mark sehr schwer, und man vergißt darüber leichtlich, wieviel Gottessegens und Menschenhilfe dazu erforderlich war, um die übrigen 90 oder 95 Prozent herbeizuschaffen. Da haben solche zusammenfassende Rückblicke mit ihren Zahlen im großen Stil das Gute, einmal recht deutlich auch die im großen Stil erfahrene Hilfe vor Augen zu stellen und damit den Glauben zu stärken: „Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln.“

Es dürfte von Interesse sein, wenn wir noch einige Zahlenangaben folgen lassen, die der Synode nicht in dieser Gruppierung vorgelegen haben. Von der eben erwähnten, den Gesamtaufwand ausmachenden Summe entfallen auf die Missionsgebiete selbst Mark 11 501 331.24. Davon sind aufgebracht worden:

durch Einnahmen auf den Missionsgebieten	Mark. 6 388 204.80
durch Zinsen und besondere Gaben	Mark. 2 009 153.36
durch Beiträge der allgemeinen Missionskasse	Mark. 3 103 982.08
	<hr/> Mark. 11 501 331.24

Die Einnahmen auf den Missionsgebieten setzen sich folgendermaßen zusammen:

a) durch Christengemeinen			
	Beiträge	Mf. 1010 804.27	
	Kollekten	Mf. 481 087.19	
	Schulgeld	Mf. 329 444.05	Mf. 1821 335.51
b) durch Arbeit der Mission			
	Feld- und Viehbetrieb	Mf. 115 727.91	
	Handel und Gewerbe	Mf. 1313 238.80	
	Verschiedene Einnahmen	Mf. 410 198.14	Mf. 1839 164.85
c) durch Regierungsgrante			
	allgemeine	Mf. 195 291.97	
	für Schulen	Mf. 2262 976.93	Mf. 2458 269.90
d) durch verschiedenes			
		Mf. 269 435.54	Mf. 269 435.54
			<hr/> Mf. 6388 204.80

Diese Zahlen reden von viel treuer Arbeit und von viel tatkräftiger Unterstützung während der Vergangenheit und verpflichten darum zu herzlichem Dank gegen Gott und Menschen. Freilich sie können nichts daran ändern, daß ein schwerer finanzieller Druck auf unserm Werk liegt. Im Jahr 1907 ein Fehlbetrag von Mark 256 000, im Jahr 1908 ein solcher von Mark 302 000, im Voranschlag für 1909 ein auf Mark 217 000 geschätzter Mehrbedarf. Diese Summen reden eine ernste Sprache, und es war nur in der Ordnung, wenn sich Synode diesem Ernst nicht verschloß."

Angeichts dieser wesentlich durch das Wachstum des Werks und durch ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse auf verschiedenen Gebieten verursachten Mehrausgaben geschaffene Finanzlage drängte sich natürlich der Synode die Frage auf, wie dauernd eine gesunde Bilanzierung der Einnahme mit der Ausgabe bewerkstelligt werden könne. Nicht solle dies geschehen durch „einen weiteren Ausbau des mit der Mission verbundenen Geschäftswesens."

„Wenn auch," heißt es im Jahresbericht, „auf den großen Wert dieser Geschäfte, gerade unter sozialem und kulturellem Gesichtspunkt, hingewiesen werden konnte, so durfte Synode doch die Augen gegen die ihr drohenden Gefahren nicht verschließen und hielt darum ein Einlenken für angezeigt. Diese Grundstimmung fand ihren besonders deutlichen Ausdruck darin, daß der von dem Geschäftswesen der Mission handelnde Paragraph des Synodalverlasses folgende Fassung erhielt: „Wir halten es nicht nur für erlaubt, sondern unter gewissen Umständen für geboten, geschäftliche Unternehmungen mit unserm Missionswerk zu verbinden, und zwar im Blick auf geistliche und leibliche Interessen ihrer Pflegebefohlenen. Auf dieser Grundlage sollen solche Unternehmungen nach gefunden geschäftlichen Grundsätzen betrieben werden. Wir freuen uns deshalb, wenn uns die Geschäftsbetriebe auch finanzielle Beiträge für den Unterhalt der Mis-

sion liefern, doch dürfen sie nicht in erster Linie um des Gewinnes willen oder aus Spekulation gegründet oder betrieben werden.“

Es wurde dann eingehend über eine mögliche Verbilligung des Betriebs verhandelt und vorgeschlagen

„mit den kostspieligeren Kräften aus der Heimat zu sparen und stets dann erst einen europäischen oder amerikanischen Missionar ins Feld zu senden, wenn wirklich nachgewiesen worden ist, daß seine Stelle nicht mit einer eingeborenen Kraft auszufüllen ist; die regelmäßigen Beiträge aus den Missionsgemeinen zu erhöhen, und zwar indem mehr als bisher fortschreitende kirchliche Rechte an entsprechende Leistungen als ihre Voraussetzung geknüpft werden. Endlich wurde mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß es die eigene kirchliche Basis mit aller Kraft zu stärken gelte.“

Aber daß in absehbarer Zeit durch diese Maßnahmen das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe nicht herzustellen sei, darüber konnte man sich nicht täuschen, auch nicht darüber, daß weder eine namhafte Steigerung der Einnahmen zu erwarten sei, noch die Steigerung der Ausgaben nur als eine vorübergehende betrachtet werden könne, da sie mit dem gesamten Wachstum des Werkes und mit wirtschaftlichen Verhältnissen zusammenhänge, die zu beseitigen außerhalb der Macht der Missionsleitung liege. So glaubte die Missionsdirektion, so tief schmerzlich es ihr auch sei, um aus der Notlage herauszukommen, eine Einschränkung des Werkes der Synode empfehlen zu müssen.

„Missionsdirektion hatte bei ihren Vorbereitungen auf die Generalsynode alle Gebiete sorgfältig daraufhin geprüft, ob es möglich sei, das eine oder andere an eine andere Kirche oder Gesellschaft abzugeben, wie dies vor zehn Jahren mit unserer Mission in Grönland geschehen war. Sie mußte sich von der Unmöglichkeit eines derartigen Schrittes im gegenwärtigen Augenblick überzeugen und konnte daher von vornherein mit diesem Weg der Abhilfe nicht rechnen. Da aber noch viel weniger an ein bloßes Aufgeben irgend eines Gebietes gedacht werden durfte, was einfach einem Preisgeben heidenchristlicher Gemeinen und unsrer Pflege anvertrauter unsterblicher Menschenseelen gleichkommen würde, so schien sich als der einzig gangbare, zugleich aber durch die Gesamtlage dringend geforderte Weg der der Einschränkung auf den verschiedenen Feldern zu bieten. Es lag von vornherein nicht in der Absicht der Missionsdirektion, Synode zu einer Beschlußfassung über alle Einzelheiten des von ihr entworfenen Einschränkungsprogramms zu veranlassen, zumal es sich dabei vielfach um Maßregeln handelte, die lediglich Sache der Verwaltung sein konnten. Wohl aber bedurfte sie, um überhaupt diesen Weg betreten zu dürfen, zuvor einer grundsätzlichen Willenserklärung der Synode, daß sie auf Grund ihrer Kenntnis und Beurteilung der Lage mit Einschränkungen in umfassenderem Maß einverstanden sei. Dies konnte nach der anfänglich vorherrschenden Stimmung

fast bezweifelt werden, da von manchen Seiten der Gedanke an Einschränkungen als Ausfluß mangelnden Glaubens und weil in seiner Wirkung entmutigend, scharf abgewiesen wurde. Die eingehenden Verhandlungen brachten aber doch einen wesentlichen Umschwung, und schließlich stimmte die gesamte Synode einmütig, mit einer einzigen Stimmhaltung, dem Einschränkungsplan grundsätzlich zu. Ja sie verschärfte ihn noch, indem sie bestimmte, die Einschränkungen sollten in dem Umfang vorgenommen werden, daß die jährlichen Gesamtausgaben sich um ungefähr 150 000 bis 200 000 Mark reduzieren. Der ursprüngliche Entwurf der Missionsdirektion faßte eine Ersparnis von 130 000—150 000 Mark ins Auge. Es mag wohl sein, daß, wenn unsre Gemeinden und unsre Freunde diese hohen Summen lesen, sich auch ihrer zunächst der Eindruck bemächtigt, man habe in einem Akt glaubensloser Verzweiflung das Messer angelegt und dem Werk Wunden zuzufügen beschlossen, an denen es sich verbluten müsse. Und vielleicht regt sich bei manchem ein kräftiger Protest gegen dies scheinbar herzlose Radikalmittel. Dem gegenüber sei hier ausgesprochen, daß die Synode sich eines solchen Protestes nur von ganzem Herzen freuen würde, vorausgesetzt, daß er sich nicht nur in Worten, sondern in der hier einzig wirksamen Tat Luft macht: die Gaben der Liebe für unser Missionswerk zu erhöhen. Synode stand tief unter dem Eindruck, daß sie im gegenwärtigen Augenblick als oberste Vertretung der Kirche, speziell der Missionskirche, nichts anderes tun dürfe, als mit dem vollen Gefühl ihrer Verantwortung die Konsequenzen aus der gegenwärtigen Lage des Missionswerkes zu ziehen. Die Gemeinde und der Freundeskreis bestimmen schließlich durch die Höhe ihrer Beiträge, in welchem Umfang sie das Werk getrieben zu sehen wünschen. Nicht, als ob in jedem Augenblick beides genau übereinstimmen müßte, aber wenn auf die Dauer zwischen dem Bedarf des Werkes und den dargereichten Mitteln sich eine solche Kluft auftut, so bleibt nur ein Entweder — Oder. Entweder die Gaben müssen wachsen, oder das Werk muß ehrlicherweise eingeschränkt werden. Denn Schulden zu machen, für deren Abtragung man keine Mittel hat, ist nirgends statthast, auch im Reiche Gottes nicht. Wollte Gott, unsre Kirche und ihre Freunde beantworteten den Beschluß der Synode mit so reichen Gaben, daß er auf dem Papier stehen bleiben könnte, ja daß wir, anstatt einzuschränken, allüberall in die offenen Türen eindringen könnten, die uns unser Gott gegeben hat. Das wäre die beste Erwiderung auf den Beschluß, den die Synode im Namen der Gemeinde fassen zu müssen glaubte, das herrlichste Segensbekenntnis des Herrn zu dem im stillen Gehorsam gegen seine Führung getanen Schritt. So sehr wir den tief einschneidenden Ernst der Stunde spürten, als über die Einschränkungen verhandelt wurde, so kam doch keine Stimmung des Klagens und Verzagens auf. Synode hat vielleicht selten so wie in diesem ernstesten Augenblick sich in der Hand ihres himmlischen Herrn gefühlt. Dem verliehen die Worte, die gesprochen wurden, einen klaren Ausdruck.“

Nähezu einstimmig wurde dann folgender Antrag angenommen:

„1. Generalsynode nimmt mit tiefem Schmerz Kenntnis von der finanziellen Notlage unsers Missionswerkes. Sie hat sich überzeugen müssen, daß es ohne wirkliche Einschränkungen nicht möglich sein wird, das Gleichgewicht in der Jahresrechnung herzustellen.

2. Trotzdem kann sie Missionsdirektion nicht den Auftrag geben, sofort ein ganzes Missionsfeld aufzugeben, da uns keine Gesellschaft und keine Kirche ein solches im Augenblick abnehmen würde. Ein Gebiet aber sich selbst zu überlassen, könnten wir weder vor unsern Freunden noch vor unserm eigenen Gewissen verantworten, ehe wir nicht von Gott vor die absolute Unmöglichkeit gestellt werden, unsre Gebiete irgendwie aufrecht zu erhalten.

Inbezug auf die einzelnen Gebiete wurden folgende Bestimmungen getroffen:

3. Die älteren Gebiete sind in ihren Ausgaben zu beschränken. Es ist hier durchaus darauf zu sehen, daß keines derselben auf Kosten der anderen eine gesicherte Existenz beanspruchen darf.

4. Unsern neuen Gebieten ist für die Zeit weise Zurückhaltung aufzuerlegen.

5. In Nikaragua wird das Werk allmählich aufzugeben sein, falls sich die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Landes nicht bessern. Augenblicklich schränke man bedeutend ein, doch so, daß ein völliges Preisgeben von Gemeinen womöglich vermieden werde.

6. Wo sich die Gelegenheit bietet, gebe man ein Gebiet oder einen Teil desselben an eine andere Missionsgesellschaft ab.

7. In der Heimat werde gleichfalls nach Kräften gespart.

Synode verpflichtet Missionsdirektion, mit allen Mitteln unsern Freunden den Ernst der Lage zum Bewußtsein zu bringen.“

Die tatsächliche Ausführung dieses ernststen Beschlusses ist freilich schwierigkeitsreich. Wo und wie sollen die Einschränkungen stattfinden? Neben Nikaragua kamen wesentlich die Missionen in Himalaya, Kalifornien, Labrador, Suriname und Südafrika in Betracht, doch wurde hierüber seitens der Synode keine Entscheidung getroffen, sondern der Missionsdirektion die verantwortungsvolle Vollmacht gegeben, je nach den Verhältnissen, Gelegenheiten und Beratungen mit den bezüglichen Instanzen auf den in Frage kommenden Gebieten in vorstichtiger Weisheit die geeigneten Vereinbarungen zu treffen. Da sich die geplante Einschränkung natürlich nicht so schnell ins Werk setzen läßt, wie sie prinzipiell beschlossen ist, so wird auch eine erhebliche Besserung der Finanzlage für die nächste Zeit von ihr kaum zu erwarten sein.

Ebensowenig steht das zu erwarten von den eingehenden wichtigen Verhandlungen über „die innere Ausgestaltung der Missions-

gebiete“, die sich um die gerade für die Brüdergemeine besonders schwierige und komplizierte Erziehung der heidenchristlichen Gemeinden zur Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und überhaupt zur Selbsttätigkeit drehen und die stark unter dem Gesichtspunkte geführt wurden: versprechen sie der allgemeinen Kasse eine Erleichterung zu bringen? obgleich nachdrücklich betont wurde, daß diese Fragestellung in keiner Weise das Problem erschöpfe. Bezüglich der Geldfrage wurde dahin beschlossen, daß zwischen den Aufwendungen der allgemeinen Missionskasse und den Aufbringungen der heidenchristlichen Gemeinden eine reinliche Scheidung stattfinden müsse, dahingehend, daß die letzteren ausschließlich für die Bedürfnisse und Aufgaben verwendet werden sollen, welche zu bestreiten speziell den Eingeborenen obliegt nach dem Grundsatz: Das Geld der Eingeborenen für die pflichtmäßige Arbeit der Eingeborenen, in der Hoffnung, daß durch die mitverantwortliche Selbsttätigkeit der Eingeborenen auch in Finanzsachen der Antrieb zur Selbstunterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung gestärkt werde. „Es wird ein Verdienst dieser Synode bleiben,“ sagt der Jahresbericht, „daß sie mit einer Schärfe wie nie zuvor die Scheidung zwischen dem Organismus der Heimatkirche und dem der werdenden Eingeborenentirche klar ans Licht gestellt und zu einem leitenden Prinzip der Missionsarbeit erhoben hat.“

Aber bei aller Anerkennung dieses Verdienstes wird die Finanzlage für die nächste Zeit dadurch auch nicht wesentlich verbessert. Es ist so, wie von englischer Seite auf der Synode wiederholt erklärt wurde, „daß wir — die Brüdergemeine — top heavy seien, d. h. einer umgekehrten Pyramide gleichen, indem wir auf einer minimalen Grundlage einen sie an Umfang mehr und mehr überragenden Bau aufstürmen.“ Die kleine Brüdergemeine kann auf die Dauer das wachsende Missionswerk, das sie treibt, allein nicht tragen. Es übersteigt ihre Kraft. Man muß wahrlich von ihr sagen: „Sie hat getan, was sie konnte“, und sie tut was sie kann, bis auf den heutigen Tag. Sie hat wiederholt die größten Defizits gedeckt und sofort kamen in Herrnhut 8000 Mark zusammen, als Antwort auf den Einschränkungsbeschluß, damit er nicht realisiert werde. So sollte dieser Beschluß auch ein mächtiger Appell an ihre zahlreichen auswärtigen Freunde sein, daß sie mit größerer Hilfe der kleinen Gemeinde beispringen, um es ihr zu ermöglichen, ihr Werk uneingeschränkt fortzuführen. Freilich auch dieser

unsererseits kräftig unterstützte Appell stößt auf ernste Schwierigkeiten, denn die meisten größeren deutschen M.-G. stehen vor einer ähnlichen kritischen Finanzlage wie die Brüdergemeinde. Für die gesamte Mission ist es eine Frage von der einschneidendsten Bedeutung: Was lehrt uns das wachsende Defizit, wenn gesteigerte heimatliche Leistungen es nicht mehr decken? Die Hauptantwort werden wir in einer Betriebsreform der Arbeit auf den Missionsgebieten suchen müssen — in welcher Weise? Das bedarf einer Spezialuntersuchung, die in einem besonderen Artikel geführt werden muß. Einige Richtlinien gibt mein auf der Kontinentalen Missionskonferenz 1905 gehaltener Vortrag: „Die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission.“

Netzt schließe ich mit dem Schlußabschnitt des Synodal-Referats im Jahresbericht der Brüdergemeinde: „Der tragende Grund der Arbeit“. Er lautet:

„Eine Generalsynode der Brüderkirche hat es nicht nur mit den Ästen und Zweigen des Baumes der Gemeinde, sondern mit dem Baume selbst zu tun. Ist der Stamm, der die Äste trägt, gesund, droht er innerlich auszumodern, zehrt der Wurm an seinem Mark, sind seine Wurzeln am Verdorren? Ernste Fragen, die allemal, wenn sie ernst gestellt und ernst beantwortet werden, in die Buße führen. Sie gewannen im gegenwärtigen Zeitpunkt ihr besonderes Gewicht dadurch, daß der das Werk noch immer hauptsächlich tragende deutsche Zweig der Unität durch tiefgreifende Fragen der Lehre und Glaubenserkenntnis beunruhigt, ja erschüttert worden war. Da auch die kirchliche Presse Deutschlands zu dieser Angelegenheit vielfach, zum Teil in einem der Brüdergemeinde sehr ungünstigen Sinn, das Wort ergriffen hatte, war es sehr begreiflich, daß unsre überseeischen Brüder mit manchen ernststen Besorgnissen nach Herrnhut gekommen waren und mehr als alles andere die Gewißheit darüber herbeisehnten, ob wir noch auf dem gleichen Fundamente ruhten, ob wir noch in dem Sinne Brüder seien, daß einer, Christus, unser Meister sei. Es war ein besonderes Geschenk unseres Herrn, daß über diese tiefsten Fragen mit rückhaltloser Offenheit verhandelt werden konnte, und das größte Geschenk seiner Gnade, daß wir uns im Bekenntnis des Glaubens zu ihm zusammenfinden durften. Dieser Einigkeit des Glaubens gab Synode durch folgende Erklärung Ausdruck:

„Wir danken es dem Herrn, daß er unsre Kirche bis auf diesen Tag bei dem einigen Grund erhalten hat, und daß er es uns geschenkt hat, uns aufs neue zu verbinden, auf den Namen, der über alle Namen ist. Mit all unsern Christengemeinen in der alten und neuen Welt, sowie mit unsern Gemeinen aus den Heiden bekennen wir uns aufs neue zu dem, was unsrer Väter Kraft und Trost gewesen ist, und wollen in dieser ernststen und entscheidungsvollen Zeit des Evangeliums von Christo uns nicht schämen.

Vielmehr verbinden wir uns von neuem dazu, soviel Gott Gnade gibt, mit aller Einfalt und aller Kraft den Heiland zu verkündigen, es unter Christen und Heiden zu bezeugen, daß unser Herr Jesus Christus unser einiger Heiland und Erlöser ist, weil in ihm, als dem eingeborenen Sohn Gottes, der heilige und barmherzige Gott selbst Wohnung unter uns gemacht hat. Vor allem wollen wir festhalten an dem Wort vom Kreuz, dessen Geheimnis Gott unsrer Gemeinde von ihren ersten Anfängen an in besonderer Weise aufgeschlossen hat, und nicht müde werden, den Opfertod Jesu, durch den Gott eine sündige Welt mit sich versöhnt hat, in den Mittelpunkt all unsrer Verkündigung zu rücken. Und wie das Wort von der Versöhnung unter uns lebendig bleiben soll, so wollen wir auch nach dem Vorgang der Apostel Zeugen der Auferstehung des Herrn Jesu sein. Denn mit der gesamten Kirche erblicken wir darin, daß der am Kreuz für uns Gestorbene, durch die Herrlichkeit des Vaters zu einem neuen Leben auferweckt, wahrhaftig von den Toten auferstanden ist und für uns lebt, den Felsengrund, auf dem die Kirche und jedes einzelne Christenleben ruht.“



Die Südafrikanische Allgemeine Mission. (S. A. G. M.)

Von D. G. Kurze.

Unter den in Britisch-Südafrika tätigen Missionsgesellschaften nimmt die „South Africa General Mission“ eine besondere Stellung ein, da sie neben der direkten Missionsarbeit an den Eingeborenen zugleich eine bedeutsame Evangelisationsstätigkeit unter der weißen Bevölkerung Südafrikas ausübt. Die Anfänge der Gesellschaft gehen auf das Jahr 1888 zurück, in welchem das in der Kapkolonie missionierende Ehepaar Osborn Howe den anglikanischen Geistlichen Spencer Walton einlud, Evangelisationsversammlungen in den verschiedenen Städten der Kolonie zu halten. Da seine Wirksamkeit eine gesegnete war, baten ihn Howes in ihre Arbeit einzutreten und dieselbe durch Gewinnung neuer Kräfte über ein größeres Gebiet auszudehnen. Spencer Walton war nicht abgeneigt, besonders nachdem der bekannte Erweckungsprediger und Missionsmann Andrew Murray in Wellington seine Bereitwilligkeit zur Übernahme des Vorsitzes der neuzubegründenden Missionsgesellschaft erklärt hatte, rief er in England einen Missionsrat für eine sogenannte „Cape General Mission“ ins Leben und kehrte bereits im Sommer 1889 mit 5 neugewonnenen Missionsarbeitern nach der Kapstadt zurück. Im folgenden Jahre siedelte das Ehepaar Osborn Howe nach der

Natalkolonie über, wo sie unter dem Namen der „Südostafrikanischen Evangelistenmission“ eine neue Arbeit in Angriff nahmen. Nachdem beide Vereinigungen einige Jahre in brüderlicher Eintracht nebeneinander gearbeitet hatten, kam es am 1. Januar 1894 zu einer Verschmelzung und das vereinigte Missionsunternehmen führte fortan den Namen „South Africa General Mission“.

Die Entwicklung der Mission ist in den 15 Jahren ihres Bestehens eine verhältnismäßig rasche gewesen, sowohl was die Evangelisationstätigkeit unter der weißen Bevölkerung anbelangt, als auch auf dem Gebiete der Heidenmission. Die evangelistische Tätigkeit, die wir hier nur nebenbei erwähnen, hat ihre Hauptmittelpunkte in der Kapstadt und in Johannesburg, von wo aus in den verschiedenen Städten Britisch-Südafrikas innere Mission unter der Kolonialbevölkerung getrieben wird, nicht zum wenigsten auch unter den Soldaten — es bestehen 3 Soldatenheime in Wynberg, Middelburg und Standerton — und unter den Seelenten, für welche die Mission in der Kapstadt und in Durban besondere Hospize unterhält. Was die eigentliche Heidenmission anbelangt, so hat die „Südafrikanische Allgemeine Mission“ im Laufe von 15 Jahren eine Kette von 25 Missionsstationen unter den Eingeborenen der südafrikanischen Küste angelegt, die sich von Raffraria bis hinauf in das Schiregebiet erstreckt. Leider ist dadurch eine zu große Zersplitterung der Kräfte herbeigeführt worden; unserem Erachten nach würde man mehr erreichen, wenn man die Operationsbasis auf Raffraria, Natal und Zululand beschränkt hätte. Von den 60 Arbeitskräften, die die S. A. G. M. in Südafrika stationiert hat, sind 19 (5 Missionare und 14 Schwestern) in der inneren Mission und evangelistischen Tätigkeit beschäftigt, während 41 (23 Missionare, 18 Schwestern) die eigentliche Heidenmission betreiben. An Geldmitteln standen der Gesellschaft im letzten Berichtsjahre (1908) 236 100 Mk. zur Verfügung von denen 86 023 Mk. auf innere und 150 017 Mk. auf äußere Mission verwandt wurden. Mit der Ausdehnung der Arbeit hat auch die Erweiterung der heimatischen Organisation Schritt gehalten. Noch führt D. A. Murray die Oberleitung; unter ihm stehen Missionsausschüsse in England, Nordamerika (Newyork), Kanada (Toronto) und eine sogenannte Exekutive in der Kapstadt. Die Gesellschaft ist ausgesprochen interdenominationell. Wir schließen nun im folgenden eine Rundschau über die einzelnen Arbeitsfelder der S. A. G. M. an.

Die ersten Heidenmissionsstationen legte die Gesellschaft im südlichen Kaffraria im Tembu- und Bomwanalande an. In ersterem liegen die Stationen Rutubeni mit 12 Außenposten und 84 Heidenchristen und Mount Packard, wo unter dem sehr unzugänglichen Stamm der Amatschesi erst ein Häuflein von 15 Christen gesammelt ist. Das im Osten angrenzende Bomwanaland ist mit den beiden Stationen Ebusumba (62 Christen) und Putuma (43 Christen) besetzt; die früher selbständige Station Empami ist seit einigen Jahren in einen bloßen Außenposten verwandelt worden.

Im Pondolande ist das im Jahre 1896 begründete Nkanga eine der ältesten Stationen der S. A. G. M.; es sind hier und auf 5 Außenstationen 98 Christen gewonnen. Die übrigen Stationen, die alle in der östlichen Hälfte des Pondolandes liegen, sind Lufangisweni (51 Christen), Mtontela (23 Christen) und Endulini (11 Christen).

Verhältnismäßig am stärksten vertreten ist die S. A. G. M. in der Natalkolonie, wo sie außer Durban als Hauptquartier die Stationen Dumisa, Phönix, Ntabamhlope, Empofana und Ekutokozeni besetzt hält. Die Missionsarbeit in Durban ist doppelter Art, indem sowohl den dort zusammenströmenden Angehörigen der verschiedenen Eingeborenenstämme Südafrikas, als auch der immer mehr anschwellenden Zahl importierter indischer Kulis das Evangelium gepredigt wird. Die erstere Arbeit ist besonders wichtig, da die in Durban zu Arbeitszwecken sich gewöhnlich ein bis zwei Jahre aufhaltenden Eingeborenen bei ihrer Rückkehr in den heimatlichen Stamm die Botschaft des Evangeliums weiter zu verbreiten pflegen. Die S. A. G. M. zählte in den ersten 13 Jahren, seitdem sie Durban besetzt hatte, 493 Tausen erwachsener Kaffern. Zurzeit bestehen dort 2 Kafferngemeinden, die eine große Opferwilligkeit zeigen und unter anderem einen Evangelisten in Efinembe (16 Stunden nördlich von Durban) unterhalten. Die Arbeit unter der indischen Kulibevölkerung ist eine sehr schwierige, weil es die Missionsarbeiter hier mit drei verschiedenen Sprachen (Hindi, Telugu, Tamil) und mit fanatischen Mohammedanern zu tun haben. Doch haben die beiden Missionschwester, die sich diesem Zweige der Arbeit widmen, schon einige Erstlingsfrüchte sammeln dürfen; eine besondere Stütze haben sie an einem Häuflein von 40 baptistischen Teluguchristen, die am Evangelium treulich fest-

halten und jüngst nicht unbeträchtliche Opfer für einen Kapellenbau gebracht haben.

In dem 5 Stunden von Durban entfernten Phönix treibt die Gesellschaft ebenfalls unter indischen Plantagenarbeitern seit 12 Jahren Mission, und zwar zumeist durch Schultätigkeit; es sind hier 50 Knaben in einer Schule gesammelt. Eine blühende Missionsstation unter der Kaffernbevölkerung Natal's ist Dumisa (im äußersten Süden der Kolonie), wo der tüchtige eingeborene Missionsgehilfe Wafa zuerst den Boden bearbeitet hat; auf der Station und ihren 6 Filialen zählt man 512 Christen. Das im Norden Natal's gelegene Ntabamhlope mit 246 Christen ist die einzige Station, wo die Gesellschaft neuerdings einen Missionsarzt unterhält, der einen großen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung ausübt. Die ebenfalls im Norden der Kolonie im Ingogotalo gelegene Missionsstation Ekutofozeni zählt ein Häuflein von 120 Christen, während auf Empohama im Nordwesten Natal's eine Christengemeinde von 144 Seelen gesammelt ist.

Von Natal aus drang die S. A. G. M. ins Sululand vor und legte dort die 5 Stationen Makowe, Mount Tabor, Grace, Bangazi und Umseleni (Berachah) an, von denen Grace aber jetzt nur noch als Nebenstation von Mount Tabor aus betrieben wird. In Makowe, das auf hohem Berge westlich vom St. Lucia-See liegt und deshalb als Gesundheitsstation in dem Fieberlande besondere Wichtigkeit hat, sind 95 Christen gesammelt; auch ist im Jahre 1908 hier ein Seminar für Suluevangelisten begründet worden. Ein schwieriges und äußerst ungesundes Arbeitsfeld hat die Mission in Mount Tabor (6 Christen) am Südostende des St. Lucia-Sees; ein kleines Dampfboot ermöglicht dem Stationsmissionar, die Anwohner des Sees öfter zu erreichen; seit 1907 besteht hier eine Kostschule für Knaben und Mädchen. Die beiden jüngsten, erst 1907 ins Leben gerufenen Missionsstationen im Sululande sind Bangazi (4 Stunden nördlich von Mount Tabor) und Umseleni (28 Stunden nördlich von Makowe).

Auch Swasiland ist verhältnismäßig stark durch die S. A. G. M. besetzt; es liegen hier die 5 Missionsstationen Mount Hermon (96 Christen) Hebron (94 Christen), Mbabane (14 Christen), Ezulwini (76 Christen) und Bethany (79 Christen). Letztere Station liegt in der Nähe des Königfraks. Ezulwini wird zur

Zeit als Außenstation von Mbabane mitversehen; hier ist der Sitz des britischen Kommissars; auch die von 500 Eingeborenen bearbeiteten Zinnminen der nächsten Umgebung geben der Station eine gewisse Bedeutung. In Esileni, dem Wohnsitz der Swasi-Königinwitwe, hat die Mission ebenfalls festen Fuß gefaßt. In Hebron ist eine Schule für Swasievangelisten eingerichtet worden.

In der schmalen Küstenebene des Tongalandes beschränkt sich die Tätigkeit der S. A. G. M. auf die Unterhaltung der Station Maputa, wo in achtjähriger Arbeit 145 Christen gesammelt worden sind; auch ist hier eine kleine Mädchenkostschule entstanden.

Einen weitborgehobenen Posten gen Norden bildet die Station Schingwiwi (Nusitu) an der Ostgrenze Rhodesias unter dem Tschindaavolke im sog. Gazalande. Von hier werden auch die Eingeborenen im Busitale jenseits der nahen portugiesischen Grenze missioniert. Bisher sind nur 4 Eingeborene getauft; doch sind 14 Knaben und 9 Mädchen in einer Kostschule gesammelt und die Evangelien in die Tschindaosprache übertragen. Die Anlage dieser vereinzelter Station der S. A. G. M. in dem abgelegenen Gazalande bedeutet eine bedauerliche Zersplitterung der Kräfte, die weiter südlich viel nützlicher zu verwerten wären. Sie war um so überflüssiger, als 16 Stunden südlich davon bei Melsetter der Bostoner Vaard bereits seit längeren Jahren eine starkbemannte Station unterhält.

Noch greller tritt diese Zersplitterung der Kräfte in der Arbeit der S. A. G. M. hervor, seitdem sie sich im Jahre 1900 veranlaßt gesehen hat, die von einem Freimissionar in dem äußersten Südpfel des britischen Njassalandes in der Nähe von Port Herald am Schireflusse begonnene Missionsarbeit zu übernehmen.¹⁾ Die Station lag zuerst in Kasawa und wurde dann, als sich bei der Grenzregulierung herausstellte, daß dies noch zum portugiesischen Territorium gehöre, nach Zulwe auf einen Berg westlich von Port Herald verlegt. Kasawa wird als Außenstation weiter gepflegt; auch werden in zwei Schulen in Port Herald und Nhacha 70 bis 80 Kinder von 2 eingeborenen Missionsgehilfen unterrichtet. Die dem Senavolk angehörenden Eingeborenen zeigen sich willig und haben auf eigene Kosten in Zulwe eine Kapelle gebaut; doch haben bisher noch keine Taufen stattgefunden.

1) A. The Bible in the World, 1909, 213.

Indirekt treibt die S. A. G. M. noch Heidenmission, indem sie seit einer Reihe von Jahren im Basutolande auf ihre Kosten 2 eingeborene Evangelisten unterhält, die im Dienste der Pariser Missionsgesellschaft unter der heidnischen Bevölkerung der Maluti-berge arbeiten.

Die Gesamtzahl der von der S. A. G. M. auf ihren verschiedenen Arbeitsgebieten gesammelten Heidenchristen betrug im Jahre 1908 2269 Seelen. Bei dem unleugbaren Eifer und dem anerkennenswerten Opfermut, den die meisten der Arbeiter dieser Mission bisher bewiesen haben, dürfte in Zukunft ein noch rascheres Wachstum ihrer eingeborenen Christengemeinden zu erhoffen sein, wenn es der Leitung der Mission gefallen wollte, ihre Kräfte fortan mehr zu konzentrieren.



Die Wahrheit über den Islam.

Von Missionar Simon.

Das Interesse für die Welt des Islam ist wirklich erwacht, das ist eine erfreuliche Tatsache. Die politischen Ereignisse in der Türkei, in Persien, vielleicht auch Vorkommnisse wie der letzte jug-ägyptische Kongreß in der Schweiz haben manch einem gezeigt, daß seine Vorstellung über den Islam einer Revision bedarf. Gewiß, der tolerante Glanz der neuen freiheitlichen Epoche hat manches Auge von neuem geblendet. Man sieht im Islam nicht ohne Enthusiasmus den Bundesgenossen im Kampf für die Freiheit des Gedankens. Die Selbstamputation, die der kranke Mann mit eigener Hand vorgenommen hat, hat Europa imponiert, man hat ihm das nicht zugetraut; man übersieht indes vielfach, daß die Wunden des Patienten noch lange nicht geschlossen sind.

Über es ist doch gut, daß man die im Islam schlummernde Kraft in unseren Tagen wieder ernsthaft beachtet. Man fängt darum an, den Missionaren zu glauben, die von einer islamischen Gefahr für unsere Kolonien reden. Sein Vordringen kann nicht mehr in Abrede gestellt werden, so gern man es täte. Man muß dazu Stellung nehmen.

Eine merkwürdige Scheidung der Geister wird nun sichtbar. Auf der einen Seite ruft die christliche Mission entschlossen, wenn

auch ruhig und besonnen, zum Schutze der bedrohten Heidenvölker, zur Verteidigung des mühsam gewonnenen, jetzt durch den Islam gefährdeten christlichen Neulandes, auf. Ja, man hält die Zeit für gekommen, den Feind womöglich im eigenen Lager anzugreifen.

Auf der anderen Seite aber hat man einen anderen Ausweg gefunden. Man schickt sich an, sich in das Unabänderliche zu finden. Man gibt Afrika preis, die Islamisierung sei doch nicht mehr aufzuhalten. Aber man hat in dieser mißlichen Lage einen Trost: man sucht den Islam trotz seiner schlecht zensierten kulturgeschichtlichen Vergangenheit, trotz seiner kulturfeindlichen Glaubensgrundsätze doch als Kulturfaktor auf den Schild zu heben. Man hofft auf eine Modernisierung des Islam. Man erwartet, wenn nicht eine Christianisierung, d. h. eine allmähliche Entwicklung des Islam zu einem dogmenlosen Christentum, wie man sagt, so doch seine Europäisierung. Im übrigen müsse man sich eben mit der unter den Eingeborenen sich vollziehenden Scheidung der Religionen wohl oder übel abfinden, so wie man in Deutschland die Trennung der Konfessionen auch hinnehmen müsse.

So droht dem eben erwachten Missionstrieb eine schleichende Gefahr. Man will uns wieder einschläfern. Man will uns einreden, der Islam sei weder für die Kultur noch für den Staat noch für das Christentum, wenn es richtig verstanden werde, gefährlich.

Darum müssen jetzt Männer reden, die aus eigener Erfahrung uns sagen können, was es in Wirklichkeit um den Islam ist.

In diesem Sinne begrüßen wir mit aufrichtiger Freude die von der Gräfin E. Gröben angefertigte Übersetzung des 1907 erschienenen Buches: „Islam a challenge to faith“ von C. M. Zwemer D. D.; deutsch: „Der Islam, eine Herausforderung an den Glauben“ (Kassel, Duden Nachf. 1909). Sein Verfasser ist ja dem Missionsfachmann kein Neuling, aber sein Buch hat ein Recht auf die Beachtung weiterer Kreise erscheint doch in nächster Zeit, wie mir D. Zwemer mitteilt, auch eine französische und sogar eine russische Ausgabe. Auch in der deutschen Literatur füllt es in der Tat eine Lücke aus. Die parallelen Arbeiten von Büttke und Mühlhausen-Arnold¹⁾ sind heute veraltet, denn gottlob ist inzwischen

1) M.-Arnold, Der Islam, Gütersloh 1878, übrigens immer noch sehr lesenswert. Büttke, Der Islam und seine Völker, Gütersloh 1878. Letzteres ohne Berücksichtigung der Mission.

auch in der Mohammedanermiffion etwas gefchehen. Die Lektüre des Zwemerschen Buches hat einen eigenartigen Reiz durch die Persönlichkeit des Verfassers. D. Zwemer ist langjähriger Miffionar in Arabien gewesen und Kenner der arabischen einschlägigen mohlemischen Literatur. Zu den sämtlichen Mohammedanernmiffionen der Neuzeit steht er als Leiter des Weltkongresses für Mohammedanermiffionare in Kairo 1906 in persönlichen Beziehungen. Die Resultate der Besprechungen und Referate von Kairo finden reichlich Verwendung in dem Buch. Es gibt uns also den Niederschlag der Miffionserfahrungen der Mohammedanermiffionsarbeit der Neuzeit überhaupt.

An der Hand eines so kundigen und warmherzigen Führers durch das Labyrinth der islamischen Geschichte, Glaubensvorstellungen und Zeremonien zu wandern, ist lehrreich und glaubenstärkend, zumal der Ariadnesfaden seines festen, seiner Überlegenheit gewissen christlichen Glaubens ihn immer wieder zu seiner klaren These gegenüber dem Islam zurückführt: „Der Islam, eine Herausforderung an den christlichen Glauben.“

Ich kann nur jeden zur Lektüre herzlich ermuntern. Gerade darum will ich auch nicht versuchen, den Inhalt der 12 Kapitel auf 313 Seiten hier wiederzugeben. Aber vielleicht reizt es den einen oder anderen das übrigens prächtig illustrierte Buch selbst in die Hand zu nehmen, wenn wir hier und da einmal den Schleier etwas lüften.

Wir treten an die Wiege des Islam (Zwemer hat darüber eine Monographie geschrieben: „Arabia, the cradle of Islam“). Das vorislamische Arabien ist nicht das Land der Unwissenheit und Finsternis gewesen, wie es der tendenziöse arabisch-mohlemische Schriftsteller darzustellen pflegte. Er konnte den Hintergrund, auf dem das göttliche Gestirn, Mohammed, aufleuchtete, nicht dunkel genug malen, den Nachweis dafür verdanken wir den Arabisten (Wellhausen u. a.). Es soll manchem, der sich für den Islam als Kulturbringer begeistert, zu denken geben, daß z. B. die Stellung der Frau in der vorislamischen Zeit besser gewesen ist als in der islamischen. Mohammeds Biographie ist trotz der Beschönigungsversuche europäischer Forscher eine höchst anstößige Familienlektüre in der islamischen Welt. Der Mohammed des Koran ist außerdem ein anderer als der Prophet im Mondscheinlicht islamischer Tradition. Hier ist er zum Halbgott avanciert, seine Apotheose ist nichts weiter

als der Versuch, Mohammed mit den Emblemen des Jesus der Christen zu schmücken. Darum scheint freilich auch die These Zwemers: „Der Islam ist nichts mehr und nichts weniger als der Judentum nebst Zugabe des Apostelamtes Mohammeds“ kaum haltbar zu sein; denn mit dem Mohammed, der Mittler zwischen Gott und den Menschen ist, tritt ein Element in den Islam ein, welches ihn aus der Sphäre des Judentums heraushebt.

Den Siegeslauf des Islam rückt Zwemer in das rechte Licht. Die Sieger waren oft die Besiegten. In Europa scheinen die klimatischen Verhältnisse der Ausübung des mohammedanischen Rituals hinderlich gewesen zu sein; die christlichen Kirchen des Orients vermochte der Halbmond nicht ganz zu ersticken. Aber ob die Propaganda nun friedlich verlief wie in China oder blutig wie in Englisch-Indien, ob die kriegerischen Fullah aus afrikanischen Hirtenvölkern Kriegerleute machten oder Kulis in Kalkutta in ihrer Freizeit den Islam predigten — immer ist die treibende Kraft zur Propaganda der Glaube, auch bei dem Kameeltreiber, der den Koran zwar nicht lesen, aber doch küssen kann. Nur darf man diesen Glauben nicht so ohne weiteres Monotheismus nennen. Selbst das arabische Volk ist noch geknechtet durch seine Furcht vor Geistern und Genien (djinn). Darum tritt das eigentliche Problem jeder Religion, die vom Glauben an Gott redet, die Frage nach der Rettung von Sünden, schon in dem Koran zurück. Schade, daß uns von dem merkwürdigen und doch so öden Buche nur die beiden Glanzkapitel (Sure I und der Tronvers) mitgeteilt werden. Ein paar recht magere Partien hätten beigelegt werden können; so fehlt dem Licht der Schatten. Sonst sind übrigens gerade die reichlich eingestreuten Zitate schlagend und überführend, vielsagend auch ohne Kommentar (vergl. des großen Dogmatikers und Mystikers Ghazalis merkwürdiges Zeugnis über mohammedanische Sinnlichkeit.)

Die Leute, die ihr Urteil über Mohammed mit Vorliebe nur auf den Koran gründen, erfahren von D. Zwemer, daß im Koran der heutige Islam nur unvollständig enthalten ist. Deshalb führt uns der kundige Verfasser in den Wirrwarr der moslemischen Dogmatik, Ethik und des Ritus kurz ein. Nur ein paar Worte dazu: Man kann darüber zweifelhaft sein, ob man für das rituelle „Gebei“ des Islam nicht ein anderes Wort wählen sollte, so klar ja auch die mechanische Außerlichkeit dieser eigenartigen Gottesverehrung her-

vorgehoben wird. Daß die religiöse Steuer durchaus nicht immer in die Hände der Bedürftigen kommt, für die sie eigentlich bestimmt ist, sondern in vielen Ländern in den Taschen habgieriger Priester verschwindet, hätte vielleicht noch deutlicher die Heuchelei dieser sog. Almosen aufgedeckt.

Und nun die Mission! Die gegenwärtige Lage macht die Mission nötig, nicht überflüssig. Weder die Spaltung des Islam in 150 Sekten noch die Mystik führen zu seiner Zerlegung oder vermitteln den Eintritt in das Christentum. Freilich befriedigt auch die Mystik nicht; Imad ed din, der bekehrte mohammedanische Mystiker, beweist es; aber Reformationen haben im Islam keine Aussicht auf Erfolg. Das zeigt die Geschichte der puritanischen Wachabiten. Die Reformbewegungen z. B. in Englisch-Indien sind mehr agnostisch als moslemisch.

Über die Geschichte der Mohammedanermissionen hörte man gern etwas mehr; über die bedeutendste und erfolgreichste Mohammedanermision, die es augenblicklich gibt, nämlich die in Niederländisch Indien, die unter zirka 30 Millionen Mohammedanern fast 30 000 getaufter Mohammedanerchristen gewonnen hat, — ich rede pro domo — wird kurz hinweggegangen. Aber die kurzen Lebensabrisse einiger hingebender Mohammedanermisionare senken ihre Wurzeln tief in unser Gewissen. Freilich, wir stehen noch in der Vorbereitungszeit; aber die Waffen sind geschmiedet, seit 1865 kann jeder arabisch redende Moslem den Koran mit der arabischen Bibel vergleichen und weite Kreise des Orients geben zu, daß die Bibel nicht verfälscht sei, wie in der Polemik gegen das Christentum dreist behauptet wird; sie lesen sie, und zwar gern und willig. Es wetterleuchtet in der mohammedanischen Welt, wenn z. B. in Fez 1906 30 Moslem zum Christentum übertreten, wenn in Englisch-Indien 200 eingeborene Gehilfen aus den Mohammedanern arbeiten.

Also die strategisch wichtigen Punkte besetzen! Der moslemischen Gefahr wie in Afrika vorbeugen! Den Panislamismus nicht unterschätzen! Lord Cromer, der langjährige britische Regent Ägyptens, verrät uns, warum der Islam kampflustig sein muß. Also wir werden ihn besiegen oder er wird uns besiegen!

Für eine zweite Auflage des Zwemerschens Buches nur ein paar Bitten: Man füge den wertvollen Index der englischen Ausgabe doch bei und übernehme den Literaturnachweis vollständig.

Vielleicht könnte auch die englische Schreibweise mancher Namen verdeutschelt werden. (Sipirok statt Seperok, Atje statt Achin, Meinhof statt Mainhof — war übrigens nicht an der Berl. Univerſität, ſondern am orientaliſchen Seminar —). Man erlaſſe auch dem Leſer die ſchwierige Umrechnung der Hedſchrazeitrechnung in die Chriſtliche.



Chronik.

Schon S. 254 wurde der Proteſt eines ſittlich ernſten gebildeten Hindu gegen das **ſchandvolle Syſtem der Tempeldirnen** mitgeteilt. Wie die C. M. Rev. (09, 552) meldet, hat nach langjährigen Informationen die (heidniſche) Regierung von Maiſur ein Edikt erlaſſen, in welchem es heiſt: „Nach den Schaſtras bildet der Dienſt der Devadaſis (der Mägde des Gottes) einen Teil des Gottesdienſtes in den Tempeln der Hindu und iſt Geſang und Tanz derſelben in der Gegenwart der Gottheit vorgeſchrieben. Perſönliche Reinheit, anſtändiges Betragen und ein Keuſchheitsgeſchwörniß wurden als Bedingung gefordert. Aber die hohen Ideale der alten Zeit ſind degeneriert und die weiblichen Dienerinnen ſind ſittlenloſe Mädchen geworden. Was immer der urſprüngliche Sinn der Einrichtung der Devadaſis geweſen ſein mag — der jetzige Zuſtand der Sittenloſigkeit, in dem dieſe Tempeldienerinnen ſich befinden, rechtfertigt das Vorgehen der Regierung, welches die Devadaſis von jeder Art des Dienſtes in heiligen Inſtitutionen wie die Tempel excluſiv.“ Die Madras Mail, welche dieſen Erlaß veröffentlicht, fügt hinzu: „Es iſt nicht die Agitation der Europäer, deren Empfinden beleidigt wird durch einen tatſächlichen Zuſtand, den es mit der Heiligkeit des Gottesdienſtes nicht vereinigen kann, ſondern der Aufſchrei des frommen Hindu gegen eine verderbte und demoralisierende Praxis, die im Laufe der Jahrhunderte in ſeine Religion ſich eingeſchlichen hat; aber der Fortſchritt, den die indiſchen Verſuche zur Korrektur ihrer verderbten religiöſen Gebräuche machen, iſt das Ergebnis der ſtillen reinigenden Nähe der chriſtlichen Religion und Sittlichkeit. Es iſt ganz ähnlich z. B. mit dem Kampf gegen die Kinderverlobungen und Heiraten, der von gebildeten heidniſchen Hindu geführt wird.“

In einem ſehr leſenswerten Aufſaße: The hope of India ſchreibt die C. M. Rev. (09, 515) über die **Macht der Brahmanen** vornehmlich in Südinbien: „Der Einfluß und die Gewalt der Brahmanen iſt faſt unberechenbar. Seit beinahe 3 Jahrtausenden übt die Kaſte der Brahmanen, obgleich keineswegs die zahlreichſte, die intellektuelle und religiöſe Herrſchaft über alle anderen Kaſten und Klaſſen Indiens aus. In der mohammedaniſchen Ara war allgemein der Brahmane der leitende

Geist der Zeitpolitik, und man sagt, in der Gegenwart ist es nicht der Engländer, der in Wirklichkeit Indien regiert, sondern der brahmanische Scherifstatar, der Steuereinnnehmer (deputy-collector), und die große Armee der brahmanischen Beamten. Der brahmanische Pandit allein ist es, welcher kennt und auslegt die Schastras, welche das gesellschaftliche und religiöse Leben der Hindu regieren. Sein Wort ist das Gesetz für mehr als 200 Millionen ihrer Mitbürger. Der brahmanische Priester ist es, welcher die häuslichen Zeremonien jedes Haushalts amtlich verrichtet. Der Brahmane ist es, der sich durch die Macht der Überlegenheit seines Intellekts zu den höchsten Regierungsstellen drängt. Der Brahmanz ist es, der fast in jedem Dorfe und jeder Stadt das Gesetz handhabt. Der Brahmane ist es, der sich unter den englischen Ingenieuren den Hauptanteil an den öffentlichen Arbeiten verschafft, und der in Wirklichkeit die Wohltaten der Bewässerung den Bauern vermittelt. An den Eisenbahnen, den Kanälen, in den Hospitälern, in den Regierungs- und Hinduschulen ist es der Brahmane, der den beherrschenden Einfluß übt. überall ist es der Brahmane, der dem Volke gegenüber die Regierung vertritt. Er ist das Medium zwischen dem britischen Beamten und dem Dörfler. Seine Stellung wird ja heute in einer gewissen Ausdehnung von andern umworben, namentlich die eingeborenen Christen sind es, die nicht ohne Erfolg mit ihm rivalisieren, aber noch ist seine intellektuelle Suprematie überall herrschend. Selbst die westländische Zivilisation, obgleich sie demokratische Ideen eingeführt und anderen Klassen den Erwerb der Wohltaten der Bildung ermöglicht hat, hat die Macht des Brahmanen vergrößert; denn er hat nicht nur ein großes Anpassungsgeſchick an die fremden Ideen, ja eine Aneignungswilligkeit derselben gezeigt, sondern er versteht auch meisterlich, sie sich zunutze zu machen. Daher ist eine zwingende Notwendigkeit, daß wir in unseren Anstrengungen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Brahmanen und andere höhere Kasten für das Christentum zu gewinnen, nicht nachlassen."

*

■

*

Kurz nach seiner Ankunft in Java, das er zum zweiten Male als Visitator besuchte, ist, schnell vom Fieber hingerafft, erst 52 Jahre alt **Julius Sturberg gestorben**, der langjährige treue und väterliche Inspektor der Waisen- und Missionsanstalt zu Neukirchen. Ein schmerzlicher Verlust nicht bloß für das unter seiner besonnenen Leitung aufgeblühte Werk, sondern für die gesamte deutsche Mission, die in ihm einen ihrer glaubensinnigsten Vertreter besaß. „Unser Trost ist“, heißt es in der Todesanzeige, „was der Heimgegangene selbst bei der Abschiedsfeier am 26. Juli uns zurief: Jesus bleibt. Schaut auf Ihn, auf Ihn allein! Laßt uns zusammen aufsehen auf Jesum! Wir werden Ihn augenugsam finden.“

Wd.



Literaturbericht.

1) Gutmann: „Dichten und Denken der Dschagganeger.“ Leipzig, Verlag der evang.-luth. Mission. 1909. 2 geb. 2,50 M. Es ist eine Freude, dieses Buch anzuzeigen. Der Verfasser hat mit seinem Verständnis für fremdes Volkstum die Dschagganeger am Kilimandscharo studiert und gibt uns Einblicke in ihr soziales Leben, ihre Denkweise und ihr Seelenleben, die nicht nur für den Religionsforscher von hohem Interesse sind. Jedes richtig beobachtete Naturvolk enthüllt uns eine reiche Individualität mit originalem Denken, in sich geschlossener Weltanschauung und einem kunstvollen Gebäude festgefügtter Sitten. Der Verfasser führt uns ohne Einleitung mitten hinein in das Seelenleben der Wadschagga, er erzählt von ihren Beziehungen zu der ihr Seelenleben beeinflussenden Natur, von den Häuptlingen und deren Stellung, von ihren Kriegen, Dorfleben, Geburt, Erziehung, Heirat, Sterben, Arbeiten und Kulturansätzen. Durch eingeflochtene zahlreiche Sprüchwörter und Märchen wird die Darstellung ungemein anschaulich. (Prachtvolle Sprüchwörter: „Wenn ein Waisenkind am Friesel leidet, dann heißt es: das ist Kräke; wenn aber ein Häuptlingssohn die Kräke hat, dann sagt man: es ist ein leichtes Friesel“; „der Schnabel des Nashornvogels verdirbt durch Polieren“; „der Stab des Hirten tötet die Kuh nicht“; „ein geschäftig hastiges Weib säugt das Kind der Nachbarin“). Auch der Humor fehlt dem Völklein nicht. Von großem Werte ist, was der Verfasser über die Religion der Wadschagga zusammengetragen hat. Er kommt zu dem Resultat, daß dieses Volk eine verhältnismäßig hohe Gottesidee hat; Gott ist ihm ein gütiges Wesen, die lebensschaffende Macht; man weiß über ihn viel Schönes zu sagen (An dem Tage, da Gott den Menschen bildet, weiß er den Tag seines Todes“; „du kannst mich nicht töten, das ist Gottes Sache allein“; „Gott ist größer als ein Häuptling“; „Gott geleite dich glücklich“; „daß ein Mann ist, wie er ist, ist nicht sein Verdienst, sondern Gottes, der ihn gebildet hat“). Aber trotz alledem tritt die Verehrung Gottes (oder des Himmels) in der Religiosität vollständig zurück, weil, wie sie sagen, von Gott ihnen keinerlei Not und Trübsal droht. Bestimmend für die Religiosität sind hingegen die Ahnen. Der Dschagganeger ist Animist und Ahnenverehrer; trotz mancher tieferer Gedanken ist das Leitmotiv seiner Frömmigkeit Furcht vor unheimlichen Gewalten. Die Ahnen verlangen zu ihrem Wohlergehen Opfer; werden ihnen die nicht bewilligt, dann peinigen sie die Lebenden. Es ist dies ein allen animistisch-spiritistischen Religionen gemeinsamer Gedanke, daß die Toten einerseits abhängig sind von dem guten Willen der Lebenden, andererseits aber Macht über das Wohl und Wehe der Lebenden besitzen. Nach den Beobachtungen des Verfassers kann sich der Gottesbegriff nicht aus dem Ahnenkult entwickelt haben; denn man scheidet Gott vollständig von den Ahnen, setzt ihn oft geradezu in Gegensatz zu ihnen. Was der Verfasser über den Aberglauben berichtet, stimmt wesentlich überein mit den animistischen Gebräuchen anderer Naturvölker und leitet sich ab aus dem gemeinsamen

Seelenbilde (Wertung des Schattens, des Speichels, der Haare, des Blutes, des Namens, der Nägel, Analogiezauber, Verwünschung, Fluchtopf, Seelenbinden, Drazäna als Seelenpflanze); ebenso der Ahnenkult mit seinen Totenopfern, Trauergebräuchen, Vorstellung von der Seele, die nicht zur Ruhe kommt, bis das Grab in Ordnung ist usw. Wie auch bei andern Völkern werden bei einigen Veranlassungen Gott und die Ahnen zusammen angerufen. In einem letzten lehrreichen Kapitel: „Des Volkes Dichten und Denken als Helfer des Evangeliums“ faßt G. zusammen, was der Missionar von den Volksanschauungen für seine Verkündigung verwerten kann. Hier hätte man gern noch mehr darüber gehört, inwieweit das Denken und der Kult der Wadschagga der evangelischen Verkündigung Hindernisse bereitet, und andererseits, ob und wie ihre Sitten und religiösen Gebräuche das Verständnis bahnen helfen. Daß dieses Volk neben vielen Tugenden, die es mit andern animistischen Völkern teilt, auch eine kräftige Eigenart behauptet, zeigt unter anderem die Pietät, mit der die Alten behandelt werden, sowie eine gewisse, vom Verfasser beobachtete Sehnsucht, in das Totenreich einzugehen. Es ist höchst erfreulich, wenn Missionare, die wie niemand anders Blicke in die Volksseele zu tun berufen sind, die Ergebnisse ihrer Studien sowohl der wissenschaftlichen Welt als dem Missionspublikum vorlegen. Der Religionswissenschaft wird damit zuverlässiges Material zugeführt, und die Missionsfreunde lernen das Heidentum besser verstehen; der Heiland, der sich gegenüber dieser eigenartigen, kraftvollen Gedankenwelt durchsetzt, wird ihnen größer, und das Evangelium, welches jene Welt von ungöttlichen Gedanken und Sitten von innen heraus überwindet, herrlicher. Dem Buche sind einige ausgezeichnete Bilder beigelegt, die seinen Wert wesentlich erhöhen.

Joh. Warned.

2) **Meinhof**: „Die Sprache der Herero in Deutsch-Südwestafrika. Dietrich Reimer (Ernst Bohsen) Berlin 1909. geb. 4. M. Der Verfasser, jetzt Professor am Hamburger Kolonial-Institut, ist ein Meister der Bantu-Sprachen-Kunde. Von ihm erwartet man gediegene Arbeit, und solche hat er in dem vorliegenden Buche geliefert. Als ich dasselbe genau prüfend durchgelesen hatte, mußte ich mir sagen: Hätten wir ein solches Buch schon vor 40 Jahren gehabt, was für bedeutende Dienste hätte es uns damaligen Anfängern in der Hererosprache leisten können! Meinhofs Buch ist das, wonach so viele lange ausgeschaut haben, ein Buch für den Selbstunterricht. Es ist eine Grammatik im Kleinen, und wie der Verfasser sagt, „aus dem praktischen Bedürfnis des Unterrichts im (Orientalischen) Seminar entstanden, und soll allein praktischen Zwecken dienen“, nämlich die Farmer, Kaufleute, Beamte, Militärs, Missionare auf möglichst leichtem Wege in die nicht leichte, aber vokalharmonisch schöne Sprache einzuführen. Und diesen Zweck erreicht es weit besser, als die für Studierende und Sprachforscher geschriebenen größeren Bücher in der Hererosprache. — Es steht wohl außer Frage, daß bei unsern Landsleuten in Süd-Westafrika ein Bedürfnis ist, die Hererosprache zu lernen, um sich besser mit ihren Untergebenen verständigen zu können. Ist es doch für ein friedliches Auskom-

men mit den Leuten so notwendig. Diesem Bedürfnis kommt das Buch entgegen. Es führt den Lernenden sofort in den praktischen Gebrauch der Sprache hinein. Mit großem Geschick ist dabei zugleich auch dasjenige, kurz und klar verwendet, was die größeren Schriften z. B. von G. Sahn, Brinder, Diehl usw. an Erforschung der Hererosprache schon gebracht hatten. Ich habe schon manche Grammatik verschiedener Bantusprachen in Händen gehabt und muß bekennen, keine hat mich, was praktische Brauchbarkeit anbelangt, so angesprochen, wie Meinhofs Buch. Sein besonderer Wert liegt darin, daß es seinen Lernstoff aus dem Leben der Eingeborenen in meisterhafter Weise schöpft; man hört den Herero in seinen Märchen und täglichen Unterhaltungen reden. Das Buch bringt Sätze, Redeteile aus dem Munde der Leute und das Wörterverzeichnis, das ihm beigelegt ist, Worte, wie sie im täglichen Leben gebraucht werden, was den Selbstunterricht sehr erleichtert. Ich kann daher das Buch jedem Europäer in Südwest ohne Ausnahme aufs wärmste empfehlen. Es ist praktisch fürs Haus, und auf Reisen so handlich, daß man es leicht in der Tasche mit sich führen kann. Einige kleine Druckfehler kann der Lernende leicht finden und selbst korrigieren.

J. Jzle sen., Missionar.

3) Brandt: „Kurzer Abriss der Zahnheilkunde“ zum Gebrauch für Missionare und ärztliches Hilfspersonal in den Missionsgebieten. Berlin 1909, Aug. Hirschwald. Analog dem für Missionare bestimmten Zeitfaden der Augenheilkunde von Colsmann veröffentlicht auf Anregung der Berliner Missionsgesellschaft der Professor für Zahnheilkunde an der Berliner Universität, Dr. med. Brandt, ein Buch von 74 Seiten mit 34 Abbildungen über die Zahnheilkunde. Die Zähne der in den Tropen lange sich aufhaltenden Missionare und ihrer Familienmitglieder sind der Zerstörung und Erkrankung weit mehr ausgesetzt, als die der Europäer in der Heimat. Denn in den Tropen gibt es meist wenig oder keine Zahnärzte. Brandt hat nun einige Missionare in einem praktischen Kurs ausgebildet und übergibt sein sorgfältig ausgearbeitetes Manuskript weiteren Missionskreisen. Das Buch behandelt die Anatomie der Kiefer, der Zähne und des Zahnfleisches und bespricht die Kunst des Plombierens sowie die wichtigsten Zahn- und Mundkrankheiten in durchaus populärer Weise. Von der Behandlung der Zahnerkrankungen hat der Verfasser in weiser Beschränkung Abstand genommen. Den im Deutschen Institut für ärztliche Mission auszubildenden Missionaren wird das Heftchen bei dem Kurs über Zahnkrankheiten ein willkommener Führer sein.

Dr. med. Opp.



Das Deutsche Institut für ärztliche Mission.

Zur Erinnerung an den Tag seiner Einweihung.

Von J. Kammerer, Oberlehrer.

Der 20. Oktober des Jahres 1909 wird als ein Ehrentag in den Jahrbüchern der deutschen evangelischen Mission eingezeichnet bleiben. Denn was so viele Missionsfreunde längst ersehnt und erhofft, woran sie jahrelang mit voller Hingabe gearbeitet, das hat dieser Tag in herrlicher, kaum geahnter Vollenbung gebracht: den sichtbaren Mittelpunkt der deutschen ärztlichen Mission, die gut fundierte, wohl ausgestattete Bildungsanstalt für zukünftige Missionsärzte und ihr Hilfspersonal, zugleich aber auch eine neue, beherzungsbolle, weil auf gesunder Grundlage ruhende und klar umrissene, praktische Ziele verfolgende Verbindung von Mission, Wissenschaft und Kolonialregierung.

An diesem Markstein evangelischer Missionsarbeit gebührt es uns, für einen Augenblick stille zu stehen, um prüfenden Auges nochmals die durchmessene Bahn zu überblicken, Einschau zu halten in das geschaffene Werk und den Blick zu schärfen für die Aufgaben und Ziele der Zukunft.

1. Die Vorgeschichte des Instituts.

Es war am 19. Oktober 1905, als dem Verfasser der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, dem Verwaltungsrat des Stuttgarter Vereins für ärztliche Mission in eingehendem Referat Bericht zu erstatten über „Missionsärztliche Institute und Samariterschulen“. Als Frucht einer mehrjährigen Werbetätigkeit im Dienste der ärztlichen Mission hatte sich ihm die Überzeugung aufgedrängt, daß dieser Missionszweig in Deutschland nur dann zur vollen Entfaltung gelangen und die seiner Bedeutung entsprechende Würdigung finden könne, wenn die dahin zielenden, bisher vereinzelt gebliebenen Bestrebungen zusammengefaßt würden in einem Zentral-Institut zur Ausbildung von Missionsärzten und missionsärztlichen Hilfskräften. Ihre Bestätigung erfuhr diese Erkenntnis durch einen Besuch in England und Schottland, wo ihm Gelegenheit ge-

boten wurde, die dort bereits seit einer Reihe von Jahren bestehenden Anstalten der genannten Art persönlich kennen zu lernen, einen genauen Einblick in ihre Organisation und Arbeitsmethode zu gewinnen und sich von ihrer weittragenden Bedeutung für die Entwicklung der englischen ärztlichen Mission zu überzeugen.

Es waren vor allem zwei Institute, deren Einrichtungen ihm in verständnisvoller Anpassung an die deutschen Verhältnisse vorbildlich erschienen: die „Livingstone Medical Missionary Training Institution in Edinburg und das „Livingstone College“ in London. Jenes dient der Erziehung und praktischen Ausbildung männlicher und weiblicher Missionsärzte, während dieses in der medizinischen Schulung von Missionaren seine Aufgabe erblickt.

Das „Livingstone Memorial“, eine Schöpfung der im Jahre 1841 gegründeten „Edinburger ärztlichen Missionsgesellschaft“ (der ersten ihrer Art), ist herausgewachsen aus einer Poliklinik für Arme, die Dr. Handyside 1853 eröffnete. Im Armenviertel Cowgate gelegen, hat sie sich im Laufe der Zeit stetig erweitert und bildet nunmehr das anerkannte Hauptquartier der schottischen Home Medical Mission und die bedeutendste Pflanzschule für Missionsärzte in Europa.

Hier werden Kandidaten der ärztlichen Mission in die praktische Seite ihres zukünftigen Berufs als Arzt oder Missionar eingeleitet. Viel jüngeren Datums ist das „Livingstone College.“ Seine Entstehung verdankt es der zielbewußten Energie eines ehemaligen Missionsarztes, des Dr. Harford, der in den ungesunden Nigerlandern Westafrikas jahrelang auf gefährlichem Posten gestanden und die Gesundheitsverhältnisse jener Gebiete wohl gründlicher als irgend ein Europäer vor ihm erforscht hat. Bei seiner letzten Rückkehr vom Missionsfeld gab er den festen Entschluß kund, nicht zu ruhen, bis die englischen Missionsgesellschaften Einrichtungen treffen würden, die es ermöglichten, dem Missionar eine den Bedürfnissen seines späteren Berufs entsprechende medizinische Ausbildung mitzugeben. Die Wucht der Tatsachen und die zwingende Gewalt einer mehrjährigen Erfahrung als Missionsarzt hatten ihn alle Bedenken niederkämpfen lassen, die sich dem Fachmann aufdrängen mußten.

Als Mann der Tat begnügte er sich nicht damit seine Anschauungen in Rede und Schrift vor der Öffentlichkeit darzulegen, sondern er schritt auch sofort zu deren praktischer Ausführung.

Er glaubte an die überzeugende Macht des Beispiels. Darum unternahm er im Vertrauen auf die Hilfe Gottes, zunächst nur von wenigen Freunden unterstützt, die Gründung einer Anstalt zur medizinischen Schulung von Missionaren.

Die Anfänge waren bescheiden und nicht ohne ernstliche Schwierigkeiten. Offene und versteckte Angriffe wurden besonders von ärztlicher Seite gegen das Unternehmen gerichtet. Doch Dr. Harford verstand es, sie durch überzeugende Gründe zu widerlegen, und die Bedenken der englischen Missionsgesellschaften durch die Erfolge seiner Tätigkeit zu zerstreuen. Nicht ohne Grund hatte er seiner Anstalt den Namen des großen Arztes und Wohltäters der Menschheit, Livingstone, beigelegt. In seinem Sinn und Geist wollte er arbeiten und das Wohl der Missionare und der Eingeborenen gleichermaßen fördern. Allmählich erkannten selbst Fernerstehende an, daß Dr. Harfords Livingstone College die Ausführung eines Gedankens bedeute, dem der edle Afrikaforscher von ganzem Herzen zugestimmt haben würde, und was noch erfreulicher war, sogar in den Kreisen der englischen Mediziner machte sich allmählich ein Umschwung der Anschauungen geltend.

Von weiteren englischen Anstalten verwandter Art seien hier nur noch das von Dr. Griffiths gegründete „Zenana Medical College“ in London erwähnt, das Ärztinnen für den indischen Missionsdienst ausbildet, sowie das „Training College“ (Studentenheim mit Konvikteinrichtung) der London Medical Missionary Association, das 1885 ins Leben gerufen wurde.

Das englische Vorbild fand schon frühe in Amerika Nachahmung, wo der Schotte Dr. Domkonnt 1881 die „Internationale ärztliche Missionsgesellschaft“ ins Leben rief. Sie begann ihre Tätigkeit in Newyork durch die Eröffnung einer Missionsapothek für Arme, der sich 1885 ein missionsärztliches Institut zur Seite stellte. So erfreulich war dessen Entwicklung, daß die Zahl der von ihm ausgegangenen Missionsärzte heute bereits das zweite Hundert überschritten hat.

Dr. Domkonnts Beispiel wirkte befruchtend. Was ihm in Newyork nicht gelang, die Gründung einer medizinischen Hochschule für die Ausbildung von Missionsärzten, das führten andere im amerikanischen Westen aus. Seit 1895 besitzt Chicago das „American Medical Missionary College“, eine Anstalt mit Uni-

versitätsrang, das heißt mit dem Vorrecht der Verleihung der medizinischen Doktormürde und Approbation an die in ihm ausgebildeten und durch sein Lehrerkollegium (die Fakultät) vorschriftsmäßig geprüften Studenten. Dieses glänzend ausgestattete, finanziell wohl fundierte, mit anerkannten Lehrkräften versehene Institut ist heute die bei weitem größte, unter den günstigsten Bedingungen arbeitende Anstalt ihrer Art. Nach Battle Creek verlegt und in organische Verbindung gebracht mit dem dortigen, großartigen, vollständig in modern medizinischem Geist geleiteten „Sanitarium“ und mehreren Spitälern Chicagos ist sie in kurzer Zeit zu ungeahnter Blüte gelangt. Von den im Laufe der Jahre aufgenommenen 382 Studenten sind 182 bereits zu Doktoren der Medizin promoviert worden, und Dr. Kellog, der ärztliche Leiter, kann berichten, daß sein Institut im Durchschnitt 70—100 angehende Missionsärzte nebst etwa 40 Missionaren beherberge.

Die im bisherigen erwähnten Tatsachen und Einrichtungen legte das eingangs erwähnte Referat im wesentlichen dem Verwaltungsrat des Stuttgarter missionsärztlichen Vereins vor und zog daraus die für deutsche Verhältnisse sich ergebenden Schlußfolgerungen. Diese gipfelten in dem Vorschlag der Gründung eines deutschen Instituts für ärztliche Mission.

Der geistige Urheber dieses Gedankens war der Vorsitzende des Stuttgarter Vereins, Fabrikant Paul Bechler, ein warmherziger, weitblickender und opferfreudiger Förderer der verschiedensten Bestrebungen auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission. In ihm fand der Plan der Gründung eines missionsärztlichen Instituts einen geschickten und energischen Anwalt. Auf seinen Vorschlag hin wurde beschlossen, ihn den deutschen Missionsgesellschaften, sowie zahlreichen hervorragenden Vertretern der Mission, namhaften Medizinern und sämtlichen deutschen Missionsärzten zur Prüfung vorzulegen und sie um ihre Meinungsäußerung zu bitten. Schon am 20. November, also einen Monat nach jener denkwürdigen Sitzung vom 19. Oktober 1905, ging das Referat mit einem längeren Begleitschreiben des Vereinsvorsitzenden nach allen Teilen unseres Vaterlandes hinaus.

„So gerne wir dem Basler Zweig für ärztliche Mission in der bisherigen Weise mit unserer Arbeit auch fernerhin fördern wollen,“ heißt es in jenem Begleitschreiben, „sind wir uns doch dessen bewußt, daß unser Wunsch, aus dem bisherigen begrenzten Rahmen herauszutreten und auch

den anderen deutschen Missionsgesellschaften zu dienen, nur dann in Erfüllung gehen kann, wenn neben unserem jetzigen, zunächst für Basel wirkenden Verein eine zweite Gesellschaft von uns ins Leben gerufen wird, deren Ausschuß aus Mitgliedern unseres Verwaltungsrates und aus Delegierten aller deutschen Missionsgesellschaften bestehen sollte. Der Zweck einer solchen Gesellschaft — heißen wir sie vorerst ‚Deutsches Institut für ärztliche Mission‘ — wäre vor allem die Gewinnung weiterer Missionsärzte, und die praktische Ausführung würde verlangen, daß in einer deutschen Universitätsstadt ein Studentenheim unter der Leitung eines Missionsarztes errichtet würde für solche Medizin-Studierende, die sich nach Beendigung ihrer Studien einer deutschen Missionsgesellschaft zur Ausendung als Missionsärzte zur Verfügung stellen wollen. Weil aber auf diesem Wege das vorgestechte Ziel nur sehr langsam und schrittweise erreicht werden könnte, wäre es naheliegend und von besonderer Wichtigkeit, mit dem Studentenheim für künftige Missionsärzte des weiteren eine Unterrichtsanstalt zur möglichst zweckentsprechenden medizinischen Ausbildung sowohl von Missionszöglingen, wie auch von Missionaren, die zur Erholung in der Heimat weilen, d. h. eine Samariterschule nach Art des Livingstone College zu verbinden.

Es ist keine Frage, daß eine solche medizinische Schulung einzelner Missionare nur als Nothbehelf angesehen, nur als Surrogat in Betracht kommen darf; denn der Missionar hat in seinem Hauptberuf eine so umfassende Aufgabe, daß nichts anderes als das vielseitige Krankheitselend, dem er bisher machtlos gegenübersteht, ihn zu medizinischen Studien veranlassen kann. Sobald eine genügende Anzahl deutscher Ärzte erkannt haben wird, daß die Not in den Heidenländern ärztliche Hilfe dringend braucht, und daß dort dem tüchtig ausgebildeten Missionsarzt ein weites Feld zur Entfaltung einer ihn innerlich hoch befriedigenden, segensreichen Tätigkeit offensteht, dann, aber erst dann wird der Missionar auf eine medizinische Ausbildung verzichten können. Wie bedauerlich in der Ausdehnung der ärztlichen Mission Deutschland gegen England und Amerika zurücksteht, brauche ich hier nicht näher auszuführen. Wenn aber England trotz seiner stattlichen Anzahl von Missionsärzten ein Livingstone College hat, um dort Missionszöglinge und Missionare medizinisch ausbilden zu lassen, — wie viel mehr brauchen die deutschen Missionsgesellschaften, die für weite Gebiete eines Missionsarztes noch vollkommen entbehren, die medizinische Schulung einzelner Missionare, die es diesen ermöglichen soll, in Nothfällen helfend einzugreifen! Eine medizinische Ausbildung der Missionare ist längst in den Lehrplan der Missionsgesellschaften aufgenommen: es handelt sich also keineswegs um ein neues Prinzip, sondern nur um die planmäßige Erweiterung des medizinischen Lernstoffes unter der Anleitung eines heimgekehrten Missionsarztes.“

Und am Schluß, wo die finanzielle Seite des Planes eingehendere Würdigung findet, lesen wir:

„Aber — werden Sie einwenden — woher sollen die Mittel kommen, und wie soll das Institut seine laufenden Bedürfnisse decken? Ich kann bestätigen, daß ein außerhalb der Stadt in freier Lage zu erwerbender Bauplatz bis zum Höchstbetrag von Mk. 30 000 uns bereits zugesagt ist. Er müßte so groß sein, daß, wenn später die erhoffte Ausdehnung des Instituts in Frage käme, die zunächst unter einem Dach befindlichen beiden Zweige innerhalb des Komplexes baulich getrennt werden könnten. Ein größerer Lehrsaal, der vielleicht auch den Medizin-Studierenden der Universität, um sie mit der ärztlichen Mission bekannt zu machen, bei Vorträgen über Tropenkrankheiten und dergleichen zu öffnen wäre, sowie ein Speisesaal könnten auch späterhin beiden Anstalten gemeinsam bleiben.

Gleicherart wie der Bauplatz geschenkt wird, müßte auch das zu erbauende Haus samt Einrichtung schuldenfrei übergeben werden können. Mit dem Bau wäre erst zu beginnen, wenn dafür hunderttausend Mark gesammelt sind, — zwar ein namhafter Betrag und doch wohl unschwer erreichbar, wenn begüterte Missionsfreunde aus ganz Deutschland und der Schweiz interessiert werden für den Plan, der in seinen Folgeerscheinungen nicht nur den Missionsgeschwistern draußen, sondern auch Hunderttausenden von kranken Heiden zugute kommen soll. Der dazu zu erlassende Aufruf müßte von allen Missionsgesellschaften befürwortet und an hierfür von ihnen als geeignet erscheinende Adressen versandt werden.

Werden aber Grund und Gebäude samt Einrichtung geschenkt, dann handelt es sich nur noch um die laufenden Bedürfnisse, wobei der Grundsatz zu gelten hätte, daß das Institut, soweit es hierfür im Laufe der Zeit nicht Schenkungen bekäme, sich selbst zu erhalten hätte. Die Sätze für volle Pension mit Unterricht wären demgemäß von Anfang an so zu bemessen, daß die Auslagen damit gedeckt werden könnten. Eine spätere Reduktion bliebe nach Maßgabe der Einkünfte vorbehalten. Das Gehalt des Vorstandes — wozu nur ein früherer Missionsarzt geeignet erscheint, der nach seiner Rückkehr in Ausbildung junger Kräfte der ärztlichen Mission weiter zu dienen bereit ist — würde so lange, bis das Institut finanziell auf festen Füßen steht, von unserem Verein für ärztliche Mission zu garantieren sein, wozu das Einverständnis des Basler Missionskomitees zweifellos zu erwarten steht.“

Die Aufnahme, die der Plan in Missionskreisen fand, war über Erwarten günstig, und so konnte am 15. September 1906 in Frankfurt a. M. die Konstituierung des Vereins „Deutsches Institut für ärztliche Mission“ erfolgen, dem sofort 15 Missionsgesellschaften beitraten. Bis zu dem genannten Tage waren 48 000 Mark für das neue Unternehmen gesammelt. Ein Missionsfreund hatte außerdem eine Gabe von 30 000 Mark für Erwerbung eines Bauplatzes in Aussicht gestellt.

Als Sitz des Instituts wurde Tübingen gewählt, wo Univer-

sität und Stadtverwaltung dem Plan das lebhafteste Interesse entgegenbrachten und bei den mit ihnen geführten Verhandlungen großes Entgegenkommen bewiesen hatten. Für Tübingen mit seinem missionsfreundlichen Hinterland und seiner idyllischen Lage sprachen außerdem noch eine Reihe weiterer gewichtiger Gründe.

Nachdem so der Gedanke des missionsärztlichen Instituts eine feste Gestalt gewonnen hatte, galt es in erster Linie, die für seine Verwirklichung erforderlichen Geldmittel zu sammeln. Ein erster Aufruf, der in 100000 Exemplaren hinausging, unterstützt von weiteren Rundgebungen in der Presse, hatte den Erfolg, daß innerhalb Jahresfrist weitere 66000 Mark eingingen. Noch reichlicher floß der Gabenstrom im zweiten Jahre, so daß dieses mit einer Einnahme von 115000 Mark abschließen konnte. Die Gebefreudigkeit unserer Freunde hat auch im dritten Sammeljahre nicht nachgelassen, sich vielmehr noch erhöht. Zu den ungezählten Scherflein der Armen gesellten sich manche reiche Gaben der Besitzenden. Dank dieses edlen Wettsefers in Nord und Süd kann nunmehr das Institut seiner Bestimmung völlig schuldenfrei übergeben werden. Das ist ein Wunder vor unsern Augen.

Somit hat die Finanzfrage eine glückliche, ja hochbefriedigende Lösung gefunden. Schwieriger gestaltete sich von Anfang an die Baufrage. Sie hat den Leitenden manche Sorge und eine Überfülle von Arbeit gebracht. Nach mehrfacher Umarbeitung des Planes gelang es, bei vorteilhaftester Ausnützung des Baugeländes und unter der geschickten Leitung der Herren Architekten Klatte u. Weigle aus Stuttgart ein Haus zu erstellen, das bei aller Schlichtheit der Formen doch die wünschenswerten, für die Umgebung unumgänglich notwendige architektonische Wirkung nicht vermissen läßt. Auch in bezug auf die innere Einrichtung ist dem Gesetz missionarischer Einfachheit in weitgehendem Maße Rechnung getragen worden, doch nicht auf Kosten der Solidität. Das Haus bietet neben den erforderlichen Unterrichts- und Verwaltungsräumen Platz für 33 Studenten und enthält außerdem die Wohnung des Institutsdirektors.

Im Laufe der Zeit hatte sich das Bedürfnis für Angliederung eines Missions-Schwesternheims immer dringender geltend gemacht. Es wurden daher beizeiten die nötigen Schritte zur Erweiterung eines dem Institut unmittelbar benachbarten Wohnhauses, das für diesen Zweck passend schien, getan, und auch die weitere Abrun-

hung unseres Bauplazes nach jener Seite hin vorgenommen. Dieses Schwesternheim, dazu bestimmt, dereinst Pflegerinnen, Hebammen und zukünftige Missionsärztinnen aufzunehmen, ist eben im Umbau begriffen und soll bis zum Frühjahr 1910 bereits bezogen werden.

Als drittes Glied unseres Bauprogramms ist die von den Mediziniern für den Betrieb des Instituts als unerläßlich bezeichnete Tropenklini^k neuerdings mehr in den Vordergrund getreten. Es wird sich dabei allerdings nicht um ein teures und luxuriös eingerichtete^s modernes Spital handeln, sondern nur um ein schlichtes Missionskrankenhaus mit etwa 15—20 Betten, in dem tropenkrank^e, eine längere klinische Beobachtung erfordernde und pflegebedürftige Missionsleute nebst anderen Patienten Aufnahme und sachgemäße Behandlung finden können. Außerdem soll es noch einige Laboratorien enthalten, um den Direktoren die wissenschaftliche Bearbeitung des ihnen zur Verfügung stehenden Materials zu ermöglichen. Ein neuer, vor wenigen Wochen ausgegebener Werberuf soll in erster Linie der Erlangung von Stiftungsbeiträgen für diese Tropenklini^k dienen.

Am schwierigsten gestaltete sich die Lösung der Direktorsfrage. Sie mußte ja für die Zukunft des Instituts von entscheidender Bedeutung sein. Gelang es, den rechten Mann zu finden, so war der Bestand des Unternehmens, insbesondere aber sein missionsarischer und wissenschaftlicher Ruf, gesichert; ein Fehlgri^ff konnte unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Von der ursprünglichen Anschauung, als eigne sich nur ein aktiver Missionsarzt für den verantwortungsvollen Posten eines Direktors, mußte abgegangen werden, als es sich zeigte, daß keiner der draußen stehenden Ärzte verfügbar sei. So mußte denn weiter gesucht werden.

Es ist als eine besonders freundliche Fügung Gottes zu bezeichnen, daß er uns den Mann zuführte, der mehr als irgend ein anderer geeignet schien, die Leitung des Instituts zu übernehmen: Dr. med. Max Fiebig, einen ehemaligen holländischen Militär- und Regierungsarzt, der während eines 22jährigen Aufenthaltes in Niederländisch-Indien sich eine umfassende Kenntnis der Tropenkrankheiten und ihrer Behandlung angeeignet hatte und auch mit der Mission in innigster Fühlung gestanden war. Dr. Fiebig konnte bereits auf der ersten Jahresversammlung des Verwaltungsrats, am 14. November 1908, zum Direktor bestellt werden.

Seit 1. Mai dieses Jahres ist ihm zur Seite getreten Dr. G. Olpp, bisher rheinischer Missionsarzt in Lungfun (Südchina). Auch er hat in neunjähriger, erfolgreicher Tätigkeit auf dem Missionsfeld wertvolle Erfahrungen sowohl in medizinischer als auch in missionarischer Hinsicht gesammelt, die nunmehr dem Institut und seinen Zöglingen zugute kommen sollen. Von besonderer Bedeutung ist es, daß Dr. Olpp ein großes, musterhaft eingerichtetes Spital erbaut und mehrere Jahre geleitet hat. Er wird sich an der Universität Tübingen habilitieren und im Institut ein Kolleg über Tropenkrankheiten lesen. So gibt auch die Lösung der Direktorsfrage viel Grund zur Freude und Dank. Wir dürfen darin die gute Hand Gottes erkennen und ein Angeld weiterer göttlicher Hilfe.

2. Das Institutsgebäude.

Fern vom Geräusch der Stadt, abseits der staubigen Landstraße, erhebt sich der Institutsbau in freier, ruhiger Lage, Sonne und Luft von allen Seiten ungehinderten Zutritt gewährend. Harmonisch in der Gliederung, schlicht und doch vornehm in der Gestaltung der Fassade, bietet er in seiner ländlichen Umrahmung einen überaus freundlichen Anblick. Die architektonische Wirkung ist gewährleistet durch den mit Rasen verzierten und Bäumen bepflanzten Vorgarten, die imposante Masse des Hauptbaues und das stattliche Ziegeldach. Nimmt man dazu noch die praktische Anlage des Ganzen, die solide und geschmackvolle, auch der Forderung der Neuzeit nach Gebühr Rechnung tragende Ausstattung der Innenräume, den entzückenden Blick, den man von den Studentenzimmern auf die sanft ansteigenden Hügel der Umgebung, auf grüne Gärten und Rebgehänge, auf einen Teil der Stadt mit ihrer ehrwürdigen Stiftskirche und dem altersgrauen Schloß, und dann wieder auf das liebliche Lustnauer Tal, genießt; zieht man endlich in Betracht, daß das Haus im Universitätsviertel liegt, so daß Hörsäle, Kliniken und alle für Mediziner in Betracht kommenden Institute in wenigen Minuten bequem zu erreichen sind, so vertieft sich der günstige Eindruck des ersten Anblicks, und es befestigt sich die Überzeugung, daß hier in glücklichster Vereinigung alle äußeren Bedingungen gegeben sind, die wir für das Gedeihen einer solchen Anstalt als wesentlich bezeichnen müssen.

Statten wir dem Inneren einen kurzen Besuch ab! Durch das stattliche auf dorischen Säulen ruhende Portal, am Pförtnerzimmer vorübergehend gelangten wir zunächst in eine ziemlich geräumige Vorhalle, in der sich die Kleiderablage befindet. Wenden wir uns links, so erreichen wir eine Halle, die durch den warmen Farbenton der Wände und die sonstige freundliche Ausstattung einen behaglichen Eindruck macht. Hier sollen die Studenten nach Tisch und in den Abendstunden einen gemüthlichen Aufenthalt finden. Eine der Wände ist mit Schränken bedeckt, in denen in- und ausländische Missionszeitschriften in großer Auswahl zum Gebrauche ausliegen. Links führt eine Thür zur Bücherei, weiterhin zum freundlichen Lesesaal, beide einen Teil der Vorderfront des Hauses einnehmend. An den Lesesaal schließt sich der Hörsaal an, nur von diesem durch eine bewegliche Holzwand getrennt. Durch die Halle geht es zurück zum Korridor, am Eingang vorüber, rechts zum Zimmer des Direktors, geradeaus zum Speisesaal, von hier aus in ein kleines Damenzimmer, das späterhin Missions-Pflegeeschwestern und Missionsärztinnen als Eßraum dienen soll. An den Speisesaal rechts stößt die Anrichte und die auf demselben Boden sich befindende, wohlausgestattete Küche. Diese bildet bereits einen Teil des östlichen Anbaues, der die Wohngelasse für die weibliche Dienerschaft enthält, und einen besonderen Eingang besitzt. Wenden wir uns wieder in den Korridor zurück, so mögen wir uns einen Blick in das zur rechten liegende Tropenmuseum gestatten, das schon eine Reihe trefflicher Lehrmittel, worunter eine vollständige Apothekeneinrichtung, aufweist.

Eine eichene Treppe führt uns ins erste Stockwerk zur Wohnung des Direktors und einer Anzahl von Studentenzimmern. Der zweite Stock und das Dachgeschoß enthalten ausschließlich solche Studentenzimmer; außerdem findet sich auf jedem Stockwerk ein Badezimmer. Besonders anheimelnd für den Besucher sind die Namen, die über diesen Zimmern prangen: Zinzendorf, Prätorius, Dr. Liebendorfer, Wilhelmus von Nassauen, Landgraf Philipp von Hessen, Waldersee, Livingstone, Hudson Taylor, Stuttgart, Frankfurt, Barmen, Ravensberg, Halle, Emden, Bremen, Hamburg, Hannover, Lindau und manche andere. Die Spender von Zimmereinrichtungen haben diesen Namen gewählt und sich so ein Denkmal der Liebe gestiftet, und ein Band geschlungen, das sie auf immer mit dem Heim verbinden soll. Die Einrichtung der Zimmer trägt, wie das ganze Haus, den Stempel der Einfachheit, des guten Geschmacks und der Solidität. In jedem Zimmer finden sich Sofa, Tisch, Schreibtisch, Schrank, Bett, Waschtisch, mit Wandspiegel nebst zwei Stühlen, was zusammen, dreifache Bettwäsche inbegriffen, einen Aufwand von durchschnittlich 630 Mk. erfordert hat. Von den 33 Studentenzimmern sind alle bis auf zwei bereits gestiftet.

Auch sonst ist die Liebe der Missionsfreunde erfinderisch gewesen in allerlei nützlichen Stiftungen: Bücher, wissenschaftliche Apparate und Instrumente, Anschauungsmittel für den Unterricht, Wandschmuck, Uhren, ein Harmonium, ein Pianino und anderes. Aber noch ist Raum für mancherlei Stiftungen, wie der Direktor gern bezeugen wird.

Seit Beginn des Sommersemesters teilweise dem Betrieb geöffnet, beherbergte das Institut schon vor der feierlichen Einweihung eine Anzahl Studenten, neben fünf zukünftigen Missionsärzten auch Angehörige der verschiedensten Fakultäten als Pensionäre. Der Pensionspreis für das Sommersemester beträgt 350 Mark, für das Wintersemester 450 Mark bei voller Verpflegung.

Im Monat Oktober haben auch die Samariterkurse für Missionare ihren Anfang genommen. Sie werden nach einem vom Institutsdirektor ausgearbeiteten, sorgfältig durchgedachten Lehrplan von Dozenten der medizinischen Fakultät geleitet; im Hause selbst finden Repetitorien statt, zur Befestigung des Gelernten. Die Missionare, deren augenblicklich fünf im Hause wohnen, bezahlen monatlich 100 Mark, sie haben durchaus freie Station, bezahlen auch keinerlei Gebühren für den Unterricht, wogegen die Medizinstudenten die üblichen Kolleggelder an die Universität zu entrichten haben. Ihnen bietet das Institut nur ein gemütliches Heim und reiche missionarische Anregung, späterhin auch noch ein freies Kolleg über Tropenhygiene und Tropenkrankheiten, im übrigen verfolgen sie ihre Studien an der Universität wie ihre Kommilitonen.

Hier sei auch noch besonders bemerkt, daß das Institut keine Missionsarbeiter selbständig aussendet, sondern nur den bestehenden Missionsanstalten wohl ausgerüstete Arbeitskräfte liefert. Es kann zunächst auch keine Stipendien gewähren, da ihm für diesen Zweck noch die Mittel fehlen. Doch ist zu hoffen, daß ihm späterhin Stiftungen zugewendet werden, die es den Leitern ermöglichen, weniger bemittelten Zöglingen die Studienkosten zu verringern. Mit 22 Pensionären, worunter acht Studenten der ärztlichen Mission, und fünf Missionaren, hat es das Wintersemester angetreten. Mögen sich seine schönen Räume bald ganz füllen.

3. Die Einweihungsfeier.

Der große Tag, auf den Tausende mit froher Erwartung geblickt hatten, war angebrochen. In strahlender Schönheit stand die glänzende Herbstsonne am Firmament. Siegreich hatte sie den aus dem Tale aufsteigenden Morgennebel vertrieben, und nun goß sie einen Strom von Licht und Freude aus über die altehrwürdige Misenstadt Tübingen und die lieblichen Gehänge ringsum. Sie beleuchtete aber auch eine frohbewegte Schar von Festgästen, die von Nord und

Süd, von Ost und West herbeigeeilt waren, um diesen bedeutungsvollen Tag mitzufeiern. Selbst aus England, Schottland und Schweden hatten sich Vertreter der evangelischen Mission eingefunden — ein Beweis, daß die Mission ein mächtiges Band ist, das die Herzen verbindet und die trennenden Schranken zwischen den Völkern beseitigt.

Die Stadt Tübingen hatte zu Ehren des Tages reichen Flaggen- und Schmuck angelegt als äußeres Zeichen der herzlichen Sympathie, die sie dem „Deutschen Institut“ entgegenbrachte. Jedermann war sich bewußt, daß es sich um eine bedeutsame Kundgebung handelte, nicht nur für die ärztliche Mission selbst, sondern für die ganze deutsche evangelische Mission überhaupt. Die höchste Weihe und den schönsten Glanz erhielt aber das Fest durch die Anwesenheit des württembergischen Königspaares.

Gegen 11 Uhr trafen die beiden Majestäten mit Gefolge vor dem in reichem gärtnerischem Schmucke prangenden Institutsgebäude ein, empfingen von dem Vorstand des Hauses, Herrn Fabrikant Paul Bechler aus Stuttgart, den beiden Direktoren Dr. med. Fiebig und Dr. med. Olpp, sowie einigen Herren des Verwaltungsrates. Schon in der Frühe des Festtages hatte der König sein hohes Interesse und seinen königlichen Dank für das Zustandekommen des Deutschen Instituts dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er den Vorstehenden wie mehrere Herren des Verwaltungsrates mit Ordensauszeichnungen bedachte. Auch der Deutsche Kaiser verlieh mehrere solcher Auszeichnungen.

Nachdem die beiden Majestäten den Hörsaal des Instituts betreten hatten, in dem die Vertreter der Regierung, der Universität Tübingen, des Reichskolonialamts, deutscher und ausländischer Missionsgesellschaften, missionsärztlicher Vereine und eine stattliche Anzahl von geladenen Gästen, worunter auch Damen, versammelt ihrer harften, nahm der Festakt seinen Anfang mit dem Gesang des Chorals: „Lobe den Herren, o meine Seele“. Dann folgte das tiefempfundene Weihegebet und die eindrucksvolle, von hoher Begeisterung getragene Festrede von Professor D. Wurster.

„Gottlob, wieder ein bedeutsamer Schritt vorwärts in der Geschichte der deutschen evangelischen Mission,“ so begann der Redner. „Jetzt haben wir, was einst vor nunmehr 200 Jahren die Brüdergemeinde bei den Anfängen ihrer Missionsarbeit, was Basel vor 70 Jahren gewollt hat — die enge Verbindung ärztlicher Hilfe mit der Wortverkündigung in der

heidnischen Welt, haben ein Haus, das ebenso Missionshaus wie akademische Anstalt sein soll. . . Es ist in Deutschland etwas Neues, was wir in diesem Hause tun wollen; aber wenn schon unsere Väter, jene bibelfesten Glaubensmänner, welche die ersten Schritte in die heidnische Welt gewagt haben, Medizin und Mission eng verschwistern wollten, warum haben sie es getan? Weil sie ein sehr altes Musterbild vor Augen hatten, die Arbeitsgestalt im Leben dessen, von dem ein Apostel einmal das kurze Bild gezeichnet hat: „Er ist umhergezogen und hat wohlgetan und gesund gemacht; denn Gott war mit ihm.“ So möchten auch wir arbeiten mit dem, was heilende, pflegende, lindernde Liebe an den Kranken, Gebrechlichen und Siedhen draußen tut, ein Zeugnis geben von dem, was unsere Missionare hinaustreibt zu diesen fremden und unseren Herzen so nahen Stämmen, und das ist nicht sentimentaler Weltbeglückungsdrang; es ist die Liebe Christi, welche sie treibt, dort, wo die Finsternis des Unglaubens herrscht, wo die dunklen Kräfte der Zauberei ihr Wesen treiben, wo unendlich viel soziales Elend, Krankheitsnot und im engsten Bunde damit auch sittliches Verderben aufgehäuft ist, da möchten wir das Licht der Liebe Christi leuchten lassen.“

Des weiteren beleuchtete der Festredner noch die wichtige Verbindung von Mission und Medizin, wie sie im Institut zum Ausdruck kommt und die Bedeutung des Zusammenlebens und -arbeitens von Medizinern und Theologen, Studenten und Missionaren, das hier zum Segen der Mission wie der ärztlichen Kunst geübt werden soll. Zum Schluß zeichnete er noch in wenigen Strichen den Geist, der die Herzen von Lehrern und Zöglingen beherrschen müsse, damit ein Werk getan werde zur Ehre Gottes und zum wahren Heil des Nächsten.

Hierauf ergriff der Vorstand des Hauses, Herr Paul v. Lechler das Wort zur Begrüßung. Nachdem er den königlichen Majestäten den ehrfurchtvollsten Dank für ihr Erscheinen und das dem Deutschen Institut bisher schon bewiesene allerhöchste Wohlwollen ausgesprochen hatte, entwarf er in meisterhafter Rede ein lichtvolles Bild von der Notwendigkeit der ärztlichen Mission, der Entstehung des Deutschen Instituts und seiner hohen Bedeutung für die Mission und unsere Kolonien.

Nach ihm sprach der Direktor Dr. Fiebig über die wissenschaftliche Arbeit, die im Institut geleistet werden soll, über deren große Wichtigkeit für die Missionsarbeit draußen, sowie über die Notwendigkeit der Angliederung eines Missions Schwesternheims und einer Tropenklinik an die nunmehr eröffnete Anstalt, um zuletzt noch dem Wunsche Ausdruck zu verleihen, daß das Deutsche Institut der medizinischen Wissenschaft, unseren Kolonien und dem gesamten deutschen Vaterlande zum Segen gereichen möchte.

Es folgten nunmehr die Begrüßungen, die sämtlich auf einen warmen, herzlichen Ton gestimmt waren und Zeugnis gaben von dem hohen Interesse, das dem Institut von den maßgebendsten Stellen entgegengebracht wird, von der Freude, daß es gerade in Tübingen, in Württemberg, entstanden ist, und von der Bereitwilligkeit, ihm von seiten der Regierungen und der Univerſität jede nur mögliche Förderung zuteil werden zu laſſen. Es ſprachen der Herr Staatsminiſter des Kirchen- und Schulweſens, v. Fleiſchhauer, namens der württembergiſchen Staatsregierung und des Kultusminiſteriums, Oberverwaltungsgerichtsrat Berner aus Berlin namens des Reichskolonialamts und des Herrn Staatsſekretärs Dernburg, der Rektor der Univerſität Tübingen Profeſſor Dr. Schleich, und Miſſionsdirektor Hennig aus Herrnhut namens des Ausſchuſſes der Deutſchen evangeliſchen Miſſionen.

Ebenſo bezeichnend für die Stimmung in den Kreiſen der Vertreter der Univerſität, wie hoch erfreulich für die ärztliche Miſſion iſt die kurze Anſprache Sr. Magniſizienz des Rektors Dr. Schleich, weshalb ſie hier im Wortlaut ihre Stelle finden möge:

„Majeſtäten, Erzellenzen, hochanſehnliche Feſtverſammlung! Die königliche Univerſität, unſere Alma mater Eberhardo-Carolina, nimmt voll Freude und Stolz an dem heutigen feſtlichen Weiheakte des Inſtituts teil, das errichtet iſt, mit hinaus in ferne Länder zu tragen chriſtliche Kultur und die mühsam erarbeiteten, aber reichen Früchte der medizinischen Wiſſenſchaft im Sinne werktätiger Nächſtenliebe. Die württembergiſche Univerſität iſt ſtolz darauf, daß ſie zum Sitz des neuen, einzigen Inſtituts erkoren iſt. Sie begrüßt die Angliederung aufs freundlichſte und gibt durch ihren derzeitigen Rektor das Gelöbniß ab, daß ſie, ſo viel an ihr iſt, ſeine edlen, menſchenfreundlichen Zwecke alle Wege fördern und ſtützen will. Sie will mit dieſem Geloben das eifrige und ernſte Bemühen künden, die Abſicht ihres erhabenen Stifterſ, des ruhmvollen Ahnen Seiner Majeſtät unſeres in Ehrfurcht geliebten Königs, „graben zu helfen den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt univerſiechlich tröſtliche und heilsame Weiſheit geſchöpft werden möge“, auch hierin zur Erfüllung zu bringen. Dem Deutſchen miſſionsärztlichen Inſtitut bringe ich im Namen der Univerſität von ganzem Herzen den akademiſchen Spruch: Vivat, vigeat, creſcat, floreat! Das walte Gott.“

Zum Schluß ergriff noch der Dekan der medizinischen Fakultät, Profeſſor Dr. v. Romberg, das Wort, und teilte unter lebhaftem Beiſall der Feſtverſammlung mit, daß die Fakultät einſtimmig den Vorſtand des Deutſchen Inſtituts, Herrn Paul von Bechler, zum Doctor medicinae honoris causa ernannt habe. Dr. v. Bechler dankte

gerührt für die ihm gewordene hohe Ehrung, worauf die Feier mit dem gemeinsamen Gesang schloß: „Der ewig reiche Gott.“

An den Festakt schloß sich ein Rundgang durch das Institutsgebäude. Die praktische Anlage des Ganzen und die solide, geschmackvolle Ausstattung der einzelnen Räume des von der Architektenfirma Matte & Weigle in Stuttgart erbauten Hauses fanden allseitige Anerkennung. Wiederholt äußerten die Majestäten hohe Befriedigung über das Gesehene und gaben ihrer Freude Ausdruck über das Gelingen des schönen Werkes. Unter dem brausenden Jubel der Zuschauermenge fuhr das Königspaar nach vollendetem Rundgang wieder ab, um bei Staatsrat Professor Dr. von Bruns ein Frühstück einzunehmen. Kurz nach 2 Uhr kehrten die Majestäten im Hoßzug nach Schloß Friedrichshafen zurück.

Beim zweiten Akt der Einweihungsfeier, dem Festmahl im Museum, fand die freudige Begeisterung für das gelungene, vielversprechende Werk, das die Festgäste hatten schauen dürfen, noch weiteren Ausdruck in einer Reihe schwungvoller Tischreden ernsterer und heiterer Art.

Nachmittags 3½ Uhr versammelte der Festgottesdienst eine anständig lauschende Gemeinde in der ehrwürdigen Stiftskirche. Anschließend an die Heilung des Gichtbrüchigen hielt Missionsdirektor D. Haccius aus Hermannsburg die von heiligem Feuer edler Begeisterung durchglühte Festpredigt über die hohe Bedeutung der ärztlichen Hilfeleistung für die Missionsarbeit in heidnischen und mohammedanischen Ländern und für die Missionare mit ihren Familien selbst. Hierauf gaben der Basler Missionsarzt Dr. Wittenberg aus China und der rheinische Missionar Hoffmann aus Neu-Guinea auf Grund eigener Anschauungen ergreifende Bilder aus der Krankheitsnot in den Missionsgebieten und der Hilfe, die der christliche Arzt, ausgerüstet mit den Hilfsmitteln, welche europäische Wissenschaft im Bunde mit erbarmender christlicher Nächstenliebe zur Bekämpfung der zahllosen körperlichen Leiden der Heiden und Mohammedaner, auch grausamer Sitten und unwürdiger sanitärer Zustände zu bieten vermag. Den eindrucksvollen Schluß machte der frühere Basler Missionar auf der Goldküste, Direktor Huppenbauer aus Freudenstadt, mit einem warmen Appell an das deutsche evangelische Volk, das Werk der ärztlichen Mission auch in Zukunft mit seinen Gaben kräftig zu unterstützen.

Die erhebende Festfeier klang aus in einem unter der gewandten Leitung von Professor D. Wurster harmonisch verlaufenen Familienabend, der den großen Saal des Museums bis zum letzten Platz mit Freunden des missionsärztlichen Instituts gefüllt sah. Den Abend eröffnete ein stimmungsvoller Gesang des Tübinger Kirchenchors, der auch weiterhin die erschienenen Gäste durch seine gelungenen Darbietungen erfreute. Dann folgte eine schwungvoller Prolog von Anna Schieber, vorgetragen von Frau Professor Rietschel. Daran schloß sich eine Rede von Missionsinspektor Würz aus Basel, der in kurzer, trefflich orientierender und überzeugender Weise die Aufgaben der ärztlichen Mission im

allgemeinen und des Tübinger Instituts im besonderen beleuchtete. Des weiteren brachte der Abend eine fast endlose Reihe von Begrüßungen von seiten auswärtiger Gäste, unter denen besonders zu bemerken sind diejenige von Dr. Frh, dem Leiter des Edinburger missionsärztlichen Instituts, des ältesten seiner Art, und des Direktors des schwedischen Missionsbundes in Stockholm Dr. Waldenström. Mehrere Redner legten größere Gaben für das Institut und das mit ihm verbundene Missionsschwesterheim in die Hände des Rechners nieder oder kündigten die bevorstehende Stiftung von Zimmereinrichtungen für dieses Heim an. Das kurze Schlußwort sprach der zweite Direktor des Instituts Dr. med. G. Olpp.

Auf das an den deutschen Kaiser gerichtete Telegramm lief nachstehende Antwort ein; „Seine Majestät der Kaiser und König nehmen an dem dort errichteten Deutschen Institut für ärztliche Mission lebhaftes Interesse, danken bestens für die freundliche Begrüßung der Festversammlung und wünschen der bedeutungsvollen Bildungsstätte reichen Erfolg, zum Segen für die deutschen Kolonien und das gesamte Vaterland.“

Mit einem Ausflug auf die Kaiserburg Hohenzollern, der vom prächtigsten Herbstwetter begünstigt, einen gelungenen Verlauf nahm, fand die denkwürdige Feier am folgenden Tage ihren harmonischen Abschluß.



Die Bevölkerung Indiens.

Nach Risley: The people of India.¹⁾

Von Missionar Wohlenberg (Koraput).

Ein großartig angelegtes Werk liegt vor uns, der Niederschlag jahrelanger, mühsam gesammelter Forschungen, welche Regierungsbeamte, Missionare und Gelehrte gemacht haben. Wie viel tausend Hände sind wohl bei der letzten Volkszählung 1901 tätig gewesen, um dieses Chaos ethnographischen Materials zu sammeln, welches nunmehr systematisch wohlgeordnet und geordnet (cf. p. 107) vor uns liegt. Der gelehrte Ethnologe kann nach seinem „Motto“ die interessierten Leser zwar keinen Blick in die offene Tür, aber doch einen Blick in das offene Fenster des indischen Völker- und Rassenchaos tun lassen.

1) Sir Herbert Risley ist Director of Ethnography for India. Sein Buch ist erschienen in Kalkutta (Thacker, Spink & Co.) und London (bei derselben Firma).

Daß vonseiten der Regierung ein großes ethnologisches Werk herausgegeben werden würde, hatte ich schon früher in Indien munkeln hören; weil vor einigen Jahren die Regierungsbeamten unseres (des Schleswig-Holsteinischen) Missionfeldes die Geschichte des verlorenen Sohnes in alle Sprachen und Dialekte des Distrikts überlegen ließen,¹⁾ mußte ich annehmen, daß es sich in jenem Werke um ein großes linguistisches Buch handle. Erst bei meiner Abreise von Bombay erfuhr ich in der großen Regierungsbuchhandlung, daß die linguistische und ethnologische Frage in zwei verschiedenen Werken von zwei verschiedenen Verfassern behandelt seien. Das erstere — ein Riesenwerk von 16 Bänden — hat den Titel: „Dr. Grierson: Linguistik survey of India“; das andere Werk mit dem Titel unserer Überschrift ist mir hier in Deutschland durch die Buchhandlung Rud. Haupt, Leipzig²⁾ nicht ohne Schwierigkeit für 32 M. besorgt worden. Da es nur in einer kleinen Auflage gedruckt ist, versteht es sich von selbst, daß nicht jeder Studiertisch eines Pastors oder Missionars, sondern nur jede Bibliothek einer Missionsgesellschaft oder Missionskonferenz ein solches epochemachendes Werk ihr eigen nennen kann. Die Seltenheit und Wichtigkeit des Buches berechtigen eine eingehende Besprechung.

Es zerfällt in zwei annähernd gleich starke Teile, in den eigentlichen Hauptteil (287 Seiten) und den Anhang, welcher in 8 Abteilungen einige Ergänzungen (1. 5. 6. 7.), sowie sorgfältig gezeichnete statistische Tafeln und Mappen enthält, nämlich: 1. Sprichwörter die Kaste betreffend. 2. Anthropometrische Daten. 3. Soziale Statistik. 4. Karten, auf denen 36 Hauptstämme bez. Kasten in ihrem Verhältnis zur ganzen Bevölkerungszahl in Form von Rechtecken auf die Gebiete der Provinzen eingezeichnet sind. 5. und 6. Die verschiedenen wissenschaftlichen Versuche, den Ursprung der Kasten zu erklären. 7. Einen Aufsatz über Polygamie. 8. Eine eingehende Beschreibung der Santal- und Mundastämme. Sehr instruktiv sind endlich die 24 vortrefflich gelungenen Abbildungen verschiedener Aboriginesleute, ebenso das Titelbild: *Mens agit mollem* (ein Schüler

1) Auch manche Missionare, wie der ehrwürdige Hahn-Purubia, haben ihre Beiträge zu diesem Werk geliefert.

2) Diese Buchhandlung ist eine der von der indischen Regierung mit dem Privileg betrauten Buchhandlungen, von der Regierung herausgegebene Bücher zu verlaufen.

vor seinem heiligen Lehrer hockend) und das dem Einbandsdeckel aufgedruckte Bild, ein Relief aus dem großen Buddhatempel zu Santschi, welches das friedlich scheidliche Zusammenleben der arischen Eroberer mit den dravidischen Urbewohnern versinnbildlicht (p. 4. 5.). Die 7 Kapitel des Hauptteils tragen folgende Überschriften: 1. Die physischen Typen. 2. Die sozialen Typen. 3. Die Kasten in Sprüchwort und Volksmund (cf. Anhang 1). 4. Kaste und Heirat. 5. Kaste und Religion. 6. Der Ursprung der Kaste. 7. Kaste und Nationalität.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit dem wichtigsten, aber auch schwierigsten Problem der Ethnologie. Während früher nach einem Ausspruch Sir H. Maines die ethnographische Wissenschaft ein enges Bündnis mit der linguistischen eingegangen war, so daß im eigentlichen Indien auf Grund der 3 verschiedenen Sprachgruppen 3 große Völkerfamilien angenommen wurden — Arier, Draviden, Kolariier — ist vielmehr mit M. Müller „gegen ein solch unheiliges Bündnis zu protestieren“. Die allgemeine Völkergeschichte hat zur Genüge erwiesen, daß sprachlicher und physischer Typus keineswegs miteinander identisch sind; entweder haben im Wechsel der Zeiten beide Typen eine Änderung erfahren oder aber nur der eine der Typen hat sich geändert, während der andere derselbe geblieben ist. So hat sich z. B. bei den auch auf unserem Missionsfelde vertretenen Dhumias (p. 9. 74) nur der sprachliche Typus geändert, bei andern Stämmen dagegen (wie bei den Radschputen) durch Vermischung mit anderen Stämmen der physische Typus, während sich die ihnen eigentümliche Sprache (Mahratti) erhalten hat. Endlich gehören die Andamanen, Santals, Mundas und andere Stämme zu denjenigen, welche sowohl ihre sprachliche als physische Eigentümlichkeit bewahrt haben. Die Tatsache, daß die letzteren eine kolariische Sprache sprechen, aber gleichwohl dieselben Rasseneigentümlichkeiten aufweisen wie die Uraos, ist der beste Beweis für den Grundsatz, daß die Philologie allein über die Rassenzugehörigkeit nicht entscheiden kann. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß auch eine Beziehung zwischen Sprachen- und Rassentypus anzuerkennen ist, zumal dort, wo eine Stammessprache im Aussterben begriffen ist.¹⁾ Entscheidend aber

1) Die Stammessprache unserer Dombos, welche den Hauptanteil unserer Christen ausmachen, ist schon so gut wie ausgestorben, so daß hier weitere linguistische Forschungen aussichtslos sein werden.

sind im letzten Grunde zur Bestimmung des Rassentypus nur die eigentlichen physischen Typen, welche der Verfasser nach folgenden Grundsätzen anthropometrischer Messungen bestimmt: 1. Schädelmessungen: brachy- meso- oder dolichocephalisch (kurze, mittlere oder lange Schädelform). 2. Nasal Index: leptorrhine, mesorrhine, platyrrhine. 3. Orbitonasal Index: platyopic, mesopic, proopic (Verhältnis der Nase zum Gesicht, volles oder plattes Gesicht). 4. Statur: (lang, mittellang, unter dem Durchschnitt, kurz). Der Verfasser hat selbst 1890 an ca. 90 Stämmen bez. Rassen solche Messungen nach den obigen Grundsätzen vorgenommen und gibt nun im Anhang 4 in 60 genauen Tafeln das Resultat seiner Messungen.

Er selbst gesteht (p. 20) zu, daß diese statistischen Tabellen noch unvollkommen und nur der erste Anfang „zu einer endgiltigen Klassifikation der Bevölkerung Indiens auf Grund ihrer physischen Rassezüge sind“.

Da nun auf unserm Missionsfelde, welches im Nordwesten der Madraspräsidentschaft zwischen den Zentralprovinzen und Bengalen eingefeilt liegt, solche anthropologische Messungen im großen Stil noch nicht vorgenommen sind, kann ich mir auch nicht herausnehmen, die Behauptung bez. den Beweis des gelehrten Ethnologen zu kritisieren. Da wir Missionare unter der Last der Gemeindegarbeit schwerlich solche große wissenschaftliche Aufgaben werden lösen können, müßte die Regierung durch ihre Organe solches tun. Soviel aber wage ich getrost zu behaupten, daß schon jetzt die Tatsachen dem Verfasser in manchen Fragen recht geben und darum manche von mir oder meinem Kollegen Gloyer aufgestellte Sätze nicht mehr zu halten sein werden.¹⁾ So das über die Sprache der Diboi Vordias Gesagte (Gl. p. 79), über die Klassifizierung der Dombos (p. 53), welche offenbar nichts mit den negroiden Andamanen²⁾ gemein haben. Ob die eine solarische Sprache redenden Gadobas und Sauras (Gl. p. 64—67, dagegen anders im Bericht 1909 p. 33) wirklich physisch von den als Drawiden angeführten Stämmen so verschieden sind, sollte bald durch die oben gegebenen Grundsätze der Messungen klar gestellt werden. Sollten die Tatsachen auch hierin dem Verfasser

1) Mein kleiner Vortrag: „Hinduismus und Dämonenkultus“; Gloyer's größeres Buch „Teyppore“. Brellum 1901.

2) Werden von Risley überhaupt nicht zu den indischen Völkerguppen gerechnet.

nicht recht geben, jedenfalls halte ich die von ihm gegebene Einteilung der indischen Völkerschaften für die beste von allen, welche bisher von Ethnologen gegeben sind. Sie ruht auf dem Grunde jener anthropometrischen Forschungen und der historischen Ergebnisse der großen Völkerbewegungen. Dieses so wichtige wissenschaftliche Ergebnis, wie es am Schluß des ganzen Buches in einer großen ethnographischen Generalkarte Indiens veranschaulicht ist, dürfte alsbald seinen siegreichen Weg in die geographischen und missionstheoretischen Lehrbücher nehmen.

Die große indische Bevölkerungsmasse setzt sich aus 7 großen Völkergruppen zusammen:

1. Die Turko-iranische Gruppe in Beludschistan und in den angrenzenden Nordwestprovinzen¹⁾: Breiter Kopf, schmale lange Nase, Statur über mittelgroß.

2. Die Indo-arische Gruppe in Pandschab, Radschputana und Kaschmir: Langer Kopf, schmale nicht lange Nase, lange Statur.

3. Die Arho-Drawidische Gruppe in den Vereinigten Provinzen von Agra und Uudh, Teilen von Radschputana, Bihar, Ceylon; auch die Hindustanibrahmanen gehören in diese Gruppe. Etwas kleinere Statur als in vier.

4. Schtho-Drawidische Gruppe in den Mahratta-Brahmanen, Kumbis und Kurgs vertreten: Breiter Kopf, feine nicht lange Nase; Statur mittelgroß.

5. Die Mongolo-Drawidische Gruppe im östlichen Bengalen und Assam: Breiter Kopf, mittlere etwas breite Nase; Statur wie vier.

6. Die Mongolen am Rande des Himalaya und in Barma: Breites Haupt, glattes Gesicht, feine breite Nase, kleine Statur.

7. Die vom südlichen Ceylon bis zum nördlichen Ganges über fast ganz Indien verbreitete Drawidische Gruppe: Kleine Statur, dunkle Hautfarbe, reichlicher Haarmuchs, dunkle Augen, langes Haupt, breite oft an der Wurzel zusammengedrückte Nase, aber nie mit dem platten Gesicht des mongolischen Typus.

Zur letzteren sollen auch die Stämme unseres Telugu- und Dschhepurlandes gehören. Da der Verfasser selbst zugibt, daß dieser Typus mehr oder weniger mit arischem, schthischem und auch mongo-

1) Nicht zu verwechseln mit den „Vereinigten Provinzen“, welche vor der Neueinteilung Lord Curzon's Nordwestpr. genannt wurden.

lischem Blut durchmischt ist, so wird sich bei manchen Stämmen die große wohl kaum mit Sicherheit zu beantwortende Frage ergeben, ob sie zu einer der 3—5 genannten Mischgruppen oder zu dieser 7. Gruppe zu zählen sind. Auch bei der Aufbietung allen wissenschaftlichen Apparats der statistischen Messungen wird sich nach meinem bescheidenen Urteil hier kaum ein ganz sicheres Ergebnis erzielen lassen. Ein solches ist aber auch in seiner spezifischen Besonderheit nicht allzu belangreich. Denn diese großen 7 Völkergruppen bestehen gegenwärtig nicht mehr rein in ihrem physischen Typus, sondern in dem geschichtlich gewordenen sozialen Typus der Kasten, jenem indischen Monstrum, wie es kein anderes Land der Welt aufzuweisen hat.

Hierüber handelt das zweite Kapitel des Buches. Wie hat sich aus einem Stamme eine Kaste, bez. Vielheit von Kasten gebildet? 1. Im allgemeinen dadurch, daß sich ein Stamm wie die Bhumias in das religiöse Kastensystem des Brahmaismus eingeordnet hat. 2. Dadurch, daß sich besondere Handwerkerzünfte in solche Kasten umgebildet haben wie die Kumbhars (Töpfer), Doms (Rehrichtfeger) usw. 3. Dadurch, daß besondere Gruppen durch das Auftreten eines Reformators sich zu einer besonderen Sektenkaste absonderten wie die Lingayats in Südbindien (auch auf unserm Missionsfeld an dem Tragen der Phalluschnur kenntlich). Hierhin würden auch die Mirgans als Anhänger des Reformators Kabir gehören, welche sich als Sekte von den Dombos getrennt haben werden. Bei den Kumbhipatias (Gloyer a. a. O. p. 85) scheint der Prozeß der Kastenbildung noch im Werden zu sein. Solches gilt nach dem Urteil des Verfassers im gewissen Sinne auch von den Christen (p. 89). 4. Durch Kreuzungen und Zwischenheiraten verschiedener Stammes- oder Kastengenossen entstand in der neuen Generation eine neue Kaste, welche in die ursprüngliche Kastenordnung nicht aufgenommen wurde. So erklären sich die 9 verschiedenen Mundagruppen der Kols (p. 81), vielleicht auch die arische Züge aufweisenden Dombos unseres Missionsfeldes. 5. Einige Stämme wie die Mahratten, Kondhs sind zu nationalen Kasten umgebildet. 6. Durch Auswanderungen in fernere Provinzen haben sich die Kolonisten als eine neue oft höhere Kaste eingeführt, so die Baraiks in Eschutia Nagpur (p. 90). 7. Auch innerhalb ihres eigenen Wohnsitzes haben sich einige Stämme trotz des starren Kastengesetzes durch strengere Beobachtung der Satzungen des Hin-

duismus (Verbot der Witwenheirat, Enthaltung von Kuhfleisch usw.) zu einer höheren Kaste aufgeschwungen, indem sie sich von denjenigen Kastengenossen absonderten, welche die neuen strengerer Lebensregeln nicht mitmachten (vgl. Gl. p. 73. 74). Bei den Dschatapu Kondhs (Gl. p. 79) soll dieser Prozeß noch in der Entwicklung begriffen sein. Vielleicht erhalten wir unter dem Verständnis dieses Gesetzes auch etwas Licht über das Dunkel unseres Dombo- (Dom) Stammes. Während Kisley sie als Feger und Totenverbrenner nur als reine Parias in Bengalen zu kennen scheint, sind sie offenbar auf unserm Missionsfelde durch ihre Intelligenz und veränderte Lebensweise zu einer etwas höheren Stufe emporgestiegen. Da nach p. 117—134 auch das Beschaffen des Totenhemds zu ihren Obliegenheiten gehörte, haben vielleicht einige von ihnen als Weber durch eigene Handfertigkeit sich die Kleiderstoffe zu beschaffen gewußt; andere wurden Ackerbauer oder mußten als reddegewandte Dorfsdiener in den Dienst des Dorfschulzen (Gl. p. 55) — ebenso wie jetzt in den Dienst der Europäer — einzudringen, wohingegen die schmutzige Arbeit verrichtenden alten Kastengenossen als Haris und Ghassis (Grasschneider) in der noch niedrigeren Stufe zurückgelassen wurden. Als Esser von gefallenem Vieh und als Diebe stehen freilich viele von ihnen im schlechten Rufe, wie die angeführten Sprüchwörter beweisen. Aber je reiner auch ihre äußere Lebensweise in der christlichen Kirche entfaltet sein wird, einen um so höheren Kastenrang werden sie dann auch vor den sogenannten „guten“ Kastenleuten einnehmen.

Auf Grund des Zensus sind 2378 Kasten gezählt (43 Stämme). Um dieselben nach bestimmten Gesichtspunkten zu klassifizieren, hatte man früher im Zensus 1891 den Berufsweig gewählt. Jetzt dagegen hat man richtiger als herrschenden Gesichtspunkt die Frage gelten lassen, welche Geltung eine Kaste in der öffentlichen Meinung des Hinduismus genießt. Und in der Tat ist die also eingeschätzte soziale Stellung einer Kaste für das Volksleben wie für das religiöse Leben von viel größerer Wichtigkeit als die oft unsichere physische Stammesherkunft. Wie ich in meinem oben erwähnten Vortrag näher ausgeführt habe, macht fast jeder Missionar die Erfahrung, daß je mehr eine Kaste von dem pantheistischen Geist des Hinduismus eingesogen hat, sie um so unempfänglicher fürs Christentum wird. Die Klassifizierung, welche Kisley nach dem obigen Prinzip mit 20 Millionen Kastenleuten Bengalens vorgenommen hat, könnte

mutatis mutandis von jedem Missionar mit den Bewohnern seines Missionsfeldes vorgenommen werden. Risley hat nämlich jene in folgende 7 Kastengruppen geteilt: 1. Die eigentlichen Brahmanen. 2. Kichatrias, Vaidischas (Ärzte), Kadschas (Karanas, Schreiber). 3. Keine Sudraleute, aus deren Händen die höheren Kasten (1 und 2) Wasser empfangen können. 4. Die Kaibartas und Goalas (= Gauli bei Gl. 93) unterscheiden sich von der 3. Gruppe nur dadurch, daß ihre Brahmanenpriester in weniger hohem Ansehen stehen. Von der 5. Gruppe pflegen die hohen Kastenleute in der Regel kein Wasser anzunehmen (Baistam, Sundi = Branntweinbrenner, Gl. p. 90). Von den 8 Millionen der 6. Gruppe, die sich des Kuhfleischgenusses enthält, wird überhaupt kein Wasser angenommen. Zur 7. Gruppe gehören die Tschamars (Federarbeiter), Doms usw. Das „Totem“ der letzteren ist der nützliche Hund (p. 117). Während die letzten Seiten des Kapitels dem Rangunterschiede der Mohammedaner gewidmet sind, beschäftigt sich der Verfasser schon vorher (p. 93—107) mit dem interessanten Problem des Totemismus.

Während man in der Religionsgeschichte unter diesem Begriff im allgemeinen die Verehrung von Tieren und Tierbildern versteht wird hier der Totemismus in eine bestimmte Beziehung zur Kaste gesetzt. Bestimmte Aborigines-Kasten wie die Santals, Uraos, Mundas — ich füge hinzu auch unsere Odiyadombos in Koraput — haben nämlich innerhalb ihrer Kaste verschiedene Unterkasten, welche durch den Namen irgend eines Tieres oder einer Pflanze ausgezeichnet sind. Wenn ich am Tage vor einer Massentaufe in Koraput die Familiennamen der Taufkandidaten aufzuschreiben hatte, so begegnete ich den Namen bagho (Tiger), kodschim (Schildkröte), nago (Kobra-schlange), Sua Kossola (Getreideart) usw. Fest steht die vom Verfasser betonte Tatsache, die ich selbst beim Eintragen der Namen der Brautleute beobachtet habe, daß alle diese verschiedenen Familien exogamisch sind, das heißt nicht untereinander, den Trägern eines gemeinsamen Totems, heiraten.¹⁾ Nun sollen nach der Theorie Mr. Frasers ebenso wie bei den Australnegern auch bei den eingeborenen Animisten Indiens bestimmte, geheime Beziehungen religiöser Art zwischen diesen Stammesnamen und ihren Trägern bestehen. Heißt also jemand „bagho“, so muß er sich ängstlich hüten, einen Tiger zu töten;

1) Dagegen verstoßen in Koraput Ehen zwischen Schwesterkindern nicht gegen die Kastenregeln.

heißt er „Sua“, so darf er dieses Korn nimmermehr essen. Da nun aber einige auch den Stammesnamen „dhano“ (Reis) führen, so dürften diese Leute nicht einmal dieses „tägliche Brot“ Indiens essen, ein Umstand, welcher doch selbst die Vertreter dieser religiösen Theorie in ihrer Auffassung etwas bedenklich macht. Darüber hätten also wir Missionare auf dem Missionsfelde noch genauere Untersuchungen anzustellen; sollte auch bei unseren Dombos der Hund das allgemeine Stammestotem bilden — die Tatsache, daß sie sich schwer dazu verstehen, diese Tiere zu töten, spricht vielleicht dafür — so haben wohl die besonderen Familiennamen nicht die Bedeutung eines religiösen Totems. Nach Ansicht des Verfassers soll bei der Ehe sitte die totemistischen Namensträger die Erkenntnis geleitet haben, daß endogamische Ehen innerhalb der Träger eines Familiennamens ein schwächeres degeneriertes Geschlecht, die exogamischen Ehen dagegen vermöge der Zuführung frischen Blutes ein stärkeres Geschlecht erzeugen. Risley zieht die offenbar auch von ihm vertretene Theorie Darwin's von der natürlichen Zuchtwahl zur Veranschaulichung heran. Aber die von mir in der Anmerkung mitgeteilte Tatsache macht auch diese Theorie zweifelhaft; nicht das Tragen gemeinsamer Stammesnamen, sondern der Grad der Verwandtschaft müßte bei einem solchen Gesichtspunkt entscheidend sein.

Das Verhältnis von Kaste und Ehe wird eingehend im dritten Kapitel dargelegt. Außer den endogamischen und exogamischen Ehen unterscheidet R. noch die hypergamischen Ehen, deren Merkmal darin besteht, daß die Mädchen wohl mit Jünglingen einer höheren oder gleichstehenden Kaste, aber nimmermehr mit solchen einer niedrigeren Kaste verheiratet werden dürfen. Diemeil in der ersten und noch mehr in der letzten der genannten Ehegruppen das Verhältnis der Zahl der Jünglinge und Jungfrauen ein ungleichmäßiges werden muß, so ist oft die furchtbare Sitte des Mädchenmords die Folge eines so unglücklichen mit Raubzügen oder Bräutigamskauf verbundenen Ehesystems geworden (Kondhs). Es würde zu weit führen, weitere Ehefragen wie Kinder- und Wittwenheirat mit dem Verfasser eingehend zu besprechen.

Obgleich bei diesen neuen Forschungen Risleys manches Schlußurteil unsicher oder hypothetisch bleibt, glaube ich doch, daß mit mir auch andere Missionare Indiens manche bisher dunkle Momente im Leben ihrer Missionsobjekte mit größerer Klarheit sehen werden, oder — was vielleicht nicht minder wichtig — dieselben nach den von ihm gegebenen neuen Gesichtspunkten prüfen werden.

Die Wahrheit über Adana.

Unter dieser Überschrift bringt die Monatsschrift der Deutschen Orient-Mission: „Der Christliche Orient“ S. 145 ff. einen zusammenhängenden Bericht über die Ursachen und den äußeren Hergang der Armenier-Megeleien in und um Adana von Lic. Dr. Rohrbach, der als historisches Dokument in der A. M. Z. niedergelegt zu werden verdient. Der Berichtersteller, ein mit den orientalischen Verhältnissen schon von früher her vertrauter Mann, war von der D. O. M. beauftragt worden, an Ort und Stelle durch eigenen Augenschein und durch Erkundigungen bei zuverlässigen Persönlichkeiten verschiedener Nationalitäten sich genau zu informieren, und nachdem er selbst gesehen und alles von Anbeginn an erkundet, konstatiert er, daß die über das Maß der Frevel und des Elends verbreiteten Nachrichten nicht, wie er selbst früher gemeint, übertrieben seien.

Der Bericht lautet¹⁾:

Die Zahl der Erschlagenen.

Die maßgebenden Vertreter der gegenwärtig im Amt befindlichen türkischen Behörden an Ort und Stelle haben es mir bestätigt, daß die Menge der Getöteten die Zahl von 20 000 wahrscheinlich noch übersteigt, und es ist möglich, daß es selbst 25 000 gewesen sind. Noch höhergehende Schätzungen sind allerdings als minder wahrscheinlich zu bezweifeln. Dagegen ist noch eine größere Anzahl von Morden im benachbarten Vilajet Aleppo vorgekommen. Hierüber sind sichere Daten nicht zu erhalten. Als wahrscheinlich kann man diejenigen Schätzungen ansehen, die sich zwischen 1500 und 2500 Umgekommenen bewegen, wovon verhältnismäßig der größte Teil auf Antiochien und seine Umgegend entfallen wird. In Adana selbst sind etwa 6000 Menschen ermordet worden; der Rest in den übrigen von Armeniern bevölkerten Städten, Dörfern und Landglütern Ciliziens. Was die materielle Bedeutung der Massaker in den Städten und auf dem flachen Lande betrifft, so sind die letzteren noch verderblicher und grauenhafter gewesen, als die ersten. Von der städtischen Bevölkerung Adanas hat sich immerhin ein großer Teil retten können, teils in diejenige Region des armenischen Stadtviertels, die bis zuletzt den türkischen Angriffen Widerstand geleistet hat, teils in den Schutz der Mauern der Deutsch-Levantinischen Baumwoll-Gesellschaft. Auf dem Lande dagegen ist, wie es scheint, buchstäblich die Mehrzahl

1) Die Nachschrift, die einen ergreifenden Bericht Dr. Christies, des Leiters der amerikanischen Mission in Tarsus, über die entsetzlichen Dinge enthält, die dieser auf seiner Reise durch das verwüstete Gebiet von Tarsus nach Marasch gesehen, ist fortgelassen.

der erwachsenen armenischen Bevölkerung niedergemetzelt worden. Ich habe mit Leuten gesprochen, die auch die Massakers von 1895/96 miterlebt haben, und diese haben mir bestätigt, daß damals zwar durch die ganze Türkei hin die Gesamtzahl der Opfer noch eine erheblich größere gewesen sei, daß aber nirgends auf einem so beschränkten Raume eine so große Anzahl von Armeniern umgebracht worden ist, wie jetzt, und daß damals auch nicht so entsetzliche, geradezu viehische Grausamkeiten von seiten der Mohammedaner gegen die Christen verübt worden sind, wie im April dieses Jahres in Adana.

Die Größe der Verwüstung.

Wenn man mit der Eisenbahn von Mersina die 60 Kilometer bis Adana zurücklegt, so beginnt die Zerstörung bei Tarsus. Das armenische Stadtviertel von Tarsus ist ein Ruinenhaufen. Menschenleben sind in Tarsus aber nicht soviel verloren gegangen, weil die große Mehrzahl der Armenier sich rechtzeitig in den Schutz der amerikanischen Missions-Station retten konnte, wo über 1000 Menschen noch bis vor kurzem kampiert haben. Von Tarsus bis Adana sieht man rechts und links von der Bahn fortdauernd zerstörte und unversehrte Landgüter und Dörfer wechseln: die niedergebrannten und ausgeplünderten Häuser gehörten Armeniern, die unbeschädigt gebliebenen haben mohammedanische Besitzer. Nicht nur die Häuser sind vernichtet und die Bewohner — wenigstens alles was männlich war — sind ermordet, sondern auch alles bewegliche Gut ist entweder geraubt oder zerstört. Die Wut der mohammedanischen Plünderer ist soweit gegangen, daß sie schwere eiserne Pflüge und Landwirtschaftsgeräte, die sie selbst nicht gebrauchen oder fortschleppen konnten, mit Hämmern und Äxten in Stücke geschlagen haben, nur damit die etwa entkommenen Flüchtlinge oder ihre Kinder nicht von neuem mit den Werkzeugen anfangen sollten zu wirtschaften. Dasselbe Bild der absoluten Verwüstung, des Ausgeraubt- und Ausgemordetseins, zeigt sich nach einstimmiger Bestätigung aller derjenigen, die das Innere der von Armeniern bevölkerten Teile Siziliens in den letzten Monaten gesehen haben, landeinwärts weit und breit. Der Schaden, der auf diese Weise auf dem flachen Lande angerichtet worden ist, beläuft sich auf sehr viele Millionen und kann in absehbarer Zeit gar nicht wieder gut gemacht werden. Ebenso ist der armenische Stadtteil von Adana bis auf einen geringen Rest erhalten gebliebener Häuser vollkommen zerstört. Die große Schule der gregorianischen Armenier, die eins der bedeutendsten Gebäude in der Stadt war, ist ein Schutthaufen. Die schöne armenische Kathedrale und die Kirchen der protestantischen wie der katholischen Armenier sind ausgebrannt. Unter den Trümmern der armenischen Häuser und öffentlichen Bauten liegen noch eine große Anzahl von Leichen. Bei der gregorianischen Schule, wo etwa 1000 Menschen teils ermordet, teils von den zusammenstürzenden Mauern des in Brand gesteckten Gebäudes begraben worden sind, konnte ich es bei meinem Besuch am 24. August nur eine kurze Weile aushalten, weil

der Leichengeruch noch zu stark war. Die Herren von der Deutsch-*Levantini-*schen Baumwoll-Gesellschaft, deren städtisches Kontorgebäude mitten im armenischen Stadtviertel liegt, erzählten mir, daß sie solange wie irgend möglich inmitten des ringsum wütenden Brandes geblieben wären, schließlich haben sie sich aber aus der Stadt auf ihr etwas weiter außerhalb gelegenes großes Fabrikgrundstück zurückziehen müssen. Bevor sie ihr Kontor verließen, sahen sie, wie ein brennendes armenisches Nachbarhaus, in dem sie 13 Männer, Frauen und Kinder zählten, zusammenstürzte und seine Insassen unter sich begrub. Von diesen Toten ist noch nichts unter dem Schutt hervorgeholt worden. Ebenso steht es wohl mit noch vielen anderen zerstörten Häusern. Die armenischen Häuser sind durchweg gut gebaut gewesen, die unteren Geschosse aus solidem Mauerwerk von gebrannten Ziegeln. Stehen geblieben ist fast nirgends mehr als die Grundmauern und Seitenwände der unteren Stockwerke. Die Straßen und Gassen des armenischen Quartiers liegen noch jetzt zum Teil so hoch voll Schutt, daß man nur zu Fuß durch die Ruinen, durchkommen kann. In vielen Häusern sieht man kleine und große aufgebrochene eiserne Geldschränke inmitten des Ziegelschutts und des verkohlten Holzwerkes liegen. Nicht nur die Häuser der Armenier, sondern auch die armenischen Läden auf dem Bazar sind bis auf das letzte Stück ausgeplündert worden. Die Plünderungswut ist womöglich noch größer gewesen, als die Mordgier und der Fanatismus. Die mohammedanische Bevölkerung von Adana, dazu die — wirklich oder angeblich — zur Erntearbeit gekommenen Kurden, die arabisch sprechenden Fellachen aus der Umgebung, Zigeuner, reguläres Militär, ja selbst angesehene türkische Honoratioren, haben sich in gleicher Weise an dem Raub beteiligt. Noch weit jenseit des Taurus im Inneren von Kleinasien bekommt man unter der Hand Wertstücke, namentlich Teppiche angeboten, von denen man bei näherer Erkundigung erfährt, daß sie aus der Plünderung von Adana stammen.

Besondere Grausamkeit.

Neben dieser Raubgier, von der die Mordorgie begleitet war, ist ein besonderer Zug bei den diesjährigen Massakern die Grausamkeit der Mohammedaner gewesen. Man führt das auf den wilden, und, sobald seine schlimmen Instinkte aufgepeitscht sind, von jeher blutdürstigen Charakter der Bevölkerung des Vilajets von Adana zurück. Die eigentlichen Türken sind darunter nur mit einer Minderheit vertreten. Die Urbevölkerung der Cilicischen Ebene ist nicht türkischer, sondern, soviel man weiß, semitisch gemischter Abstammung. Dazu hat in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts eine Ansiedelung von ägyptischen Fellachen durch Ibrahim-Pascha, den bekannten Stiefsohn und Feldherrn Mehemed-Ali von Agypten, stattgefunden, unter dem Cilicien bis an den Taurus etwa ein Jahrzehnt zu Agypten gehörte. Dazu kommen Kurden und Türkmänen, die in den Bergen haufen, aber sowohl der Erntearbeit wegen als auch offenbar auf geschahene Verständigung hin zu den Massakern nach

Adana gekommen waren. Besonders entsetzlich sind die massenhaft verübten unnennbaren Vergewaltigungen von Frauen und Kindern gewesen. Einzelheiten hierüber werden von zuverlässigen Zeugen in Adana in grauenerregender Fülle erzählt, lassen sich aber unmöglich wiedergeben. Einigen Europäern ist es gelungen, unwidersprechliche Beugnisse für diese Schandtaten durch die Photographie festzuhalten.

Die Ursachen des Blutbades.

Über die Ursachen und den äußeren Hergang der Ereignisse habe ich folgendes ermittelt. Man hat zunächst öfters die Behauptung aufstellen hören, daß die Armenier selbst die Massakere provoziert und veranlaßt hätten, ja, daß diese ein Strafgericht oder eine Vorbeugungsmaßnahme gewesen seien, um einer revolutionären Erhebung der Armenier zuvorzukommen. Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein. Richtig ist, daß die Armenier von Adana nach der Proklamierung der neuen türkischen Konstitution und politischen Freiheit einzelne Unvorsichtigkeiten begangen haben. Als besonders charakteristisch steht hierbei fest, daß sie bei Schul- und Kirchenfesten und ähnlichen Gelegenheiten dramatische Aufführungen aus der Zeit der armenischen Selbständigkeit in den historischen Kostümen der armenischen Königszeit veranstaltet haben. Das heutige Vilajet von Adana und seine nördlichen und östlichen Nachbargebiete bildeten das bis ins 14. Jahrhundert hinein selbständige Königreich Klein-Armenien, das zuerst unter der armenischen Dynastie der Rubeniden, dann unter dem von den Rubeniden abstammenden armenisch-französischen Geschlecht der Lusignans stand. Der letzte armenische König Leo VI. starb 1393 im Exil. Der Königstitel wurde diesen Dynasten von Klein-Armenien übrigens von dem deutschen Kaiser Heinrich VI. verliehen. Einige der von den Armeniern in Adana aufgeführten Schauspiele bezogen sich, wie gesagt, auf jene Königszeit; andere sollen einen politisch-symbolischen, auf den neuerlichen Umschwung der Verhältnisse in der Türkei anspielenden Inhalt gehabt haben. Alle Behauptungen, die darüber hinausgehen: daß die Armenier sich insgesamt von der Türkei hätten losreißen wollen, daß sie bereits die Offiziere und Generäle für die projektierte Revolutions-Armee gewählt hätten und daß für diese sogar schon glänzende Phantasie-Uniformen angefertigt worden seien, sind haltloses Gerede, an das heute kein ernsthafter Mensch in Adana mehr glaubt. Weiter soll eine unbestreitbare Tatsache sein, daß der jetzt abgesetzte armenische Bischof von Adana, ein junger und leidenschaftlicher Mann, seinen Gemeindegliedern in öffentlichen Reden in der Kirche empfohlen hat, nicht habgierig Schätze zu sammeln und ihr Vermögen in eisernen Kassenschränken zu verwahren, sondern Waffen zu kaufen, um für die kommenden Zeiten gerüstet zu sein. Diese Rede des Bischofs hat sich aber, wie festgestellt worden ist, auf bereits umlaufende Gerüchte, daß ein neuer blutiger Aberlaß gegen die Armenier geplant sei, bezogen; der Bischof hat also die Armenier nicht zur bewaffneten Erhebung, sondern zur Vorbereitung für eine wahrscheinlich (und wie die Ereignisse zeigten, tat-

sächlich) notwendige Abwehr aufgefördert. Immerhin sagen auch die Liberalen wohlwollenden und verständigen Türken, daß die Armenier in diesen und in ähnlichen Fällen von geringer Bedeutung unvorsichtig gehandelt hätten. Ein weitergehender Vorwurf gegen die Armenier wird aber jetzt so gut wie nirgends mehr aufrecht erhalten. Dazu kommt, daß nach einer genauen Untersuchung von dem türkischen Ministerrat selbst am 12. August 1909 eine offizielle Erklärung in Gestalt eines Rundschreibens an alle Vilajets ergangen ist, welche die Unschuld der Armenier feststellt.¹⁾

Es ist bekannt, daß die Armenier in weiten Kreisen im Orient aus den oft genug erörterten Gründen namentlich bei all denjenigen Elementen, die in geschäftlicher Konkurrenz mit ihnen stehen, wenig beliebt sind. Auch gegnerische Stimmen unter den Europäern und Türken haben es mir diesmal wie früher bestätigt, daß die wirtschaftlich günstige Lage der Armenier, ihr Vermögen, das sie sich durch rastlose Arbeit erworben und dauernd vermehrten, eine sehr große Rolle beim Ausbruch der Massaker gespielt hat. Es war die wilde und brutale Habsger, die sich mit der politischen Gewissenlosigkeit und mit einem gewissen Quantum kopflosen Mißtrauens verband, welche die Verfolgung heraufbeschwor.

Hat der abgesetzte Sultan den Mordbefehl erlassen?

Ob tatsächlich der Sultan Abdul Hamid II. selbst den direkten Befehl zum Massaker gegeben hat, ist nicht ganz sicher. Eine große Anzahl besonnener und unterrichteter Gewährsleute hält es für möglich oder für wahrscheinlich. Andere meinen, daß die Sache mit Wissen und Duldung des alten Sultans von einer Gruppe reaktionärer Anhänger des früheren Systems geplant und unternommen worden ist. Auffallend ist jedenfalls, daß zu derselben Zeit, als die Mezeleien in Adana begannen, auch in verschiedenen benachbarten Vilajets gewühlt worden ist. Im Vilajet von Konia soll die Parole, alle Armenier umzubringen, ebenso ausgegeben worden sein, wie in Adana, doch hat dort der Wali rechtzeitig die Sache erfahren und sie, ohne daß es zum Morden kam, im Keime erstickt. Im Vilajet von Aleppo haben nicht die verantwortlichen oberen Behörden das Unglück verhindert, sondern eine Anzahl jungtürkischer Beamter und Offiziere hat rechtzeitig von dem Plane gehört und das Schlimmste verhindert. Dadurch sind die Reaktionäre an ihrem Vorhaben irre geworden und es ist nur an wenigen Punkten zu blutigen Überfällen gekommen. Erwägt man die Bedeutung der Tatsache recht, daß ein Vorgehen gegen die Armenier in viel größerem Maßstabe als schließlich geschah, geplant war, so wird man nicht umhin können, die eigentlichen verantwortlichen Urheber des ganzen Planes an derjenigen Stelle zu suchen, von der allein gleichzeitige Einwirkung auf eine größere Anzahl von

1) Die September-Nummer des Christlichen Orients, 1909, S. 135 ff. hat diese Erklärung gebracht. — Auch die Zeitungen haben sie veröffentlicht.

Provinzen möglich war, d. h. bei den reaktionären Machthabern in der Umgebung Abdul Hamids oder bei ihm selbst. Jedenfalls sind die Massakers längere Zeit vorher organisiert gewesen. Von einer ganzen Anzahl türkischer Notabler in Adana wird ganz allgemein gesagt, daß sie zu den Führern des Massakers gehört haben, doch befinden sich nur wenige dieser Leute in Untersuchungshaft. Es sollen gegenwärtig mehrere hundert Türken und eine kleinere Anzahl von Armeniern in Adana im Gefängnis sitzen, aber es sind nur wenige wohlhabende und einflußreiche Mohammedaner unter den Verhafteten. Insbesondere haben sich die türkischen Behörden nicht an einen gewissen Abd-el-Kader herangetraut, der unbehelligt in Adana lebt und von dem erzählt wird, daß er in größter Wut die mordende Menge dazu aufgereizt habe, nicht nur die erwachsenen armenischen Männer, sondern zum mindesten auch noch alle armenischen Knaben bis zum Säugling herab umzubringen, um die ganze Brut für immer auszurotten.

Der äußere Hergang der Mezelei.

Dem äußeren Hergang nach sind in der Stadt Adana die Mezeleien in zwei Hauptabschnitten erfolgt, während auf dem flachen Lande das Morden gleich auf einmal erledigt worden sein soll. Am 13. April fand der reaktionäre Putsch in Konstantinopel statt und am 14. begannen die Massakers in Adana. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß hier ein bloßer Zufall vorliegt. Zunächst griff eine Pöbelmasse, die auf 10 000 bis 20 000 Köpfe geschätzt wurde, Türken, Tcherkessen, Kurden, Turkmänen, Zigeuner, das armenische Quartier an. Sie waren mit Militär-gewehren bewaffnet, die aus dem Waffenmagazin des Vilajets geraubt, nach anderer Darstellung ihnen geliefert waren. Die Armenier, die sich gleichfalls gut bewaffnet hatten, leisteten Widerstand, wo sie in geschlossenen Quartieren wohnten; was außerhalb des armenischen Stadtviertels lebte, wurde sofort niedergemetzelt und die Häuser angezündet. Am Tage darauf, am 15. April, schlossen sich die in Adana garnisonierenden regulären Truppen, die größtenteils aus dem Vilajet selber stammten, dem Pöbel an, und es wurde drei Tage um das armenische Quartier gekämpft, ohne daß es genommen werden konnte. Schließlich mengte sich der, wie es heißt, von Anfang an kopflose und schwache Bali (General-Gouverneur) ein und versuchte zu vermitteln. Auch der englische und französische Konsul beteiligten sich an dem Unternehmen, die Ruhe wieder herzustellen, und schließlich verstanden sich die Armenier dazu, auf die bestimmte Zusage der Regierung, daß keine weiteren Angriffe geschehen würden, den größten Teil der Waffen zu übergeben. Zehn Tage nach dem Beginn des Massakers kamen zwei Bataillone reguläre Truppen aus den europäischen Garnisonen am Hellespont nach Adana. Diese waren bereits von der jungtürkischen Militärverwaltung geschickt. Die Truppen lagerten sich in der Nachbarschaft des armenischen Quartiers. Was nun geschah, war das schlimmste. Eine Anzahl Reaktionäre schlichen sich in die armenischen Häuser in der Nachbarschaft des aus Europa gekomme-

nen Militärs und schossen von dort auf die Soldaten. Gleichzeitig mischte sich eine Anzahl Hezer unter die Rumelioten und redete ihnen ein, daß die Armenier verräterischerweise das Feuer auf sie eröffneten. Dieses Vorgehen hatte einen durchschlagenden und furchtbaren Erfolg. Die erbitterten Soldaten erstürmten den armenischen Stadtteil, zuerst die große armenische Schule, in der alle Verwundeten der vorhergehenden Kampftage untergebracht waren und versorgt wurden, legten dort Feuer an, erschossen, was ihnen vor die Gewehre kam und stürzten sich dann auf die übrigen armenischen Häuser. Überall wurde geplündert, was sich fortbringen ließ, die Geldschränke aufgeschlagen, die Bewohner ermordet und dann Feuer angelegt. Die Armenier versuchten, sich auf das Grundstück der französischen Jesuiten und in die amerikanische Mission zu retten. Das französische Missionshaus wurde aber gleichfalls erstürmt, zerstört, alles, was sich darin befand, niedergemacht und alle Gebäude verbrannt. In der amerikanischen Mission gelang es, nachdem zwei amerikanische Angehörige derselben von den Kugeln der Soldaten getötet waren,¹⁾ dem heldenmütigen Eintreten des englischen Konsuls, der selbst verwundet wurde, die dorthin Geflüchteten zu retten. Ebenso blieben, wie bereits erwähnt, alle verschont, die bis an das Grundstück der Deutsch-Lebantinischen Baumwoll-Gesellschaft vor der Stadt gelangt waren und die Mauern überklettert hatten. Im ganzen waren es dort etwa 5000 Seelen.

Dieses Ereignis, die Beteiligung der für die Elite der türkischen Truppen geltenden europäischen Truppe an den Massakern von Adana, bildet auf jeden Fall den schwärzesten Fleck, den die jungtürkische Armee bisher auf ihrem Schilde zu verzeichnen hat. Man kann zugeben, daß die Soldaten durch die verräterisch in ihre Reihen gesandten Kugeln erbittert waren, aber es wäre Sache der Offiziere, namentlich der höheren Truppenführer gewesen, die Disziplin aufrecht zu erhalten, um vor dem bewaffneten Einschreiten den wirklichen Zusammenhang der Dinge zu untersuchen. Noch viel schlimmer als der plötzliche wilde Losbruch der rumeliotischen Bataillone in dem Sturm auf das armenische Viertel ist aber der weitere unwiderlegbare Vorwurf, daß diese Truppen sich nicht nur dem Morden, Sengen und Brennen, sondern auch der wildesten Plünderungsgier und derselben unsagbaren Grausamkeit ergeben haben, wie der Pöbel von Adana, die kurdischen und turkmenischen Banditen und die einheimische Garnison der Stadt.

Was tut die jungtürkische Regierung?

Erst nach Wochen, als alles Unglück geschehen war, hat die Regierung mit einigen helfenden Maßnahmen eingegriffen und hat den Überlebenden

1) Außerdem sind 22 eingeborene armenische Pastoren und Lehrer und eine Anzahl Laien-Deputierte ermordet worden, die sich auf dem Wege nach Adana zur Jahresversammlung der Cilicischen Union befanden. Miss. Her. 09,468.

Flüchtlingen etwas Verpflegung geliefert. Trotzdem kann nicht im entferntesten davon die Rede sein, daß sie sich der vorliegenden Aufgabe gewachsen gezeigt hat. Seit den April-Ereignissen sind über fünf Monate vergangen, und noch ist kein Stein in dem zerstörten Stadtteil von Adana wieder aufgebaut. Die Regierung macht Pläne, um das armenische Quartier mit einem neuen schönen geraden und breiten Straßennetz wieder erstehen zu lassen, aber viel wichtiger als solche Erwägungen wäre es, den Tausenden, die jetzt entweder als Flüchtlinge zerstreut umherirren oder in Zeltlagern kampieren, für den bevorstehenden Beginn der Regenzeit ein festes Obdach bieten zu können. Nachdem die Jahreszeit soweit vorgeschritten ist, kann nicht mehr daran gedacht werden, die zerstörten Gebäude noch vor Eintritt der heftigen Winter-Regen wieder herzustellen. Müssen die Leute aber unter ihren Zelten bleiben, so ist infolge von Epidemien mit Sicherheit eine derartige Sterblichkeit zu erwarten, daß der am Leben gebliebene Rest von neuem auf schreckliche Weise dezimiert werden wird.

Wenn nun auch die Verantwortung für die Missetaten selbst unter allen Umständen dem alten reaktionären Regime zugeschrieben werden muß, so kann also die jetzige Regierung doch nicht von dem Vorwurf freigesprochen werden, daß sie mit der Einleitung einer energischen Hilfs-tätigkeit viel zu lange gezögert hat. Ein Hauptgrund dafür ist möglicherweise darin zu suchen, daß bis zum August über die Adanafrage und das ganze Verhältnis zu den Armeniern unter den Machthabern in Konstantinopel selbst starke Differenzen geherrscht haben. Erst vor etwa zwei Monaten wurde der den Armeniern feindlich gesinnte Ferid-Pascha im Ministerium des Innern durch einen besonderen jungtürkischen Vertrauensmann, Talaat-Bey, wie es heißt, einen früheren Schullehrer aus Angora, ersetzt. Ferid-Pascha gilt als eine politisch sehr begabte Persönlichkeit, von der man annimmt, daß sie noch eine Zukunft in der Türkei hat, aber er ist nicht Jungtürke im Sinne des „Komitees für Einheit und Fortschritt“. Er soll darauf bestanden haben, daß unter keinen Umständen die Untersuchung der Greuel von Adana das Ergebnis haben dürfe, die Armenier seien politisch unschuldig; daher, heißt es, habe er auch von vornherein durchgesetzt, daß neben so und so vielen mohammedanischen Mädelsführern auch eine Anzahl Armenier gehängt wurden. Jedenfalls sehen die Armenier aller Richtungen, von den Anhängern des konservativ-kirchlichen Konstantinopeler Patriarchats bis zu den radikalen Sozialisten, Ferid-Pascha als den Feind der armenischen Nation an. Auf der anderen Seite ist zwischen Armeniern und Jungtürken jetzt, wie es scheint, ein politisches Kartell-Verhältnis geschlossen worden, für dessen Zustandekommen der Rücktritt Ferid-Paschas offenbar mit eine Voraussetzung gebildet hat. Auch das offizielle Rundschreiben des türkischen Ministerrats über die Nichtschuld der Armenier an den Ereignissen von Adana ist nach den in Konstantinopel herrschenden Anschauungen eine Folge jenes Kartells. Die Jungtürken verfügen lange nicht über eine genügende Anzahl von geschäftsgewandten, politischen und administrativ

geschulten Arbeitern, um das armenische Element, das sich gerade in dieser Beziehung von jeher im Orient besonders ausgezeichnet hat, unterbreiten zu können. Dazu kommt, daß das Verhältnis zwischen Jungtürken und Griechen gegenwärtig so schlecht wie möglich ist und, wie es scheint, noch auf längere Zeit hinaus schlecht bleiben wird. Es bleibt also den Jungtürken kaum etwas anderes übrig, als sich auf die Armenier zu stützen. Mir ist von verschiedenen Seiten von höheren jungtürkischen Beamten wie von Generalen bestätigt worden, daß sie an eine gedeihliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Türken und Armeniern und an eine aufrichtige, von politischen Hintergedanken und Autonomiegelüsten freie Mitarbeit der Armenier bei der Aufgabe der Regeneration des jungtürkischen Gesamtstaates glaubten. Möglicherweise ist in dieser Beziehung die Verständigung zwischen den jungtürkischen und den armenischen Führern weiter vorgeschritten, als im Augenblick offiziell oder selbst nur offiziös bekannt ist. Vom Standpunkt des wohlverstandenen Interesses der Armenier kann im Grunde die Wahl zwischen einem Mitarbeiter-Verhältnis in bevorzugter Stellung und einer gegenüber der überlegenen türkischen Militärmacht doch aussichtslosen autonomistischen-revolutionären Opposition nicht schwer sein. Wenn die Armenier auch heute noch eine wirkliche politische Autonomie anstreben wollten, so könnte das nur durch Konspiration mit einer auswärtigen politischen Macht geschehen. Als solche bietet sich in erster Linie England dar, das in den früheren armenischen Unruhen (so zweifellos bei den Putschen in Konstantinopel 1895/96) seine Hand im Spiele gehabt hat. Diese Gefahr ist für jede türkische Regierung vorhanden, sobald sie die Armenier zum Äußersten treibt, und sie ist jetzt dadurch, daß die Armenier sich weit besser bewaffnet haben als vor 14 Jahren, nicht geringer geworden als früher. Von einer sonst wohl unterrichteten Stelle ist mir auch diesmal der Verdacht geäußert worden, daß englische Agenten bei der Aufreizung der Armenier zu ihrem unvorsichtigen und von den Türken angeblich als provozierend empfundenen Benehmen in Adana mitgewirkt hatten. Es wurde dabei sogar auf eine bestimmte Persönlichkeit hingewiesen, doch fand diese Darstellung von anderer Seite Widerspruch.

Nachdem Ferid-Pascha das Ministerium des Inneren verlassen hatte, erfolgte erstens die armenische Deklaration der Regierung und zweitens die Ernennung eines sehr tüchtigen und energischen Valis für Adana, der, als ich die Stadt besuchte, sein Amt vor wenigen Tagen angetreten hatte. Ich habe mich mit ihm ausführlich unterhalten. Er zeigte sich als Jungtürke vom reinsten Wasser, war selbstverständlich Freimaurer, bewies großen Arbeitsseifer und in seiner Darstellung der Sachlage auch ein bemerkenswert unparteiisches Verständnis für die Ursachen der Massakers, für das Verhältnis der Nationalitäten, für den Anreiz zu Plünderung und Mord, der für die Pöbelmassen in der durch größere Arbeitsamkeit bedingten größeren Wohlhabenheit der Armenier lag, und für die Notwendigkeit einer energischen Hilfsaktion. Für diesen Zweck hat die türkische

Regierung einen größeren Betrag zur Verfügung gestellt; andere Summen sind durch das private internationale Hilfskomitee in Adana zusammengebracht worden. Der Bali hat seine Tätigkeit damit begonnen, daß er das offizielle Hilfskomitee der Regierung und die Vertreter der privaten Hilfstätigkeit aus allen Nationen zu einer Konferenz zusammenbat und den Vorschlag der Vereinigung beider Komitees unter seinem Vorsitz machte. Nach Lage der Dinge blieb den Europäern und Amerikanern nichts anderes übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen. Auf jeden Fall ist es dankbar zu begrüßen, daß sämtliche Herren sich entschlossen haben, gerade unter diesen neuen Verhältnissen ihre Stellung im Komitee beizubehalten und energisch mitzuarbeiten. Die größte Schwierigkeit und das größte Versäumnis der türkischen Regierung, bei dem nicht abzusehen ist, wie bei der Kürze der noch verfügbaren Zeit durchgreifend geholfen werden soll, ist und bleibt die Obdachlosigkeit des größten Teils der armenischen Flüchtlinge. Ebenso fehlt es durchaus an warmer Kleidung für die bevorstehende kalte und nasse Jahreszeit. Wenn die Leute weder ein festes Dach, noch warme Kleidung bekommen, so wird das Elend während des kommenden Winters abermals unbeschreiblich sein. Kleidung oder vielleicht besser unverarbeitete Stoffe, damit die Leute sich daraus Kleider nach dem ihnen gewohnten orientalischen Schnitt herstellen können, sind unter den augenblicklichen Umständen das allerdringlichste Erfordernis für die Hilfstätigkeit. Die europäischen und amerikanischen Angehörigen des nunmehr vereinigten türkisch-internationalen Hilfskomitees werden voraussichtlich in der Lage sein, mit für eine baldige und gerechte Verteilung derartiger Sendungen zu sorgen. Wenn irgendwo, so heißt es aber hier: Was du tust, das tue bald! Der Beginn des November ist der letzte Termin, bis zu welchem eine solche Hilfe noch vollen Sinn und Zweck hat.¹⁾



Literaturbericht.

1) **Warned** sen: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhang über die katholischen Missionen. Neunte neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. M. Warned. 1909. 6 geb. 7 Ml. In den kaum fünf Jahren, die seit dem Erscheinen der 8. Auflage dieses Handbuchs der neuzeitlichen Missionsgeschichte verfloßen sind, hat viel Wandel, Arbeit und Fortschritt auf den Missionsgebieten stattgefunden, und da natürlich die neue Ausgabe über das alles zu berichten hat, so ist sie eine be-

1) Der November-Termin ist allerdings verstrichen, aber Gaben der Hilfe für die Unglücklichen, die der Vorstand der D. D. M. im Anschluß an diesen erschütternden Bericht erbittet, kommen auch jetzt nicht zu spät. Sie sind an den Vorstand derselben, Potsdam, Gr. Weinmeisterstr. 50, zu senden.

Wek.

deutend vermehrte geworden. Dazu hat ihr alter Verfasser auch sonst viel zugelehrt und auch manche neue Quelle benutzen können und darum ganze Teile des Buchs neu durchgearbeitet, so daß er zu hoffen wagt, die vermehrte sei auch eine verbesserte Auflage geworden. Wollte ich die Grenzen eines orientierenden Handbuches nicht überschreiten, so mußte ich der Versuchung widerstehen, in umfassenderes Detail mich einzulassen und die Übersichten wie die Gesamtcharakteristiken durch mehr illustrierende Einzeltzüge zu beleben, als geschehen ist. Aber die reichlichen, bis auf die neueste Zeit fortgeführten Literaturangaben machen den Spezialisten mit allen Hauptquellen bekannt, mit deren Hilfe er alle erwünschten Einzelstudien betreiben kann.

2) **Saccius:** „Hannoversche Missionsgeschichte. I. Von der Pflanzung der christlichen Kirche in Friesland und Sachsen bis zur Entstehung der Hermannsburger Mission.“ Hermannsburg 1909. Zweite vermehrte Auflage. Mf. 2.80, geb. Mf. 3.60. Es ist ein erfreuliches Zeichen des wachsenden missionsgeschichtlichen Interesses, daß auch diese Spezialgeschichte nach dem Erscheinen der ersten so bald eine neue Auflage erlebt hat. Auch sie ist stark — um vier Bogen — vermehrt, so daß sie jetzt 419 Seiten umfaßt, ein Umfang, für welchen der Preis ein erstaunlich billiger ist. Die Vermehrungen kommen auf die Kapitel 8—17, die sämtlich die Geschichte des heimatlichen Missionslebens und speziell die der hannoverschen Missionsvereine behandeln. Neu hinzugefügt ist Kapitel 18: „Das Missionsleben in unseren Nachbarländern“ (Schaumburg, Bremen, Oldenburg, Braunschweig). Die Beanstandung, daß die Aufnahme der Missionierung des Heimatlandes eigentlich nicht in eine Vorgeschichte und Geschichte der Hermannsburger Mission gehöre, gibt der Verfasser als berechtigt zu, aber er behält sie bei, weil er mit ihr „Material für das Missionsstudium der Heimatgeschichte und für Missionsstunden zusammenstellen wollte, an dem es fehle.“ Abgesehen von einer richtig stellenden Bemerkung zu der Tabelle S. 122 haben sonst wesentliche Veränderungen nicht stattgefunden.

3) **Joh. Warneck,** nach Aufzeichnungen von Missionar Pilgram in Balige: „Baban, ein Lebensbild aus der Batak-Mission auf Sumatra.“ Barmen. Missionshaus. 1909. 20 Bfg. S. 62. In 8 Kapiteln die getreu nach dem Leben anschaulich erzählte Geschichte eines batakischen Zauberers, der ein wirklicher Jünger Jesu und ein gesegneter Arbeiter in seinem Dienste geworden ist. Mit Recht nennt sich diese Biographie ein Lebensbild aus der Batak-Mission, denn sie ist nicht eine isolierte Lebensbeschreibung, sondern umrahmt von der ganzen heidnischen und christlichen Umgebung, in der und aus der heraus man erst voll verstehen und würdigen lernt, was für ein Triumph der rettenden Gottesgnade ein solcher Mann wie dieser Baban ist. Man hat an ihr einen Ausschnitt aus der kampf- und siegreichen Missionsgeschichte unter den Batak, der durch sein Personal- wie Lokalkolorit und seine Miniaturzeichnungen große Lebensfrische gewinnt und geeignet ist, nach den verschiedensten Seiten hin mit den realen Vorgängen auf einem bestimmten Missionsgebiet den Leser wirklich vertraut

zu machen; eine vollstündliche Art der Einführung in die Missionskunde die sehr praktisch ist.

4) **Kammerer:** „*Bilder aus dem Missionshospital.*“ Stuttgart. Verlag des Vereins für ärztliche Mission. 1909. 20 Pfg. S. 64. In diesem Schriftchen führt uns der unermüdlche und erfolgreiche Vorkämpfer für die ärztliche Mission in eine Reihe von Missionspitälern Südafrikas, Ober-Ägyptens, Jerusalems, der asiatischen Türkei, Persiens, Chinas, Indiens, Sumatras, Surinames, in Männer- und Frauenkrankenhäuser, in Aussäbigen-Asyle und Kinderheime, meist an der Hand der in ihnen praktizierenden Ärzte oder sonstigen Pfleger. Er schildert uns die Kranken in ihnen, den Arbeitsbetrieb, die Opfer der Selbsthingabe, die Dankbarkeit der Patienten, die Nahrungs- und sonstigen Sorgen, auch mancherlei in ihnen stattfindende Feiern — alles konkret und mit anschaulicher Frische, so daß das Büchlein sehr geeignet ist, fruchtbaren Werbedienst für die jetzt auch in Deutschland allgemeineres Interesse findende ärztliche Mission zu tun.

5) **Werner:** „*Anhalt und die Mission. Ein Stück Anhaltischer Kirchengeschichte.*“ Dessau 1909. Buchdruckerei Gutenberg. Eine mit viel Fleiß und Heimatliebe gearbeitete Monographie über ein lokal begrenztes Stück deutschen Missionslebens, das mit Recht als ein Stück Kirchengeschichte bezeichnet werden darf. Es ist eine Freude, daß monographische Arbeiten dieser Art sich mehren (vergl. N. M.-Z. 04, 436) und so das Quellenmaterial für eine Gesamtgeschichte des deutschen Missionslebens wächst. Die vorliegende Arbeit behandelt in zwei Hauptabschnitten die Teilnahme Anhalts an der Mission im 18. und 19. Jahrhundert, zuerst an der dänisch-halleschen und an der brüderkirchlichen in sehr interessanten Einzelzügen, dann die an der Rheinischen, durch W. Krummacher, an der Berliner, besonders durch Ahlfeld, und an der Leipziger Mission, vornehmlich durch Graul angebahnten Teilnahme, schließt hieran die Geschichte des Dessau-Röthen-Zerbster Missionsvereins, die Einführung in den speziellen Freundeskreis, die Stellung der Behörden zur Mission, die Beteiligung der einzelnen Gemeinden, die jetzige Gestalt des Vereins, die Missionare aus Anhalt und die Art des heimatischen Missionsbetriebs. Natürlich hat das 32 Seiten umfassende sehr ins einzelne eingehende Schriftchen zunächst großes Interesse für die Anhaltiner, die mit den handelnden Personen und den zur Sprache kommenden Orten vertraut sind, aber ich registriere es hier, weil es auch für den Missionshistoriker Quellenwert besitzt.

6) **Gäßler:** „*Lebensbilder aus der neuzeitlichen Heidenmission. Stoffe, zunächst für die Benutzung in den Oberklassen der Volksschulen zusammengestellt.*“ Leipzig. Dürsche Buchhandlung 1909. 2 M. Wieder eine sehr willkommene Darbietung von missionsgeschichtlichen Stoffen zur Verwertung für die unterrichtliche Behandlung der Mission in der Schule von einem Schulmann. Der Herausgeber ist Schulrat und Bezirkschulinspektor in Oshag. Es sind lauter lebensvolle und anschauliche mit Biographien untermischte Einzelbilder, die aber in ihrer Gesamtheit die Missionsarbeit nach möglichst vielen Seiten hin

beleuchten, welche die Sammlung bietet, unter ihnen nur ein paar Originalarbeiten, die meisten sind theils Ausschnitte aus bekannten Missionschriften, theils Bearbeitungen auf Grund derselben, überall mit Hinweisung auf die benutzten Quellen. In drei Hauptabschnitten führt uns die auf das Kinderverständnis berechnete Auswahl zu den Naturvölkern in Australien (3 Stücke), in der Südsee (3), in Alaska (4), zu den Indianern in den Vereinigten Staaten (3), in Suriname (2), in Afrika (7), dann zu den heidnischen Kulturvölkern in Indien (5), und China (3), und dann in die deutschen Kolonien nach Neuguinea, Ostafrika, Togo und Kamerun (6). Damit begnügt sich der Herausgeber, seinen Mitarbeitern in der Schule eine reiche stoffliche Fundgrube zu geben; „Auswahl, An- und Einordnung wie Bestrahlung des Stoffes“ überläßt er ihnen selbst nach ihrem besonderen Bedürfnis. Die Hauptsache ist ihm, daß die Stoffe benutzt werden. Und dazu locken sie durch ihren Inhalt.

7) „Aus Lapplands Bergen.“ Mit einem Vorwort von Prinz Oskar Bernadotte. Herausgegeben von der Frauen M.-G. in Stockholm. Autorisierte Übersetzung. Berlin 1909. Zillefens Verlag. M. 1.50. Dieses schön ausgestattete und reich illustrierte Schriftchen macht uns in 13, anschaulich von besuchenden Evangelisten geschriebenen Kapiteln mit dem ebenso romantischen wie unwirklichen Lapplande und seinem mit der Not des Lebens hart ringenden Wandervolke bekannt. Das Volk ist allerdings oberflächlich christlich, aber der Trunksucht sehr ergeben, und das Nomadenleben wie seine Zerstreuung innerhalb riesiger Entfernungen erschwert eine regelmäßige kirchliche Pflege außerordentlich. Doch geht durch dasselbe vielfach ein Verlangen, man kann fast sagen ein Hunger nach geistlicher Nahrung, und hin und her in dem großen Lande gibt es Häuflein von sektiererischer Frömmigkeit, Lästadianer, die unter der Leitung von Laienevangelisten stehen und zu Erbauungsstunden oft von weither zusammenkommen. In Stockholm hat sich nun auf allerlei zum Theil recht romantische Anregungen hin ein besonderer Verein für lappländische Mission oder genauer Evangelisation gebildet, der nicht nur einzelne Prediger zu Besuchsreisen ausgesandt hat, sondern durch eine ganze Reihe seiner Mitglieder sich selbst direkt an diesen Evangelisationsreisen beteiligt, sogar im Winter bei einer Kälte von 30–40 Grad Celsius unter großen Strapazen und Entbehrungen. Es sind Herren und Damen, die diese Reisen unternehmen, unter ihnen auch Prinz Oskar Bernadotte mit seiner Gemahlin. Seine „erste Lappenmesse“ hat er in dem vorliegenden Schriftchen selbst sehr fesselnd beschrieben. Auch die meisten anderen Abschnitte sind von solchen freiwilligen Evangelisten und Evangelistinnen verfaßt. Sie dürfen auch von manchen erfreulichen Erfolgen berichten, und es ist rührend zu lesen, mit welcher Hingabe sie ihren Dienst nicht bloß in den von vielen besuchten Versammlungen tun, sondern auch mit der Treue im Kleinen sich den einzelnen widmen. Es ist hier viel glaubensfreudiger, edler Opfer Sinn am Werke, mit dem sich bekannt zu machen erbaulich ist.

8) **Goffmann:** „Nicht vergeblich gearbeitet. Missions-Erlebnisse aus Kriegs- und Friedenszeiten.“ Berlin. Missionshaus.

1909. S. 39. Der im Dienste der Berliner M.=G. stehende Verfasser erzählt in sehr frischer und anschaulicher Weise zuerst von seiner durch den Beginn des Burenkrieges bald abgebrochenen schwierigkeits- und krankheitsreichen Arbeit in dem fiebrigen und unempfindlichen Bonjai-Maschona-Lande und dann von seiner vielbewegten Tätigkeit in Transvaal, wo er zuerst „bald hier, bald dorthin auf Muthilfe verborgt“ wurde und zuletzt in Mphome eine Stationsbleibstätte fand. Von den fünf Kapiteln, in welche er seine Erzählung gliedert (die Reise ins Heidenland; die ersten Heidenpredigten; auf Pfaden alter Missionare; im Trübsalssofen und Heidenchristen-treue), sind die beiden letzten, die wesentlich die Erlebnisse während des Burenkrieges schildern, die inhaltsvollsten und ergreifendsten, und vornehmlich das fünfte ist es, welches den Titel, den der Verfasser für sein Schriftchen gewählt hat, rechtfertigt.

9) **Agensfeld:** „Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika.“ Berlin. Missionshaus. 1909. Auf zwei Gefahren, von denen die frisch ausblühende Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika je länger je ernster bedroht wird, weist dieser sehr beachtenswerte Vortrag hin: 1. Auf die, welche in den von der jetzt einflutenden europäischen Kultur auf die Eingeborenen ausgeübten Einflüssen liegt und 2. auf die von der wachsenden mohammedanischen Propaganda drohende Gefährdung der christlichen Mission wie der gesunden Entwicklung unserer Kolonie. Mit Sachkunde und Nüchternheit werden zunächst diese beiden Gefahren geschildert und mit großem Ernst besonders die Thesen bewiesen: „Der Blick auf die Fortschritte des Islam bestätigt, daß die Geschichte Deutsch-Ostafrikas sich in den nächsten Jahrzehnten entscheiden werden“ und daß „die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika kurz gesagt die Rettung vor dem Islam ist und alles, was in ostafrikanischer Mission fortan geschieht, sich danach richten muß, ein wirksamer Beitrag zur Erreichung dieses Zieles zu sein.“ Und es sind gesunde praktische Spezialanweisungen, die der Dezernent für Deutsch-Ostafrika in der Berliner M.=G. nach dieser Richtung hin erteilt.

10) **Frank:** „Die Mitarbeit der Brüdermission bei der Erforschung Zentral-Asiens.“ Herrnhut. Missionsbuchhandlung. 1909. 25 Pfg. Eine inhaltsreiche, einen an sich trockenen und nicht bloß in Missionskreisen wenig bekannten Gegenstand in lebensfrischester Weise behandelnde Broschüre, der ich auch in die gelehrte Welt hinein die weiteste Verbreitung wünsche, da sie ein glänzendes Zeugnis dafür ist, wieviel die Wissenschaft der Sprachforschung wie der Kultur-, Völker- und Religionsgeschichte der von ihr oft so von oben herab behandelten Mission tatsächlich verdankt. Aus dieser umfassenden Hilfsleistung ist die von dem an ihr selbst mit wertvollen Beiträgen beteiligten Verfasser — Missionar in West-Himalaya und jetzt Mitglied einer von der indobritischen Regierung veranstalteten archäologischen Expedition — gelieferte Arbeit nur ein Ausschnitt, aber ein höchst instruktiver und durch die Fülle seines Beweismaterials geradezu überraschender. Es sind zwei merkwürdig ineinander greifende Mongolengebiete, von denen aus es der Brüdermission vergönnt war, über dunkle Partien der zentralasiatischen Geschichte Licht verbreiten zu helfen:

das salmüdische und das tibetische. Man erstaunt über die Fülle der vielseitigen, im Anhang aufgezählten literarischen Beiträge, welche seitens der Brüdermission für diese Aufklärungsarbeit direkt geliefert worden sind und liest mit gesteigerter Spannung, wie umfangreich und bedeutungsvoll in der ganzen Geschichte derselben der indirekte Dienst gewesen ist, den sie ihr geleistet hat. Es ist ein kleines Kabinetstück, in dem mit der übersichtlichsten Klarheit auch für den Nichtfachmann interessant der Verlauf dieser Geschichte verfolgt wird.

11) Schrent: „Seelsorgerliche Briefe für allerlei Leute.“ Kassell. Röttger. 1909. Mf. 2,25, geb. Mf. 3.—. Eine köstliche Gabe eines Seelsorgers von Gottes Gnaden, der es versteht als ein Arzt der Seele die Wahrheit zu sagen mit allem heiligen Ernst, mit der Zartheit tröstender Liebe aufzurichten und mit der Weisheit des Menschenkenners zurechtzuweisen. Man kann das Buch Aphorismen zur Seelsorge nennen, die aus dem Leben gegriffen für das Leben voll gesunder und gesundender Lehre sind. Es ist eine konkrete Fülle von sehr mannigfaltigen Einzelfällen, die zur Sprache kommen, unter ihnen manche Intimitäten des häuslichen und ehelichen Lebens, die mit dem feinsten Takt behandelt werden. Auch seelsorgerliche Beratungen speziell für junge Pastoren fehlen nicht, bei deren Vektüre ein alter Pastor wohl wünscht, daß sie ihm in seiner Jugend von einem geistlichen Führer wie Schrent möchten gegeben worden sein. Von den 48 Briefen sind 11 aus der Zeit seiner Arbeit in Afrika, sämtlich an Missionare gerichtet. Auch diese tragen wesentlich seelsorgerliches Gepräge, obgleich sie auch für den praktischen Missionsbetrieb manche beherzigenswerte Anweisung enthalten, z. B. über die Notwendigkeit gründlicher Erlernung der Volkssprache, fester Gründung der Heidenchristen in der Erkenntnis der evangelischen Heilswahrheit, vornehmlich der Einführung in die biblische Geschichte, über die Qualifikation eingeborener Gehilfen und dergleichen. Verheiratungen mit Eingeborenen, vor denen mit Recht gewarnt wird, kommen jetzt wohl nur sehr ausnahmsweise vor, dagegen sind die Ratschläge, die über den Verkehr mit Europäern wie über die Stellung zu den Häuptlingen und zur Kolonialregierung gegeben werden, auch jetzt noch aktuell.

12) „Report of the World's Student Christian Federation held at Oxford July 15th to 19th 1909.“¹⁾ S. 323. Mf. 1,20 Zu beziehen von der Geschäftsstelle der deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung (D. C. S. V.) Berlin N. 24, Am Kupfergraben 6. Die 46 Beiträge, welche auf der in Rede stehenden großartigen Konferenz von Deputierten aus 32 Ländern, unter ihnen die Eingeborenen aus China, Indien, Japan, der asiatischen und europäischen Türkei, gehalten wurden, sind teils erbauliche Ansprachen (7), teils methodische, die Aufgaben der studentischen Bewegung betreffende Abhandlungen (10), teils Berichte über Erfolge der Bewegung und der Anforderungen, die sie stellt, auf den weltweiten Gebieten, auf denen sie im Gange ist. In meisterhafter Zusammenfassung

1) Durch Versehen verspätet.

geben dann der Generalsekretär Mr. Mott und die Generalsekretärin Miss House großzügige Übersichten über die Ausdehnung und instruktive Einsichten in Organisation und Betrieb der im vollen Sinne des Worts bereits zum Weltverein gewordenen christlichen Bewegung unter Studenten und Studentinnen in 2 Vorträgen, die wohl die Höhe der Konferenz bildeten. Alles zusammen eine reiche Fülle von geistlicher Speise und instruktiver wie begeisternder Belehrung über eine der imponierendsten und einflußreichsten Missionsbewegungen der Gegenwart.

13) „Hedendaagsche Zending in Onze Oost,“ Handboek vor Zendingstudie. Samengesteld en uitgegeven door den Nederlandschen Studenten Zendingbond. 1909. Mt. 2.50. Eine nach den Gesellschaften geordnete Übersicht über die neuzeitliche Mission in Niederländisch-Indien, die den studentischen Missionsstudien-Kränzchen Hollands als Textbuch dienen soll, um zunächst sich mit ihrer vaterländischen Mission bekannt zu machen. Das Buch will nur den Dienst einer Orientierungskarte tun und Anregung geben, den gebotenen Umriß mit Spezialstudien auszufüllen; darum ist jedem Kapitel eine Angabe der Quellen beigelegt, aus welchen die Studierenden das Detailmaterial schöpfen sollen. Die gegebene Übersicht ist vollständig, nur fehlt die über die römische Mission, und bezüglich der indischen Kolonialkirche hat man sich mit einer bloßen Statistik begnügt. Neues bringt es den mit der niederländischen Missionsgeschichte Vertrauten wenig, aber zur Gesamtorientierung über dieselbe ist es ein brauchbares Hilfsbuch auch für nicht-holländische Missionsstudien-Kränzchen.

14) **Rimbaud:** Au Congo pour Christ. Esquisse de l'histoire des missions chretiennes au Congo Belge. Liège. Rue Lambert-le-Bègue. 1909. S. 171. Mt. 1.—. Auch ein Textbuch für Missionsstudienkränzchen herausgegeben von der 1907 konstituierten „Gruppe der Missionsfreunde zu Rüttich“, die sich zur Aufgabe gestellt hat: 1. Signes Missionsstudium und 2. Verbreitung der Missionskenntnis. Dieser Abriß der Kongomission, die zweite ihrer Veröffentlichungen, gibt unter Angabe der benutzten Quellen zuerst eine geographische und geschichtliche Orientierung über das Kongogebiet und den Beginn der Kongomission, dann in vier Kapiteln die Spezialgeschichte der vier Stationen der englischen Baptisten: San Salvador, Bathan, Bolobo und Yakusu, darauf in einem verhältnismäßig zu kurzen Kapitel eine Übersicht über die übrigen am Kongo tätigen (auch katholischen) Missionen, behandelt sodann la question Congolaise und schließt mit der Kongoaufgabe der belgischen Protestanten. Zwei Karten sind beigegeben: eine, welche das Kongobeden im Vergleich zu Europa darstellt und eine Missionskarte. Wd.



Inhalt.

I. Missionsgeschichtliches.

	Seite
Die werdende Volkskirche in Uganda. Von D. Jul. Richter . . .	3
Westafrika. Eine Rundschau. Von Missionsinspektor Würz . . 16.	75
Brun von Quesfurt. Von Prof. D. Voigt	32
Ein deutsch-evang. Laien- und Missionsbund. Von Prof. Meinhold .	36
Robert Clark. Von Paul Richter	49
Die Außenländer von Uganda. Von D. Jul. Richter	64
Fünzig Jahre Arbeit der Nederl. Zend.-V. Von Lic. Warned . .	105
Die amerik. Presbyterianermision in Ägypten. Von D. Kurze . 116.	195
Die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika. Von Lic. Arenfeld . .	129
Die gegenwärtige große Missionsgelegenheit. Von D. Jul. Richter	153
Eine Korrespondenz zwischen Missionar Kuhlmann und General-	
Leutnant von Trotha aus Anfang 1905	201
Zur Lage in China. Von Missionar Genähr	204
Die Pariser Basutomission. Von D. Kurze	242. 266
Fünzig Jahre Missionsarbeit am Niger. Von Paul Richter . 279.	314
Vierte Allg. Studenten-Missionskonferenz. Von Stud. Althaus . 103.	294
George Grenfell. Von Gen.-Sup. D. Wallroth	305. 349
Die Kontinentale Missionskonferenz. Von Paul Richter	328
Der schwedische Missionsbund. Von Missionar Lundahl . . 373.	429
Die Neuendettelsauer Miss. im Kaiser Wilhelmsland. Von D. Paul . 411.	472
Statistik der evang. Missionen in den deutsch. Kolonien. Von D. Paul	484
Das deutsche Institut für ärztliche Mission. Von Kammerer . 473.	533
Ein Blutzeuge des Evangeliums. Von Lic. Warned	504
Die Mission auf der Generalsynode der Brüder-Unität im Jahre 1909.	
Von Professor Warned	510
Die Südafrikanische Allgemeine Mission. Von D. Kurze	518
Die Wahrheit über Adana. Von Dr. Rohrbach	557

Missionsrundschau.

Uganda. Von D. J. Richter	3. 64
Westafrika. Von Würz	16. 75
Südafrika: Deutsch-Südwest. Von P. Raeder	286
Südafrika: Kapkolonie. Von P. Raeder	476

Chronik von Professor Warned.

Der Thronwechsel in China	40
Die Kolonial-Akademie an der Universität Halle	41
Ein 75jähriges Missionsjubiläum. Franz. Basuto=Mission	41
50jähriges Missionsjubiläum Merensstys	43
Die Entlassung des Juan Shi Kai in China	90
Missionar D. Mateer †	93
Die internationale Opium-Kommission	94
Ein Urteil von Kang Yu Wei über Jesus	94
Amerikanische Universitäten schicken Lehrer nach China	95
Der erste evangelische Gottesdienst in Japan	95
Überglauze eines gebildeten Hindu	96
Booker Washingtons Institut floriert	97
Eine überraschende Erklärung des Sultans	149
Charakteristische Urteile über die religionslosen Schulen in Indien	149
Die nationale indische Missions-Gesellschaft	151
Gelbentat einer Ugandachristin	151
Zurücknahme der Rangprivilegien der katholischen Bischöfe in China	152
Hoffnungsvolles aus China	250
Zeugnisse dreier indischer Gouverneure für die Mission	252
Moralische Reformen in Indien nötig	254
Der erste amerikanische Missionsarzt	254
Die Finnische Missions-Gesellschaft. 50jähriges Jubiläum	255
Statistik der japanischen Mission 1907	339
Die armenischen Massacres	340
Was wir in Adana erlebten	341
Der nationale Missionskongreß in Kanada	343
Die Rheinische Mission 1908	344
Bibelübersetzung in sechs neuen Sprachen	390
Ein abgeschlagener Angriff auf die Mission in Korea	391
Die katholischen höheren Lehranstalten in Indien	393
Mission unter den Chinesen in den Vereinigten Staaten	489
Mohammedanisches Seminar in Potsdam	490
Kampf gegen das Institut der Tempeldirnen in Indien	528
Die Macht der Brahmanen in Indien	528
Missionsinspektor Stursberg †	529

II. Missionstheoretisches.

Die Arbeiterfrage in der Mission. Von Würz	209
Kultursprache und Volkssprache in der altchristlichen Mission. Von Professor Hölz	257

III. Religionsgeschichtliches und Ethnologisches.

Krankenbehandlung bei den Eweern in Togo. Von Miss. Spieth	179
Der Islam, wie ich ihn kennen lernte auf Sumatra. Von Missionar Simon	222

Inhalt.

Seite

Wie liebt der Ruandamann im Buche der Natur und der Welt, die ihn umgibt? Von Missionar Johanssen	361
Die neueren Reformbewegungen in Indien und ihre Bedeutung für die Mission. Von Missionsinsp. Lic. Frohnmeyer . 397. 445.	493
Vord Selborne über die Eingeborenenfrage in Südafrika. Von Missionsinsp. Lic. Arenfeld	452
Die Wahrheit über den Islam. Von Missionar Simon	523
Die Bevölkerung Indiens. Von Missionar Wohlenberg	548

IV. Missionsliterarisches.

Anz: Deutschlands Pflichten in Südwest-Afrika	101
Arenfeld: Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika	570
von Bosse: Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten	207
Bonorandt: Missionsstudienkränzchen	46
Brandt: Kurzer Abriß der Zahnheilkunde	532
Bringmann: Florian Baule	100
Bunke: Adolf Stöcker	256
Chiu: Das Reich Gottes und die Mission	303
Dilger: Probleme der Missionsarbeit im heutigen Indien	442
Dorsch: Karte des südwestlichen Teils von Kamerun	443
Flügel: Gedentblatt der Neuendettelsauer Heidenmission	301
Frank: Mitarbeit der Brüdermission bei der Erforschung Zentral-Afrikas	570
Fries: Bibelstudium	102
Gähler: Lebensbilder	568
Geschichten und Bilder aus der Mission	255
Gurr: Bilder aus der Berliner Mission	303
Gutmann: Dichten und Denken der Dschagganegeer	530
Haccius: Hannoversche Missionsgeschichte	567
Hedendaagsche Zending in Onze Oost	572
Hemprich: Die Mission in der Erziehungsschule	344
Hoffmann: Nicht vergeblich gearbeitet	569
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz 1909	255
Jrle: Wie ich die Herero lieben lernte	303
Kammerer: Bilder aus dem Missionshospital	568
Koegel: Kulturbedeutung der Mission	302
Kus Lapplands Bergen	569
Kansfeld: Urwald-Dokumente	346
Meinhof: Sprachliche Ausbildung der Missionare	442
Meinhof: Die Sprache der Herero	531
Meyner: Die gegenwärtigen Unruhen in Indien	442
Mhler: Das neue China	46
Mpp: Die ärztliche Mission	394
Paul: Evangelische Missionsarbeit in deutschen Kolonien	47
Paulsen: Johannes Calvin	304
Ramhaud: Au Congo pour Christ	572

Inhalt.

	Seite
Richter, Julius: Mission und Evangelisation im Orient	43
Richter, Paul: Bannerträger des Evangeliums	47
Römer: Schlüssel zu Kamerun usw.	46
Schäfer: Wilhelm Böhe	304
Schlatter: Johannes Calvin	304
Schneider: Kirchliches Jahrbuch 1909	396
Schrenk: Seelsorgerliche Briefe	571
Schulze: Brüdermission in Wort und Bild	48
Simon: Die mohammedanische Propaganda	442
Steiner: Kamerun als Kolonie und Missionsfeld	46
Vohsen und Westermann: Koloniale Rundschau	207
Vorträge und Bericht von der vierten Allgemeinen Studenten=Mis- sionskonferenz	395
Warned, D.: Mission in der Schule	344
Warned, D.: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen	566
Warned, Lic.: Unsere batavischen Gehilfen	46
Warned, Lic.: Religion der Bataf	97
Warned, Lic.: Lebenskräfte des Evangeliums	99
Warned, Lic.: Baban, ein Lebensbild usw.	567
Werner: Inhalt und die Mission	568

V. Beiblatt.

Dhandschibhai Naurodschi. Von Professor Warned	1
Ein Besuch bei den Minu. Von Missionar Littell	4
Ein Appell an die Männer. Von Missionsbischof Gare	16
In Fährlichkeiten in der ostafrikanischen Wildnis. Von D. Kurze .	17
Eine charakteristische Unterredung mit einem modernen chinesischen Studenten. Von Missionar Zimmer	27
Ein Missionspionier in der nordarabischen Wüste. Von D. Kurze .	33
Zur Charakteristik der Erweckungen in China. Drei Reden von den Missionaren Webster und Goforth	49

Namen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Weiblatt.

- Abdul Hamid, Sultan, 340. 342, 561.
 Abesuta, Miss.=Stat., 76.
 Aberewa=Kult. 25.
 Abhedananda, ind. Reform, 409 f.
 Abo, Miss.=Stat., 280.
 Adalbert v. Prag, 33 f.
 Adana, Stadt, 341 f. 557 ff.
 Aequatorstation, 382.
 Ahmed Zahmi, bekehrter Mohammedan., 122 f.
 — —, Reschaf, Scheich, 111.
 Aina, Volksstamm, Bbl. 4 ff.
 Akabe, Miss.=Posten, 324.
 Akassa, Miss.=Stat., 281.
 Akinluyi, Evangelist, 391.
 Akpafo, Miss.=Stat., 30.
 Akufo, König v. Akropong, 26.
 Akwaku, Miss.=Posten, 323 f.
 Albers, Miss., 106. 112.
 Alexandria, 117. 121.
 Algier, 381.
 Alkema, Miss., 109. 111. 114.
 Althaus, st. th., 294 ff.
 Amboland, 286. 291.
 American Medical Missionary College 535 f.
 Amritsar, Miss.=Stat., 52 f. 59.
 Anderda, Torochrist, 67.
 Anderega, König, 69.
 Andersson, Aug., Miss., 379.
 Andrea, Miss., 383 f.
 Anfole, Königreich, 68 f.
 Arabi Pascha, 124 f.
 Arbeiterfrage, 209 ff.
 Arbouffet, Miss., 42. 242 ff. 268.
 Arotshufu, Miss.=Stat., 79. 321.
 Arthington, Rob., 357.
 — — —, Stat., 358.
 Arpa=Samadsch, ind. Reformbewegung 401 ff.
 Asaba, Miss.=Stat., 285. 323 f.
 Asante, 27.
 Assiut, Miss.=Stat. 119. 121. 127 f.
 Astrolabe=Bai 412.
 Atakpame, Miss.=Stat., 30.
 Atbara, Christl. Gem., 199.
 Atuma, Miss.=Posten, 323.
 Aufstand, ostafrikan., 144 f.
 Avetaranian, Joh., Armenier, P., 379. 491.
 Aysenfeld, Lic., Missionsinsp., 129 ff. 338. 452 ff.
 Aziz Allah Beg, Mulvie, ind. Christ, 54.
 Baganda, Volksstamm, 64, ff.
 Bakar, Moham. Zahja, ind. Christ, 57.
 Bali, Miss.=Stat., 80. 82.
 Bamlar, Miss., 427. 473.
 Bamum Miss. = Stat., 80. 82.
 Bandung, Miss.=Posten, 113 f.
 Bangazi, Miss.St. 521.
 Banza Mantefe, Miss.=Stat., 87.
 Baring, Miss., 449.
 Barnett, Miss., 116.
 Bartle Frere, Gouvern., 249.
 Basden, Miss., 322.
 Baskiren 377.
 Basoga, Volksstamm, 72.
 Batala, Miss.=Stat., 60.
 Batavia 112 f.
 Batchelor, Miss., Bbl. 5 f.
 Bathurst, Miss.=Stat., 20 f.
 Batutah, Ibn, Araber, 222.
 Baynes, Miss.=Sekret., 357.
 Bena, Volksstamm, 142.
 Benha, Miss.=Posten, 127.
 Benin, Christengem., 319.
 v. Bennigsen, Gouvern., 421.
 Bentley, Miss., 85. 311.
 Berger, Miss., 287.
 Berlin, P., 374.
 Berda, Miss.=Stat., 244.
 Berseba, Miss.=Stat., 288.
 Berufsvorbildung, missionar., 334 f.
 Besant, Frau, 493 ff.
 Bethang, Miss.=Stat. 321.
 Bethesda, Miss.=Stat., 244.
 Betua(Bafutu), Zwerge, 309.
 Bibelübersetzungen, 391 f.

- Wida, Miss.=Vorpösten, 77. 326.
 Blawakky, Madame, 493.
 Bögner, Miss.=Direktor, 250. 268. 337 f.
 Börrißon, E. R., Miss., 390.
 Bogeseng, Dorf, 423.
 Bonaberi, Miss.=Stat., 81.
 Bonafu, Miss.=Stat., 81.
 Bonny, Miss.=Stat., 281 f. 317.
 Boyoto, Miss.=Stat., 358.
 Brahmanen 528 f.
 Brahmo=Samadsch 254. 445.
 Brandt, Miss.=Stat., 133.
 Braß, Miss.=Stat., 283. 285. 317 ff.
 Britisch Nigeria 321.
 Brooke, Miss., 316. 325.
 Bruce, Dr. Dav., 16.
 Brun v. Querfurt, 32 ff., Bbl. 30 ff.
 Brüske, Miss., 391.
 Bryant, Srl., Bbl. 11.
 Budhan Bibi, Tochter des Tschet Nam, 450.
 Buea, Pred. Seminar, 81.
 Bugoma, Miss.=Stat., 70.
 Bulega, Vandschaft, 70.
 Bulongwa, Miss.=Stat., 132, 142.
 Butiti, Miss.=Stat., 67.
 Buyaga, Insel 73.
 Bwanji, Volksstamm, 131, 142.
 van Calker, Miss., 336.
 Cameron, Bisch., 486.
 Cape Coast, Miss.=Stat., 28.
 Carpenter, Rev., dessen Gattin, 51.
 Casalis, Miss., 42. 242 ff., 268.
 Chambers, Miss., 342.
 Chatelain Seli, Miss., 89 f.
 Cheribon, Miss.=Gem., 114.
 China 204 ff.
 Chinesen, eingewanderte, 489.
 — auf Java, 107 ff.
 Chini, Miss.=Stat., 391.
 Chiu, Moses, christl. Chinesen, 90 ff. 294. 297 f.
 Christ, S., Dr. jur., 85.
 Churchill, Winston, Handelsminister, 5 f.
 Clapperton, Forscher, 279.
 Clarf, Henry, Pf., 50.
 —, Robert, Miss.=Sekret., 49 ff.
 Clarfabad, landwirtschastl. Colonie, 59.
 Coillard, Franz, Miss., 269, 272.
 Comber, Thomas J., Miss., 306.
 Coof, Dr., Arzt, 68.
 Coolsmä, Miss.=Dir., 106.
 Cromer, Lord, 197.
 Crowther, Dandeson, Miss., 282, 314.
 —, Sam., Bisch., 279 f. 314.
 Cufst, Dr., 51.
 Dahle, Miss.=Dir., 339. 396.
 Dahome 78.
 Darotaindianer, christl., Bbl. 16.
 Dannert, Miss., 287.
 Daresalam 147.
 Dayanand Saraswati, Gründer des Arya Samadsch, 401 ff.
 Debendra Nath Tagor, Baba 446.
 Deingerhöb, Miss.=Stat., 418.
 Demney, Prof., 178.
 Dernburg, Kolonialsekr., 475.
 Deutsch-Südwestafrika, 286 ff.
 Dhandshibhai Maurodschi, Miss., Bbl. 1 ff.
 Dhulip Singh, Maharadscha, 118.
 Diadia, Miss.=Stat., 383, 385 f.
 Djengkol, Christengem., 112.
 Dieterlen, S., Miss. 269.
 Dijkstra, Miss., 114.
 Dilawar Khan, ind. Christ, 57.
 Dowkonnt, Dr., 474, 535.
 Dschohar, orientalischer Statthalter, Bbl. 40 ff.
 Dschuf, Dafenstadt, Bbl. 40.
 Dumisa, Miss.=Stat., 520 f.
 Durban, Miss.=Stat., 520.
 Ebu, Miss.=Posten, 323.
 Ebuumba, Miss.=Stat., 520.
 Edwardes, Herb., Oberst, 51, 56.
 Egga, Ort, 280.
 Eingeborenenfrage, 452 ff.
 Etman, E. J., Dr., Miss.=Vorst., 378.
 Etumeku, räuberischer Stamm, 323.
 Etutokozeni, Miss.=Stat., 520 f.
 Elin, Miss.=Stat., 294.
 Elmslie, Dr., Miss.=Arzt, 59.
 Engdahl, A. W., Miss., 429.
 Enggano, Insel, 507 f.
 Engvall, E. J., Miss., 381 f. 433.
 Erweckungen in China, Bbl. 49 ff.
 Ewevoll, 179 ff.
 Ezulwini, Miss.=Stat., 521.
 Faris, syr. Christ, 118.
 Fei, Mr. E. S., 251.
 Fernando Po, Insel, 349.
 Fiebig, Max, Dr., 450.
 Findly, Wesleyaner, 336.
 Finschhafen 412, 422, Fippatria, Miss., 51 f.
 Flierl, Joh., Pionier=Miss., 412, 415 ff. 420 ff. 472 f.
 Forder, Archibald, Freimiss., Bbl. 33 ff.
 Forseit, W., Miss., 351.
 Forman, Dr., 449.

Französische Romandschi,
ein Parfi, Bbl. 1 f.
v. François, Curt, 305 f.,
308.
Fransfontein, Miss.=
Stat., 287.
Fraser, Sir Andrew,
Gouv., 150 f., 252.
French, Miss., 60.
Fries, Dr. R. (Stock=
holm), 337.
Fröhlich, D., Vermes=
sungsstechniker, 415.
Frohmeyer, Miss.=In=
spekt., 297, 338, 397 ff.,
445 ff., 493 ff.
Furah-Bai, College da=
selbst, 21.

Garut, Miss. = Posten,
114.
Gbebe, Miss.=Stat., 280,
285, 324.
Geerding, Miss., 106.
Genähr, Miss., 204.
Germong, Miss., 248.
Gibeon, Miss. = Stat.,
288.
Giffen, Miss., 199.
Gleiß, Franz, Miss., 34.
Gobabis, Miss.=Stat.,
249; kath., 291.
Gochas, Miss. = Stat.,
288 f.
Goforth, Miss., Bbl.
49 f.
Goldküste, 23 ff.
Gondokoro, Außenstat.,
72.
Gordon, Phil., Juden=
miss., 381.
Gorst, Generalkonsul,
197.
Gosselin, Miss., 42, 242,
268 f.
Grace, Miss.=Stat., 521.
Grandpierre, Miss.=Dir.,
268 f.
Grenfell, George, Miss.,
85, 305 ff., 349 ff.
Grenfells, Dr., 67.
Griffith, Dr., 535.
Grismold, Dr., 401.
Gröben, E., Gräfin, 524.
Gunning, Miss. = Dir.,
335, 337.

Häfteran, armen. Kin=
derheim in Persien,
377.
Hamann, J. G., 364.
Hammar, J., Miss., 385,
390.
Hammarstedt, L. Fr.,
Miss., 378.
Handyside, Dr., 534.
Hanley, Miss. = Stat.,
482 f.
Hannington, Bisch., 72.
—, J. E. M., Miss., 72.
Hare, Miss.=Bisch., Bbl.
16.
Hartford = Battersby,
Dr., Miss.=Arzt, 325,
534 f.
Harris, amerik. Diplo=
mat, 95 f.
Hart, Kapitän, 283.
Hattersley, Miss., 13.
Haussa, Handelsvolk, 75.
Haußleiter, Prof. D.,
295, 330 f. 337.
Hebron, Miss.=Stat.,
521 f.
Hehe, Volksstamm, 132.
Heim, Liz. Dr., 294.
Heldsbach, Missions=
niederlassung, 419 f.
Henderson, Rev., 487.
Hennig, Unitätsdir.,
299, 333.
Henriksson, R. J., Miss.,
379.
Hering, D., 294.
Hermon, Miss.=Stat.,
245, 250, 267.
Hespers, Prof. R., Dom=
kapitular, 441.
Hill, Bisch., 317.
Hinduismus, 397 f.
Hinton, Miss., 96.
Hoachanas, Miss.=Stat.
288 f.
Höggberg, L. E., Miss.,
377, 379 f.
Högger, R. F., Miss.,
377, 379.
Hogg, Miss.=Lehrer, 117,
119, 126, 128.
Hoima, Hauptstadt und
Miss.=Stat., 69 f.
Holl, Prof. D., 257 ff.
Holzapfel Laienbruder,
287.

Hormanzdschi Pestond=
schi, ein Parfi, Bbl. 1 f.
Horne, Osborn, Ehe=
paar, 518.
Huangchau, Stadt und
Miss.=Stat., 432.
Hurlburt, Miss.=Dir.,
Bbl. 17, 19 ff.
Husu Schah, ind. Christ,
58.

Ibis, Miss.=Boot, 196.
Ichang, Stadt u. Miss.=
Stat., 430.
Idler, Miss., 291.
Idda, Miss.=Stat., 280,
285.
Jji Enu, Miss.=Stat.,
322.
Ikombe, Miss.=Stat.,
131, 133.
Ilembula, Miss.=Stat.,
133.
Imad ed din, D., befehrt=
er Mohammed., 60 f.
Ingermanland, 377.
Institut, deutsches, für
ärztlich. Mission, 473 ff.
533 ff.
Irvingianer, 108.
Islam, 222 ff. 523 ff.
Islamisierung, 18, 222.
Ismirlian, Patriarch,
129.
Ito, Fürst, Gouvern.,
392 f.
Jakobi, Miss.=Stat., 133,
144.
Jacottet, Miss., 42, 269.
Jäger, Past., 296.
Jarkend, Miss. = Stat.,
379.
Java, 105 ff.
Jesiden, kaufm. Volks=
stamm, 378.
Jesso, Insel, Bbl. 6.
Johanssen, Archidiacon,
314.
—, E. Miss., 361 ff.
Johansson, Albin, Miss.,
379, 430.
Johnson, Bisch., 76, 391.
Johnston, Sir S. S.,
306, 359.
Joruba, 75 f.
Josia, Torochrist, 67.
Jouffe, Miss., 248.

- Kabarega, König, 69 f.
 Kabarele, Hauptstadt
 u. Miss.=Stat., 15, 67.
 Kahir, ind. Reform., 399.
 Kähler, M., D., 294.
 Kaf, Dafenstadt, Bbl. 35.
 Kairo, 117, 121.
 Kaiser = Wilhelmsland,
 411 ff.
 Kajama, Miss. = Stat.,
 318, 322.
 Kambonde, Oberhaupt-
 ling, 293.
 Kamerun, 79 f., 207.
 Kammerer, J., Ober-
 lehrer, 475 ff., 533 ff.
 Kana, Miss.=Stat., 245.
 Kang Yu = wei, Chines.
 Reformier, 94 f.
 Kano, Stadt, 325.
 Kap Arfona, Miss.=Stat.,
 419 f., 423.
 Kapkolonie, 476 ff.
 Kapstadt, 480.
 Karesuando, Miss.=
 Stat., 376.
 Karibib, Miss. = Stat.,
 287.
 Karlsson, Miss., 378.
 Kartum, 199 ff.
 Kasagama, König, 66 f.
 Kaschgar, Miss.=Stat.,
 379.
 Kaukasien, 377.
 Kawirondo, Landschaft,
 73 f.
 Keetmanshoop, Miss.=
 Stat., 288.
 Kellog, Dr., 536.
 Keschab Eschander Sen,
 Babu, 446.
 Keta, Miss.=St., 31.
 Key, Bisch., 486.
 Keyher, Miss., 416, 425,
 427 f., 473.
 Khos, Miss. = Stat.,
 287 ff.
 Kibero, Außenstat., 70.
 Kibunji, Miss.=Stat.,
 383, 385.
 Kibugaba, Miss.=Stat.,
 133.
 Kienli, Stadt und Miss.=
 Stat., 432.
 Kimberley, Miss.=Stat.,
 489.
 Kinga, Volksstamm, 131.
 Kirche, Chines., Bbl. 50 f.
 — — Ioptische, 198.
 Kisumu, Endpunkt der
 Ugandabahn, 71.
 Kiserawe, Miss.=Stat.,
 147.
 Kitching, Miss., 71.
 Klein-Namaland 479 f.
 Koch, R., Prof., 16.
 Kosi, König, 181.
 Kolonial = Akademie in
 Halle 41.
 Kondovoll 130 f. 141 f.
 Kongonebenflüsse 307 ff.
 Kongostaat 84 f. 349 ff.
 Korea 391 ff.
 Koto, Häuptling und
 christl. Lehrer, 81.
 Krapff, Miss., 358.
 Kronstadt 376.
 Krotz, Adam, Gotten-
 tottenmischling, 242.
 Krüger, G., Prof., Miss.,
 248, 269.
 Kubbir, Miss.=Posten,
 327.
 Kuhlmann, Miss., 201 ff.
 Kulingsberge 432.
 Kultursprache 257 ff.
 Kumase, Miss.=Stat., 27.
 Kupa, Christ auf Neu-
 guinea, 428.
 Kurze, G., D., 116 ff.
 195 ff. Bbl. 17 ff. 242 ff.
 266 ff. Bbl. 33 ff. 518 ff.
 Kuta, Miss.=Posten, 327.
 Kwang-Hsi, Kaiser v.
 China, 40.
 Kwama, Schesultan,
 132.
 Lagos, Stadt u. Miss. =
 Stat., 76, 78.
 Laien = Miss. = Bund,
 deutsch-ev., 36 ff.
 Laird, Macgregor,
 Großkaufmann, 279.
 281.
 Laman, R. G., Miss., 87.
 388, 390.
 Vander, Gebr., Forscher,
 279.
 Lansing, Dr., Miss., 117 f.
 126.
 Larson, G., John, Miss.,
 377, 384.
 Lawrence, Henry, 51.
 Lawrence, John, 51.
 Laws, Dr., 332.
 Bechler, Paul, Fabri-
 kant, 536.
 Lehner Miss., 420, 425.
 Leloaaleng, Industrie-
 schule, 248.
 Leopold II. König, 354 ff.
 Leribe, Miss.=Stat., 247,
 266.
 Leretholi, Oberhaupt-
 ling, 273.
 Lettie L., Oberhauptling,
 250, 273.
 —, II., Oberhauptling,
 41 f. 273.
 Lett, A., Miss., 504.
 Lewis, Miss., 325.
 Liberia 23.
 Lichoele, Miss.=Stat.,
 266.
 Liljeblad, Miss., 293.
 Lincoln, Miss.=Stat., 90.
 v. Lindequist, Gouvern.,
 288, 290.
 Lindström, R. J., 430.
 Littell, Miss., Bbl. 4 ff.
 Lloyd, A. B., Miss., 71.
 Lobetal (Kamerun),
 Miss.=Stat., 81.
 Lokodsha, Miss.=Nieder-
 laßung, 77, 285 f.
 324.
 Lolanga, Miss. Stat., 87.
 Londe, Transportstat.,
 384.
 Los = Inseln, 22.
 Lovedale, Miss.=Schule
 487.
 Lowley, Sir Alfred,
 Gouverneur 252.
 Luba, Häuptling, 72.
 Luebo, Miss.=Stat., 88.
 Luderichsbucht, Miss.=
 Stat., 289.
 Lugard, Friedr., Oberst,
 66.
 Lufangisweni, Miss.=
 Stat., 520.
 Lufolala, Miss.=Stat.,
 349, 358.
 Lufunga, Miss.=Stat.,
 382.
 Lulwe, Miss.=Stat., 522.
 Lund, G. J., Miss., 429.
 Lundafl, Miss.=Sekret.,
 373 ff. 429 ff.

- Lupembe, Miss.=Stat., 133.
 Vutubeni, Miss.=Stat., 320.
 Lybell, L. A., Miss., 377f.
 Mabile, A., Miss., 247 ff. 269.
 —, Frau, 41 f.
 Macheng, Stadt und Miss.=Stat., 430 f.
 MacLenzie, John, Miss., 482.
 Madichan, Rev., Direktor, Bbl. 4.
 Maddox, Miss., 67.
 Masube, Miss.=Stat., 249, 266.
 Magoje, Miss.=Stat., 132.
 Mahanji, Volksstamm, 131.
 Masowe, Miss.=Stat., 521.
 Malão, Miss.=Stat., 429.
 Malalo, Miss.=Stat., 419 f.
 Masutigebirge, 249.
 Mandschurei, Bbl. 49 ff.
 Maneromango, Miss.=Stat. 147.
 Manganba, Miss.=Stat., 81.
 Manow, Miss.=Stat., 130.
 Maputa, Miss.=Stat., 522.
 Maragole, Miss.=Stat., 74.
 Martin, Miss., 29.
 —, Oberst, 51, 56.
 Maseno, Miss.=Stat., 74.
 Masinbi, Miss.=Stat., 70.
 Masacres, armen., 340 f.
 Masitissi, Miss.=Stat., 247, 267.
 Mateer, Dr., Miss., 93 f.
 Maurer, Miss., 341 f.
 Mawemba, Volksstamm, 131.
 Mbambane, Miss.=Stat., 521.
 Mbamu, Miss.=Stat., 385.
 Mbarara, Hauptstadt, 68 f.
 Mboga, Miss.=Stat., 67.
 Mc. Laughlin, Dr., Miss., 199 f.
 Mc. Leod, Beamter, 51.
 Medinet el Fayum, Miss.=Stat., 121.
 Meinhof, R., Prof., 36ff., 337.
 Melfetter, Miss.=Stat., 522.
 Melwal, Miss.=Stat., 72.
 Mengo, Hauptstadt, 3 f., 14 f.
 Mentaweinsel 506.
 Merensky, D., 43, 129 f.
 Miller, Dr., Miss.=Arzt, 325.
 Milow, Miss.=Stat., 132, 144.
 Mirza Josef, Arzt, 379.
 Mission, ärztliche, 380.
 —, Minu-, Bbl. 6.
 —, Masta-, 378 f., 429.
 —, altchristl., 257 ff.
 —, Ambo-, deutsche, 292 f.
 —, Ambo, finnische, 292 f.
 —, Armenier-, 377.
 —, Baptisten, amerikan., 78, 86.
 — —, deutsche, 82 f.
 — —, engl., 85 f.
 —, Basler, 23, 29, 79 f.
 —, Basuto-, Pariser, 41 f., 242 ff., 266. ff.
 —, Bata-, 216 f.
 —, Berliner (I.), 129 ff., 480, 485, 489.
 —, Brüdergemeinde, 510 ff.
 —, deutsche Kolonien, 434 ff.
 —, Hausja-, 324 ff.
 —, Herero-, 286 f.
 —, japan., 339. f.
 —, Juden-, 381.
 —, Kirchen-, anglikan., („Pongas = Miss.“), 22.
 —, engl. (C. M. S.), 21, 52, 76 f., 279, 314 f., 321, 324.
 —, Kongo-, 381 ff.
 —, Malolo-, 85 ff.
 —, Kwa-Ibo-, 78.
 —, Methodisten, amerik., 108.
 Mission, Mohammedaner-, 49, 338.
 —, Rama-, 286.
 —, Neuendettelsauer, 411 ff., 472 ff.
 —, Riger-, 279 ff., 314 ff.
 —, Rjassa-, Berlin, 129 ff.
 —, Orient-, deutsche, 492.
 —, Bandschab, 49 ff.
 —, Pariser, 20 f., 83 f.
 —, Philafricaine, 89.
 —, Presbyterianer, amerik., 52, 83, 116 ff., 195 ff.
 — —, jüdl., 88.
 —, Rhein-, 286, 344, 412, 479.
 —, römische, 107.
 —, Seemanns-, 432.
 —, Sudan = Pionier-, 325.
 —, Südafrikan. General- (Allgem.), 391, 518 ff.
 —, Transkei-, 487.
 —, Uganda-, 8 ff.
 —, vereinigte freie Kirche v. Schottland, 79.
 —, Westend-, 433.
 Missionen, Mohammedaner-, 527.
 Missionsbewegung, 160 ff.
 Missionsgesellschaft, Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.), 22, 482, 485.
 — —, American Board, 88 f., 391.
 — —, Brüdergemeinde, 480 f., 484.
 — —, Congregational Union of South Africa, 482 f.
 — —, Cowley Fathers, 480.
 — —, Edinburger ärztl., 534.
 — —, engl. kirchliche (C. M. S.), 8, 11, 14, 16, 51 ff., 61 f., 70 f., 73, 77.
 — —, Finnische, 255.
 — —, Freikirche, vereinigte schottische, 487.

Missionsgesellschaft,
Holländ. = Reform.
Kirche, 483.
— —, Internat. ärztl.,
535.
— —, Livingstone = Kon-
go = Inlandmission,
381 f.
— —, Lond., 357, 482,
485.
— —, Methodisten,
Bischöfl., 23. 89.
— —, deutsche, 78.
—, nationale ind., 151.
—, Nederlandsche Zen-
dings - Vereeniging,
105 ff.
—, Norddeutsche, 29 f.
—, Presbyt. Church of
the Unit. St., 4, 89.
—, Prot. = Bischöfl. Kirche
v. Amerika, 23.
—, Schwed. Miss. = Bund,
87.
—, Wesleyaner, engl.,
20 ff., 28, 78, 483, 488.
Miss. = Bund, schwed.,
373 ff., 429 ff.
—, evang. in Amerika,
379.
Miss. = Handlung, Bas-
ier, christl., 28.
Miss. = Institut auf Vi-
dingo, 433.
Miss. = Konferenz, 1. all-
gem. am Kongo (Leo-
poldville), 359.
—, 3. allgem. am Kongo
(Kinschasa), 359.
—, XII. Kontinent, 328 ff.
Miss. = Kongreß, nation.,
v. Kanada, 343 f.
Moberg, Olga, Lehrerin,
378.
Moffett, Dr., Bbl., 62.
Mohammed, 231 f.
Mohammedanismus,
105 ff.
Mohr, Miss., 29.
Moswa, Miss. = Posten,
326.
Monsurah, Miss. = Stat.,
121.
Montgomery, Beamter,
51.
Moreau, Miss., 20.
Morel, E. D., 85.

Morija, Miss. = Stat.,
243 f., 246, 266 f.
Moschesch, Häuptling,
242 ff., 272.
Mott, John N., 209 f.,
294, 298.
Mount Hermon, Miss. =
Stat., 521.
Mount Packard, Miss. =
Stat., 520.
Mount Labor, Miss. =
Stat., 521.
Müderriß, Nessimi
Efendi, Ulema, 491 f.
Musindi, Miss. = Stat.,
133.
Muhanga, Miss. = Stat.,
133.
Mufden, Miss. = Stat.,
Bbl., 50 ff.
Mukimbongo, Miss. =
Stat., 382 f., 386.
Mulungit, Miss. = Ge-
hilfe, Bbl., 17, 24.
Murray, Andrew, 518 f.
Mwafaleli, Miss. = Stat.,
130.
Nabumale, Miss. = Stat.,
73.
Nachtwey, P., apostol.
Präsekt, 291.
Nakefe, Miss. = Stat., 293.
Namakunde, Miss. =
Stat., 292.
Nanak, Stifter der Sikhs
(ind. Sekte), 52.
Nande, Oberhäuptling,
292.
Nehale, Häuptling, 292 f.
Nesbit, Miss., Bbl. 2.
Neuberg, Miss., 142, 145.
Newton, Miss., 449.
Nganda, Miss. = Stat.,
384.
Ngoni (Gwangwara),
Volksstamm, 132.
Ng Poon Chew, Rev.,
chines. P., 489.
Nias, Insel, 504.
Nicholson, Sekret. der
C. M. S., 51.
Nigerdelta, Pastorat, 318
Nildelta 127.
Nilson, R. J., Miss., 383.
Nkanga, Miss. = Stat.,
520.

Nobili, Jesuitenmiss.,
331.
Norberg, J., Miss. = Insp.,
390.
Nordenstjöld, Entdek-
lungsreisender, 378.
Nord = Kartum, christl.
Gem., 199 f.
Nord = Nigeria 75 ff.
Nsitu, Mose, Miss. = Ge-
hilfe, 384.
Ntabamhlope, Miss. =
Stat., 520 f.
Ntonela, Miss. = Stat.,
520.
Nyman, J. A., Miss., 377.
Nyström, Anna, Frl.,
379.
—, Erich, Dr., 381.
Obusi, Christengem.,
324.
Ola, Miss. = Stat., 322.
Oshandja, Miss. = Stat.,
287.
Okazewa, Miss. = Stat.,
269, 287.
Okombahe, Miss. = Stat.,
291.
Okrika, Miss. = Stat., 76,
284.
Olaf Schöpfkönig, 34.
Ole Belit, Häuptling,
Bbl. 18 f.
Ole Meroni, Unter-
häuptling, Bbl. 18.
Olkott, Oberst, 493.
Ol Engina, Dorfhäupt-
ling, Bbl. 20.
Ol Lesarge, Oberhäupt-
ling, Bbl. 21.
Olufonda, Miss. = Stat.,
293.
Omaruru, Miss. = Stat.,
287, kath. 291.
Omatemba, Miss. = Stat.,
291 f.
Omburu, Miss. = Stat.,
289.
Onderman, christl.
Gem., 199 f.
Omupanda, Miss. = Stat.,
291.
Ondangua, Miss. = Stat.,
293.
Ondjiwa, Miss. = Stat.,
291.

- Ondongo, Miss.=Stat., 293 f.
 Ongandjera, Miss.=Stat., 294.
 Onipa, Miss.=Stat., 293.
 Onitscha, Miss.=Stat., 77, 280, 285, 322, 324.
 Ontananga, Miss.=Stat., 293.
 Opium-Kommission, internat., 94.
 Opium-Konferenz, internat., 252.
 Orest, C. O., Miss., 432.
 Osamara, Miss.=Stat., 243.
 Oskar II., 432.
 Ost-Turkestan, 379.
 Otiäenena, Miss.=Stat., 249.
 Otjimbingue, Miss.=Stat., 287.
 Otjosazu, Miss.=Stat., 289.
 Outjo, Miss.=Stat. 289.
 Paballong, Miss.=Stat., 249.
 Padrisekte, 223.
 Palabala, Miss.=Stat., 382.
 Palalangon, christliche Kolonie, 111, 113.
 Pangala=Distrikt 385.
 Pangharepan, christl. Kolonie, 111, 113.
 Pangwa, Volksstamm, 131. 142.
 Panjan, Miss.=Posten, 327.
 Papua, 415 f.
 Park, Mungo, Forscher, 279.
 Patani, Miss.=Stat., 318, 322.
 Patigo (Fatico), Miss.=Stat., 71.
 Paton, John, Miss., 411.
 Paul, D., P., 411 ff., 434 ff., 472 f.
 Paulding, Dr., Miss., 116.
 Pennings, Miss., 113.
 Penri, Minuhauptling, Bbl. 11.
 Pepple, G., Oberhauptling, 282, 284.
 Pepple, Wilh., Oberhauptling, 281 f.
 Peschawar, Stadt und Miss.=Stat., 55 ff.
 Petersburg 376 f.
 Pettersson, R. J., Miss., 382 ff.
 Pfälzer, Miss., 422.
 Pfander, Dr., 53, 56 f.
 Philippolis, Miss.=Stat., 242.
 Phönix, Miss.=Stat., 520 f.
 Piratori, Minudorf, Bbl. 11.
 Pösch, Rud., Dr., 407.
 Pola, Miss.=Niederlassung 419.
 Ponsep, Minudorf, Bbl. 6, 8.
 Prarthana=Samadsch, 448.
 Propaganda, moham., 224. ff.
 Protap Tschhandra Masumdar, Babu, 447.
 Putuma, Miss.=Stat., 520.
 Pu Yi (Hsuan-Tung), Kaiser von China, 40 f.
 Qualo, Miss.=Stat., 266.
 Rabba, Ort, 280.
 Radha Swami=Sekte, 499 ff.
 Räder, Friedr., P., 286 ff., 476 ff.
 Ram Mohan Roy, Gründer des Brahmo Samadsch, 445 f.
 Ramsayer, Miss., 28.
 Rangprivilegien der kathol. Bisch. 152.
 Raquette, Miss., 380.
 Rassenfrage 330 f.
 Rautanen, Miss., 393.
 Rehoboth, Miss.=Stat., 287.
 Rendilistamm Bbl. 17 ff.
 Richardson, Miss., 325.
 Richter, D. Zul., P., 3 ff., 64 ff., 153 ff., 332, 337.
 —, Paul, P., 49 ff., 279 ff., 314 ff., 328 ff.
 Rietfontein, Miss.=Stat., 288.
 Rietmond, Miss.=Stat., 289.
 Riggs, Dr., Sprachforscher, 341.
 Robinson, Gouvern., 250.
 —, Miss., 316. 325.
 Roger, Miss., 341 f.
 Rohrbach, Liz. Dr., 557.
 Rokeri, Ugandachristin, 151 f.
 Rosenstein, Ludwig, Judenmiss., 381.
 Royal Niger Compagnie 321.
 Ruandaleute, 361 ff.
 Rumuruti, Miss.=Stat., Bbl. 17.
 Ruskin, Miss., 87.
 Ryder, Miss., 325.
 Sadharan Samadsch, 447.
 Sadler, Hayes, Com-missioner, 3 f.
 Sagafig Miss.=Posten, 127.
 Sakhayeme, Miss.=Stat., 80 f.
 Salim, Matthias, Miss.=Gehilfe, 113.
 Samburstamm, Bbl. 17 ff.
 Samojeden 378.
 Sangu, Volksstamm, 132.
 Sarwe, W., Miss., 377.
 Sattelberg=Station, 320, 418.
 Saubergzweig = Schmidt, Miss.=Insp., 147.
 Samola, Miss., 293.
 Schatt, Miss.=Stat., 78.
 Schanifa, Hauptling, 293.
 Schafi, Miss.=Stat., 431.
 Schemacha, Miss.=Stat., 377.
 Schingwilwi, Miss.=Stat., 522.
 Schlafkrankheit, 16, 389.
 Schleich, Prof. Dr., 546 f.
 Schön, Miss., 279.
 Schulen, religionslose, in Indien, 149 f.

- Scudder, Dr., Miss. = Arzt, 254.
 Sehapala, Miss. = Stat., 266 f.
 Selborn, Lord, Oberkommissar, 272, 278, 452 f.
 Selbstständigkeitsstreben, 332 ff.
 Sialum, Miss. = Stat., 414, 419 f.
 Sierra Leone, 21.
 Sifakap, Miss. = Stat., 509.
 Sifhismus, 52.
 Sifhs, ind. Sekte, 49.
 Simbang, Miss. = Niederlassung, 407.
 Simon, G. R., Miss., 222 ff., 523 ff.
 Singh, Daud, eingeb. Gehilfe, 53.
 — —, Sifhpriester, 54.
 — —, Randschit, ein Führer der Sifhs, 52.
 Sjöholm, W., Miss., 383.
 Skarp, A., Miss., 383.
 Skold, J., Miss., 390, 429.
 Sokoto, Fula-Reich, 75 f.
 Spellmeyer, Miss., 287.
 Spemann, Pred., 295.
 Spencer, Walton, Geistl., 518.
 Spieth, J., Miss., 179 ff.
 Sprigg, Premierminist., 249.
 Srinagar, Stadt, 58.
 Stahlhut, Miss., 292.
 Stanley, O., Afrikafor-
 scher, 349, 358, 360.
 Stanley=Pool, Miss. =
 Stat., 382.
 Stanleyville, Miss. =
 Stat., 67.
 Stauffacher, Miss., Bbl.,
 17 ff.
 Stellenbosch, Miss. =
 Stat., 479.
 St. John, Diözese, 486.
 St. Louis, Miss. = Stat.,
 20.
 Strandman, Stat. = Vor-
 steher, 384.
 Studenten=Miss. = Kon-
 ferenz, 103 f., 294 ff.
 Stursberg, J., Miss. =
 Insp., 300, 529.
 Sudan, ägypt., 199.
 Sudanesen, 106.
 Südafrika, 286 ff.
 Süd=Nigeria, 75, 322.
 Süd=Pageh, Insel, 509.
 Sukabumi, Christenge-
 m., 113.
 Sumatra, 222 ff.
 Sundwall, Elin, Fil.,
 378.
 Sungpu, Stadt, 430.
 Sung Pheng-chun, Mi-
 nister, 391 ff.
 Swatopmund, kath.
 Hospital, 291.
 Tabellen, statist., für die
 deutschen Kolonien,
 436 ff.
 Talapule, Dorf, 509.
 Tami=Inseln, 418, 421,
 423.
 Tamistation, 421, 423.
 Tamura Maro, japan.
 Anführer, Bbl. 5.
 Tandala, Miss. = Stat.,
 132, 142.
 Tanta, Miss. = Posten,
 127.
 Tanzmädchen (Tempel-
 dirnen), ind., 254, 528.
 Taylor, Hubson, 210,
 280.
 Temple, Beamter, 51.
 Thaba = Bossiu, Miss. =
 Stat., 243, 266 f.
 ThabanaMorena, Miss. =
 Stat., 247, 267.
 Theosophismus, ind.,
 493 ff.
 Tiemersma, Miss., 112.
 Tiflis 377.
 Tippo Tipp, 351.
 Titus, Miss. = Helfer, 113.
 Tjandjur, Christen-
 gem., 113.
 Tjideres, Christendorf,
 112.
 Togo 29, 78, 179 ff.
 Toro, afrik. Bergländ-
 chen, 66.
 Totemismus (Minu-
 Relig.) Bbl. 15. 555 f.
 Tremel, Miss., 417.
 Trowbridge, Miss., 341 f.
 v. Trotha, General-
 leutnant, 201 ff.
 Tschangteju, Miss. = St.,
 Bbl. 53 ff.
 Tschet Nam, Sekten-
 stifter, 448 ff.
 Tschisamba, Miss. = Stat.,
 89.
 Tschun, chin. Prinz, 40,
 91 f.
 Tjumeb, Miss. = Stat.,
 289.
 Tuder, Bisch., 6 f., 10 f.,
 14, 68 f., 74, 151.
 Tugwell, Bisch., 318 f.
 325.
 Tulsi Nam, Gründer der
 Radha Swami=Sekte,
 499.
 Uejulu, Oberhäuptling,
 292.
 Uganda, Königreich,
 3 ff., 64.
 —, Nilprovinz, 71 ff.
 —, Ostprovinz (Kisumu),
 73 f.
 —, Protektorat, 64 ff.
 —, Westprovinz, 66 ff.
 —, Zentralprovinz, 72 f.
 Ugbolu, Miss. = Posten,
 323 f.
 Umseleni, Miss. = Stat.,
 521.
 Unalaklit, Miss. = Stat.,
 378 f.
 Ungoni, Miss. = Stat.,
 133.
 Unioo, Ländchen, 69.
 Usafos, Miss. = Stat., 289,
 kathol. 291.
 Ujoga, Landschaft, 72.
 Vereinshaus des japan.
 christl. Vereins für
 junge Männer, 393.
 Verhoeven, Miss., 112.
 Better, Miss., 426, 473.
 Vieselananda, Gründer
 des Neu-Webantis-
 mus, 407 ff.
 Voigt, Prof. Dr., 32 ff.
 Volkskirche in Uganda,
 3 ff.
 Volkssprache, 257 ff.
 Wadi Galja, christl.
 Gem., 199 f.

- Waka, eingeb. Miss.=
Gehilfe, 521.
- Waldenström, Dr.,
Miss.=Dir., 373 f., 432.
- Waldfridsfon, Dr., R.
S., ärztl. Miss., 388.
- —, Frau. 388.
- Walrischbai, Miss.=Stat.,
287.
- Wallroth, D. G., General=
sup., 305 ff., 349 ff.
- Wanamaker, Amerikan.,
393.
- Wangemannshöh (Neu=
W.), Miss.=Stat., 130.
- Wareo, Miss.=Nieder=
lassung, 419.
- Warmbad, Miss.=Stat.,
289.
- Warned, G., Prof. D.,
Bbl., 1 ff., 153, 155,
179, 255 ff., 294, 344,
374, 396, 510 ff., 529.
- —, Joh., Viz., 105 ff.,
294 f., 334 f., 404 f.
- Warri, Christengem., 319
- Waterberg, Miss.=Stat.,
287, 289.
- Watson, A., Dr., 198.
- Weatherherd, Miss., 10,
12 f.
- Webster, Miss., Bbl.
49 f.
- Weltmissionskongreß,
337.
- Weltpolitik, relig., 329 f.
- Wenborg, Fr., Miss.,
431.
- Westafrika, 16 ff., 75 ff.
- Westlin, Nils, Miss.,
382 f., 387 f.
- Wifholm, O. F., Miss.,
429 f.
- Wilde, Miss.=Insp., 300,
335 f.
- Williams, Dr. Bisch.,
486.
- —, John, Miss., 412.
- Willis, Dr., Miss., 65,
74.
- Wilson, Miss. (Niger),
318.
- Wilson, Joh., Miss.,
Bbl., 1 ff.
- Windhut, Miss.=Stat.,
287.
- Winkler, Dr. Miss.=Arzt,
507.
- de Winten, F., General=
administrator, 313.
- Wischnuismus, 398
- Witboi, Hendrik, 287.
- Wohlenberg, Miss.,
548 ff.
- Wonam, Insel, Miss.=
Stat., 418.
- Wood, Rev., Miss.=
Sekret., 315.
- Worcester, Miss.=Stat.,
479.
- Worms, Miss., 147.
- Wuchang, Stadt und
Miss.=Stat., 429.
- Würz, Miss.=Insp.,
16 ff., 75 ff., 209 ff.,
299, 329 f.
- Wulfsdorf, Miss., 291.
- Wurster, Prof., D., 544 f.
- Yabim, Miss.=Nieder=
lassung, 409.
- Yakusu, Miss.=Stat.,
358.
- Young, Sir Markworth,
Gouv., 253.
- Yuan Schi Kai, Gene=
ralgouv., 90 ff.
- Zahn, Miss., 473.
- Zaria, Miss.=Vorposten,
77, 325 f.
- Zeitschrift, Koloniale,
256.
- Zibi, Häuptling, 484 f.
- Zimmer, Miss., Bbl.
27 ff.
- v. Zinzendorf, Graf, 210.
- Zwemer, S. W., D. D.,
524 f.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

M 1.

Januar.

1909.

Dhandschibhai Naurodschi.

62 Jahre ein gesegneter Missionar aus den Parsi.

Vom Herausgeber.

Am 7. August 1908 starb zu Bombay im Alter von 86 Jahren Rev. Dhandschibhai Naurodschi, das älteste Mitglied der dortigen christlichen Gemeinde, einer der Erstlingsfrüchte der schottischen Schulmission in Bombay, der einzige Überlebende aus jener bewegten Zeit, in der die seltenen Übertritte zum Christentum stürmische Ereignisse waren, ein geborner Parsi, der im Alter von 17 Jahren 1839 getauft wurde und von seiner Ordination 1846 an ein treuer und einflußreicher Zeuge des Evangeliums gewesen ist.

Im Jahre 1834 hatte der große schottische Missionar John Wilson in Bombay das erste christliche Gymnasium eröffnet und damit den Anfang gemacht, die Jugend der höheren Stände Indiens in die westländischen Wissenschaften einzuführen und durch obligatorischen Bibelunterricht zugleich mit dem Evangelium bekannt zu machen. Unter der Bevölkerung Bombays waren es besonders die durch ihren Wohlstand, ihr geschäftliches Genie und ihre Redlichkeit angesehenen Parsi, welche die Bedeutung einer solchen höheren Schule zu würdigen wußten, und so kam es, daß der junge, erst 13jährige Dhandschibhai von seinem Onkel, einem wohlhabenden Kaufmann, der ihn adoptiert und zu seinem Erben bestimmt hatte, bald nach ihrer Eröffnung in Wilsons Schule geschickt wurde.

Der Knabe war ein frommer Parsi und nahm sich beim Eintritt fest vor, nichts von dem religiösen Unterrichte hören zu wollen, obgleich er demselben nach der Schulordnung beiwohnen mußte. Mit 2 Kameraden: Hormanzdschi Pestondschi und Framdsché Boman-dschi verabredete er sich daher, sich die Ohren zu verstopfen, sobald die Bibel geöffnet würde; das setzten sie auch lange Zeit wirklich durch, aber je länger je mehr gewannen die Knaben eine wachsende

Buneigung zu ihren Lehrern, sie hingen begeistert an ihren Lippen und nahmen endlich die Watte aus ihren Ohren in der Bibelstunde. Vorzüglich war es der junge, von den Burschen anfänglich respektlos behandelte Missionar Nesbit, der ihr Herz zuerst für sich und nach und nach für Jesus gefangen nahm.

Trotzdem blieb Dhandschibhai entschlossen, sich öffentlich nie als Christ zu bekennen. Da begegnete er eines Tages auf dem Nachhausewege aus der Schule einer armen, bitterlich weinenden Parsifrau. Auf seine Frage schilderte sie ihm in leidenschaftlichen Ausdrücken ihr Elend, daß ein langes Leben voll Sünde und Schande hinter ihr liege und daß sie sich nun fürchte vor der Strafe Gottes, der sie nicht entfliehen könne. „Stürze dich in den ersten besten Brunnen,“ gab ihr der Jüngling zur Antwort, „dort wird Gott dich nicht finden, wenn du tot bist.“ Und als das Weib erwiderte: „Das wird mich nicht verbergen vor ihm,“ fuhr er fort: „So nimm ein Boot, fahre weit hinaus ins Meer, binde einen großen Stein um den Hals und stürze dich in die Tiefe — denn auf dem Grunde des Meeres kann er dich nimmer finden.“ Aber das unglückliche Weib, die ihr religiöser Instinkt ahnen ließ, daß Gott den Schuldigen überall findet, blieb untröstlich und mit einem geheimen Grauen vor einem Weh, dem er nicht helfen konnte, rannte er davon.

Die Beschäftigung mit diesem Erlebnis ließ ihn nicht los und als kurze Zeit darauf Mr. Nesbit das 2. Kapitel des Erbräuerbriefs behandelte und insonderheit bei den Worten verweilte: „Wie sollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten?“ da kam der Entschluß bei ihm zum Durchbruch: Ich muß ein Christ werden, und mich taufen lassen. Noch desselben Tages teilte er diesen Entschluß seinen beiden Freunden mit und alle drei traten in ernste Verhandlungen mit Dr. Wilson, deren Ergebnis war, daß sie ihr Vorhaben ihren Angehörigen mitteilten.

Jetzt brach ein Sturm der Indignation gegen die drei Jünglinge unter den Parsi aus, von dessen Heftigkeit es schwer ist eine Vorstellung zu geben. Dhandschibhai und später auch Hormanzdschi fanden Schutz in Wilsons Hause und wurden, als sie 17 Jahre alt geworden, getauft, Framdsché aber wurde in Gefangenschaft gehalten und man hat von ihm später nichts gehört. Die Getauften aber waren ihres Lebens nicht sicher; 6 Monate lang mußten

sie im Missionshause sich verborgen halten und selbst hier wurde auf Dhandschibhai ein Mordversuch gemacht. Eine sehr erregte Gerichtsverhandlung, der die fanatisirten Parfi in Masse anwohnten, fand statt und selbst als der Gerichtshof entschied, daß beide das gesetzliche Alter erreicht hätten, um nach eigenen freien Entschluß ihre Religion zu wählen, mußten sie unter militärischen Schutz gestellt werden.

1842 reiste Dr. Wilson auf Urlaub nach Schottland und nahm den jungen Dhandschibhai mit dorthin, um ihn den Verfolgungen zu entziehen, und nachdem er dort seine theologische Ausbildung empfangen, wurde er 1846 in Edinburg ordiniert, als der erste eingeborene Missionar der schottischen Freikirche. Nach Bombay zurückgekehrt mußte er noch jahrelang schwer darunter leiden, von seinen früheren Religionsgenossen als ein Auswürfling mit Verachtung und Haß behandelt zu werden, aber dann erlebte er den Triumph, daß sein in der Nachfolge Christi geführtes geheiligtes Leben diese feindliche Stimmung in Hochachtung, Vertrauen und Freundschaft verwandelte. Man wird an die ergreifenden Zeugnisse des Paulus von der unwandelbaren Liebe zu seinen Volksgenossen erinnert, wenn man in einem Briefe, den der 86jährige Dhandschibhai Naurodschi kurz vor seinem Tode schrieb und der bei seiner Gedächtnisfeier öffentlich verlesen wurde, folgendes Bekenntnis liest:

„Ich bin geboren als ein Parfi und bin noch ein Parfi, ausgenommen in dem, was von der höchsten Bedeutung für einen Menschen ist: ich meine den religiösen Glauben, bin ich eins mit meinen Brüdern nach dem Fleisch. Was sie bewegt, bewegt mich, ihre Freude ist meine Freude, ihr Schmerz mein Schmerz. Ich liebe sie und ich könnte mein Leben für sie geben. Ich bin stolz, zu einer Rasse zu gehören, welche durch ihre guten Eigenschaften unter den Rassen des Ostens eine bevorzugte Stellung einnimmt. Die Liebe, die ich zu ihnen in meinem Herzen trage, macht es zu meinem ernstesten Wunsche, daß wir in bezug auf die höchsten An-
gelegenheiten des Menschen auf demselben Standpunkte ständen, mit denselben Augen sähen und mit demselben Herzen fühlten die großen Dinge, die Gott uns zu unserm geistlichen und ewigen Heil geoffenbart hat. Ich vertraue, daß solch eine Zeit kommen wird und obgleich ich sie nicht erleben werde, freue ich mich mit großer Freude in dieser Hoffnung.“

Leider gibt unsre Quelle noch kein ausführliches Bild von der gesegneten Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Mannes, das wird wohl später geschehen, daher können wir jetzt nur folgende dürftige Übersicht über den Verlauf seines Lebens nach seiner Heimkehr aus Schottland geben. Nach einer kurzen Tätigkeit in Surat wurde er dauernd in Bombay stationiert, wo er unter den gebildeten Hindu und Parsi durch eine gut redigierte Zeitschrift bald Einfluß zu üben begann. Evangelistische und Lehrtätigkeit war nicht seine besondere Gabe, aber seine geweihte Persönlichkeit, seine religiöse Innerlichkeit, sein intimer Gebetsverkehr mit Gott verliehen seinem Worte eine eindringliche Kraft unter den höheren Ständen sowohl der Hindu wie der Europäer, und besonders die bekehrte Jugend hatte an ihm einen ebenso weisen wie begeisternden und liebevollen Führer, Berater und Freund. In allen öffentlichen Angelegenheiten war seine beratende Stimme autoritätvoll. Mit großem Eifer arbeitete er an einer Vereinigung der denominationell und volklich geschiedenen Christen in der Präsidentschaft Bombay und in den indischen Zentralprovinzen, und als Nachfolger Dr. Wilsons in der Pastorierung der eingebornen Gemeinde war er bis in sein hohes Alter eine der geachtetsten Persönlichkeiten in Bombay.

„Die Kirche von Indien“, heißt es in einem Nachrufe von dem Direktor des Wilson-College, Rev. Madhvan, „betrauert tief den Verlust dieses ihres ehrwürdigen Hauptes und die Mission den eines teuren vielgeliebten Kollegen, dessen langes christliches Leben von seinem Beginn an aus einem Guß und Ton war. Ich kann jetzt keine Beschreibung seiner Tätigkeit liefern, sondern nur die herzliche Liebe und große Ehrfurcht bezeugen, in der Dhandshibhai bei uns allen stand. Mir persönlich ist sein Verlust unerfeglich. Mir steht er in Verbindung mit meinen frühesten Missionserinnerungen, und durch alle die folgenden Jahre hindurch ist mir seine Freundschaft Stärkung und Freude gewesen.“ (Unit. Free Ch. Miss. Rec. 08, 442).



Ein Besuch bei den Ainu.

Von Missionar Bittel.¹⁾

Eine besondere Freude gelegentlich meines kurzen Aufenthalts in Japan gewährte mir eine Reise durch einen großen Teil des

1) Spirit of Missions 08, 704.

Ainu-Landes, die ich in Begleitung des Missionars John Batchelor (von der Church Missionary Society) machte. Ein Besuch bei den Ainu wäre unter allen Umständen interessant; aber sie kennen zu lernen in der Begleitung des Missionars, der sein Leben der Bekehrung dieses vernachlässigten, langsam aussterbenden Volksstamms widmet, war doch noch ein besonderer Vorzug. Mehr als 25 Jahre hat Missionar Batchelor fast allein unter diesem primitiven Volke gearbeitet, im Kampfe gegen wiederholte Feindseligkeit seitens japanischer Händler und Kolonisten, die augenscheinlich nur danach trachten, die einfachen Ainuleute um Hab und Gut zu beschwindeln, er hat gearbeitet im Kampfe gegen große physische Mühsal und gegen die alten Feinde des Menschengeschlechts, die sich im Lande der Ainu so gut wie in jedem andren Lande finden: Welt, Fleisch und Teufel. Seine Mühe und Arbeit sind aber gesegnet; er geht bei den Ainu aus und ein als der eine Mann, der sie am gründlichsten kennt und am treuesten für sie sorgt. Man sieht überall, wie sie seine Selbsthingabe für ihr Wohl dankbar anerkennen. Er heißt bei allen „der Meister“; die kleinen Kinder laufen ihm entgegen, wenn er durch die Dörfer reitet, und rufen ihren Eltern in den Hütten oder auf den Feldern zu: „Der Meister ist gekommen! Der Meister ist da!“ Die alten Männer und Frauen lassen die Arbeit einen Augenblick ruhen, um aufs herzlichste kund zu tun, wie sie sich freuen, ihn wieder einmal in ihrer Mitte begrüßen zu dürfen. Man hat ihn sogar in einer der größten Niederlassungen des Landes zum Mit-Häuptling der Ainu machen wollen, aber er hat sich genügen lassen, im Zeitlichen ihnen einfach ein guter Ratgeber zu bleiben, um seine ganze Kraft in den Dienst des Ewigen zu stellen. Seine Macht und seinen Einfluß bei dem Volke hat er nur zu dem einen Zwecke, zur Förderung des Evangeliums gebraucht; und die nicht zu verkennende Uneigennützigkeit hat seine Arbeit um so wirksamer und erfolgreicher gemacht.

Aber wer sind diese Ainu und wo wohnen sie? Die Ainu sind die Ureinwohner Japans. Ehe die jetzt herrschende mongolische Rasse in Japan einwanderte (aus welchem Lande ist nicht sicher), bewohnten die Ainu das eigentliche Japan; d. h. ganz Japan außer der neu erworbenen Insel Formosa. Ganz allmählich wurden sie — unter berühmten japanischen Anführern, unter denen Tamura Maro (gest. 811 n. Chr.) einer der bedeutendsten war — immer weiter nach

Norden gedrängt. Doch erst im 18. Jahrhundert wurden sie endgültig unterjocht. Heute wohnen die 16 000 Überlebenden des einst sehr zahlreichen Volkes nur noch auf den nördlichen Inseln, besonders auf Jesso. Sie haben indessen viele Spuren zurückgelassen, besonders in Ortsnamen. So ist z. B. Satsuma, wonach die berühmte Töpferware benannt wird, ein Wort aus der Ainu-Sprache; ebenso Fusi, der Name des höchsten Berges in Japan. Er bedeutet in der Ainu-Sprache „Feuer“, eine recht angemessene Bezeichnung für einen Vulkan. Von woher die Ainu selbst einwanderten, ist unsicher. Sie gehören einem Menschentypus an, der ebenso verschieden von den Japanern ist wie die Indianer Nordamerikas von den Weißen, die jene verdrängt haben. Nach ihrer Sprache hält Missionar Batchelor sie für arischer Herkunft.

Während der ersten Vorbereitungen zu unserer Reise hielt ich mich ein paar Tage in Sapporo bei Frau Batchelor auf. Hinter dem Hause befindet sich eine „Ruhstatt“, wo Kranke und Rekonvaleszenten der Ainu geeignete Pflege finden, wie sie sie in den rauen, wilden Berg-Distrikten nie haben könnten. In der Nähe ist ein kleines Heim für Ainu-Mädchen. Missionar Batchelor rüstete sich zu einer vierwöchentlichen Reise nach den Hauptdörfern, um Abschied zu nehmen vor einem Urlaub nach England. Alle Ainu-Dörfer zu besuchen, nimmt zwei Monate in Anspruch. Außer den Stationen der Ainu ist ihm von der kirchlichen Missionsgesellschaft auch die japanische Mission im ganzen Sapporo-Distrikt übertragen, eine Arbeit, bei der ihn 15 japanische und Ainu-Katecheten unterstützen. Die Ainu-Mission umfaßt teils die Bergländer von Mittel-Jesso, teils die Küstenstriche der Vulkanbai, besonders die südlichen. Da ich nur eine Hälfte der Reise mitmachen konnte, entschied ich mich für das Bergland, weil Batchelor mir sagte, dort fände ich die Ainu noch mehr in ihrem primitiven Zustande. Zwölf Stunden Eisenbahnfahrt und anderthalb Tage zu Wagen, im Sattel und zu Fuß längs der Küste brachten uns in das kleine Dorf Pon-sep. Unterwegs waren wir vielen Ainu, Männern und Frauen, begegnet, die sich auf den Fischfang begaben, viele andere hatten wir schwer arbeitend dabei angetroffen, die Bohnerenernte vor dem großen Schneefall hereinzubringen; wir erwarteten daher, daß viele Dörfer einen verlassenen Eindruck machen, und daß wir nur kleine Gemeinden zusammenbringen würden.

Der erste Ainu, den ich sah, erregte natürlich meine Aufmerksamkeit. Es begegnete uns einer zu Pferde, der schon von weitem uns zulächelte, als er Missionar Batchelors ansichtig wurde. Er ritt auf einem starken Berg-Pony; die Beine hingen tief zu beiden Seiten des Tieres herab, hinter sich hatte er ein großes Bündel und ein kleines Kind. Langes, kohlschwarzes Haar fiel ihm bis auf die Schulter, und ein unverkennbarer Schnurrbart verdeckte seinen Mund. Als wir weiterritten, befragte ich Batchelor über den Mann, dem wir soeben begegnet waren. „Der Mann!“ sagte er; „das war eine Frau“. „Mit dem großen Schnurrbart?“ fragte ich. „Ja wohl; nur ist er kein wirklicher, sondern nur ein tätowierter Schnurrbart“. Die Ainu sind sehr behaart, mehr als irgend ein anderes Volk und nicht zufrieden damit, daß die Männer große Bärte und wallendes Haar tragen, finden sie auch Gefallen daran, den Frauen Gesicht und Arme zu färben, um das haarige Aussehen noch zu verstärken. Man tätowiert die Mädchen zuerst ganz leicht, wenn sie 8—10 Jahr alt sind. Jedes Jahr gibt man bei der Tätowierung etwas zu, so daß, ehe sie heiraten, ein Kreis fertig ist, welcher die Länge des Mundes zum Durchmesser hat; bei der Hochzeit werden dann die Spitzen hinzugefügt, die bis zur Mitte der Wade reichen und dort so schnurrbartähnlich als möglich auslaufen.

Das Gewand der Ainu ist dem des Japaners ähnlich; nur sind die Ärmel enger und anliegender. Der grobe, blaue Stoff wird verschönt, indem gefällige geometrische Muster in weißen Schnüren darauf genäht werden. Männern und Frauen hängt das Haar bis zur Schulter herab und sie binden es nur mit einem um den Kopf gewundenen Stück Tuch zurück, so daß es ihnen nicht in das Gesicht fällt. Als wir uns näherten, nahmen sie diese Kopfbedeckung alle ab, und die Männer begrüßten uns mit einer mir sehr anmutig erscheinenden Gebärde. Während sie den Kopf leicht neigten, hoben sie mit einer kreisförmigen Bewegung die Arme mit nach oben gefehrter Handfläche zwei Mal bis zum Kinn; beim zweitenmal glätteten die herabsinkenden Hände die langen Bärte. „Jyengarapte“ „Wie geht's?“ sagten sie dabei. Die Begrüßungsform der Frauen war weniger hübsch; sie zogen die rechte Hand seitwärts über den tätowierten Bart, wobei der Zeigefinger an der Oberlippe entlang glitt. „Jyengarapte“, sagten auch sie mit hoher, ausdrucksloser Stimme und hielten sich ihre Kopfbedeckungen so lange sie mit uns

sprachen vor den Mund. Die Frauen sind trotz der Entstellung des Gesichts meist hübsch; und auch die meisten Männer, die ich gesehen habe, hätte man fast schön nennen können. Die Ainu sind stattlichere Erscheinungen als ihre japanischen Nachbarn, es sind größere und kräftigere Gestalten; die Männer haben ganz das würdige Aussehen, welches oft ein langer, mächtiger Bart zu geben pflegt. Man sagt, daß die Ainu gewisse Körpereigentümlichkeiten aufweisen, die man nur noch bei den Resten der Höhlenbewohner in Europa findet. Mir gefiel ihre Art und Weise, und ich fühlte, daß ihnen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit angeboren ist.

Das Dorf Pon-sep bei Nisap besteht nur aus 6 bis 8 Hütten, ist aber der Mittelpunkt, von dem aus der eingeborene Katechet Pariso seine ausgedehnte Arbeit betreibt. Die kalte Jahreszeit hatte schon begangen, und wir freuten uns, an das offene Feuer zu kommen, das inmitten von Parisos Haus auf dem Boden flackerte. Ein niedliches, kleines Ainumädchen lief auf Batchelor zu und begrüßte ihn zärtlich.

Am nächsten Tage, einem Sonntag, besuchten wir einige Hütten in der Nähe. Alte Männer und Frauen hockten nach Art der Japaner ums Feuer und versuchten sich warm zu erhalten trotz des winterlichen Windes, der gleichzeitig aus allen vier Himmelsrichtungen in die Hütte wehte. In einer Hütte herrschte Krankheit, und das alte Familienoberhaupt, ein Heide, war gekommen, um als Priester der Familie mit Zaubermitteln und Beschwörungsformeln die Krankheit zu vertreiben. Hier sah ich zum ersten Male die inao, die man als Zaubermittel anwendet und zuweilen anbetet. Das sind Stöcke, deren Rinde bis fast an das eine Ende abgeschält und in ein krauses Büschel zusammengetrocknet ist. Das rindenlose Ende wird außerhalb der Hütte, an ihrer Ostseite, die den Ainu als eine heilige Stätte gilt, in die Erde gesteckt. Eine große Anzahl frischer inao vor der Hütte verriet Batchelor sofort, daß hier jemand krank war und des alten Priesters Anwesenheit bestätigte es; wir blieben deshalb nur kurze Zeit dort. Indessen nahm ich die Gelegenheit wahr, zu beobachten, wie eine solche Ainuhütte aussieht, und fand später, daß diese Hütte typisch war für alle andren. Sie bestand ganz aus Stroh, Dach und Wände, und enthielt nur 2 Räume, einen äußeren, in dem Geräte einfachster Art, Brennholz und anderes aufbewahrt wurden. Von hier aus führt eine Türöffnung, die mit einem Streifen

Matte verhängt ist, in das Familienzimmer, das als Wohnstube und Eßzimmer, als Küche und Schlafraum dient. In der Mitte dieses Zimmers befindet sich der Herd und der Rauch desselben findet Abzug durch zwei Löcher unter dem Dachfirst, die so bedeckt sind, daß sie wenigstens teilweise Regen und Schnee abhalten.

Beim Eintritt in eine andere Hütte erhob sich eine alte Frau mit grauem Haar und kam uns entgegen. Sie war sehr erfreut, Batchelor begrüßen zu können, kniete vor ihm nieder und umschlang abwechselnd seine beiden Kniee, erst das rechte, dann das linke. Er legte eine Hand auf ihr Haupt, und sie erhob sich. Dann kam sie auch zu mir und machte es bei mir ebenso, weil ich zu „dem Meister“ gehörte. Da ich die Sitten der Minu nicht recht kannte, und besorgte, den Anstand zu verletzen, legte ich meine Hand auch auf das graue Haupt, wie Batchelor es getan hatte. Doch bemerkte ich, daß er lächelte und ich ihm Ursache zur Heiterkeit gegeben hatte. Es stellte sich heraus, daß ich getan hatte, was nur den Alten und Missionar Batchelor zukam; ich hatte des Weibes demütige Dienstbezeugung angenommen und mir eine Ehre erweisen lassen, wie die jungen Leute sie den alten bezeugen und hatte einen patriarchalischen Segen erteilt dadurch, daß ich meine Hand ihr aufs Haupt gelegt hatte.

Bald darauf begann ein heftiger Regen und Sturm; trozdessen und trotz der späten Ankündigung versammelten sich nun 24 Personen im Hause des Katecheten zum Gottesdienst. Die meisten waren Minu, fünf von ihnen aber Japaner, die mehrere (englische) Meilen in dem Unwetter zurückgelegt hatten. Der Gottesdienst begann mit einem Liede in der Minusprache: „Jesus liebt mich; das weiß ich.“ Eine japanische Frau wurde zur Taufe gebracht. Batchelor predigte über die Heilung des Sohnes des Königlichen aus Kapernaum. Dann folgte Feier des heiligen Abendmahls: neun Personen empfingen es, fünf Minu, zwei Japaner, ein Engländer, ein Amerikaner. Der Gottesdienst wurde teilweise in japanischer Sprache abgehalten da, wo alle japanisch verstanden, teils in der Minusprache. Es war ergreifend, den Beweis vor Augen zu haben, daß die Menschen alle „von Einem Blute“ stammen und sie sichtbar vereint zu sehen in der Einen Kirche Christi.

Der Katechet behielt alle Besucher des Gottesdienstes zum Mittagessen da, denn der Sturm hielt an. Miss. Batchelor sagt, daß außer dem Bischof (Dr. Fyson) und mir noch nie ein Fremder

bei seinen Sonntagsgottesdiensten zugegen gewesen ist, da alle früheren Besucher an Wochentagen das Land der Ainu besucht hätten; ich möchte es indessen jedem wünschen, teil an jenen Gottesdiensten nehmen zu können. Gerade in ihrer Einfachheit sind sie ganz naturwahr und ansprechend. Bei dem Nachmittagsgottesdienst fand eine zweite Taufe statt, die einer Ainufrau; sie hatte drei verordnete Taufzeugen, aber alle erwachsenen Christen beantworteten die vorgelegten Fragen, weil sie sich mitverantwortlich fühlten. Die liturgischen Antworten (nach dem Englischen Prayerbook) wußten sie in ihrer Sprache auswendig. Ich erfuhr, daß der Täufling — eine Japanerin von Geburt — vor zwei Jahren von diesen guten Leuten adoptiert worden war, nachdem sie ihnen von einer Gesellschaft von Bettlern zurückgelassen war. Die Christen sind hier wie eine große Familie. Die Ainu erinnern mich oft an die Indianer Nordamerikas. Beide Rassen leben hauptsächlich von Jagd, Viber- und Fischfang. Beide sind begabt mit scharfem Geruchs- und Gehörsinn. Beide haben nur die einfachsten Hausgeräte; beide sind kenntlich an der Tätowierung der Körper; nur bleibt dieser Brauch bei den Ainu auf Gesicht und Arme der Frauen beschränkt. Das Ainu-Dorf mit seinen auf Pfählen aufgepflanzten Schädeln, und seiner ganzen Armseeligkeit, mit seinen angebundenen Pferden, seinen dunkelfarbigen Bewohnern und ihrem langen schlichten Haar erinnert an eine indianische Niederlassung. Indessen sagt Miss. Batchelor, daß die Sprachen keine Ähnlichkeit aufweisen.

Am nächsten Tage ritten wir nach einem einige Meilen entfernten Dorfe, in welches der Katechet sich den Eintritt lange hatte erkämpfen müssen. Jetzt gibt eine alte Frau ihre Hütte her, und endlich ist die Thür dort aufgetan: es sind drei Katechumenen im Dorfe und es werden regelmäßige Predigtgottesdienste für die Heiden gehalten. An diesem Tage waren wir 4 $\frac{1}{2}$ Stunde im Sattel, und an jedem der folgenden Tage hatten wir lange, beschwerliche Reisen zu machen auf schrecklichen Wegen, zuweilen durch ungebahnte, pfadlose Wälder und über rauhe Bergketten, wo nur selten, wenn überhaupt je zuvor ein Fremdling hinkam. Ich kann nicht anfangen, von allem zu erzählen, was wir in den 18—20 Dörfern, die wir besuchten, gesehen und getan haben. Fast in jedem Dorfe, wo wir übernachteten, fand wenigstens eine Taufe statt, und wo sich Kommunikanten meldeten, hielt Batchelor eine Abendmahlsfeier für sie.

Doch möchte ich wenigstens von ein paar Dörfern erzählen, die mir besonders Interessantes boten.

Eines dieser Dörfer ist Piratori, früher das Zentrum des Minu-Distrikts. Es liegt in einem lieblichen Tal, rings umgeben von grünen Hügeln und durchflossen von einem reißenden Fluß. Es besteht aus ungefähr 100 Hütten und gibt ein gutes Bild von der üblichen Anlage aller Minu-Dörfer. Die Hütten besetzen eine Seite des Hauptweges, oder besser des Pfades; sie bilden eine Reihe auf der rechten Seite, gegenüber liegen die Speicher der Familie auf 5 Fuß hohen Pfählen, um Ratten und Feuchtigkeit abzuwehren. Nahe dabei sind Holzverschläge für Pferde u. a. Beim Hineinreiten in das Dorf sahen wir an der höchsten Stelle, dem eigentlichen Mittelpunkt desselben, ein auffälliges, weißes Gebäude, auf dessen Dach ein großes, weißes Kreuz sein stilles Zeugnis für den Gekreuzigten vor Minu-Leuten und Japanern ablegt. Nach so vielen Anzeichen des Heidentums rechts und links war der Anblick einer Kirche ein Trost, für den man unwillkürlich Gott dankte. Nebenan ist das Haus des Katecheten, und nicht weit davon befanden sich die Zimmer, in denen Fräulein Bryant gewohnt und die Kinder unterrichtet hat. Nachdem wir uns in unserer Herberge eingerichtet hatten, machten wir einen Gang durch das Dorf. Alle Leute kannten Batchelor und begrüßten ihn herzlich.

Ich hatte die Freude, die Hütte zu sehen, in welcher er zuerst gelebt und studiert hat, als er die Arbeit unter den Minu aufnahm und als seine einzigen Textbücher für die Sprache wie für alles andere die Leute selbst waren. Das war im Jahre 1878. Die Hütte ist groß und unsauber, sie gehört dem früheren Häuptling Penri, einem Manne der jetzt mehr als 80 Jahre zählt und nichts weiter tut, als saké zu trinken. Der alte Penri sagte einmal zu Batchelor, daß er nur einen Groll gegen ihn hätte: in allen Jahren ihrer Bekanntschaft habe ihm Herr Batchelor nicht ein Glas saké angeboten. Ein Bretterverschlag trennt eine Ecke der Hütte ab und bildet ein bescheidenes Zimmerchen, in dem Batchelor Schutz fand gegen die Winde, die bitter kalt durch die Strohhütten wehen, und das ihm einen stillen Zufluchtsort bot, den er sein eigen nennen konnte. Als er im ersten Winter, den er unter den Minu zubrachte, Wörter und Sätze aufzuschreiben versuchte, so, wie er sie gehört hatte, war es so kalt in der Hütte, daß die Tinte an der Federspitze

gefror, selbst wenn er an dem in der Mitte der Hütte angezündeten Feuer saß. Batchelor fand bei seiner Ankunft keinerlei Schriftsprache bei den Ainu vor. Er hat ihnen eine Schrift gegeben und bediente sich dazu der romanischen Schriftzeichen, um die Laute auszudrücken, so wie er sie vernahm. Er hat das nun gebräuchliche Wörterbuch der Ainusprache zusammengetragen, das Neue Testament und das englische Prayerbook in jene Sprache übersetzt, auch ein Buch geistlicher Lieder, Traktate und andere Bücher verfaßt, die ihm nützlich schienen. Indessen sind die Japaner jetzt so zahlreich im Ainu-Gebiet, daß die Sprache schnell ausstirbt und das Japanische an ihre Stelle tritt. Tatsächlich lehrt Batchelor auch japanisch, soweit es möglich ist. In der Knabenschule für die Ainu, die Herr Nettleship in Hakodate hält, wird die Ainusprache überhaupt nicht mehr gelehrt. Diese Schule leistet Vortreffliches durch die Heranbildung der fähigsten Knaben unter den Ainu, auch ist es ihr gelungen, einige der besten jungen Männer des Landes für Christus zu gewinnen.

In einigen Dörfern, in welchen Batchelor jedesmal einige Tage verweilt, hat er einen für ihn hergerichteten Winkel in einer Hütte, eine Art Prophetenstube, wo er es nicht ganz so unbehaglich hat wie überall sonst. Was für ein Leben er geführt haben muß in den Tagen seiner Anfangsarbeit, kann man sich kaum vorstellen. Mir kam die Reise durch das Ainuland schon beschwerlich genug vor, und doch genoß ich den Vorteil aller Freundlichkeiten und Erleichterungen, welche die Ainu jetzt darbieten können, weil ich mit „dem Meister“ reiste. Und doch hat trotz der großen Mühseligkeiten auch Frau Batchelor viele Jahre hindurch in solch elendem Ainu-Dorf gelebt, um der Ausbreitung des Evangeliums zu dienen.

Am Abend unserer Ankunft war die Kirche um die Zeit des Gottesdienstes von Ainu-Leuten und Japanern überfüllt. Die Männer saßen auf einer Seite, die Frauen auf der andern, und die Kinder hockten auf dem Boden des weiten Schiffes. Es war ein Genuß, sie singen zu hören. Sie wußten alle Lieder auswendig und sangen „fröhlich und hochgemut“.

Obgleich ich das Prayerbook in der Landessprache nicht lesen konnte, vermochte ich doch leicht dem Gottesdienste zu folgen, denn das Buch ist die getreue Übersetzung des englischen. Hier und da stand auch ein Wort oder ein Satz, den ich lesen konnte, z. B. unter dem Titel in der Ainusprache: Kamui ramye shinotcha die Unter-

schrift: Te Deum laudamus in verständlichem Latein. Die Bezeichnungen episkopos und presbyteros waren auch nicht mißzuberstehen. Wo immer es möglich war, ist Batchelor bei der Übersetzung direkt auf das griechische Original zurückgegangen.

Beim Ausgang aus der Kirche verteilte er unter die alten Leute kleine Photographien von sich und seiner Frau. Sie hatten ihn lange darum gebeten; aber er hatte sich bisher nicht getraut, ihnen wieder Photographien zu geben, nachdem er hatte erleben müssen, daß die ersten, die er ihnen vor Jahren geschenkt hatte, von ihnen angebetet worden waren.

Fast der ganzen jungen Generation muß „der Meister“ auf Wunsch der Eltern Namen geben. Es ist keine leichte Aufgabe für ihn, immer wieder Namen zu finden, die allen hergebrachten Anforderungen der Minu entsprechen. Drei große Klassen von Namen muß er dabei vermeiden: Erstens die, welche schon in Gebrauch sind; es hätte sonst den Anschein, als entziehe er den früheren Trägern des Namens etwas von ihrer Würde, ja sogar vielleicht von ihrer Persönlichkeit; zweitens muß er die Namen von Verstorbenen, mithin alle bisher gebrauchten Namen vermeiden, und drittens darf er keinen Namen geben, der für die Minu keinen schönen Klang hat. Zuweilen wird er bei der Namengebung recht in die Enge getrieben. So wurden ihm einmal während des Gottesdienstes zwei Kinder zur Taufe gebracht. Da ihm nicht gesagt worden war, daß er die Namen auswählen solle, setzte er voraus, daß die Eltern sich vorher mit der Sache befaßt hätten. Als er nun zu den Worten gelangte: „Nennt das Kind“, erfolgte keine Antwort, nur bestürzte Blicke auf allen Gesichtern. Er begriff die Situation und dachte nach. Wie sollte er sie nur nennen? Das eine Kind war ein Knabe, das andere ein Mädchen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke: „Wie scheint euch der Name „Potamia“ für das Mädchen? „Reizend.“ Und „Messo“ für den Knaben?“ „Großartig! Der Name klingt so männlich.“ So fand das Wort Mesopotamien seinen Weg ins Leben des Minu-Volkes. Batchelor taufte seinen ersten Befehten im Jahre 1885, und bis heute hat er über 2000 Personen in die Kirche Christi aufgenommen. Viele sind eingegangen zum Leben im festen Vertrauen auf ihren Erlöser.

Wir ritten das wilde Tal hinauf über Piratori hinaus bis zum letzten Minu-Dorf Dukotnai weit oben an den Ufern des Saru-

Flusses. Der Katechisationsgottesdienst der Kinder in diesem Ort gehört zum Interessantesten aller kirchlichen Arbeit, die ich in jenem Lande sah. In einem Halbkreis saßen mehr als 30 Personen auf dem Boden einer Hütte, und Batchelor im Talar setzte sich nach den Eingangsgesängen und Gebeten an einen Tisch vor ihnen. Die Kinder beantworteten seine Fragen einstimmig und gaben gute Antworten. Batchelor hat einen ausführlichen Katechismus über den christlichen Glauben und christliches Leben ausgearbeitet, den die meisten Christen auswendig wissen. Die Kleinen sangen nicht weniger als acht Lieder in der Minusprache und eins auf Japanisch auswendig. Während des Gottesdienstes wurden zwei kleine Kinder getauft, Kinder der ersten Bekehrten. Batchelor sprach von der Freude und dem Dank, die ihn bewegten beim Anblick der ersten Generation von christlichen Kindern unter den Minu. Überall sah ich den Einfluß, den die Kirche über die Kinder ausübt. Selbstverständlich hat Batchelor an den meisten Orten Konvertiten aus den älteren Männern und Frauen, aber selbst in den Dörfern, wo das sakétrinken große Verwüstungen angerichtet und sein Werk unter den Erwachsenen gehindert hat, ist es ihm doch gelungen, Kinder zu Christus zu führen.

Während des Aufenthaltes in Dukotnai erreichte uns die Nachricht, daß ein Bär sich in die Nähe des Dorfes gewagt, ein Pferd getötet und halb verzehrt habe. Da wurde mir erst klar, wie weit draußen in der Wildnis wir waren. Noch klarer wurde es mir, als wir weiter ritten nach dem nächsten Dorfe, sechs Stunden im Sattel über eine Kette rauher Berge auf einem Wege, den nur ein Jäger verfolgen konnte, hier und da über niedergestürzte Bäume, durch Furten, in denen das Wasser den Pferden über die Gurte ging, dann wieder zu Fuß, um dieses oder jenes Hindernis zu vermeiden, immer den scharfen Schneewind im Gesicht.

Im Tal Mukawa erreichten wir endlich nach langem Ritt ein großes Dorf, Kupeshpet, wo zwei junge Bären in hölzernen Tragkörben oder Käfigen für das Opfer aufgespart wurden. Das Bärenfest ist die größte religiöse Zeremonie der Minu. Der Bär wird geweiht, erschlagen und verzehrt. In einem jüngst erschienenen Artikel schreibt Batchelor: das Blut des Tieres wird nicht als Sühne für Sünden vergossen, denn dieser Gedanke liegt der Minu-Religion ganz fern. Das Blut des Bären wird von denen, die das Opfer vollziehen, getrunken; sein Fleisch aber wird von allen gegessen zum

Zweck unmittelbarer Gemeinschaft mit ihm, ihrem Gözen. Nach der Vorstellung der Ainu ist dieses Fest ein sehr feierliches Opfer, das der Gott sich selbst darbringt, und seinem Wesen nach der höchste Ausdruck von Religion. Es ist eine fleischliche Gemeinschaft mit ihrem Gott, eine Gemeinschaft der Verwandtschaft und guter Kameradschaft, in der die Leute ihn mit den Zähnen zerbeißen, verschlucken und mittels der Verdauung ihrer Person assimilieren. Manche Männer beschmieren sogar das Gewand mit seinem Blut, damit sie einen noch größeren Anteil an seiner Stärke und Macht gewinnen. So wird der Bär nicht einfach als Bär geopfert, auch nicht als Stellvertreter aller Bären, oder als ein Gott von vielen, sondern als der spezielle Gott der Ainu als ihr Totem-Gott, ja als der direkte Stammvater des Geschlechtes der Ainu. •

An anderen Orten sah ich Füchse, — einmal auch einen Abler, — auf dieselbe Weise im Käfig aufbewahrt zum Zweck des gleichen Opfers. Batchelor erzählte, daß auch Waschbären, Maulwürfe, Mäuse, Störche, Schnepfen, ja selbst kleine Sperlinge Totem-Götter sind und so geopfert werden wie der Bär. Die Schädel der größeren geopfert Tiere werden auf 6—8 Fuß hohen Pfählen am Ostende der Hütte aufbewahrt. Dieses Stück der Ainu-Religion, nämlich der Totemismus und die mit den inao verbundenen fetischistischen Gebräuche sind die Hauptzüge, die sich der Beobachtung selbst des gelegentlichen Besuchers des Ainulandes aufdrängen. Es gibt auch noch anderen Aberglauben, der Macht hat über die Ainu, z. B. die Anbetung von Schlangen. Sie glauben, daß die Urschlange — der Vater des Stammes — ihren Ursprung droben im Himmel hat und eine gute, ehrbare Gottheit ist, würdig der göttlichen Verehrung. Ihre Nachkommen aber sind entschieden teuflischer Art und leben in der Unterwelt in der körperlichen Gestalt von Männern und Frauen, die die Schlangengestalt nur wieder annehmen, wenn sie in die Oberwelt kommen, und das geschieht nur, wenn sie menschlichen Wesen Böses antun wollen.

Nach 10 Tagen ging mein Besuch im Ainulande nur zu schnell zu Ende. Das Volk gehört einer vergangenen Periode der Geschichte an. Aber Gott hat gerade in dieser letzten Zeit aus ihm eine ausgewählte Zahl gläubiger Leute in seine Kirche auf Erden gesammelt und das Werk seiner Arbeiter in diesem vernachlässigten Teile des Weinbergs unter seinen Segen gestellt.

Ein Appell an die Männer.

Vor einigen Monaten fand zu Pine Ridge in Süddakota eine große Versammlung von Vertretern christlicher Indianer aus 90 Gemeinden statt, in der u. a. der 70 jährige Missionsbischof Hare (von der Prot. Episc. Ch.), der 35 Jahre ununterbrochen unter den Indianern gelebt und gewirkt, eine sehr volkstümliche Rede hielt. Ergreifend war sofort der 1. Theil, in dem er im Anschluß an Pauli Wort: „Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedanke“ sehr detailliert ausführte, für wen und für was alles er zu danken habe, wenn er die 35 Jahre seiner Missionsarbeit unter den Dakotaindianern überschauen; aber noch konkreter war dann der 2. Theil, in welchem er wieder in Anlehnung an ein Pauluswort („Ich freue mich, wenn ich sehe eure Ordnung“ (Kol. 2, 5) darüber sprach, worin es zum Theil bei ihnen „an guter Ordnung“ fehle. U. a. wendete er sich da an die Männer und nachdem er ihnen vorgehalten, daß sie sich an regelmäßigen Kirchen- und fleißigem Abendmahlsbesuch von den Frauen über treffen ließen, sagte er: Ich komme jetzt zu den freiwilligen Beiträgen und spreche da insonderheit zu meinen Freunden, den Männern. Wenn ihr noch Babies seid, ist es ein gut Ding, eine Nährmutter zu haben, aber es ist kein gut Ding, die Nährmutter zu behalten, wenn ihr erwachsen seid. Ihr würdet es ärgerlich finden, wenn euch Frauen mit einem Wiegenlied in Schlummer singen wollten, aber das gerade laßt ihr euch gefallen. Die Beiträge der Frauen belaufen sich auf 12000, die euren nur auf 2000 Mk. Ihr Männer sagt also zu den Frauen: „nährt uns, nährt uns.“ Vielleicht sagt ihr auch: „es ist schön von unsren Frauen, was sie tun, wir wollen diese Guttat gern ihren Händen anvertraut lassen.“ Nicht übel, aber ihr laßt euch durch eure Frauen beschämen. Einer unter euch sagte mir: „Die Frauen bekommen doch das Geld von den Männern.“ „Es ist nicht so“, sagte mir einer eurer Pastoren, „unsre Frauen machen Moccasins, fertigen Kleider und viele andere Dinge und erwerben sich Geld, indem sie sie verkaufen.“ Nun, ihr Männer, lieben Freunde, ihr habt euch zu lange auf die Frauen gestützt, es muß eine bessere Ordnung unter euch werden, ehe mich der Tod abrückt. Und dann folgten bestimmte Vorschläge, wie es künftig beim Kollektieren gehalten werden soll und am Schluß heißt es: Ich wünsche, daß erst die Männer, dann die Frauen eins nach dem andern bei der Sammlung ihre Namen angeben und jeder verspreche, ich will jede Woche, jeden Monat so und so viel zur Unterhaltung der Kirche geben. Hierüber, Freunde, denket nach. Sonst tut ihr ja, ihr Dakotas, viele Dinge recht und gut. Tut auch hierin, was recht ist (Spirit of Miss. 08, 797).



Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

M 2.

April.

1909.

In Fährlichkeiten in der ostafrikanischen Wildnis.

Ein Missionsbild aus der Gegenwart.

Von D. G. Kurze.

Schon zu wiederholten Malen war Missionar Stauffacher, ein Sendbote der in Britisch-Ostafrika tätigen amerikanischen Afrika-Inlandmission, auf seiner in der Masaireservation Saitipia gelegenen Missionsstation Rumuruti mit Angehörigen der beiden von den Masai aus gen Nordosten wohnenden Stämme der Sambur und Rendili in Berührung gekommen. So kam an einem Novembersonntag des Jahres 1906 10 Tagereisen weit her ein mächtiger Häuptling der Rendili zum Missionar auf seiner einsamen Station und bat ihn dringend, er oder seine Brüder möchten doch einmal sein Volk besuchen. Da jene beiden Stämme, wie die Masai, zu der sogenannten nilotischen Völkerfamilie gehören und ihre Sprache der der Masai sehr ähnlich ist, so machte sich Stauffacher zusammen mit Hurlburt, dem Direktor der Afrika-Inlandmission, im Frühjahr 1907 auf die Reise in das nur von wenig Weißen durchzogene Innere Britisch-Ostafrikas. In der Morgenfrühe des 27. März brach die Karawane, die außer den beiden Missionsarbeitern noch den Masaimissionsgehilfen Mulungit, 1 Sambur-Führer, 17 Kihuputräger, 1 Maultier und 2 Esel umfaßte, von Rumuruti auf; im Osten grüßten im Morgensonnenschein die schneebedeckten Gipfel des Kenia herüber. Die Wanderung ging zunächst an den Ufern des Guaso Narok (Schwarzfluß) entlang und dann ins unbekannte Innere hinein. Nach vielem Aufenthalt durch das Gepäck, welches immer wieder von dem Rücken der Lasttiere herabglitt, schlug man am Abend des ersten Reisetages das Lager an der Masai-Salzlecke Sokotan auf. Am nächsten Mittag bekam die

Karawane den Guaso Ngiro (Gelbfluß), die Hauptwasserader des Landes, in welche der Guaso Karok einmündet, in Sicht. Ohne diesen Fluß, der von Terrasse zu Terrasse ins Tiefland hinabstürzt und zuletzt in den großen Lorian-Sumpf mündet, würde das durchzogene Gebiet eine unbewohnbare Wildnis sein. Da der ganze Wasservorrat außerhalb des Flußbettes nur in ein paar trüben Schlammtümpeln besteht, so mußte sich die Karawane immer in möglichster Nähe des Flusses halten und zwar um so mehr, als seit Monaten kein Tropfen Regen gefallen war.

Zahlreich waren die Tiere der Wildnis, mit denen die Wanderer unterwegs zusammentrafen. Glücklicherweise erwiesen sich die vielen Rhinoceros, die sie aufscheuchten, im Gegensatz zu ihrer sonstigen Gewohnheit, die Karawanen blindlings zu attackieren, diesmal als harmlos. In großen Herden trabten die verschiedenen GAZellenarten, sowie Giraffen und weißschwänzige Bergzebra über die Steppe. Nach dreitägigem Marsche betrat man das Gebiet der Sambur. Als die Reisenden ihre Blicke zum ersten Male über das Land schweifen ließen, dünkte es sie ganz unglaublich, daß hier ein auf den Ertrag seiner Herden angewiesenes Volk auf die Dauer leben könne; denn die ganze Gegend war mit niedrigem Dornbusch bedeckt, der die Kleider der Wanderer unbarmherzig zerfetzte, da sie ohne Weg und Steg ihrem Ziele zumarschieren mußten. Doch bei der Rückkehr der Karawane hatten ein paar Regenschauer genügt, das ganze Landschaftsbild völlig umzuwandeln und prachtvoll grüne Rasenflächen hervorzuzaubern.

Den ersten Sonntag schlugen die Missionare ihr Lager bei einem Samburkräle am Ufer des Guaso Ngiro auf, der sich als so fischreich erwies, daß die Karawane den Segen nicht bewältigen konnte. Dazu zeigten sich auch die zahlreich im Lager eintreffenden Sambur, welche hier wie anderwärts den Missionaren sehr freundlich begegneten, als überaus gastfrei, indem sie ihnen vielfach Geschenke an Schafen und Ziegen darbrachten. Hier trafen sie mit einem Unterhäuptling namens Ole Meroni zusammen, dem sie den Zweck ihrer Reise mitteilten und der daraufhin alsbald Botschaft an alle Ältesten des Volkes ergehen ließ, sie möchten sich in dem 2 Tagereisen weiter landeinwärts gelegenen Kräle des Häuptlings Ole Belit zu einer Beratung einfinden. Gleichzeitig bot sich Ole Meroni den Missionaren selber als Geleitsmann zum Häuptlings-

Kral an, und so hatten sie während dieser zweitägigen Wanderung eine vortreffliche Gelegenheit, ihm und seinem Gefolge das Evangelium zu verkündigen. Diese Sambur hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu und erklärten, es sei schon seit geraumer Zeit ihr Wunsch, daß weiße Männer zu ihnen kommen und ihnen die „Weisheit“ bringen möchten. Sie wären der Überzeugung, die Weißen müßten etwas von Gott wissen. Als ein paar Tage später Direktor Hurlburt einer großen Anzahl Sambur das Wort Gottes verkündigt hatte, gingen sie ein wenig abseits, um über das Gehörte sich zu besprechen, und gerieten über die Gotteserkenntnis der weißen Männer so in Ekstase, daß sie, zu den Missionaren gewandt, das feierliche Gelübde ablegten, sie wollten die Missionare, wenn sie bei ihnen blieben, als ihre Götter anbeten. Und letztere hatten Mühe, ihren Zuhörern deutlich zu machen, daß nur der wahre Gott angebetet werden dürfe und daß sie selbst nur Menschen seien, die ebenfalls eines Heilandes bedürften.

Mannigfach waren die Fragen, welche Ole Meroni und sein Gefolge an die Missionare richtete, und da sie einen interessanten Einblick in das Geistesleben der Sambur gewähren, so seien hier eine Reihe solcher Fragen aufgezeichnet. „Wir beten oft zu Gott. Wenn wir fortan wieder beten, mit welchem Namen sollen wir dann Gott anrufen?“ — „Wenn der weiße Mann Gott um Regen ansieht, sendet er ihn dann?“ — „Hast Gott Krieg und Plünderung?“ — „Hat uns Gott ein schlechtes, dornenreiches Hungerland gegeben, weil wir stehlen und Menschen töten?“ — „Wir haben uns beschneiden lassen und bringen Opfer dar. Hat Gott Wohlgefallen daran?“ — „Wird uns Gott gegen unsere Feinde schützen, wenn wir tun, was ihm wohlgefällt?“ — „Liebt Gott alle Menschen, oder nur den weißen Mann?“ — „Warum hat uns Gott in Unwissenheit gelassen und dem weißen Manne solch große Weisheit verliehen?“

Als die Missionare den Kral des Oberhäuptlings erreichten und ihr Lager in der Nähe des Flusses aufschlugen, wartete das Stammesoberhaupt mit 30—40 Ältesten bereits auf die fremden Gäste. Während Ole Lelit, ein Mann von offenkundiger Klugheit, sich beim Empfang zunächst etwas reserviert verhielt, taute er doch bald auf, als seine Gäste ihn mit dem Zwecke ihrer Reise bekannt machten; alle griffen dann den Vorschlag, unter den Sambur eine Missionsstation zu begründen, mit großer Freude auf und versprachen alle Hilfe, die in ihren Kräften stünde. Nach eintägiger Rast gedachten die Missionare längs des Guaso 3—4 Tagereisen

weiter zu ziehen, um dann von dem Flusse abbiegend direkt nordwärts bis zum Gebiete der Rendili vorzudringen. Aber kurz vor dem Aufbruch kamen in frühester Morgenstunde zwei Eingeborene, die sich als Rendili auswiesen, ins Lager und boten sich als Führer an, indem sie von einem Richtwege sprachen, auf dem man das Rendili-Land bereits in 3 Tagen erreichen könne.

Dies war eine freudige Überraschung für die beiden Missionare, die nun sofort ihre Reisepläne demgemäß änderten. Kurz vorher hatten sie 10 ihrer Rifuhu-Träger nach Rumuruti zurückgesandt, und nun beschloßen sie, da eine Mitnahme ihrer gesamten Reiseausrüstung den Weitermarsch zu sehr verlangsamt hätte, für die anscheinend kurze Rendilireise auf Zelt, Betten und Kochgeschirr zu verzichten. Zwei Männer blieben beim Gepäck zurück; mit den übrigen ging es wohlgemut gen Norden zu den Rendili. Als einzigen Proviant nahmen die Missionare Reis mit sich, da sie wußten, daß unterwegs reichlich Milch, sowie Schafe und Ziegen zu bekommen waren. Nachts schliefen die beiden Amerikaner in eine wollene Decke gehüllt unter dem Sternenzelt, nur wo es der wilden Tiere zuviel gab, wurde ein Dornverhau um die Lagerstätte herum angelegt. Leider fanden sie bald heraus, daß sich die Rendili-Führer in der Schätzung der Weglänge um 3 Tage geirrt hatten. Denn erst am 6. Tage kam die erste Rendili-Niederlassung in Sicht. Nur in großen Zwischenräumen hatte man unterwegs Wasser entweder in schmutzigen Schlammlöchern oder in Brunnen, die von den Eingeborenen angelegt waren, gefunden.

Diese Brunnen, welche freilich gewöhnlich nur schlechtes, brakisches Wasser enthalten, waren bisweilen 30—40 Fuß tief, und es gab ein interessantes Schauspiel, wie große Herden Schafe und Rinder daraus getränkt wurden. Das Wasser wurde aus der Tiefe geschöpft und dann von einem Eingeborenen dem andern, der immer auf entsprechend höherer Stufe stand, dargereicht, bis es in den auf der Oberfläche befindlichen Trog ausgegossen werden konnte. Damit das Vieh sich nicht gegenseitig verdrängen konnte, ward die Herde in einen Kreis getrieben und immer nur ein Tier nach dem andern zur Tränke zugelassen. Die Missionare konnten manch idyllische Szenen dabei beobachten, die sie wie Bilder aus dem Alten Testamente anmuteten.

Nach 6 Tagen schrecklicher Hitze und immer größerer Schna-

sucht nach einem vollen Trunkte frischen reinen Wassers waren die Palmen der ersten Rendili-Dase ein doppelt willkommener Anblick. Die Rinderherden verschwanden und dafür tauchten Kamele hundertweis auf. Während die Sambur in ihrer Lebensweise noch große Ähnlichkeit mit den Masai haben, muteten hier die Verhältnisse fremd an. Die Sprache war schwer verständlich. Die Frauen hatten hier nicht, wie im Masailande, glatt geschorene Köpfe, sondern trugen eine Haartour, die das Aussehen eines römischen Helmes hatte. Auch die Hütten in diesem ersten Rendili-Dorfe waren verschieden von dem, was die Missionare bisher gesehen hatten. In der Art eines Indianerwigwams waren Pfähle in die Erde getrieben und mit Fellen und Matten aus Aloefasern überdeckt. Als Speise und Trank reichte man den Missionaren Kamelfleisch und Kamelmilch. Hunderte von Neugierigen, die noch nie in ihrem Leben einen weißen Mann zu Gesicht bekommen hatten, eilten herbei, um die fremden Gäste anzustaunen. Bei den Kindern hielten die Angst vor den weißen Gesichtern und die brennende Begierde, die Wunderwesen zu schauen, sich so ziemlich die Wage. Die Dorfbewohner boten den Ankömmlingen eine ihrer Hütten zum Übernachten an; aber in dem Dorfe herrschte ein so fürchterlicher Staub, und der Lärm, den die Kamele machten, war so groß, daß die Missionare fürchteten, kein Muge zutun zu können. Diese eine Dorfschaft mußte allein mehrere Tausend Kamele ihr eigen nennen.

Die Missionare ließen den Oberhäuptling herbeibitten und machten auch einen günstigeren Platz für ihr Nachtlager ausfindig. Glücklicherweise lag in der Nähe derselben eine Quelle, deren Wasser genießbar war. Übrigens sorgte der Dorfhäuptling für die Gäste, bis der Oberhäuptling eintraf. Beide hatten sonderbare Namen, der erstere hieß Ol Lengina (Feuermann), der letztere Ol Besarge (Blutmann). Nach ihrer Art waren sie freundlich gegen die Missionare und gaben ihnen gewisse Sachen gern umsonst; aber gerade das, was die Weißen gern gekauft hätten, gaben sie um keinen Preis außer für Großvieh, welches die Missionare nicht besaßen, her. So hätten z. B. Hurlburt und Stauffacher gern einen Teil des weiteren Reiseweges auf Kamelrücken zurückgelegt; aber die Missionare durften kein Kamel besteigen, geschweige denn, daß ihnen die Rendili welche verkauft hätten. So blieb ihnen nichts anderes

übrig, als den mühseligen Rückweg aufs neue zu Fuß zurückzulegen, und zwar diesmal ohne Führer durch ein fremdes Land; denn es gelang ihnen auch bei der reichlichsten Entlohnung nicht, einen Rendili als Geleitsmann zu gewinnen.

Die ersten 2 Tage der Rückreise verliefen ohne unangenehme Zwischenfälle; denn die ungefähre Wegrichtung war den Missionaren ja bekannt, auch fanden sie am Ende des jedesmaligen Tagesmarches Wasser. Aber vom dritten Tage ab begann eine Reihe von Heimsuchungen, die den beiden wohl nicht so bald aus dem Gedächtnis schwinden werden. Als Reiseproviant war ihnen nur noch etwas Reis verblieben; die einzige Abwechslung in ihren Mahlzeiten bestand darin, daß es früh Reis ohne Salz und abends Reis mit Salz gab. Am Morgen des dritten Tages fanden sie wohl gutes Wasser; aber die sorglosen Kikuyu-Träger unterließen es, einen Wasservorrat für unterwegs mitzunehmen. Die Hoffnung, den Guaso in der Nacht des dritten Marschtages zu erreichen, erwies sich als trügerisch. In brennender Sonnenglut, ohne einen Tropfen Wasser, wandte die Karawane dahin. Vergebens schauten die Dürstenden nach einer Wasserstelle aus, die auf ihrem Wege liegen sollte. Endlich tauchten grüne Bäume am Horizonte auf; Stauffacher und Mulungit stürzten sich darauf los, als ihnen plötzlich ein Rhinoceros den Weg versperrte; zum Glück ließ es sich durch gellendes Geschrei verschrecken.

Was sie unter den Bäumen fanden, waren alte, von den Sambur gegrabene Brunnen; sie glaubten sicher, daß nun alle Qual des Durstes ein Ende haben werde; aber an den vier ersten Brunnenlöchern, in die sie hinabstiegen, machten sie die schreckliche Entdeckung, daß sie leer waren. In seiner Verzweiflung rannte Stauffacher nach dem fünften Brunnen, als sich urplötzlich nicht weiter als 10—12 Fuß von ihm entfernt ein Löwe mit wildem Gebrüll aus dem Gestrüpp erhob. Stauffachers Begleiter hatte wohl einen Speer, aber er selbst war ganz wehrlos. So rannte er hinter den nächsten Baum und als er sah, daß ihn das Raubtier nicht verfolgte, eilte er der Karawane entgegen, um sich mit einem Gewehr zu versehen. Was sollten die Missionare tun! Noch waren zwei Brunnen da, die von dem Löwen blockiert waren; Wasser war für alle eine Lebensfrage; so beschloß man, den Kampf mit dem Löwen aufzunehmen. Mit drei Gewehren bewaffnet, rückten sie gegen ihn

vor. Die erste Salve brachte den Löwen nicht zur Strecke; erst als ihn Hurlburt und Stauffacher das zweite Mal gleichzeitig in den Kopf schossen, sank das gewaltige Tier zusammen. Wohl war diese Gefahr nun glücklich überstanden; aber Wasser fanden die Männer auch in den übrigen Brunnen nicht. So zogen sie den Kadaver aus dem Brunnen heraus und streckten sich niedergeschlagen und enttäuscht auf dem harten Boden zur Ruhe aus; nur Stauffacher saß noch eine Weile neben dem Lagerfeuer und häutete den erlegten Löwen ab. Um Mitternacht wurden die Schläfer aus ihrer Ruhe durch ein gewaltig schnaubendes Rhinoceros jäh aufgeschreckt, das aber glücklicherweise wieder davon trabte, als es die fremden Gestalten erblickte. Zwei Stunden später ließ das immer ärger werdende Durstgefühl die Wanderer nicht mehr ruhen.

In der Hoffnung, durch Graben in einem der Brunnenlöcher vielleicht ein wenig Wasser zu gewinnen, zündeten die einen am Brunnenrande ein Feuer an, während die anderen in die Tiefe hinabstiegen und aus Leibeskräften gruben. Beim Morgengrauen hatten sie endlich soviel Flüssigkeit gewonnen, daß sie ein wenig Tee bereiten konnten; doch war das Wasser von so schlechter Beschaffenheit, daß sein Genuß das Durstgefühl nur noch steigerte. Es war gerade ein Sonntagmorgen; aber an einen Ruhetag war nicht zu denken; so ging denn beim ersten Licht des jungen Tages die Wanderung weiter nach dem Flusse zu.

Als die Karawane $1\frac{1}{2}$ Stunde marschiert war, merkten die Missionare, daß einer ihrer Träger fehlte. Sie gingen die ganze Strecke wieder zurück und suchten überall nach dem Vermißten; aber alle Nachforschungen waren vergeblich. Während der Nacht hatte er stöhnend und schreiend neben dem Feuer gegessen und davon geredet, daß er sterben werde, obgleich ihm offenbar sonst nichts fehlte. Man mußte annehmen, daß er in einem plötzlichen Anfall von Geistesgestörtheit abhanden gekommen sei. So leid es den Missionaren tat; aber die Rücksicht auf die übrigen Leute, die wie sie selbst seit Sonnabend früh keinen Bissen Nahrung mehr zu sich genommen hatten und die ärgsten Durstqualen litten, zwang sie, auch ohne den Vermißten den Rückmarsch fortzusetzen. Hurlburt und Stauffacher trieben die Eingeborenen nach Kräften an; aber diese wurden immer mutloser und wollten zuletzt keinen Schritt mehr vorwärts tun.

Da tauchten am Horizonte wieder Palmenkronen auf; dort endlich mußte der Guaso fließen. Stauffacher und Mulungit, dessen Mund so vertrocknet war, daß er nur noch lispeln konnte, eilten nun den übrigen voraus, um der Karawane Wasser zuzutragen und so das Schlimmste zu verhüten. Mulungits Kräfte versagten bald ganz, und so rannte Stauffacher allein voraus, um von dem kostbaren Raß den übrigen Verschmachtenden etwas zuzutragen. Wohl brannte die Sonne wie Feuer vom Himmel hernieder; aber der Missionar traute sich noch so viel Kraft zu, die nächste Palmengruppe zu erreichen. Und wirklich kam er gerade noch an das Flußbett, ehe seine Spannkraft erlahmte; aber zu seinem Entsetzen fand er nur ein sandiges Flußbett ohne einen Tropfen Wasser.

Für den ersten Augenblick übermannte ihn ein Schwindel; dann aber schüttete er sein Herz im Gebet vor Gott aus mit einer Inbrunst, wie nie zuvor. Was sollte er tun? Ging er ohne einen Tropfen Wasser mit seiner trostlosen Botschaft zur Karawane zurück, so würde keiner der Leute mehr einen Schritt vorwärts tun wollen. An Ort und Stelle zu warten, bot auch keinen Ausweg aus der großen Not, und wenn er vorwärts marschierte, mußte er befürchten, sich in der Wildnis zu verirren; zudem wußte ja niemand, wo Wasser zu finden sei. Der Missionar schreibt in seinen Aufzeichnungen über jene denkwürdige Tage, daß die nächste Stunde die bedeutsamste seines ganzen Lebens gewesen sei, und daß er nach seinem Gebet unter dem Palmbaum der Gegenwart seines Heilandes so sicher geworden sei, als wenn er ihn leibhaftig geschaut hätte. Und mit diesem Gefühl der Gnadennähe seines Heilandes kam über ihn die freudige Gewißheit, daß er ihn zu einer Wasserstätte geleiten und seinen Reisegefährten so lange das Leben fristen werde, bis er ihnen Wasser zugetragen habe. Und nun durchschritt er drei weitere, palmenumsäumte Flußbetten, die ebenfalls ausgetrocknet waren; ein viertes kam in Sicht.

Nur einen Augenblick drohte ihn der Zweifel, ob er dort Wasser finden werde, wieder zu übermannen. Dann ging er in der furchtbaren Sonnenglut so rasch vorwärts, daß ihm die Schläfe wie Feuer brannten und seine Lippen aufeinander klebten; eine geheime Zuversicht, er werde dort den ersehnten Labetrunk finden, hielt den letzten Rest seiner Kraft aufrecht. Als er sich dem Palmen-saum näherte, sah er in einiger Entfernung vor sich ein mensch-

liches Wesen, das er einzuholen versuchte, aber bald wieder aus den Augen verlor. Ganz nahe beim Flußbett tauchte die fremde Gestalt wieder vor ihm auf und zu seiner großen Verwunderung fand er, daß es Mulungit war, der sich wieder aufgerafft hatte und nun an derselben Stelle, wie Stauffacher, dem Flusse zustrebte.

Und diesmal war es wirklich der Fluß, der Guaso Ngiro. Stauffacher stürzte sich hinein in seine Fluten, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, seine Kleider abzulegen, und ließ das köstliche Wasser über seinen verschmachteten Leib dahingleiten. Mulungit aber war, ehe er noch den Uferrand erreichte, ins Wanken gekommen und auf den Boden niedergesunken. Der Missionar füllte sofort den alten Krug, den er bei sich trug, mit Wasser, goß ihn über den Halbohnmächtigen aus und gab ihm zu trinken. Er trank in vollen Zügen, erbrach aber das Wasser alsbald wieder. Stauffacher schleppte seinen Missionsgehilfen nun vollends an das Ufer des Flusses, füllte den Krug aufs neue und machte sich auf die Suche nach der zurückgebliebenen Karawane. Doch war die durchnäßte Kleidung so schwer und der Missionar so entkräftet, daß er nach wenigen Schritten zu Boden sank. Er entledigte sich eines Theils seiner Kleidung und wanderte weiter. Bald aber bemerkte er mit Entsetzen, daß er die Richtung, in der er gekommen war, verfehlt hatte und in der Irre herumirrte. Doch ohne seine Schritte zu hemmen, schlug er aufs Geratewohl eine andere Richtung ein und schrie zu Gott: „Herr, hilf, daß ich meine Leute finde!“ Wenige Minuten später stieß er zu seiner freudigen Überraschung wieder auf seine Fußspuren im Sande; sein einziger Wunsch war nur noch, daß die Karawane dieselbe Richtung, wie er, zum Flusse einhalten möchte. Ohne der Dornen zu achten, rannte er durch den Busch und rief so laut als möglich; da mit einem Male — sein Herz drohte vor Freude still zu stehen — ward vor ihm ein Signalschuß gelöst, und die Karawane kam in Sicht. Direktor Hurlburt hatte sein Bestes getan, die Lebensgeister der Eingeborenen wieder anzufachen und sie zum Weitermarsch zu bewegen.

Es fehlte nicht viel, so hätte Stauffacher vor Freude geschrien, als er sah, mit welcher Wonne die Verdursteten sich an dem Wasser erlabten; auf jeden entfielen fünf Tassen voll. Die wenigen Kleidungsstücke Stauffachers waren noch durchtränkt von dem Wade, das er genommen hatte; und die Eingeborenen schöpften aus diesem

Anblick neuen Mut, daß nun wirklich der Fluß in der Nähe sei. Kurz darauf saßen alle lachend und jubelnd am fließenden Wasser, und des Jammers der vergangenen Stunden wird nicht mehr gedacht. Zwei Tage lang hatten sie keine Nahrung zu sich genommen, bei ihrem brennenden Durst auch kein Bedürfnis danach gehabt; nun aber schlachteten sie sofort ein Schaf und hielten einen Fasttag, ehe sie ihren Rückmarsch längs des Flusses in ihr Standlager in dem Samburdorfe fortsetzten. Unterwegs hatten sie noch einen Zusammenstoß mit einem Rhinoceros, das sich auf das Maultier stürzte und es schwer verletzte. Stauffacher vermochte sich gerade noch hinter einen Baum in Sicherheit zu bringen, als das Tier mit gesenktem Horn heranstürmte. In seiner Wut traf es den Baum mit solcher Wucht, daß ein dicker Spahn absplitterte. Nach glücklich überstandener Gefahr marschierte die Karawane bis in die dunkle Nacht hinein in der stillen Hoffnung, das Samburdorf noch zu erreichen. Aber weit und breit war nichts von menschlichen Wohnstätten zu spüren, und schon machte man sich darauf gefaßt, noch einmal in der Wildnis zu kampieren, als ein Marmtschrei die Stille der Nacht durchbrach. Mit neuem Mut ging es wieder vorwärts und mit Freudentränen im Auge rückte man bald danach ins alte Lager ein, wo die zurückgelassenen schwarzen Burtschen die Missionare mit stürmischem Jubel begrüßten. Und wer vermag das freudige Erstaunen derselben zu schildern, als sie den vermißten Kihunuträger, den sie im stillen schon zu den Toten gezählt hatten, gesund und munter im Lager wieder erblickten. Er hatte in der Wildnis irgendwo eine Wasserstelle gefunden und war dann aufs Geratewohl nach dem Samburlande zurückgewandert, das er noch vor dem Einrücken der Karawane erreicht hatte. Hurlburt und Stauffacher kamen sich wie Sybariten vor, als sie im Lager das erstemal wieder von ihrem schwarzen Koch mit Kaffee, Milch, Brot und Eingemachtem bewirtet wurden. Wohl hatte ihre abenteuerliche Fahrt ins Rendili-Land 15 statt 6 Tage in Anspruch genommen; aber sie waren doch heil wieder zurückgekehrt und mit dankbarem Preise über die schützende und bewahrende Gnade Gottes auf den Lippen legten sie sich in jener Nacht im Samburdorfe zum Schlafe nieder.

Die weitere Heimreise verlief in ziemlicher Hast. Zweimal mußte die Karawane unterwegs den Gnafo übersehen, was sich

nur durch Schwimmen und Festhalten an einem über den Fluß gespannten Tau mühselig bewerkstelligen ließ; denn heftige Regengüsse hatten den Guaso in einen gewaltigen Bergstrom umgewandelt. Am letzten Marschtag überkam die Missionare ein solches Verlangen, die Station Rumuruti wieder zu erreichen, daß sie die Strecke, zu der sie auf dem Hinwege zwei Tage gebraucht hatten, in einem zwölfstündigen Tagemarsche zurücklegten. Im ganzen hatten sie auf ihrer Expedition, die genau 4 Wochen in Anspruch nahm, ungefähr einen Weg von 160 Stunden durchgemessen. Die wunderbare Hilfe, die sie auf ihrer Wanderung erfahren durften, hat sie in dem Glauben bestärkt, daß auch für jene Volksstämme der Sambur und Rendili die Zeit nahe sei, da ihnen die Friedensbotschaft von Christo gepredigt werden soll. Hoffentlich finden sich bald die nötigen Kräfte innerhalb der Afrika-Inlandmission, welche die zunächst für das Samburvolk geplante Missionsstation begründen helfen.



Eine charakteristische Unterredung mit einem modernen chinesischen Studenten.¹⁾

Von Missionar Zimmer.

Gestern abend beim Spazierengehen begegnete mir nahe unserer Station Phhangthong ein modern gekleideter Chinese in eng anliegendem weißen Anzug und einer großen Brille über den Augen. Er mußte Lehrer oder Student sein, der sich, seiner Ferien freuend, eine kleine Abendpromenade machte. Er war allein und ich sah ihm an, daß er gerne Begleitung gehabt und eine Unterhaltung geführt hätte. Nach kurzer Begrüßung begann er, auf die Umgebung zeigend: „Bei euch ist das Land schöner als hier in meinem geringen Vaterland. Dort gibt's große Straßen und Eisenbahnen und alles ist viel schöner angelegt und das Land besser ausgenützt. Einer meiner Hausgenossen ist in deinem geehrten Reich gewesen und kürzlich von dort zurückgekehrt. Er erzählt viel davon.“ Darauf erwiderte ich: „Dein geehrtes Reich ist nicht schlechter als mein geringes Vaterland. Die Bodenbeschaffenheit ist gut, nur die Men-

1) Aus „Mitteilungen der deutschen christl. Studenten-Bewegung“ 1909, 104.

schen lassen's fehler an Fleiß und Ausdauer und gönnen einander nichts. Ehe das Christentum nach Deutschland kam, war auch noch nicht viel Kultur dort." Er: „Ja, mein Freund hat erzählt, wie bei euch so viele Kirchen sind und die meisten Leute an die Jesuslehre glauben." Ich: „Wenn ihr Bücherleser den Segen des Evangeliums einseht, müßt ihr auch darin Führer eures Volkes sein, und ans Evangelium glauben." Darauf meinte er, wir Missionare sollten viel mehr an den Bücherlesern arbeiten, besonders durch Artikel in Zeitungen und durch gute Schriften; denn wer in China jetzt ein rechter Bücherleser ist, der lese philosophische Werke, die aus fremden Sprachen ins Chinesische übersetzt sind. Gleich nannte er die Namen einiger bekannter Philosophen. Dann fuhr er fort: „Die Bibel Alten und Neuen Testaments habe ich gelesen, eure Gebete kann ich auswendig." Zur Befräftigung des Gesagten trug er eine ganze Reihe Gebete vor, die er offenbar aus einem unserer chinesischen Gebetbücher gelernt hatte. Da antwortete ich: „Wenn du doch die Lehre schon so gut kennst, warum glaubst du nicht an sie und folgst ihr nicht?" Er: „Jesus sagt: ‚Wer dich schlägt auf den einen Backen, dem sollst du den andern auch hinreichen.' Aber nach dieser Lehre kann man bei uns jetzt noch nicht leben."

Ich: „Der Mensch muß ein Ideal haben, wie der Schütze ein Ziel. Trifft der Schütze auch nicht gleich in den Mittelpunkt, so lernt er es mit der Übung doch immer besser. So kann auch der Mensch durch Übung seinem Ideal immer näher kommen. Zudem stellt uns Jesus nicht nur Ideale auf, er gibt uns auch die Kraft, danach zu handeln."

Er: „Ich merke wohl, ihr Europäer steckt euch unerreichbare Ideale; wir Chinesen wählen, was auch wirklich ausführbar ist. Darum folgen wir der Lehre des Konfuzius oder der Buddhas."

Ich entgegnete: „Und wohin habt ihr es dabei gebracht? Daß alle Völker des Westens euch überflügelt haben. Und wie steht es denn mit der Masse des Volkes, die fragt nicht viel nach Konfuzius, sondern betet Götzen und Geister an."

Er: „Das ist ganz in der Ordnung. Die können ja nicht lesen. Darum sagen wir ihnen, in diesem Baum, in jenem Stein wohnt ein Geist, obgleich wir selbst es nicht glauben."

Ich: „So betrügt ihr also die Leute?"

„Er: „Sie würden sonst zu böseartig werden; so wähnen sie

sich umringt von einer Schar Geister, wo sie auch sind, und aus Furcht vor ihrer Strafe sind sie dann weniger böse.“

Ich: „Ein sonderbares Mittel! Um sich selbst vor dem Neid und der Eifersucht der Menge zu schützen, betrügt man sie. Zudem scheint mir dies Mittel nicht sehr viel zu nützen, denn nur in wenig Ländern ist man so unsicher wie in China, und hier kommen viel mehr Verbrechen vor als z. B. in meinem Vaterland. Da zeigt doch das Christentum seine Überlegenheit. Der Christ weiß sich, wo er geht und steht, unter Gottes Augen. Und wenn wir den Leuten predigen, daß Gott uns überall sieht, so brauchen wir sie nicht anzulügen, denn das ist so gewiß wahr, als wir hier stehen.“

Darauf schwieg er. Plötzlich schrieb er einige Zeichen in den sandigen Boden, eine chemische Formel für eine Bodenart, und wollte mich darüber ausfragen. Ich gestand ihm ganz offen, daß ich mich schon lange nicht mehr mit Chemie beschäftigt habe und mir darum diese Formeln nicht mehr geläufig seien. Dann zeichnete er auch noch geometrische Figuren in den Sand und zählte einige Rechnungsarten der höheren Arithmetik auf, um zu zeigen, was er alles könne. Ich erzählte ihm dann von einem meiner Gehilfen, der sich in seiner Freizeit viel mit Arithmetik und Geometrie beschäftigt, und es darin ziemlich weit gebracht habe. Zuerst fragte der Student ganz interessiert, wer es sei und von wo er stamme. „Aus Sungthen im Tschongloß-Kreis“ war meine Antwort. „Nun, dann kann's mit seinem Wissen nicht weit her sein,“ meinte er.¹⁾ Darauf erwiderte ich: „Ehe du mit dem Manne gesprochen hast, kannst du doch nicht über sein Wissen urteilen.“ Er: „Versteht jener Mann denn etwa eine fremde Sprache?“ — „Nein.“ — „Nun, dann kann's mit seinem Wissen nicht so weit her sein,“ äußerte er siegesbewußt. „Was an mathematischen Büchern ins Chinesische übersetzt ist, habe ich alles gelesen.“

Es stellte sich dann heraus, daß er schon im zweiten Jahre in Kanton in einer Fachschule studiert. Da ist's nicht zu verwundern, wenn ihm Mathematik, Physik und Chemie einigermaßen geläufig sind. Aber bei allem neuen Anstrich und neuem Wissen doch noch dieselben alten hochmütigen und kindischen Chinesen!

1) Tschongloß ist sehr gebirgig. Die Bewohner der Kreise Ginnen und Ragintschu reden immer mit großer Verachtung von jener Bergbevölkerung.

Mit Verachtung spricht man als Bücherleser von der unwissenden Masse des Volkes und von tüchtigen Kollegen aus anderen Kreisen, mit kindischer Freude sucht man sein bißchen Wissen an den Mann zu bringen, natürlich um damit zu imponieren; dem Ausländer begegnet man mit gleißnerischer Höflichkeit und rühmt alles, was vom Ausland kommt, auch die Religion, während man doch zäh am Alten festhalten will. Neuer Most in alten Schläuchen! Ähnlich diesem jungen Mann gibt es allein im Hinnen-Kreise einige Hundert Studenten, die sich in der Provinzialhauptstadt Ranton in Seminaren und allerlei Fachschulen in neue Wissenszweige einführen lassen. Nur werden die meisten unter ihnen Lehre und Schriften des Christentums weniger kennen, als dieser Student.



Die Gedächtnisfeier für Brun von Quersfurt in seiner Heimat.

Korrespondenz aus Quersfurt.

Am 9. März waren 900 Jahre verflossen, seit Bruno von Quersfurt im fernen Osten als Missionar der heidnischen Preußen den Märtyrertod starb. Quersfurt beging diesen Tag in würdiger, festlicher Weise. Am Vormittag 11½ Uhr erfolgte am altehrwürdigen Rathaus die Enthüllung einer Bruno-Gedenktafel. An dieser städtischen Feier nahmen außer den städtischen Behörden, den Geistlichen der Stadt und vielen Bürgern die Herren Prof. D. Rattenbusch und Prof. D. Voigt-Halle, der Biograph Brunos, teil. Die Festansprache hielt Superintendent Rosenthal. Ausgehend von der dankbaren Erinnerung an den unvergeßlichen Kaiser Wilhelm, der vor 21 Jahren an diesem Tage aus dem taten- und ruhmreichen Leben schied, ein Tag, der das gesamte deutsche Volk in tiefster Trauer sah, gelte die heutige Feier einem außer bei seinen Landsleuten wenig bekannten und gewürdigten Manne, der von dieser Stätte hinauszog in ferne Heidenländer, das Evangelium zu predigen, der vor 900 Jahren im fernen Osten über dieser Lebensarbeit für Christus gestorben sei. Aber sein Bild trage die Überschrift: „Als die Sterbenden und siehe, wir leben.“ Bruno, ein Knabe und Jüngling voll Begeisterung, ein Mönch voll Entsagung, ein Missionar voll Todesmut, als Sterbender ein Überwinder, als ein im Kampfe Fallender ein Sieger! Der Stadtverordnetenvorsteher Justizrath Ritka wies darauf hin, daß Bruno oft seinen Weg über diesen altehrwürdigen Markt genommen habe, wahrscheinlich auch am Tage seines Auszuges zu den Preußen. Er gedachte ferner kurz des Aufenthaltes des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf in unserer Stadt und der ihm errichteten Gedenktafel in der Klosterstraße.

und sprach den Wunsch aus, daß die Gedenktafel, die in dieser Stunde hier am Rathause enthüllt werde, Jahrhunderte hindurch künden möchte von dem Leben und Wirken Brunos von Querfurt. Nachdem der Bürgermeister Pasie die Tafel namens der Stadt dankend übernommen, schloß diese morgendliche Feier. — Um 3 Uhr fand in der überfüllten Schloßkirche, deren Grundstein von Bruno jedenfalls im Jahre 1004 gelegt wurde, der solenne Festgottesdienst statt. Neben den Geistlichen der Ephorie Querfurt wohnten demselben unter Führung des Regierungspräsidenten Freiherrn v. d. Rede und des Kreis-Landrats eine Anzahl Notabeln des Kreises, die schon genannten Halle'schen Professoren und der Magistrat wie die Stadtverordneten von Querfurt bei. Nachdem Superintendent Rosenthal die Liturgie gehalten, ein Lehrer-Doppelquartett die Motette „Erhalt' uns, o Herr, dein Wort“ und den Choral „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ vorgetragen, hielt Generalsuperintendent Jacobi-Magdeburg die Festpredigt auf Grund von Hebr. 11, 13—16. Brun von Querfurt, der auf diesem Schlosse seine fromme und frohe Jugend verlebte, der die Grundmauern dieses Gotteshauses gelegt, hat sich durch nichts, nicht durch die Liebe zu Elternhaus und Heimat, nicht durch die Störrigkeit seines Reittiers, nicht durch warnende Zeichen und Worte daran hindern lassen, als Missionar auszuziehen und jenes ewige Vaterland zu suchen. Darum ist es recht, daß heute eine große, ansehnliche Festgemeinde diesen Tag feierlich begeht in diesem Gotteshause: der Geist der Geschichte soll uns erheben! Auch die Tat Brunos, eines menschlichen Werkzeuges in der Ausbreitung seines Reiches, soll uns für die zwei höchsten Güter erwärmen und aufzuopfern lehren: für das himmlische und für das irdische Vaterland. Auch Brun von Querfurt gehört dem Kapitel des Glaubensritterordens an, der in diesem großartigen 11. Kapitel des Hebräerbriefes geschildert sei. Brun von Querfurt zog aus, ein Vaterland zu suchen: weil er ein Herz hatte für den irdischen König und für das irdische Vaterland, darum wollte er ein himmlisches Vaterland sich und den Heiden gewinnen! — Wie Abraham und Jakob bei aller Liebe zur Heimat willig Gottes Befehl und Auftrag in eine ungewisse Zukunft hinein folgen und ihren Väterglauben, ihr Leben, ihre Kultur in das Land der Verheißung verpflanzen, so sind die Missionare hinausgezogen als Gottes Pilgrime und Pioniere, jubelnd darüber, daß „in Europa hüben und in Amerika bis in Neuholland drüben, in Asien und Afrika“ ihnen Jesus nahe ist. Solch ein Missionar war nun Brun schon vor 900 Jahren; freilich trieb zu seiner Zeit die Gemeinde noch keine Mission, sondern die Bischöfe, die Fürsten, die Mönche waren Missionare. Brun geht hinaus als der Freund und Blutsverwandte der sächsischen Kaiser, der Ottonen, dieser tatkräftigen Männer, die die römische Kirche aus ihrem Schläfe erwecken; bis zu den Wenden und Ungarn, den Schweden und Norwegern, bis zu den Preußen breitet er Christi Reich aus. Der kräftige Glaube an den Gotteslohn gilt ihm höher als die Zeremonien, die Brunkucht des weltlichen Papstes; als echter Sohn seiner deutschen Heimat

gibt er aus dem Reichtum seines Geistes und Gemüthes anderen Nationen das Beste ab. Brun war erfüllt von hohen, nationalen und religiösen Idealen: er will das Christentum hinaustragen zu Preußen und Wenden. Seinem hohen Vorbilde, Adalbert von Prag, folgend, verläßt er die Einsamkeit von Pereum und wird mit weitem Blick und kühnem Herzen der Bischof der Heiden im fernen Osten, so Deutschlands Herrlichkeit von heute anbahnend. Möchte seine Begeisterung, sein Nationalgefühl fortleben in uns und unserer Zeit, vereint mit Reinheit der Gesinnung! — Er sucht für sich und die Heiden ein himmlisches Vaterland zu gewinnen. Von Pereum geht sein Weg nach Querfurt, von da nach Polen, trotzdem er gewarnt wird durch manch Wort und Zeichen in seiner Umgebung. Standhaft und fest zieht er hinaus, ohne sich umzublicken. So soll's auch heute noch sein: im Glauben soll mutig angefangen und getrost fortgefahren werden. Der Glaube ist ja eine gewisse Zuvorsicht, die uns in ein unbekanntes Land begleitet, und solcher Glaube macht uns gewiß, daß Gott uns in ein besseres Vaterland führt. Auch Bruns Sehnsucht nach der ewigen Heimat wird gestillt. Die heilige Sehnsucht der Kinder Gottes läßt sie das Erdenleben erst recht ausnützen. Nach einer gesegneten Missionstätigkeit bei Wenden und Russen, bei den Polen und Schweden fällt er am 9. März 1009 mit elf Gefährten unter dem Schwerte der heidnischen Preußen. Er suchte und fand ein besseres Vaterland. Bürger von Querfurt, haltet dies köstliche Vermächtnis Bruns! Suchet das Beste der Stadt und suchet das bessere Vaterland. — Nach der Schlußliturgie und vor dem Schlußverse „König Jesu, streite, siege“ erklangen vom Chor der alten Kirche die wuchtigen Weisen des niederländischen Dankgebets durch die Stadtkapelle. — Im Anschluß an den Gottesdienst versammelte sich nunmehr die Festgemeinde auf dem Schloßhofe vor der Schloßkirche, wo Herr Oberamtmann Dr. Behm einen von ihm gestifteten, aus Querfurter Sandstein verfertigten Gedenkstein nach einer kurzen Ansprache enthüllte. Die Inschrift des Steins lautet: „Im Andenken an Bruno von Querfurt genannt Bonifacius, den Gründer dieser Kirche. Er zog im Jahre 1004 aus der Burg seiner Väter nach dem Osten und starb im Lande der Preußen, das Evangelium predigend, den Märtyrertod am 9. März 1009. — 9. März 1909. — Herr Regierungspräsident Freiherr v. d. Recke übernahm namens der Königlichen Regierung den Gedenkstein mit Dankesworten an den Stifter, mit Gedenkworten an Bruno von Querfurt und schloß seine Ansprache mit einem dreifachen Hoch auf S. M. den Kaiser, den König von Preußen, das von der großen Festversammlung begeistert aufgenommen wurde. — Zum Abschluß der Feier fand noch ein zahlreich besuchter Familienabend statt, an welchem, eingerahmt von den beiden Ansprachen des Kreis-Superintendenten und des General-Superintendenten der Provinz, den eigentlichen geschichtlichen Hauptvortrag über Bruns großzügiges, freilich erst später voll verstandenes missionarisches Wirken sein gelehrter Biograph, Prof. Voigt, gab.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N. 3.

Juli.

1909.

Ein Missionspionier in der nord-arabischen Wüste.

Von D. G. Kurze.

So viel uns bekannt ist, hat es in der Neuzeit mit einer einzigen Ausnahme noch kein Missionar gewagt, von Norden her ins Innere Arabiens einzubringen und dort das Evangelium auszubreiten. Archibald Forder, ein englischer Freimissionar, der seit 1891 im Ostjordanlande mit Erfolg gearbeitet hatte, war der erste, der im Auftrage der New Yorker „Christian and Missionary Alliance“ das Wagnis unternahm und unter fortwährender Lebensgefahr auch glücklich durchführte. Wir teilen im folgenden aus seinen Erlebnissen in der nordarabischen Wüste das Wichtigste mit.

Dreimal schon hatte Forder den vergeblichen Versuch gemacht, vom Ostjordanlande oder von Damaskus aus nach Innerarabien vorzudringen; aber das eine Mal verunglückte er durch einen Sturz vom Kamel, und die beiden andern Male wurde er von der türkischen Grenzbehörde zur Umkehr gezwungen. Endlich aber gelang es ihm, alle Hindernisse zu überwinden. Am 13. Dezember 1900 sagte er seiner Frau und seinen drei Kindern in Jerusalem Lebewohl und trat in Begleitung eines Eingeborenen, der die beiden mit den notwendigsten Ausrüstungsgegenständen und vier Kisten voll arabischer Bibeln und Traktate beladenen Packpferde trieb, die gefährliche Reise gen Südosten an. Seinen Begleiter und die Pferde nahm Forder aber nur bis Orman mit, einer mehrere Tagereisen südlich von Damaskus gelegenen, von Drusen bewohnten Stadt, wo er bei drei Brüdern, die ihn von Damaskus her kannten, gastfreundliche Aufnahme fand. Sein Plan war, über die Dase Kef nach der Wüstenstadt Dschuf im Innern Nordarabiens vorzudringen.

Die Wartezeit in Orman benutzte er dazu, die Drusen in ihren

Häusern aufzusuchen und die Botschaft von Christo auszubreiten. Auch in dem Hause seiner Gastfreunde konnte er jeden Abend nach dem Essen regelmäßig ein paar Stunden vor den sich dort versammelnden Städtern das Evangelium auslegen. Man hörte Forder mit der größten Aufmerksamkeit zu, und am Schluß konnte er jedesmal ein paar Bibeln oder Evangelien verkaufen. Im Ganzen blieben so in Orman und Umgegend 40 Neue Testamente, meist im Besitz junger Männer, die des Lesens kundig waren. Von Zeit zu Zeit kamen Beduinen nach Orman, von denen der Missionar einen als Führer für den Wüstenritt nach Ras zu gewinnen hoffte; aber sobald sie erfuhren, daß es sich um einen Christen handele, erklärten sie, sie wollten nichts mit diesen Feinden Allahs und Mohammeds zu tun haben. Endlich gab sich der Schech der Stadt nachdem er vergeblich versucht hatte, unter Hinweis auf die Gefahren der Wüste und den Fanatismus der Dasenbewohner von Ras Forder von der Fortsetzung seiner Reise abzumahnen, dazu her, einen Mann und ein Kamel zu besorgen, um Forder zu dem nächsten Zeltbörse der Beduinen zu bringen. Unter Zurücklassung des meisten Gepäcks — nur das Allernotwendigste, darunter besonders seinen Vorrat an Bibelteilen nahm er mit — zog Forder aus Orman hinaus. Die Aufnahme in den ersten Zelten war nichts weniger als freundlich. Am ersten Morgen in der Wüste wachte er darüber auf, daß man das Zelt, unter dem er lag, abbrach, und als er den Beduinenfrauen seine Verwunderung darüber ausdrückte, ward ihm zur Antwort: „Die Männer haben uns geboten, nach einem andern Plage zu ziehen; sie fürchten sich, einen Christen zu beherbergen, einen Unreinen, der über uns nur Unglück bringen kann.“

Doch fand sich bald danach ein freundlicher gesinnter Sohn der Wüste, der es vermittelte, daß Forder von einer in der Nachbarschaft vorüberziehenden, 1600 Kamele starken Karawane mitgenommen wurde, die auf dem Wege nach Ras war, um dort für Weizen und Gerste Salz und Datteln einzutauschen. Der Ritt durch die Wüste auf einem Lastkamel war ungemein anstrengend, da der Karawanenführer nach einem Überfall seitens eines Räuberstammes einen 38stündigen Gewaltmarsch anordnete, der nur durch eine halbstündige Rast unterbrochen wurde; sonst rechneten die Karawanen auf dieselbe Wegstrecke 4½ Tagereisen. Todmüde, von

Hunger und Durst gepeinigt, zog Forder in der Oasenstadt Raf ein; aber die Freude, sein erstes Ziel glücklich erreicht zu haben, ließ ihn schnell alle Mühsal vergessen. Er suchte sich ein stilles Plätzchen in dem Palmenhain, der die Stadt umgab, tat einen Freudensprung und dankte seinem himmlischen Vater für die gnädige Bewahrung. Dann wusch er sich in einer warmen Schwefelquelle und ließ sich von seinen bisherigen Reisegefährten zum Stadtoberhaupte bringen, das ihn und sein Reisegepäck willig in sein Haus aufnahm. Die Karawanenleute hätten den Missionar gern wieder mit auf den Rückweg genommen und ließen es nicht am eifrigen Zureden fehlen. „Warum willst du bei diesen verfluchten Leuten bleiben? Sie werden dich sicher töten, weil du ein Christ bist,“ so redeten sie auf Forder ein, und er gesteht selbst, daß er, als die heimkehrende Karawane hinter den Sanddünen verschwand, von einem Gefühl schrecklichster Vereinsamung überwältigt worden sei und gegen die Versuchung, der Karawane zu folgen, heftig habe ankämpfen müssen. Als er auf dem Rückwege nach dem Hause des Stadtoberhauptes an einzelnen Gruppen von Eingeborenen vorüberkam, drang ihm stets dieselbe Äußerung zu Ohren: „Der Nasrani, einer von den Verfluchten, der Feind Allahs und aller Gläubigen.“

Sein Gastgeber, Mohammed el Bady, ließ es übrigens nicht an rücksichtsvoller Behandlung fehlen und als er hörte, daß eine nach dem Dschuf, der 11 Tagereisen weiter gen Südosten gelegenen großen Wüstenstadt, bestimmte Araberkarawane vor der Stadt lagere, ließ er den Führer derselben rufen und fragte ihn, ob er Forder mit auf die Reise nehmen wolle. Der Araber sah alsbald, daß es sich um einen Christen handele und antwortete: „Wenn ich einen Christen mit nach dem Dschuf nehmen wollte, müßte ich gewärtig sein, von der Hand Dschohars (des dortigen Stadthauptlings) den Tod zu erleiden. Drum kann ich mich nicht darauf einlassen.“ Andere Männer, die in derselben Angelegenheit angegangen wurden, gaben ähnlich ausweichende Antworten. Einer sagte zu Forder: „Wenn du Dschuf sehen willst, mußt du ein Moslim werden, da man dort keinen Christen auch nur ein paar Tage am Leben läßt.“ In Gegenwart von Mohammed el Bady und verschiedener Männer von Raf brachte Forder die Unterhaltung dann auf die Bibel. Er reichte das Buch einem der anwesenden

Männer und bat ihn, das dritte Kapitel des Johanneſevangeliums vorzuleſen, wobei er zu den einzelnen Verſen die nöthigen Erläuterungen gab. Die Verſammelten hörten mit der größten Aufmerkſamkeit zu; es war ihnen offenbar alles ganz neu. Hinterdrein hatten ſie dann allerlei Fragen an den Miſſionar betreffs der Religion und der Lebensweiſe der Chriſten zu richten. Sie bemitleideten letztere, weil ſie nur eine Frau haben dürften und weil es in der Heimat der Chriſten keine Dattelpalmen gäbe. Bevor man an jenem Abend auseinanderging, erbat ſich der Vorleſer ein Exemplar der Bibel und bezahlte dieſelbe mit einem Saß Datteln. Dies machte auch den andern Luſt zum Kaufen, ſo daß Forder 8—9 Bibeltheile — entweder Pſalter und Luſasevangelium, oder Geſenſis und Johanneſevangelium zuſammengebunden — in Kaſ abſetzte.

Als alle Bemühungen Mohammeds, Forder die Weiterreiſe nach dem Dſchuſ zu ermöglichen, ſich als vergeblich erwieſen, ſagte er ſchließlich: „Da dich niemand mitnehmen will, werde ich dich ſelbſt nach der nächſten Daſe Ithera geleiten. Vielleicht findeſt du dort Reiſegelegenheit nach dem Dſchuſ.“ Um die Mittagsſtunde ließ er ſein Pferd ſatteln und ein Kamel bereiſtellen und wollte eben mit dem Miſſionar abreiten, als 12 Beduinenhäuptlinge zu Beſuch bei ihm eintrafen. Er beauftragte nun zwei Diener, den Miſſionar zu geleiten, und als nach vierſtündigem Ritt Forder den Palmenwald von Ithera von der untergehenden Sonne vergoldet am Horizonte auftauchen ſah, freute er ſich, dem erſehnten Ziele wieder ein Stück näher gekommen zu ſein. Unterwegs war ihm aufgefallen, daß ſeine beiden Begleiter öfters vom Kamele abſtiegen und es niederknien ließen, ſcheinbar um die Ladung wieder feſter anzubinden; aber ſpäter kam er dahinter, daß ſie ſein Gepäck geplündert und ihre Beute im Sande verſteckt hatten.

Vor dem Hauſe des Häuptlings von Ithera wurde Halt gemacht, und Forders beſcheidenes Gepäck abgeladen; dann trat der jüngere der beiden Diener mit dem Miſſionar hinein in das Gaſtzimmer und rief den darin verſammelten Männern zu: „Wir haben einen Chriſten mitgebracht und hängen ihn euch auf. Macht mit ihm, was euch beliebt!“ Dem Landesbrauche zufolge hätte Forder dem Häuptling perſönlich zur Fürſorge anbefohlen werden ſollen; ſo war niemand perantwortlich für ſeine Sicherheit. Der Miſſionar

trug nun selber sein Gepäck in das Zimmer und blieb innerhalb der Thür stehen, da ihm niemand ein Willkommen bot oder Platz machte. Ungefähr 30 Männer hockten auf dem mit Sand bestreuten Fußboden des Zimmers, dessen eine Hälfte zugleich als Stall diente. In der Meinung, daß Forder nicht Arabisch verstände, unterhielten sich die Anwesenden ungeniert über den an der Thür stehenden Christen. Ein Araber in seiner Nähe erzählte den andern, daß Forder ein Christ aus Jerusalem sei, dessen Gegenwart man meiden müsse, denn, wie er mit eigenen Augen in jener Stadt gesehen habe, beteten die dortigen Christen Bildwerke an. Ein anderer war abweichender Ansicht und erklärte Forder für einen Juden. Ein dritter wußte es noch besser und rief in die Versammlung hinein: „Das ist weder ein Christ, noch ein Jude, sondern einer von den Heiden, ein Ungläubiger, der weder Allah, noch seinen Propheten Mohammed — Friede sei mit ihm! — kennt.“ Aber auch diese Information befriedigte offenbar noch nicht alle, denn einer erhob sich und sagte: „Das ist weder ein Christ, noch Jude, noch ein Ungläubiger, sondern ein Schwein!“ Es ist das die tödlichste Beleidigung, die man in mohammedanischen Kreisen einem Menschen zufügen, ein Schimpf, der nur mit dem Tode des Beleidigers gesühnt werden kann. In demselben Augenblicke trat Raikhuan, der Häuptling der Dase, ein, er hatte aber noch die letzten beleidigenden Worte gehört und wurde nun auch Zeuge der Abwehr des Missionars. Dieser sagte nämlich zur großen Verwunderung der Anwesenden in gutem Arabisch: „Ihr Männer, ich bin weder ein Schwein, noch ein Ungläubiger, noch ein Jude; sondern ich bin ein Christ, einer, der Gott anbetet, denselben Gott, wie ihr, aber nicht einer von jenen Christen, welche niederknien und Bilder anbeten; wie ihr verschiedene Finger an eurer Hand habt, so gibt es auch verschiedene Arten von Christen.“

Hierauf sprach der alte Schech zum Missionar: „Wenn du ein Christ bist, so gehe hin und setze dich zum Vieh!“ Forder tat wie ihm befohlen war, und setzte sich zwischen einem Kamele und einer alten weißen Stute auf den Erdboden. Er hatte noch nicht lange dort gesessen, als ein Mann hereinkam, der seiner Kleidung nach kein Einheimischer sein konnte. Nach einer Weile trat er auf den Missionar zu, drückte ihm freundschaftlich die Hand, und es entspann sich folgendes leise Zwiegespräch:

„Wer bist du und woher kommst du?“ — „Von Jerusalem. Ich bin ein Christ, ein Prediger.“ — „Was führt dich hierher?“ — „Ich bin gekommen, um Land und Leute, Städte und Dörfer kennen zu lernen, und habe Bücher zu verkaufen.“ — „Wenn dir dein Leben lieb ist, so siehe zu, daß du so schnell als möglich von hier fortkommst; denn diese Männer, die eine verruchte Bande sind, haben es auf dein Leben abgesehen.“ — „Was für ein Mann ist denn der Schem?“ — „Er ist sehr freundlich und übt einen großen Einfluß aus; auch ist er gütig gegen seine Gäste.“ — „Wer bist du denn und was machst du hier?“ — „Ich bin ein Druse und Besitzer des einzigen Kaufladens am Plage. Man hat mir den Aufenthalt hier gestattet, weil ich mir den Anschein gebe, als wäre ich Mohammedaner.“ Nach diesen Worten erhob er sich, und der Missionar sah ihn nie wieder.

Er spitzte nun die Ohren, um etwas von dem zu vernehmen, was die Araber am entgegengesetzten Ende des Raumes verhandelten. Da hörte er denn, wie sie sich mit dem Schem darüber besprachen, wie man sich des Christen am einfachsten entledigen könne. Einer erbot sich, dem Fremden während des Schlafes den Hals abzuschneiden. Aber der alte Häuptling wehrte das mit den Worten ab: „Ich will nicht, daß das Blut des Christen über mein Haus und meine Stadt komme.“ Ein anderer machte den Vorschlag, man solle dem Christen Gift ins Essen tun. Dann brauche man ihn nicht zu töten, sondern er werde im Schlafe sterben. Werde hinterdrein einer von seinem Volk oder seiner Regierung nach seinem Verbleiben Nachforschungen anstellen, so könne man ihm unbeforgt das Grab und sogar noch den Leichnam zeigen, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen. Aber auch damit war das Stadtoberhaupt nicht einverstanden, so daß sich ein dritter veranlaßt sah, den Vorschlag zu machen, man möge doch den Fremden in die Wüste hinausjagen, wo er verhungern und verdursten müsse. Schließlich sagte der Schem: „Damit unser Vieh keinen Schaden leidet, wenn der Christ neben ihm liegt, ist es besser, er schlägt sein Nachtlager im Freien in unsern Palmengärten auf.“ Zorder bekam dann die Reste von der Abendmahlzeit, die die andern übrig gelassen hatten, und wurde von dem Schem hinaus in die nächste Palmenpflanzung geführt. Aber auch hier hatte er noch keine Ruhe; denn eine halbe Stunde später erschien der alte Araber

wieder und sagte: „Ich fürchte, wenn du hier bleibst, wird das irgendwie den Palmen schädlich sein und meine nächste Dattelernte gefährden. Darum stehe auf und folge mir!“ Und nun zeigte er ihm bei hereinbrechender Nacht außerhalb der Stadtmauer ein abseits stehendes Zelt, worin er bleiben sollte. Hier fand er schon einen Insassen, einen alten Mann, der an einer widerlichen, aus-
 jagähnlichen Krankheit litt und auf den Tod wartete, der ihn von seinen Leiden erlösen sollte. Forder erschrak wohl, aber dann schöpfte er Trost und Kraft aus seinem Lieblingspsalm, dem 121., und klammerte sich besonders an den 7. Vers an: „Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele!“

Am nächsten Morgen belauschte Forder eine Unterredung Aithuans mit seinen Ratsleuten und erfuhr dabei, daß in wenigen Tagen unter der Leitung des Schechs eine Karawane nach dem Dschuf abgehen sollte, und es gelang ihm nach längeren Bemühungen, Aithuan zu bewegen, daß er ihn für den Preis von vier Napoleondor nach dem großen Handelsemporium der nordarabischen Wüste mitnehmen und von dort auch wieder zurückbringen wollte. Bei den ersten Eröffnungen hatte er den Missionar freilich verwundert angestarrt und ausgerufen: „Du wirst Ithera nicht lebendig verlassen, und wenn es ja geschähe und du Dschuf erreichst, so würdest du dort sicherlich getötet werden.“ Die einzige mitfühlende Seele in Ithera, die den Missionar mit Speise und Trank erquidete und sein trauriges Los beklagte, war die Frau des Schechs. „Sage mir,“ so fragte sie Forder, „was für eines Verbrechens hast du dich schuldig gemacht oder wen hast du ermordet, daß du aus deinem Vaterlande fliehen mußtest?“ Vergeblich suchte er ihr den wahren Grund seiner Wüstenwanderung klarzumachen; sie konnte es nicht fassen, daß einer Weib und Kinder, Haus und Hof verlassen und solch elendes Leben in der Wüste auf sich nehmen könne, nur um ihren Landsleuten vom Heiland zu erzählen. Forder sprach mit ihr über ihre Seele, aber er erhielt die gewöhnliche Antwort im Orient: „Wir Frauen sind nicht besser als unsere Kamele oder Esel. Wir haben keine Seele; wenn wir sterben, ist es aus mit uns.“

In 10tägiger beschwerlicher Reise — es geht nicht an, hier die mancherlei Fährnisse auf der Wüstenwanderung, wie räuberische Überfälle von Beduinen, Sandstürme und Bedrohungen von Seiten

der wilden Begleitmannschaft, näher zu schildern — erreichte die Karawane die große Oasenstadt Dschuf, über deren Palmengürtel Forder schon von weitem die Mauern und Türme eines alten Schlosses emporragen sah. Männer, Frauen und Kinder aus der Stadt gingen der Karawane entgegen, um ihre Bekannten zu begrüßen, so daß der Missionar zunächst unbeachtet blieb. Aber bald war es bekannt geworden, daß ein Fremder in der Karawane sei, und er konnte nun, besonders aus dem Munde der Frauen und Kinder, solche Verwünschungen hören, wie: „Möge Allah ihn verfluchen!“ oder: „Der Feind Allahs und des Propheten! Mögen wir von ihm befreit werden!“ auch wohl die Worte: „Ungläubiger, Unrciner!“ Stumm ritt der Missionar hinter dem Schech Raikhuan drein und freute sich über die Tausende von Dattelpalmen, welche die 40 000 Einwohner zählende Wüstenstadt umgeben. Die Häuser von Dschuf sind mit Ausnahme der Burg alle aus an der Sonne getrockneten Ziegeln von Schlamm und Sand erbaut; trotz diesem unsoliden Material hatten manche Häuser drei Stockwerke. Die Oase Dschuf, ebenso wie Jthera und Kas, stand damals unter der Herrschaft des Sultan Abdul Asis Ibn Raschid, der in Hail, sechs Tagereisen südlich von Dschuf residierte. Sein Statthalter in Dschuf war ein einflußreicher alter Mann, namens Dschohar, der weit und breit gefürchtet und geachtet wurde. Forder hatte ihn schon früher manchmal im Ostjordanlande rühmen hören. In dem geräumigen Fremdenhause der drei Söhne des Statthalters fand der Missionar mit dem Schech und dessen Leuten Quartier.

Natürlich konzentrierte sich die Neugier der Stadtbewohner besonders auf den Fremdling. „Was will der Christ hier?“ war die allgemeine Frage. Forder verhielt sich still und ließ Raikhuan alle neugierigen Fragen beantworten, was er freilich nicht immer wahrheitsgemäß tat. Da der Ramadan noch nicht zu Ende war, konnte den Ankömmlingen vor Sonnenuntergang weder Kaffee noch Essen vorgesetzt werden. Es währte nicht lange, so erschien Dschohar, ein kurzer untersehter Neger, in bunte Gewänder gekleidet und mit einer schweren Peitsche in der Hand. Raikhuan mußte zu seiner Rechten und Forder zu seiner Linken Platz nehmen. Nach dem Austausch der herkömmlichen Begrüßungen und Fragen wandte sich Dschohar zum Missionar und es entspann sich nun folgende Unterhaltung zwischen den beiden. „Du bist ein Christ?“ — „Ja.“

— „Was führt dich hierher?“ — „Ich möchte Dschuf und seine Bewohner kennen lernen und Gottes Wort an alle, die es begehren, verkaufen.“ — „Fürchtest du dich nicht vor dem Volk oder vor mir?“ — „Nein, Gott wird mich behüten; auch glaube ich, daß unter deinem Schutze niemand wagen wird, mir ein Leid anzutun.“ — „Hast du von mir schon früher gehört?“ — „Ja, in Keraf. Die Beduinen, die auf dem Kornhandel dahinkamen, haben mir oft von dir erzählt. Dein Name hat überall einen guten Geruch, und ich freue mich, daß ich nunmehr in Dschuf unter deinem Dache weile.“ — „Ich fürchte für dein Leben, wenn du hier allein ausgehst. Die Leute hassen die Christen und könnten dir leicht ein Leid antun.“ — „Ich werde die größte Vorsicht beobachten und mich nicht weit vom Hause entfernen.“

Dschohar ließ dann einen Trog der besten Datteln für Forder herbeischaffen und nötigte ihn zum Zulangen mit den Worten: „Wir fasten und dürfen nichts genießen. Du aber mußt hungrig sein; geniere dich nicht zu essen. Jeder richtet sich nach seiner Religion.“ Der Missionar zauderte, da er wußte, daß alle andern fasteten, und sagte: „Ich kann ja bis zum Sonnenuntergang warten.“ Aber Dschohar ruhte nicht eher, als bis Forder einige Datteln gegessen hatte, und verließ währenddem das Zimmer mit seinem ältesten Sohne Faleh und seinem Gefolge. Bald danach wurde der Missionar auch hinausgerufen, wo ihm Faleh, ein freundlicher junger Mann von etwa 25 Jahren, folgende Verhaltensmaßregeln gab: „Mein Vater sagt, du sollst nicht in dem großen Gastzimmer zusammen mit den anderen Männern bleiben. Da du ein Christ bist, so machst du die andern unrein, du sollst einen eigenen Raum für dich haben, wo du wohnen und schlafen kannst. Mein Vater wird dir auch drei Männer senden, die dein Geleit auf der Straße bilden sollen; einer von ihnen wird stets bei dir in deinem Wohnraum bleiben.“ Dann zeigte er ihm sein Zimmer, einen kleinen rechteckigen Raum, zu dem Luft und Licht nur durch die unverschießbare Thür Zugang hatte. Trotz des Schmutzes in dem Raume — er hatte bisher als Stall und Kumpellkammer gedient — war Forder doch dankbar, daß er ein Plätzchen für sich hatte, wo er ungestört beten und Gottes Wort lesen konnte. Am nächsten Morgen wusch der Missionar an einer warmen Quelle seine Kleider und wanderte dann eine Viertelstunde weit durch die Stadt zur Burg,

wo er Dschohar gerade bei einer Gerichtssitzung antraf. Er mußte an seiner Seite auf einer Plattform Platz nehmen, und es entspann sich folgende Unterhaltung. „Kommst du allein hierher?“ — „Ja.“ — „Hast du dich nicht gefürchtet?“ — „Nein.“ — „Fürchtest du dich überhaupt vor niemanden?“ — „Ja, ich fürchte Gott und den Teufel (arabische Redensart).“ — „Fürchtest du dich nicht auch vor mir?“ — „Nein.“ — „Aber ich könnte dir den Kopf abschlagen lassen.“ — „Ja, das weiß ich; aber du würdest einem Gast so etwas nicht antun.“ — „Da hast du schon recht. Aber ich könnte Kaikhuan hinrichten lassen, weil er dich hierhergebracht, wenn er nicht so ein guter Freund von mir wäre.“ Dann gebot er einem der nachlässigen drei Geleitsmänner Forder, besser auf seinen Schützling zu achten und dafür zu sorgen, daß ihm nichts an Speise und Trank fehle. Forder hatte nun einige ruhige Stunden, wo er lesen und Eintragungen in sein Tagebuch machen konnte — später wurde ihm das Schreiben streng verboten —, dann wurde er in die große Fremdenhalle gerufen, wo Dschohar inzwischen erschienen war. Zunächst legte er Forder einige Fragen über seine Heimat und seine Religion vor, dann wünschte er die Bibel zu sehen. Der Missionar brachte eine große vergoldete und in Maroquinleder gebundene arabische Bibel zum Vorschein, die er ausdrücklich für Dschohar mitgebracht hatte. Dieser küßte das Buch ehrerbietig, betrachtete mit Wohlgefallen das schöne Äußere und begann dann, mit einer großen Brille bewaffnet, darin zu lesen; er hatte gerade 1. Mose 24 aufgeschlagen. Nach einer Weile klappte er die Bibel wieder zu und erbat sich das heilige Buch vom Missionar. Dieser sagte ungescheut: „Du mußt es kaufen. Es ist ein englisches Pfund wert, aber ich will es dir für die Hälfte ablassen.“ — „Laß es bis morgen!“ war Dschohars Antwort. Dann fuhr er mit einem Mal fort: „Christ, ich wünsche etwas mit dir zu besprechen.“ — „Wohlan, laß hören!“ — „Du bist in das Land der Moslim gekommen, die an Mohammed, den Propheten Gottes, glauben. Hier gibt es keine Christen. Wir erlauben ihnen den Aufenthalt nicht, denn unsere Religion gebietet uns, sie zu töten. Ich muß dich daher auffordern, deine Religion aufzugeben und einer von den Unseren zu werden. Was antwortest du darauf?“ Dann fügte Dschohar noch hinzu: „Ich preise Allah, daß durch meine Einwirkung sechs Christen und ein Jude, die zu verschiedenen

Zeiten hierherkamen, Moslim geworden sind. Hier in Dschuf lebt jetzt noch ein Mann, der früher Christ war, aber nun sein Herz Allah und der wahren Religion erschlossen hat. Sprich das Glaubensbekenntnis nach: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet! und alsbald gehörst du zu den Gläubigen und bist Allah und seinem auserwählten Volke angenehm.“

Alle Versammelten warteten mit der größten Spannung auf die Antwort des Christen. Nach einem stillen Gebet zu Gott, daß er ihm die rechten Worte auf die Lippen legen möge, sagte Forder: „Fürst Dschohar, darf ich zwei Fragen an dich richten und um Antwort darauf bitten?“ — „Es mag sein, sprich!“ — „Zum ersten. Angenommen, du hieltest dich im Lande der Christen auf, wärest der Gast der Königin, und sie verlangte von dir, daß du deine Religion aufgeben solltest, würdest du ihr willfahren?“ — „Nimmermehr, und wenn sie mir den Kopf abschlagen ließe!“ — „Zum zweiten. Was dünkt dich, das Beste zu sein, Gottes oder des Menschen Wohlgefallen zu erringen?“ — „Natürlich Gottes.“ — „Nun, Dschohar, mir geht es genau wie dir. Ich kann meine Religion nicht aufgeben, und wenn du mir zwei Köpfe abhauen ließe, vorausgesetzt, daß ich so viele hätte, auch muß ich mich bemühen, Gott wohlzugefallen, indem ich Christ bleibe. Wenn ich dein Glaubensbekenntnis nachspräche, so würdet ihr euch wohl alle freuen; aber es würde doch bloß eine Sache der Lippen sein; mein Herz würde christlich bleiben. Und wenn ich auch deine Gunst gewänne, so würde ich Gott um so mehr betrüben, dadurch daß ich mich wie ein Lügner und Betrüger geberdete. Ich kann nicht tun, was du von mir verlangst, es ist mir unmöglich.“ Dschohar erhob sich und ging mit allen Zeichen des Unwillens davon; Forder aber gedachte in seinem Kämmerlein an das Psalmwort: „Er behüte deine Seele!“ Abends kamen viele Männer aus der Stadt und setzten ihm zu, wie töricht er gehandelt habe, durch seine Starrköpfigkeit den Zorn des Statthalters herauszufordern. Forder atmete auf, als man ihn endlich allein ließ und er in stiller Nachtstunde zu Gott um Hilfe und Errettung für den kommenden Tag beten konnte.

Am nächsten Morgen wurde der Missionar aus seinem Schläfe durch zwei Trabanten geweckt, die ihm zuschrien: „Steh auf, Christ! Dschohar sendet uns nach dir. Du sollst sofort auf die Burg kom-

men.“ — „Was begehrt er von mir und wo ist eure Vollmacht?“ — „Das wissen wir nicht, aber unsere blanken Schwerter sind Vollmacht genug.“ Mit Gewalt zwang sich Forder zur Ruhe und folgte den Männern nach der Burg, die das Ziel einer großen Volksmenge zu sein schien. Er fand Dschohar im Festgewand auf der bekannten Plattform sitzen; vor ihm lagerten auf dem Sande Hunderte von Männern und Jünglingen. Der Statthalter lachte übers ganze Gesicht und sagte freundlich grüßend zur Forder: „Heute ist für uns ein großer Festtag, und wir haben in der alten Burg Gebet und Gottesdienst gehalten. Warum bist du nicht gekommen und hast dir unsere Gebete und gottesdienstlichen Gebräuche mit angesehen?“ Der Missionar antwortete: „Wir halten es nicht für recht, zum Gebet wie zu einem Schauspiele zu gehen. Dazu ist uns das Gebet zu heilig und wir sind gern dabei in der Stille und allein. Und so dachte ich mir, du würdest es auch nicht gern sehen, wenn ich käme und euch beim Gebet beobachtete.“ — „Ihr Christen seid bessere Menschen als wir, wenn ihr nur Mohammed als Propheten annehmen wolltet.“ Dann ließ er das große Festmahl auftragen, mit welchem der Fastenmonat abschloß, und zeichnete Forder dadurch vor allen andern aus, daß er ihm eigenhändig die besten Bissen — fettes Kamelfleisch — vorlegte mit den Worten: „Iß, o Christ; tue dir eine Güte und genieße dich nicht.“

Am Abend dieses Festtages fand sich Dschohar wieder in der Fremdenhalle ein und lud den Missionar ein, an seiner Seite Platz zu nehmen. Tiefes Schweigen herrschte unter den Männern. Da sagte der Statthalter: „Christ, was ich gestern von dir verlangte, das war eine harte Sache, und denke, es gibt mancherlei, was es dir erschwert, ein Moslim zu werden. So will ich dir denn den schweren Entschluß etwas leichter machen. Bist du verheiratet?“ — „Ja.“ — „Hast du Kinder?“ — „Ja, drei.“ — „Hast du Geld?“ — „Nein.“ — „Treibst du Handel oder besizest du ein Ladengeschäft?“ — „Nein, Gott läßt mir zukommen, was ich bedarf.“ — „Wohlan, merke auf. Wenn du dich bereit erklärst, ein Moslim zu werden, will ich dir an Stelle der Frau, die du bis jetzt hattest, deren vier geben und du wirst bald mehr als drei Kinder dein eigen nennen. Ferner will ich dir Kamele, Palmgärten und Geld schenken, so daß du Handel treiben und bald zu

Reichtum kommen kannst. Auch sollst du ein Haus und alles, was du bedarfst haben, wenn du nur ein Gläubiger, wie wir, werden willst.“ Forder dankte ihm für sein gütiges Anerbieten, aber erklärte fest, daß er um alles in der Welt seinen Christenglauben nicht aufgeben könne. Dschohar verließ darauf schnell die Halle, indem er vor sich hin murmelte: „Das war ein verfluchter Tag als der Christ zu uns kam und wenn er länger im Dschuf verweilt, wird uns irgend ein Unglück überfallen.“ Am selben Abend aber noch sandte er seinen Sohn Faleh an Forder und ließ um die große Bibel bitten, die ihm auch bereitwilligst überlassen wurde.

Am nächsten Morgen ließ Dschohar dem Missionar die Weisung zugehen, Dschuf sofort zu verlassen, und erst als dieser nachwies, daß es von Raithuan abhinge, wann er die Rückreise antreten könne, wurde ihm der weitere Aufenthalt gestattet, nur sollte er sein Zimmer nicht verlassen. Als abends Forder mit 20 Männern beim Herdfeuer in der Fremdenhalle zusammensaß, erschien der Vorsteher einer Bruderschaft, der zugleich eine Art Geistlicher war, und hielt eine donnernde Strafpredigt wider die Christen. Er wiederholte alles, was der Koran an christenfeindlichen Stellen enthält und erinnerte seine Zuhörer daran, daß die Worte ihres Propheten es jedem Gläubigen zur Pflicht machten, die Ungläubigen auszurotten, wo er sie auch treffen möge. Die ganze Sache war natürlich auf Forder gemünzt, der indes wohlweislich keine Notiz davon nahm. Früh kam dann der freundliche Gouverneurssohn Faleh und sagte zu seinem Schützling: „Fürchte dich nicht, Abu Terius („Vater Georgs“, Forders Name unter den Arabern); kein Leid soll dir widerfahren, so lange ich es abwehren kann. Vermeide es sorgfältig, die Leute zu reizen. Manche haben dich gern; aber andere, die unwissend sind, hassen dich.“ An diesem Tage, wie an den vorhergehenden verkaufte Forder viele Bibelteile an Männer und Jünglinge, wobei er sich immer sorgfältig vergewisserte, ob die Betreffenden auch lesen konnten. Eines Nachmittags brachte Faleh drei Araber, die in ihre Heimat Hail, die Hauptstadt Innerarabiens, zurückkehren wollten und Bibeln mitzunehmen wünschten. Der Missionar war froh, diese Gelegenheit benutzen zu können, auch in jenen abgelegenen Winkel Arabiens Gottes Wort zu senden.

Da mit einem Mal trat an einem Spätnachmittag ein Ereignis ein, das dem Missionar bei einem Haar das Leben gekostet hätte. In-

folge starker Regengüsse hatte sich ein 40 Fuß hoher, aus Luftziegeln erbauter Turm in Dschohars Burg auf die Seite geneigt und war auf das Zimmer gefallen, in dem der Gouverneur eben mit dem Lesen des Koran beschäftigt war. Mit Mühe und Not ward Dschohar aus den Trümmern hervorgezogen; er hatte ein Bein gebrochen und war arg zerschunden und gequetscht. Als er halbbohrnmächtig auf dem Sandboden des Burghofes ausgestreckt lag, machte ein Eingeborener die Bemerkung: „Das hat der Christ getan. Er muß draußen gewesen sein und nach dem Turm ausgeschaut haben; dadurch ist derselbe ins Wanken gekommen. Nun werden noch mehr Unglücksfälle folgen.“ Das war der Funke ins Pulverfaß. Alle Umstehenden stimmten ihrem Landsmann bei und wie ein Wildfeuer verbreitete sich die Losung: „Tod dem Christenhunde!“ über die Stadt. Forder stand gerade vor der Hostür seines Quartiers, als er eine Schar Wütender um die nächste Ecke auf sich zustürzen sah und wilde Schreie vernahm: „Tötet ihn, tötet ihn, den Christen!“ Die mit Keulen, Dolchen und teilweise auch mit Revolvern bewaffnete Menge kam immer näher; der Missionar hielt es für nutzlos zu entfliehen. Da, als die Not am höchsten gestiegen war, rettete Gott seinen Diener vor seinen Feinden. Drei Männer pflanzten sich mit gespannten Revolvern vor dem erstaunten Missionar auf und schrien der herandrängenden Menge zu: „Halt, wem sein Leben lieb ist!“ Dann drängten sie Forder in sein Zimmer zurück, vor dessen Thür sie die Wache übernahmen. Bald zerstreute sich die Menge, und der Glaubensbote konnte seinen Rettern danken. Als er sie fragte, was sie denn bewogen habe, für ihn einzutreten, gaben sie zur Antwort: „Wir haben in Indien Christen kennen gelernt und wissen, daß sie niemanden etwas zuleide tun; auch haben wir die Wirkungen der englischen Herrschaft in jenem Lande und in Aegypten beobachtet. Darum werden wir den Christen stets beistehen, soviel wir können. Wir sehen die Engländer gern in unserm Lande. Christen sind besser als Moslim. Diese Leute in Dschuf verstehen sich nicht auf die Lebensweise der Christen und würden dich getötet haben, wenn wir nicht dazwischen getreten wären.“

Auch Faleh kam noch am Abend zu Forder und sagte unter Tränen: „Sei ohne Furcht, Abu Terius; ich weiß, du trägst keine Schuld an dem Unglück. Es war so bestimmt. Ich hoffe, mein

Vater wird nicht sterben.“ Dann gesellten sich auch noch die beiden andern Söhne hinzu und taten ihr Bestes, Forder zu beruhigen. Am andern Tage blieb der Missionar auf Salehs Wunsch zu Hause. Gegen Abend kam ein Mann mit der Botschaft: „Raikhuan wünscht, daß du zu ihm kommst. Er ist in einem Hause am andern Ende der Stadt.“ Forder glaubte, er wollte mit ihm wegen der Rückreise nach Ithera verhandeln, und folgte dem Boten, der ihn eine halbe Stunde weit durch die Gassen der Stadt zu einem Hause führte, in dem aber der Genannte sich nicht befand. Man beruhigte den Missionar damit, daß Raikhuan bei Sonnenuntergang erscheinen werde. Doch die Sonne ging hinter dem Palmenwalde unter, und der Erwartete ließ sich nicht blicken. Forder erklärte nun, daß er in seine Wohnung zurückkehren werde; denn das ganze Verhalten der Leute kam ihm verdächtig vor. Sie boten ihm nun einige Datteln an, von denen er auch aß, und versprachen ihm für später ein ordentliches Abendessen. Trotz dem nächtlichen Dunkel wollte sich Forder auf den Heimweg begeben; aber die Männer ließen es nicht zu. Immer wieder nötigten sie ihn zum Sitzen und setzten ihm um 10 Uhr eine Abendmahlzeit vor. Er kostete davon; aber aß trotz des eifrigen Zuredens nicht weiter; denn er befürchtete nicht ohne Grund, daß das Essen vergiftet war. Zuletzt wurde es wieder hinausgetragen, ohne daß die andern etwas davon genossen hätten. Nun nötigte man den Missionar, sich zum Schlafen niederzulegen, was er aber beharrlich ablehnte, da ihm nichts Gutes ahnte. Die lange Nacht hindurch saß er wach und war froh, als endlich der Morgen graute und an der Thür der Zuverlässigste seiner 3 Geleitsmänner erschien und ihm freundliche Vorwürfe wegen seines Ausganges machte. Als Forder in sein Quartier zurückkam, fand er Raikhuan in der Fremdenhalle am Herdfeuer sitzend und erfuhr von ihm, daß es ihm nicht einfallen sei, den Missionar in jenes abgelegene Haus zu bestellen. So war es also ein Hinterhalt gewesen, den einige Fanatiker dem Christen gelegt hatten; aber Gott machte ihren Rat zunichte. Wenige Tage darnach hielt es der Häuptling von Ithera für geraten, die Rückreise anzutreten. Am letzten Nachmittage vor dem Aufbruche ging Forder noch einmal in die Burg, um sich von Dschohar zu verabschieden; doch durfte er nicht an sein Bett heran und konnte ihm nur aus der Entfernung seinen Dank für alle Freundlichkeit

und seine besten Wünsche für eine völlige Genesung zurufen. Um so herzlicher gestaltete sich der Abschied von Faleh, der seinen Freund noch mit Erfrischungen für den Wüstenritt versorgte.

Es würde hier zu weit führen, die mancherlei aufregenden Zwischenfälle, die die Rückreise durch die Wüste mit sich brachte, näher zu schildern; es ging auch diesmal nicht ohne Lebensgefahr und vielerlei Entbehrung ab; aber endlich erreichte Forder doch glücklich wieder Damaskus und 9 Tage später Jerusalem, wo ihn die Seinen wie einen von den Toten Auferstandenen begrüßten; denn er hatte aus Arabien nie eine Botschaft über sein Ergehen an seine Lieben gelangen lassen können. Genau 3½ Monate hatte diese Missionsreise gedauert, auf der Forder eine Wegstrecke von 600 Stunden zurückgelegt, ungefähr 250 arabische Bibeln und Bibelteile verkauft und Hunderte von Traktaten verteilt hatte. Viele Araber hatten aus seinem Munde zum ersten Male die Botschaft von Christo vernommen. Möge der ausgestreute Same aufgehen und seinerzeit bleibende Frucht bringen.



Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

Nr. 4.

Oktober.

1909.

Zur Charakteristik der Erweckungen in China.

Drei Reden von den Missionaren Webster und Goforth.

Bei der charakteristischen Bedeutung, welche die ausgedehnten Erweckungsbewegungen namentlich in Korea, der Mandschurei und in verschiedenen Provinzen des eigentlichen China in den letzten Jahren für die Mission gewonnen haben, ist eine urkundliche Berichterstattung über dieselben in dieser Zeitschrift geboten. Denn wie immer man über diese gewaltigen Bewegungen urteilt — sie sind ein geschichtliches Ereignis und der Missionshistoriker muß Akt von ihnen nehmen. Ich bringe daher zur Kenntnis der Leser drei Reden, die im April d. Js. von zwei Männern in London gehalten worden sind, welche nicht bloß Augenzeugen derselben, sondern zum Teil ihre Träger gewesen sind, im eminenten Sinne besonders Rev. Goforth. Die Vorgänge sind treu geschildert, wie sie tatsächlich gewesen sind, und sie sind typisch auch für die ähnlichen in Korea. Vorläufig begnüge ich mich mit der Referierung.

D. S.

I. Die Erweckung in der Mandschurei.

Ansprache von Rev. James Webster,¹⁾ Miss. der Ver. Freikirche von Schottland.

Vielleicht der wunderbarste Erfolg der Erweckungszeit in der Mandschurei war ihr Einfluß auf die Missionare. Es sind unter ihnen Schotten, Iren und Dänen vertreten. Jährlich einmal — manchmal öfter — kamen wir zusammen und es herrschte da im letzten Vierteljahrhundert nie volle Einmütigkeit. Aber nach dieser Bewegung hatten die nahezu 100 Schotten, Iren und Dänen ausnahmslos das Gefühl: wir sind durch eine Bewegung der Heiligen Geistes hindurchgegangen. Das ist doch schon an sich etwas Großes. Einmütig haben wir, was unter uns vorging, mit Freuden begrüßt. Einige von uns hatten eine solche Erweckung nicht erwartet, einige vielleicht gar nicht gewünscht, aber ge-

1) Bei einer Gebetsversammlung in Mildmay Conference Hall am 17. April 1909. China's Millions 1909, Juni.

hindert hat sie keiner, und das war gut für uns. Denn wenn wir die Bewegung vielleicht im Anfange teilweise hätten aufhalten können, so wurde doch, als jene wunderbare Welle einmal eine gewisse Höhe erreicht hatte, jeder einfach beiseite geschoben. Wir hatten übrigens sehr wenig dabei zu tun. Unser Br. Goforth kam, oder wurde vielmehr zu uns gesandt, und wir betrachteten die Erweckung als nach Gottes Willen durch Goforth uns geschenkt. Aber man bedenke, daß Goforth nur an einigen Orten und nur für gewisse Zeit sich aufhielt, während doch die Bewegung vom Meere bis zum Sungari, vom äußersten Osten bis zum Westen der Manschurei sich erstreckte und sehr viele Orte berührte, welche nie ein europäischer Missionar betreten hatte, und gerade an solchen Orten oft die herrlichsten Früchte zutage traten. Wir konnten nichts tun als dabei zu stehen, und es ergriff uns, wenn ich so sagen darf, fast ein Gefühl des Neides, als unsere geliebten Brüder und Schwestern durch Höhen und Tiefen geführt wurden, die wir nie erreicht hatten, als sie über ihre Sünden weinten und über die vergebende Gnade frohlockten.

Wenn ich nun die Wirkung der Bewegung auf die chinesische Kirche beschreiben soll, so möchte ich wohl erst viel erzählen von dieser Kirche, ihren Leiden und ihren Zuständen. Aber ich beschränke mich. Wir hatten zurzeit rund 20 000 Abendmahlsberechtigte. Viele darunter hatten erst einen schwachen Begriff von dem, was Christentum ist. Es war mir schon immer schmerzlich gewesen, daß die chinesischen Christen so wenig Verständnis von Sünde und Schuld hatten. Nun haben wir bei der Erweckung gesehen, wie wunderbar der Heilige Geist der Menschen Augen aufthun und ihnen deutlich machen kann, was Sünde ist. Es war ein ergreifender Anblick, wenn manchmal 1000 Männer und Frauen gebrochen dalagen und aufrichtige bittere Tränen über ihre Sünde vergossen. Eine kleine Stelle auf der Kanzel in Mukden, wo unser eingeborener Pastor kniete, war tagelang naß von den Tränen, die ihm beim Knien dort über sein Gesicht rollten. Abend um Abend wurde die Kirche feucht von den Tränen reuiger Christen. In den Dörfern, wo es keine Dielen gibt, war der Lehmsfußboden der Kapellen am Ende der Versammlungen von den Bußtränen, die da vergossen wurden, aufgeweicht.

Die Christen bekamen ferner ein neues Verständnis für das Gebet. Nie werde ich den herrlichen Tag in Mukden vergessen, wo es in der Kirche wie ein gewaltiges Sturmesbrausen klang, da die ganze Gemeinde auf die Knie fiel und ein Massengebet anfang, wie ich es auf Erden nie wieder hören werde. Das war köstlich. Ich wollte, Sie hätten es hören können: bald sich steigend, daß es wie das Rauschen des Meeres klang, bald herabsinkend zum Geflüster, dann wieder allmählich ansteigend. Und was wurde da gebetet? Es war ein Schreien um Vergebung für sich oder für andere, die auf ihren Knien hielten, daß man für sie beten möchte. Plötzlich wurde es still und nun stimmte

die große Versammlung ein Lied an: Ruft's, verkündet's jedermann; Jesus nimmt die Sünder an.

In Chinesischen hat es eine köstliche, einnehmende Melodie, die wir im Englischen nicht haben, nach dieser Melodie hörte man das Lied Abend für Abend singen. Seitdem ist die Bewegung weitergegangen. Aber an jedem Orte hat sie eine Gebetsversammlung zurückgelassen. Die Leute haben gelernt, wie man Gebetsversammlungen hält, sie kommen eben zum Beten, zu nichts anderem zusammen. Unser Pastor in Mukden hat die Anmeldungen zur Fürbitte (requests of prayer), etwas früher ganz Unbekanntes, einfach eingeführt und leitet die Gebetsabende besser als ein Missionar es könnte. Die Leute empfangen auch Gebetserklärungen; wir hören davon öfter aus Mukden. Zweimal wöchentlich, Sonntag und Mittwoch abend, finden die Gebetsversammlungen statt.

Die Christen versammeln sich, fallen auf die Knie und beten, nicht einzeln, sondern alle zusammen. Das ist etwas Schönes. Man sollte es hier auch einführen. In einem Dorfe bei Mukden sagte ein Heide zu mir: „Ich höre, daß die Gebetsversammlung in Mukden eine Stätte der Kraft ist.“ So spricht ein Heide! An einem anderen Orte, wo etwa 30 Männer und Frauen um die Taufe baten, fragte ich etliche, wie und wo sie zuerst von Christo gehört hätten. „O,“ antworteten sie, „unser Tempel ist seit dem Kriege zerstört. Wir hatten keine Gebetsstätte, aber seit die Christen eine Gebetsversammlung eingerichtet haben, sind wir dorthin gegangen. Wir haben dort Gebete dargebracht und sind erhört worden.“ Also das erste, was sie auf den Gedanken gebracht hat, Christen zu werden, sind die Erhörungen, die sie in der Gebetsversammlung der Christen für sich und die Ihrigen empfangen haben.

Ich möchte ferner etwas davon sagen, wie die Gebefreudigkeit der Christen gesteigert worden ist. Die Chinesen geben nicht gern. Nun ist infolge der Erweckung eine große Gebelust allgemein geworden. Sie gehört zu den Symptomen der Bewegung. In Tieling, wohin Goforth nie gekommen ist, nahm ich mit meiner Frau an einer Versammlung teil, die völlig von den Chinesen selbst geleitet wurde, und war Zeuge davon, wie sie ihre Gaben darbrachten. Ein Mann trug auf dem Rücken einen Sack Getreide herein, schritt stracks auf das Podium zu und setzte ihn dort nieder. Er habe kein Geld, aber er wolle das Getreide geben; draußen an der Tür stünde noch ein geflecktes Kalb, vielleicht werde der Herr es annehmen. Ein anderer brachte ein Gewehr. „Ich hänge sehr daran, aber ich habe nichts anderes, darum gebe ich es.“ Die Frauen legten Schmucksachen, Gold und Silber und Uhren auf den Tisch für Jesus. Da trat ein armes Weib mit vergränten Zügen heran — man sah, daß sie zu den Allerärmsten gehörte — und flüsterte einer Missionarin zu, sie habe nur einen Cent, aber sie möchte ihn gern geben, ob sie es wohl dürfe? Die kleine Münze (etwa 2 Pf.) wurde dankbar angenommen. Als der Pastor dann sich erhob und diese Geschichte erzählte, brach die ganze Gemeinde in Freudentränen aus. Sie dachte an das Scherflein

der Witwe. Gewiß sind das einmalige Erlebnisse, aber der Erfolg der Erweckung war eine Gesamtsteigerung der Beiträge. Unsere Gemeinde in Mukden unterhält zwei Pastoren aus eigenen Mitteln. Sie hatte bis dahin nur einen, aber da seine Kraft nicht ausreichte, berief sie noch einen zweiten. Außerdem unterhält sie zwei Evangelisten und zwei Lehrer ganz durch freiwillige Beiträge.

Eine weitere Frucht der Erweckung besteht darin, daß die eingeborene Kirche nicht bloß wiedergeboren, sondern zum Selbstbewußtsein erwacht ist. Freilich verlieren die Eltern gleichsam ihr Kind, wenn es seiner selbst bewußt wird. Wir haben unser Kind verloren, aber wir freuen uns, weil es begriffen hat, daß es ein Glied am Leibe Christi ist. Früher stützte es sich einfach auf uns, jetzt steht es auf eigenen Füßen. Bei unserer letzten Presbyteriumsitzung hielt ein eingeborener Pastor eine ergreifende Rede, in der er, zu den Missionaren gewandt, sagte: „Wir sind der Kirche im Westen sehr dankbar für die Sendung des Evangeliums und euch Missionaren, daß ihr es uns gebracht habt. Wir werden diese Gnade Gottes nie vergessen. Aber der Heilige Geist kam vom Himmel, den konntet ihr nicht senden.“ Ich dachte: Recht so! Mögen wir in den Hintergrund treten; unsere Kirche ist mündig geworden, sie hängt nicht länger von uns ab. Die Kirche Gottes in China „kam in ihr Eigentum“.

Ich habe immer die Empfindung, daß ich nicht geschickt und nicht würdig genug bin, von dieser Bewegung zu sprechen; denn sie ist etwas Heiliges, so heilig, daß andere Lippen als die meinen dazu gehören. Wir freuen uns, daß sie uns zum Leben geschenkt worden ist, und ich kann der christlichen Kirche in der ganzen Welt nichts Besseres wünschen als solche Erweckung, wie wir sie voriges Jahr in der Mandschurei erlebt haben. Als sie kam, waren manche etwas erschrocken, ich gestehe offen, daß auch ich etwas erschrocken war. Aber wenn Sie so etwas erleben, lassen Sie sich den Rat geben: Nur nicht bange! Es ist nicht zum Fürchten, wenn der Heilige Geist Menschen bewegt.

So lagen einmal 30—40 Mädchen auf dem Podium und weinten so schrecklich, daß ich glaubte sie beruhigen zu müssen. Mit Hilfe anderer brachte ich die armen Kinder aus der Kirche in ein anstoßendes Zimmer, wo mit ihnen gesprochen wurde. Es war köstlich, wie die eine und die andere flüsterte: „Jesus! Jesus! Jesus!“ Es war ganz wie daheim im Sprechzimmer des Evangelisten nach der Versammlung. Aber als ich dann wieder in die Kirche ging, sagte der eingeborene Pastor zu mir: „Herr Webster, Sie glaubten recht zu tun, als Sie die Mädchen hinausbrachten, aber ich glaube, es war nicht richtig. Ein bißchen Schreien schadet ihnen nicht. Sie beruhigen sich schon allmählich.“ Es war ein ganz gesunder Mann, keine Aufgeregtheit, kein hysterisches Wesen an ihm, denken Sie das nicht! Aber sein Angesicht leuchtete, als er sprach: „Während die Kinder schrien, hörte ich im Dachgeschoß liebliche Musik, aber sobald Sie sie hinausgebracht hatten, hörte die Musik auf.“ Er

sah nie so feierlich aus wie bei diesen Worten, und ich glaube, er hörte Musik im Dachgeschoß, die ich nicht hören konnte, er und andere sahen Dinge, die ich nicht sehen konnte, und wurden dadurch gesegnet. Ich meine, menschliche Hände dürfen nicht zu viel eingreifen, wenn der Heilige Geist in Menschenherzen wirkt. Es ist eine wunderbare Sache. Wie kam sie zustande? Woher kam sie? Wird sie je wiederkommen? Wir wissen es nicht. Der Wind wehet, wo er will und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Indessen ist er doch eine herrliche Realität.

II. „Wasser so hoch, daß man schwimmen kann.“

Von Rev. J. Goforth, kanad. presb. Missionar.¹⁾

Meine Station liegt im Norden der Provinz Honan. Wir ließen uns dort 1895 dauernd nieder. Im November vorigen Jahres, als wir in Tschangtesu Erweckungsversammlungen hielten, zählte die dortige Gemeinde rund 900 Getaufte und etwas über 1000 Katechumenen. Ich habe unsere Missionare öfter sagen hören: „Könnten wir doch einen Missionar von auswärts holen. Einer fremden Stimme würde sich vielleicht Gott bedienen, um unsere Leute zu erwecken.“ Allerdings bewegte mich diese Frage mehr als recht war, und als im November die Gelegenheit auf dem eigenen Arbeitsfelde sich bot, hatte ich einige Sorge, aber Gott gab mir den Spruch: „Vom Anfang der Sonne bis zum Niedergang soll mein Name herrlich werden unter den Heiden; und an allen Orten (in Tschangtesu und London und überall) soll meinem Namen geräuchert und ein rein Speisopfer geopfert werden; denn mein Name soll herrlich werden unter den Heiden, spricht der Herr Zebaoth“ (Mal. 1, 11).

Nur zur Ehre Jesu Christi will ich erzählen, was sein Geist im vergangenen November in Tschangtesu 10 Tage lang ausgerichtet hat. Gleich der erste Tag begann mit den Zeichen. Am anderen Morgen brach die Lehrerin der Mädchenschule zusammen; an der Erde liegend weinte sie und bekannte ihre Versäumnisse in der Schule, ihren Mangel an Liebe, ihre zornigen Launen. Am Abend desselben Tages brach die Vorsteherin der Schule, eine Missionarin, in unserer englischen Gebetsversammlung zusammen. Am nächsten Morgen wurden ihre 75 Mädchen wie vom Sturme hingerissen, eine Stunde lang dauerte ihr furchtbarer Kampf. Jede Sünde, die ihr Leben aufhielt, wurde bekannt: kleine Diebstähle, Nachlässigkeiten, Verleumdungen und alles, was sich in ihr junges Leben eingeschlichen hatte. Am dritten Tage demütigte sich der erste Lehrer der Knabenschule und bekannte auf dem Podium seine Fehler. Als wir am vierten Abend aus unserer englischen Betstunde kamen, hörten wir in der Mädchenschule alle zugleich sprechen. Es stellte sich heraus, daß sie für die Knabenschule beteten, die auf der

1) Rede bei dem Jahresfeste der China-Inland-Mission in London, 20. April 1909. China's Millions 1909, Juni.

anderen Seite des Gehöftes lag. Um dieselbe Zeit kam der Geist Gottes über diese 75 Knaben und überführte sie unwiderstehlich von ihren Sünden, überall fielen sie nieder und weinten. Am dritten Abend waren im Missionszelte, einem eigens dazu errichteten Mattendache, 300 Personen versammelt. Da bediente sich der Geist Gottes eines sonderbaren Werkzeugs. Er war ein ganz unbedeutender Mensch, aber er war eben seine Sünden losgeworden und hatte sich von ihnen gereinigt. Als ich ihn sprechen hörte, war ich besorgt; nachdem andere herzbewegend geredet hatten, fürchtete ich von ihm eine Störung. Aber wie er, kaum fähig sich aufrecht zu halten, nun zu sprechen anfang, zeigte sich doch, daß der Heilige Geist sich seiner bediente. Sein Gedanke war: „Jesus steht draußen vor der Thür, schon lange. Es ist wunderbar, daß er so gnädig und geduldig ist; denn wir sind sein Tempel, den er mit seinem Blute erkaufte. Seht die Nägelmale in seinen Händen und das Mal in seiner Seite. Schauet, wie liebevoll er draußen wartet. Warum lassen wir ihn draußen? Ist das recht? Warum lassen wir ihn nicht herein? Wenn er nicht hereinkommt, dann ist der Teufel hier drin. Dann wird unser Herz eine Wohnung des Teufels, der Selbstsucht und Sünde. O, laßt ihn herein!“ Bald gerieten alle Zuhörer in Erregung, von allen Seiten hörte man Schreie. Plötzlich setzte sich der Mann und sah ganz enttäuscht aus. Aber bald sprang er wieder auf und wiederholte seine Gedanken mit noch größerem Nachdruck. Man konnte gleichsam den Gekreuzigten dort an der Thür stehen sehen. Die Hörer weinten, es gab keinen Widerstand mehr; Männer, Frauen und Kinder riefen um Gnade.

Das ist nicht von Menschen, sondern von Gott. Zuerst wollten sie, einer nach dem andern, beten; dann wurden es zwei oder drei, allmählich wuchs die Zahl, sie konnten nicht aufeinander warten. Zuweilen betete ein Duzend gleichzeitig, dann Hunderte, dann die ganze Versammlung, und in den letzten fünf Tagen gingen die Wogen des Gebets über die ganze Schar. Einer rief: „Mein Vater ist noch nicht bekehrt. Wollt ihr nicht für ihn beten?“ Gleich erfüllten sie allgemein seine Bitte. Ein anderer Bruder sprach: „Auf meiner Außenstation ist alles so tot. Wollt ihr nicht für uns beten?“ und wie ein Mann betete sogleich die ganze Versammlung. Siebenmal versuchte ich eine Ansprache zu halten, kam aber nicht dazu. Duzendweise stürmten sie auf das Podium zum Singen, Beten oder Bekennen. Ich habe nie jemand dazu aufgefordert. Ich suche nur in meinen Ansprachen die Wahrheit so deutlich und so nachdrücklich wie möglich auszusprechen; dann beuge ich mein Haupt im Gebet und überlasse es Gott zu tun, was er will. Wenn sie dann nach dem Podium drängen, kann ich sie nicht aufhalten. Manchmal warteten 20 und 30, bis die Reihe an sie kam. Sie folgten einem unwiderstehlichen Drange, denn an sich ist es nicht leicht, auf das Podium zu treten und ein Bekenntnis abzulegen.

Am Morgen des zehnten Tages kam ein Bruder ganz früh und sagte: „Pastor, du mußt heute die Versammlung eher anfangen. Die

Leute weinen in ihren Häusern. Sie haben die halbe Nacht geweint, (Es handelte sich um Jungbekehrte.) Fang früher an, die Leute können es nicht aushalten.“ Ich ging um 9 Uhr, und sobald wir ein Lied gesungen hatten, strömten sie nach dem Podium — dann ging es so fort bis 1 Uhr: große Wogen des Gebets, Bekenntnis auf Bekenntnis, und Singen geistlicher Lieder. O, wie klang das „Jesus liebt mich!“ Die alibekannten Lieder gewannen an Kraft im Munde der von Einem Geiste erfüllten Gemeinde. Später hielten die Leute ohne mich eine Gebetsversammlung von $\frac{1}{2}$ 7 bis $\frac{1}{2}$ 11 Uhr. So ging's Tag um Tag.

Ich spreche heute vormittag nur von Tschangtesu; heute abend hoffe ich allgemeiner zu sprechen. In Tschangtesu hat besonders die Kraft des Heiligen Geistes, von der Sünde zu überführen, Eindruck auf mich gemacht. Er zeigte, daß er die Versammlungen leitete. Einer unserer tüchtigsten Gehilfen legte am vierten Abend ein Bekenntnis ab. Er habe sich den anderen Gehilfen gegenüber gerühmt: O, ich lasse mich nicht dazu verleiten, meine Lippen werden nie etwas bekennen, meine Augen werden nie Tränen vergießen. „Ich prahlte, die ganze Bewegung beruhe einfach auf der Macht Herrn Goforths über das menschliche Gefühl. Am ersten Tage glaubte ich noch Recht zu haben. Am zweiten Tage sah ich die Leute weinen und hörte sie ihre Sünden bekennen und begriff doch nicht, warum; denn es konnte nicht die Folge dessen sein, was sie gehört hatten. Am dritten Tage war ich ganz verwirrt und am vierten verlor ich die Herrschaft über mich selbst. Ich war wie betäubt; als die Versammlung aus war, wußte ich nicht, ob ich nach Osten oder Westen, Norden oder Süden ging. Ich warf mich auf mein Bett; ein Lehrer, der mich besuchte, sprach: Herr Hu, wäre es nicht besser, wir beteten? Da fiel ich auf die Knie und weinte eine halbe Stunde lang, ohne ein Wort sprechen zu können. Ich glaube jetzt, daß alles das Werk des Heiligen Geistes ist; ich habe gegen ihn gesündigt, als ich mir einbildete, daß Menschen solche Kraft haben könnten.“ Dasselbe bekannten zwei Nicht-Chinesen.

So überzeugte der Heilige Geist die Menschen, daß er allein solches tat. Er überzeugte sie ebenso von der Wahrheit, daß Jesus Christus uns erwählt und gesetzt hat Frucht zu bringen. Wie zerknirscht waren diese Männer und Frauen! Mit welchen Bußäußerungen dachten sie an die versäumten Gelegenheiten in ihren Häusern, Dörfern und Nachbarschaften, an die vergeudeten Jahre und wie sie dem Herrn Jesu seine Ehre geraubt hätten durch ihre Pflichtversäumnis.

Alles gewann für die Erweckten Leben. Ein Prediger äußerte: „Vorher verstanden wir die Bibel nicht; wir kannten Gott nicht wirklich, wir wußten nicht wirklich, was beten heißt.“ Später gestanden sie insgesamt: „Der Herr hat in diesen 10 Tagen mehr getan als wir gewöhnlich in 10 Jahren getan hätten.“ Ein kürzlich bekehrter chinesischer Gelehrter sagte: „In diesen 10 Tagen habe ich mehr gelernt als in mehr als 30jährigem Studium der Klassiker. Gott hat uns in diesen

Tagen einen Blick gegeben, wie ihn die Schüler von Konfuzius und Menzius nie gekannt haben.“

Gottes Macht überführte vor unseren Augen die Leute von ihrer Sünde, von jeder erdenklichen Sünde: Mord, Ehebruch, Diebstahl, Räuberei, Haß, Feindschaft, Neid, Zähzorn, Stolz, Tadelsucht, Unlust zum Gebet, Unlust zum Worte Gottes, Mangel an Interesse für das Heil unserer Lieben, Mangel an Interesse für das Seelenheil unserer Freunde. Haben wir in London solche Sünden nicht zu beichten? Der Heilige Geist macht uns jede Sünde zur Last. Ein Mann rief in seinen inneren Kämpfen: „Ich war schlecht, ich ging stets ins Theater,“ er bat Gott dafür um Vergebung. Ein großer starker Christ erhob sich, an allen Gliedern zitternd, und sagte: „Ich habe Karten- und Glücksspiel getrieben.“ Ein Heide rief: „Ich dachte, Christen spielten nicht Karten und Glücksspiel!“ Da sagte der Christ: „Mein Pastor erlaubte es.“ Der Heilige Geist verwirft aber das Karten- und Glücksspiel.

Und Gott überführt die Leute nicht bloß von ihrer Sünde, sondern treibt sie dazu, sich darüber auszusprechen. Einer unserer tüchtigsten Heilgehilfen bekannte, daß er den anderen Heilgehilfen gehaßt und die Leiterin der Mädchenschule kritisiert habe; er gab für beide Ehrenerklärungen ab und sagte: „Ich glaubte, als Gehilfe des Doktors nicht Geld genug verdienen zu können und wollte mich selbständig machen,“ dabei schrie er auf und bat Gott um Vergebung. „Mein Leben lang werde ich hier in dieser Arbeit bleiben.“ Ein Mann betrat siebenmal das Podium, um zu bekennen. Die Menschen neigen dazu, daß sie erst die kleinen Sünden vorbringen, damit die großen unentdeckt bleiben. Als jener Mann die Hände vors Gesicht schlug, merkte ich, daß noch etwas Bitteres in seiner Seele war und daß er wiederkommen mußte; und er kam achtmal, bis alles heraus war. Er sagte mir, er sei in die Versammlung gekommen mit dem Vorsatz, seinen Mund nicht aufzutun; aber der Geist Gottes war allgewaltig und tat ihm den Mund auf, daß alles herauskam. Ein armer Kerl sagte: „Ich habe meine Mutter und meinen jüngeren Bruder vergiftet.“ Es war vor seiner Bekehrung geschehen, aber der furchtbare Gedanke erschütterte ihn jetzt. Zwei Brüder kamen, der eine ein Diakon, der andere ein gewöhnliches Gemeindeglied. Sie haßten einander in bitterster Feindschaft und wollten einander ermorden; aber sie wurden gebeugt, brachen zusammen und vergaßen das alles. Was im Geheimen die Mission seit Jahren gestört hatte, das kam alles ans Tageslicht. Seit Jahren beschäftigten sich die Pastoren mit einer verwickelten Sache und machten sie nur schlimmer. Zwei Heilgehilfen rissen einander fast die Haare aus, weil die eine Person beim Bekennen ihrer Sünden zugleich die der anderen mitbekannt hatte. Da steckt immer der Teufel dahinter; denn es ist ein bißchen Rache dabei. Die Folge war ein großer Skandal; der eine Teil, die Heilgehilfin, wurde entlassen. Der andere Teil, der Heilgehilfe, leugnete alles. So stand die Sache seit zwei Jahren. Jetzt am

sechsten Abend der Versammlungen stand der Heilgehilfe auf und sagte: „Als ich hörte, daß diese Versammlungen stattfinden sollten, bat ich den Teufel um Hilfe. Ich wußte, daß er große Macht hat. Ich wußte freilich auch, daß der Geist Gottes allmächtig ist, aber ich dachte, durch den Bund mit dem Teufel könnte ich der Verkürzung entgehen. Aber es ist umsonst, ich kann's nicht. Alles, was mir vorgeworfen wurde, ist wahr, die Heilgehilfin ist mit Unrecht entlassen worden.“ Seine Mutter brach bei diesem Geständnis zusammen, daß man sie forttragen mußte, sie hatte ihren Sohn für ehrlich gehalten, aber der Geist Gottes hatte diese heimlichen Dinge herausgebracht.

Alle unseren großen Schüler standen im Begriff die Schule zu verlassen, um ins Heer einzutreten. Sie mochten nicht die dürftige Bezahlung der Mission, sondern suchten die gute Bezahlung bei der Armee. Aber der Heilige Geist überwältigte sie so, daß sie sagten: „Und wenn wir hungern müssen, wir bleiben bei der Mission.“ Alle eingeborenen Prediger bekannten, daß sie hätten weggehen wollen, weil sie nicht auskommen konnten. Ein Bruder wollte Mandarin werden und hatte seine Meldung schon eingereicht. Jetzt erhob sich ein Bursche nach dem andern und gestand, während ihm die Tränen über die Wangen liefen, wie er Gott gehindert und beleidigt hätte und nun für ihn leben wollte. Einer sagte: „Sobald ich nach Hause komme, verlasse ich das Yamen und trete für mein ganzes Leben in den Dienst Jesu.“ Alles kam so ans Tageslicht.

Auf einer unserer blühendsten Außenstationen lebte vor dem Boxerjahre ein angesehener Mann, der wohlhabendste in jenem Orte. Ich kannte keinen Christen, der in solcher Gemeinschaft mit dem Herrn zu leben schien wie er. Aber nach 1900 nahm die dortige Gemeinde nicht im geringsten zu. Jetzt kam der Sohn jenes Mannes in unsere Versammlungen. Ich forderte ihn auf, seinen Vater mitzubringen. Der Vater kam und erklärte: „Sünden habe ich nicht. Ich kann nichts mehr tun, ich bin zu alt, geben Sie acht auf meinen Sohn.“ Ich erwiderte, er sollte warten. In zwei Tagen war der alte Mann aufgelöst, er fiel weinend zur Erde. In einer Versammlung bat er gleich nach dem ersten Riede um's Wort. Er stürzte auf dem Podium nieder und sprach: „Als nach dem Boxerjahre die Entschädigungen gezahlt wurden, habe ich statt 100 Scheffel Weizen 150, statt 50 Scheffel Mehl 75 angegeben.“ Er hatte das gar nicht für Sünde gehalten, aber am Abend zuvor, um die Mitternacht, hatte ihn der Geist Gottes bis ins Innerste getroffen, und nun sah er alle seine Sünde.

Ich hatte mich in den letzten acht Jahren oft gefragt, warum die Kirche keine Fortschritte machte und warum die Leute unsere Predigt nicht hören wollten. Das Hindernis waren die Sünden der Christen. Darum konnte der Heilige Geist nicht wirken, und wenn er in den Gemeinden von Großbritannien nicht wirksam ist, so hat es keinen anderen Grund, die Sünden der Christen sind schuld. Ich habe in 13

verschiedenen Gemeinden in China solche Versammlungen abgehalten, und überall die Allgewalt des Herrn erlebt. Nirgends gab es ein anderes Hindernis als die Sünde.

Um Mitternacht brachen die Erweckten auf, um ihre Freunde zu holen oder schickten Boten nach ihnen. Ein Mann suchte einen Bekannten auf, der zu den Römischen übergetreten war, und lud ihn ein zu den Versammlungen. „Ich habe eine Wunde am Fuße, ich kann nicht so weit gehen,“ sagte der Freund. „Dann will ich dich tragen, steige auf meinen Rücken,“ war die Antwort. So brachte er ihn getragen.

Die Erweckten beteten für jemanden, und in wenig Stunden befand sich der Betreffende im Bußkampfe. Boten kamen an und wenn sie kaum hereingetreten waren, wurden sie von der Kraft Gottes getroffen. Die Heiden kamen neugierig herein und 8 von ihnen wurden in dieser Zeit bekehrt. Einer sagte: „So oft ich ins Zelt kam, fühlte ich mich unwiderstehlich nach dem Podium gedrängt, um meine Sünde abzutun.“ Auch ein Missionarssohn wurde in jenen Tagen bekehrt. Überall spürte man Gottes Macht. Man betete nicht: „Herr, komm,“ sondern: „Wir wissen, du bist für uns. Wir wissen, du bist hier. Wir wissen, du erhörst Gebet. Wir wissen jetzt, was Beten ist.“

Die Bewegung hält noch an. Die Leute gingen auf ihre Felder und auf die Außenstationen, dort setzten sich die Erweckungen fort. Auf einer Außenstation waren etliche zu den Römischen abgefallen, weil wir ihre Prozesse nicht führen wollten, aber der Heilige Geist überwältigte sie. Wenn dort Leute zu den Römischen übertreten, dann haben sie eben keinen Heiligen Geist, sondern irgend ein weltliches Interesse. Wenn aber der Heilige Geist über sie kommt, bringt er sie wieder zurecht. In neun Versammlungstagen haben 150 Personen auf jener Außenstation Bußbekenntnisse abgelegt und die Heiden wurden so ergriffen, daß am neunten Tage 4—5000 rund um das Dorf warteten, um zu hören, was vor sich ging. Sie bauten überall Podien, und die Christen singen an zu predigen. Man weiß noch nicht, was werden wird. Dr. MacKenzie hatte damals die „Leiter“ einer Außenstation zu einem 8—10tägigen Bibelfkursus bestellt; aber sie kamen nicht. Hatten sie es vergessen? Er schickte nach ihnen. Da saßen diese Christen unter einer Schar Heiden und lasen in der Bibel. Sie waren eifrig, zu unterrichten, so gut sie konnten. In anderen Dörfern war's ebenso. Sie konnten nicht zum Kursus kommen, um zu lernen, weil sie zu lehren hatten. Ich sagte, wir wissen nicht, wie die Sache enden wird. Alles, was wir brauchen, ist der Geist Gottes. Dann wird nicht bloß China, sondern die Welt bewegt werden. Warum sind wir jahrhundertlang so im Rückstande geblieben? Warum hat man in London nichts gespürt, als in Wales der Geist wehte? Der Herr wirkt jetzt in Amerika, in Indien, in der Mandschurei, in Korea, in China; ist's unmöglich, daß er jetzt hier in England so tiefe und dauernde Überzeugung schafft, daß wir mit Gott versöhnt werden und seinen reichen, vollen Segen empfangen?

III. „Sie wurden alle voll des Heiligen Geistes.“

Ansprache von Rev. J. Goforth, Canab. presb. Missionar.

Einige Hauptgedanken über die Erweckung in China gedenke ich heute abend zum Ausdruck zu bringen. Da mich aber viele gefragt haben, wie ich zu dieser Arbeit gekommen bin, so erlauben Sie mir darauf zu allererst kurz einzugehen. Ich hatte zwar von Anfang meiner Missionarstätigkeit an geistliche Segenswirkungen erlebt, aber ich schämte mich immer, daß sie so spärlich waren; sie schienen mir weit hinter dem zurückzubleiben, was der Geist Gottes tun könnte. Es mußten irgend welche Hindernisse vorliegen. Ich studierte darum das Leben und Wirken von Männern wie Finney, Moody, Spurgeon, Fletcher u. a. und las sorgfältiger als bisher die Heilige Schrift. Ich war damals ein vielbeschäftigter Missionar, der wöchentlich 30—40 Ansprachen an Heiden hielt. Da notierte ich denn in meiner chinesischen Bibel die Gedanken, die mich beim Lesen bewegten, und sie erfüllten mich immer mehr. Zuletzt war ich vollkommen bereit, alles was ich hatte, selbst Weib und Kind, herzugeben, wenn nur Gottes Kraft durch mich wirken wollte.

Da als ich soweit gekommen war, daß ich mich selbst völlig und entschieden hingab, fühlte ich, daß ich alles vom Herrn erwarten durfte, und im Glauben empfang ich, was ich von ihm erbeten hatte. Zwar hatte ich keine wunderbaren Offenbarungen wie Finney, Fletcher oder Moody. Als ich nach der Mandschurei ging, war ich mir ebenso wenig wie heute einer außerordentlichen Kraft bewußt, so sehr mich auch danach immer verlangte. Aber ich danke Gott dafür. Er will, von mir jedenfalls, vielleicht auch von Ihnen, daß wir nicht warten, bis wir das bestimmte Bewußtsein eines Erlebnisses haben, sondern daß wir vielmehr ihm gehorchen „Was er euch jaget, das tut.“ Erfüllen wir die Bedingungen, so wird er nicht säumen, seine Kraft zu offenbaren.

Erinnern wir uns, wie die ganze Jüngerschaft, die in Jerusalem zu Pfingsten versammelt war, „voll wurde des Heiligen Geistes“. Das ist die Absicht des Herrn. Seine Gemeinde und jedes einzelne Glied derselben soll ein Kanal des göttlichen Geistes werden; die Mutter im Hause, der Lehrer in der Schule, der Mann im Geschäft, der Bauer auf seinem Acker, der Prediger auf der Kanzel — alle sollen leben und wirken, wie der Heilige Geist sie treibt. „Voll werden des Heiligen Geistes“, das haben wir alle nötig und jeder kann diese Gabe empfangen, wenn er will. Man warte nur nicht auf ein außerordentliches Erlebnis, sondern gehorche Gott und glaube.

Es gibt leider viel Unglauben, selbst unter Missionaren. Von Chinesen erwartet man nichts anderes, aber ein Missionar, der nicht glaubt, ist ein seltsam Ding.

Ich kam eines Tages auf eine Missionsstation, um Erweckungsversammlungen zu halten. Der eingeborene Pastor hatte mich eingeladen, von den beiden Missionaren der Station hatte einer mich nicht mit eingeladen. Ich machte ihm sofort meinen Besuch, um die Vorbereitungen

für unsere Gebetsversammlung zu besprechen. Er sagte: „Ich will Ihnen sagen, wie ich stehe. Mein Vorschlag ist folgender: Sie predigen morgen früh gar nicht, sondern wir drei Missionare kommen zusammen, beten und entwerfen einen Schlachtplan. Wir nehmen uns ein Thema vor, z. B. das Reich Gottes: a) seine Herrlichkeit, b) seine Ausbreitung. Dann rufen wir die Leute, lassen den einen erklären, was er unter Reich Gottes versteht, einen anderen dafür beten usw. Sind Sie damit einverstanden, dann will ich mitkommen, sonst ist mir's nicht möglich.“ Ich erwiderte: „Seit Monaten haben Sie gewußt, daß ich komme. Ich bin eingeladen. Jetzt am Abend vor Beginn unserer Versammlungen kann ich meinen Plan nicht mehr ändern. Wollen wir die Gebetsversammlung halten?“ „Nieber nicht,“ gab er zur Antwort, „ich mag nicht um jemanden beten.“ „Aber,“ sagte ich, „so bete ich nicht. Ich fordere niemanden zu Bekenntnissen auf.“ Er antwortete: „Ich kenne Ihre Methode, Sie wirken nur immer auf das Gefühl, ich rechne auf den Intellekt.“ Wir hielten also keine Gebetsversammlung.

Gerade eine Woche vor meinem Besuche hatte in jener Gemeinde eine arge Schlägerei stattgefunden, ein Diakon war den Bahndamm hinabgestürzt worden. Der Bruder Missionar merkte aber nichts davon, wie in seiner Gemeinde der Teufel die Schafe auffraß. Armer Kerl, er war ein Anhänger der „Neuen Theologie!“

Indessen nahm das Werk seinen Anfang. Jener Bruder kam auch am dritten Abend noch nicht. Als aber sein Kollege, ein ruhiger, stiller Mann, dem man nicht nachsagen konnte, daß er die Gefühle zu erhitzen suchte, an diesem Abende die Knaben in der Schule versammelte — es waren über 50 im Alter von 10—22 Jahren — stand plötzlich ein Schüler auf, legte ein Sündenbekenntnis ab und brach sofort zusammen. Die ganze Schule wurde erregt. Der Missionar versuchte zu singen, aber die Jungen hörten nicht auf ihn, und nach einer Stunde holte er mich. Ich rüstete mich eben für den nächsten Tag zu einer Rede über den Spruch „Der Geist dämpft nicht“. Als ich in das Schulzimmer trat, lagen die Knaben im Bußkampfe. Ihre Füße gingen, ihre Hände schlugen auf die Tische, sie zitterten und schrien, so laut sie konnten. Ein Junge erhob sich, ging hin zu einem anderen und sprach: „Ich habe einmal eine Flüge über dich erzählt. Vergib mir.“ Ein anderer ging zu einem Kameraden und sagte: „Ich habe deinen Bleistift gestohlen.“ Wieder ein anderer: „Damals, als ich mich mit dir balgte, habe ich dich gehaßt. Bitte, vergib mir.“ Ich rief die Lehrer und wir versuchten zu singen. Die Knaben nahmen aber keine Notiz von uns, sie schienen überhaupt nicht zu hören. Ich läutete die Schulglocke und klapperte mit einem Haufen Schiefertafeln, der auf einem Tische lag. So gewann ich allmählich die Aufmerksamkeit der Jungen, sprach einige tröstende Worte zu ihnen und hieß sie schlafen gehen. Am nächsten Morgen war eine herrliche Wandlung mit ihnen vorgegangen, 23 konnten am folgenden Sonntage getauft werden, dazu 20 Mädchen. Es war nicht nötig, ihnen erst die Probezeit

von sechs Monaten aufzuerlegen. Auf unseren Bruder Missionar machte auch diese Tatsache noch keinen Eindruck.

Ich hielt meine Ansprache über den Vers: „Den Geist dämpft nicht.“ Gleich wurde der erwähnte Zank und Streit aus der Gemeinde hinweggetan, man bekannte gegenseitig und brachte die Schwierigkeit in Ordnung. Auch jetzt gab unser Bruder noch nicht nach. Das war mir erstaunlich.

Ich habe soeben eine achttägige Evangelisation in Peking, in der dortigen Methodistengemeinde hinter mir. Es gab zwar viel Segnung, aber nicht die ganze Fülle. Zu der Gemeinde gehören etwa 300 Studenten der Universität Peking, die nicht ganz zugänglich waren. Aber man beschloß, die Versammlungen fortzusetzen, und in voriger Woche erfuhr ich durch einen Brief, daß nach meiner Abreise die Kraft Gottes jene jungen Leute ganz überwältigt habe. Mit Scham und bitteren Tränen bekannten sie, was sie so lange gehindert hatte. Als sie hörten, daß ich kommen würde, hatten sie sich verabredet, sie wollten sich von Herrn Gosforth nicht bewegen lassen. Sonderbarer Unglaube, zu meinen, ein Mensch könne sie in Bewegung bringen!

Ich wiederhole: Wollen wir Kanäle der Kraft sein und unserem Volke, allen, die mit uns verbunden und für die wir verantwortlich sind, geistlichen Segen bringen, so ist absoluter Gehorsam nötig. In dieser Hinsicht ist der Heilige Geist sehr eifersüchtig. Das erfuhren wir im vergangenen Dezember. An dem Orte, an dem ich damals Versammlungen hielt, war unter den Missionaren die Theologie von Princeton vorherrschend. Es waren lauter Amerikaner und in unseren Betstunden trat soviel Hingabe und Rührung zutage, daß ich glaubte, hier könne es kein Hindernis geben. Trotzdem vergingen Tag um Tag, ohne daß es in den Versammlungen zu vollem Segen kam.

Der älteste Missionar der Station war ein frommer Mann. Eines Morgens noch vor Sonnenaufgang erlebte er bei den Schulknaben das Wehen des Heiligen Geistes. Er sagte später, er sei 24 Jahre in China, aber so etwas habe er noch nie gesehen. Am Abend desselben Tages wiederholte sich der Vorgang in der Mädchenschule. Trotzdem blieb die erwachsene Gemeinde unbewegt. Woran lag das? Der erwähnte Missionar war eines Morgens nach der Straßenkapelle gegangen, hatte sie aber nicht offen gefunden, der eingeborene Pastor saß vielmehr behaglich in seiner Stube. Dem Missionar entfuhrn heftige Worte, auf die der Pastor spitz antwortete. Schließlich bat der Missionar den Pastor wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung, er beichtete die Sache sogar in unserer Missionarsbetstunde, aber das war noch nicht genug. Der letzte Versammlungsabend kam. Ich hatte die zwölfte Ansprache gehalten und wir lehten uns über das Katheder. In den Zuhörern bemerkte ich wohl etwas innere Bewegung, aber es lag doch ein schwerer Druck auf mir. Ich betete, aber der Druck wich nicht. Ich war physisch erschöpft. Da sagte ich zu dem Bruder: „Ich bin nicht befriedigt, ihr habt noch

nicht die Fülle des Geistes.“ „Ach,“ erwiderte er, „wir müssen ewig dankbar sein für das, was wir empfangen haben.“ „Mag sein,“ sagte ich, „aber die Segensfülle ist es noch nicht, die ich anderwärts erlebt habe.“ Da strafte mich der Herr und sprach zu mir: „Kannst du nicht stille sein und auf die Erlösung des Herrn warten?“ „Herr, ja,“ antwortete ich, „ich werde nicht mehr bitten, ich brauche Ruhe und werde warten.“ Plötzlich brach eine amerikanische Dame unter Gebeten und Bekenntnissen zusammen, gleich darauf eine zweite, dann die Lehrerin der Mädchenschule, und jetzt sprach der Bruder zu meiner Rechten unter Tränen: „Vater, vor langer Zeit redete dein Knecht Mose unbedacht mit seinen Lippen und du wolltest ihn nicht hinein bringen in das gelobte Land, obgleich er sich danach sehnte. So straftest du ihn um seiner Sünde willen. Aber, o Vater, du straftest nur ihn und nicht das ganze Volk. Vater, dein Knecht hier hat auch unbedacht geredet mit seinen Lippen. Strafe mich, aber strafe mich allein. Warum willst du dem ganzen Volke deinen Segen vorenthalten?“ Als er so betete, schrie ein Mann in furchtbarer Seelennot, es war jener Prediger, der sich vergangen hatte. Ein anderer Mann brach zusammen, danach fing der Knabenschullehrer zu schreien an, auch mehrere Frauen. Der Lehrer sprach zu den Schülern: „Beugt die Knie!“ Knaben und Mädchen glitten sofort zur Erde, im ganzen Raume gab es ein Weinen und Bekennen. Der Doktor, welcher das Hospital besorgt hatte, hörte das Getöse und glaubte, es komme ein Extrazug vom Süden herangebraust. Als er näher kam, hörte sich's an wie Nordoststurm; erst an der Kirchthür merkte er, daß das Brausen von drinnen herauskam. Männer, Frauen und Kinder waren aufgelöst in Rührung vor dem Herrn.

So war es also etwas ganz Unscheinbares gewesen, was die Geistesausgießung gehindert hatte, nur ein rasches, heftiges Wort. Aber der Heilige Geist ist außerordentlich eifersüchtig, er wollte seinen Knecht erst gereinigt haben. Er mußte „die Kinder Levi reinigen“, ehe sie ein Opfer in Gerechtigkeit bringen konnten. Darum mußte diesmal sein Knecht das öffentlich bekannt gewordene Unrecht auch öffentlich bekennen.

Lassen Sie mich nun Einiges sagen von der wunderbaren Macht des Gebetes. Aus Korea, wo sie so reich gesegnet worden waren, schrieb mir Dr. Moffett: „Denken Sie daran, wenn Ihre Versammlungen stattfinden, daß unsere koreanischen Geschwister für Sie beten, daß ihre Gebete mächtig sind und den Sieg behalten.“ Das Gebet war das Geheimniß des Segens in Liaohang.

In Mukden war ich überrascht; es war nichts vorbereitet, keine Betstunde gehalten und die Leiter von Landgemeinden nicht, wie ich gewünscht hatte, zusammengerufen worden. Ich vereinigte beide Gemeinden, die östliche und die westliche. Obgleich ich nicht zum Pessimismus neige, war ich doch schwer bedrückt, als ich aus der zweiten Versammlung heimging. Ich hatte nicht viel Kraft gespürt. Ich fiel auf meine Knie und betete. Nach einer Weile war's als spräche Gott zu mir:

„Kannst du dich nicht auf mich verlassen? Bin ich nicht der Allmächtige? Die Leute hier sind auf dein Kommen nicht vorbereitet, aber kann ich nicht trotzdem mein Werk tun?“ Das tröstete mich mächtig. Am nächsten Morgen kam der Älteste der Gemeinde, kniete nieder wo ich gekniet hatte und sagte: „Vor der Borerbewegung war ich Kassierer und hatte die Gelder der Gemeinde zu verwalten. Die Borer verbrannten alle Akten, und als die Missionare zurückkehrten, leugnete ich, das Geld erhalten zu haben. Ich wußte, daß sie mich nicht Lügen strafen konnten, die Rechnungsbücher waren ja vernichtet. Aber der Herr hat mich durch und durch erforscht, ich habe in vergangener Nacht kein Auge zugetan.“ Mit dem Gesicht auf dem Fußboden stöhnte er: „Ich will alles zurückzahlen, alles zurückzahlen!“ Also war Gott gegenwärtig in der Versammlung, obgleich ich es kaum dachte. Die Gebete jener Koreaner hatten den Sieg behalten. Der Geist des Gebetes behält immer den Sieg. Aber wenn also auch der Herr ein königliches Werk in Mukden ausrichtete, so pflegt er doch nach meiner Erfahrung nur da die Fülle seines Geistes auszugießen, wo seine Knechte sich darauf vorbereiten.

In Peking besuchte ich, ehe ich zu den Methodisten ging, die kongregationalistische Londoner Mission. Da ergriff der Heilige Geist zwar alle Frauen, aber die Männer nur teilweise. Sie schienen sich verabredet zu haben. Einige, die von der Borerzeit 1900 her noch eine Last auf dem Gewissen hatten, schüttelten sie ab, viele brachen zusammen. Ein Mädchen betete ungefähr: „O Vater, wie danken wir für das, was du außerhalb der Grenze (d. h. der Großen Mauer) getan hast; dort bedurften sie deiner auch, aber wir innerhalb der Grenze sind unfruchtbar und verdammt. Vater, willst du uns nicht gnädig sein und unter uns kommen, wie du in der Mandschurei getan hast?“ Dabei sah ihr Angesicht nach Dr. Emmetts Zeugnis aus „wie eines Engels Angesicht“. Auch mich ergriff ihr Anblick. Sie kannte die geheime Verabredung der Männer und betete deshalb am letzten Abend: „O Herr, brich ihren Bann.“ Eine andere betete gleich nach ihr: „Herr, bewege doch die Leute, daß sie ihre Sünden bekennen und nicht an die Sünden anderer Leute denken.“ Ich achtete nicht weiter auf sie, das erste Mädchen betete wieder: „Herr, ich bin bereit mein Leben zu geben. Du magst meinen Namen auf ewig ausrufen, wenn du nur kommst und dich in unserer Gemeinde verherrlichst.“ Da fiel das Feuer Gottes herab. Die Frauen zerschmolzen alle vor dem Herrn, auch einige Männer. Das ist echter Gebetsgeist, brünstig wie das Gebet in Gethsemane. Wie oft muß auch ich in den Versammlungen sprechen: „Herr, ich bin bereit mein Leben zu lassen und nicht nach Kanada zurückzukehren, um meine Lieben wiederzusehen, wenn du nur verherrlicht wirst.“

Besonders in die Augen fallend ist die Führerschaft des Heiligen Geistes. Ein Missionar schrieb von den Versammlungen in Nanjing: es sei falsch zu sagen, Herr Gosforth habe sie geleitet. Der Heilige Geist leitet sie, er kommt mit seiner Allmacht. Ein Missionar

aus der Mandschurei, der Augenzeuge der Erwekung in Nanjing war, äußerte: „Sier in der Mandschurei ist eine solche Bewegung nicht zu erwarten. Wir sind nordirische, hartköpfige Presbyterianer. Und von unseren Gemeindegliedern werden selbst nach Erwekungsansprachen schwerlich einige aufstehen und beten, wenn man sie nicht mit Namen aufruft. Daß vollends die Frauen ihren Mund aufstun, daran ist in der Presbyterianerkirche nicht zu denken.“ Gewiß, es liegt mir nichts daran, ob der Herr die Menschen durch einen gewaltigen Sturm erschüttert oder durch ein Erdbeben aufweckt oder im stillen, sanften Säusen zu ihnen redet. Das ist seine Sache; ich bin nur ein Werkzeug; die Art, wie er sich kund macht, habe ich nicht vorzuschreiben. Aber auch in der Mandschurei fingen gleich nach der ersten Pause 10—15 Männer und Frauen frisch nacheinander zu beten an, am Abend beteten 21, am folgenden Tage sogar die Jugend, die es nicht erwarten konnte, daß der andere Amen sagte. Sie wußten, wenn sie warteten, würde ein anderer anfangen. Einmal bemerkte ich, daß 25 Minuten lang nur Männer beteten. Frau Hunter machte mich darauf aufmerksam, ich sollte doch den Männern sagen, daß sie die Frauen einmal möchten reden lassen. Ich erwiderte: „Frau Hunter, ich spreche jedesmal: ‚Nun, Heiliger Geist, diese Versammlung steht ganz unter deiner Leitung, verherrliche Gott den Vater. Verherrliche Christum, den eingeborenen Sohn. Erhöhe ihn zum Könige über alles. Mache den Ton ganz biegsam in des Töpfers Hand.‘ So überlasse ich ihm die Versammlung und greife nicht ein.“ Nach etwa 15 Minuten fingen die Frauen an zu beten und die Männer kamen gar nicht mehr zu Worte.

Tags darauf war ich in Tschintschaufu. Man händigte mir dort nach den ersten Abende einen Brief ein, in dem es hieß: Wir haben zwei Gegenstände der Fürbitte und bitten Sie, diese namhaft zu machen. Zwei Brüder, ein Lehrer und ein Diakon, leben in Feindschaft und hindern durch ihren Zank die Sache des Herrn. Fordern Sie mit Namensnennung zur Fürbitte auf. Ferner zankt sich ein Bruder mit seiner Gattin, einer Bibelfrau, so schrecklich, daß sie nicht in demselben Hause zusammen leben können. Wir bitten, auch diese zu nennen und zur Fürbitte zu empfehlen.“ Ich erwiderte darauf: „Nein, ich bin kein Detektiv des Heiligen Geistes. Ich werde in solcher Weise nicht eingreifen.“ Am folgenden Vormittag nach der Ansprache brach ein Mann zusammen vor Gott. Er war heftig erschüttert und bekannte: „Ich bin so jähzornig, daß niemand mit mir auskommen kann.“ Es war der ältere von jenen zwei Brüdern. Ein anderer warf sich zu Boden, als ob sein Herz brechen wollte. Er rief: „Ich behandle meine Frau so schlecht: und bin voll Unfreundlichkeit.“ Es war der Prediger, der mit seiner Frau nicht fertig wurde; er ging nachher heim und versöhnte sich mit ihr. Danach kam die Kraft Gottes in den Ort, und es gab eine große Erwekung.

Also lasse man nur den Geist Gottes wirken und sei unbesorgt.

Er weiß schon, wie er sein Werk ausrichtet, darum dränge ich nie. Das einzige, was ich fürchte, wenn ich unter Missionaren bin, ist das, daß sie ihre Hände ausstrecken, um die Lade Gottes zu stützen. Hände weg! Ich habe es erlebt, daß Versammlungen durch solches Eingreifen verderben wurden. Da brechen Menschen unter furchtbarer Sündenerkenntnis zusammen und Missionare kommen und wollen sie aufhalten. Aber wenn die entsetzlichen Sünden auf ihnen blieben, dann kämen die Leute sicherlich in die Verdammnis und ich für meine Person sähe sie doch lieber im Irrenhause als in der Hölle. Aber es hat keine Gefahr, der Heilige Geist hält solche Seelen in guter Hut. Man lasse nur sein Werk fortgehen.

Ein weiterer Punkt, auf den ich besonders hinweise, ist die mächtige Überführung von der Sünde. Sie war erschreckend und nach gewöhnlichem Gang der Dinge unerklärlich. In Mukden war ein Altester, ein hochangesehener Mann, der sogar zu einer Jungmännerkonferenz nach Schanghai entsandt worden war. Er trat fein auf, hatte sein Bestes an und trug einen schweren goldenen Ring und ein dickes goldenes Armband. Am ersten Versammlungstage sah ich schon, daß er furchtbar erregt war. Als nun einer nach dem andern zusammenbrach und in der ganzen Kirche eine Bewegung entstand, stürzte plötzlich auch dieser stattliche Alteste vor, sprang auf das Podium und bat ums Wort. Dann sprach er: „Es waren zwei Mehlfloßhändler, der eine reich, der andere arm. Die Mehlfloße des Armen waren gut, aber niemand kaufte sie, weil der Reiche einen großen, bissigen Hund vor dem Laden des Armen aufstellte. So getraute sich niemand in den Laden des Armen und er mußte geschlossen werden. Der bissige Hund bin ich. Der Teufel hat mich zum Altesten gemacht und gerade hier an der Kirchthür angebunden; ich bin schuld, daß keiner ins Himmelreich kommt. Dreimal habe ich meine Frau zu vergiften gesucht. (Da schrie die Frau in entsetzlicher Not!) Wenn der Herr mir das Leben läßt, werde ich den Zehnten geben von allem, was ich habe.“ Dabei streifte er schon Ring und Armband ab und fiel zu Boden in heißer Seelenangst. Sofort kam die Seelenangst über alle Versammelten, es waren 7—800, Männer, Frauen und Kinder. Solche gewaltige Überführung von der Sünde ist das Werk des Heiligen Geistes, Menschen haben sie nicht in der Hand.

In Liaohang, wo die hartköpfigen Presbyterianer tätig sind, war der Geist des Herrn nicht minder in Kraft gegenwärtig. Ein Altester erhob sich: „Wollen Sie mir einige Worte gestatten. Ich bin so launisch, daß es für die anderen Altesten und Diakonen schwer ist, mit mir auszukommen. Besonders den Altesten S. habe ich unglücklich gemacht.“ „Rede nicht so,“ rief der Alteste S., „ich habe ärger gesündigt als du, aber ich bin zu stolz, um zu bekennen.“ Eben kniete ein kräftiger Mann nieder und betete: „O Gott, an den ersten Versammlungstagen habe ich Menschen gefürchtet, nicht dich. Du weißt, was ich für ein Sünder bin. Ich bin ein Prediger, und wenn ich alles bekenne, bin ich entschult. Du kennst meine Frau und Kinder. Zwei Söhne und Töchter

habe ich hier unter den Zuhörern. Sie werden alle entehrt, aber, Gott, ich fürchte die Menschen gar nicht mehr, ich muß meine Schuld loswerden; ich habe das 6. Gebot übertreten!" Ein anderer sprach: „Mir gab jemand einen Pelzrock, um mir den Mund zu verschließen, und ich habe ihn getragen, ich kann ihn nicht mehr tragen.“ Dabei riß er ihn herunter und schleuderte ihn auf das Podium. Etwa eine Stunde lang waren alle 400 Anwesenden in furchtbaren Kämpfen, sie wurden von ihren Sünden überführt und schrien laut um Gnade. Herr Hunter sah einige Heiden hereinkommen; er war erschrocken und setzte sie auf Stühle an der Tür. Als aber die gewaltige Überführung vom Herrn geschah, fielen die Heiden in Seelenangst auf ihre Knie wie alle anderen.

Am zweiten Tage hatten wir 400—500 Zuhörer. Nach der vierten Ansprache fing eine Frau an, zu beten und zu bekennen, brach aber zusammen und konnte nicht weiter sprechen. Einer zweiten Frau ging's ebenso, dann einem Manne und einer dritten Frau. Bald waren alle Anwesenden in tiefster Bewegung; ich habe nie so etwas gesehen. Die Leute warfen sich nieder und schlugen mit den Händen auf den Fußboden und an ihre Brust in furchtbarem Kampfe. Nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden erhoben sie sich, und eine Tränenflut sah man auf jedem Plaze. Sie waren überführt „von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht“, aber Gott sei Dank, sie durften Schutz suchen bei dem Blute, sie durften das Kreuz erfassen und wie wunderbar fröhlich wurden sie hernach!

In Hankau in der weslehianischen Kapelle schienen dies Jahr aller Augen auf die Wunden des Erlösers gerichtet zu sein. In ihren Kämpfen bekannten die Christen, sie hätten den Sohn Gottes gekreuzigt und ihm offenkundig Schande gemacht. In Nanjing, wo 1500 Menschen beisammen waren, war die Überführung furchtbar. Am neunten Versammlungstage waren fünf Pastoren auf dem Podium mit dem Anhören der Bekenntnisse beschäftigt. Die Schlußversammlung dauerte von 3 Uhr nachmittags bis 9 Uhr abends, volle 6 Stunden, und doch fühlte ich, daß keine Seele zufrieden gewesen wäre, wenn sie einen einzigen Satz unausgesprochen gelassen hätte. Einige Enthüllungen waren ganz entsetzlich, aber es war absolut notwendig, diese Teufel aus der Gemeinde auszutreiben, und das konnte nur geschehen dadurch, daß die Leute alles bekannten. Nur die Sünde hindert den Geist Gottes.

Was sind nun die Resultate dieser Bewegung? Man hat oft gefragt, ob wir dabei das Zeichen des Zungenredens empfangen haben. Nein, absolut nicht, nicht die leiseste Spur davon! Aber wir haben, überall in den Gemeinden überwältigende Beweise von dem erlebt, was Joh. 16 geschrieben steht: „Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch; so ich aber gehe, will ich ihn zu euch senden. Und wenn derselbige kommt, der wird die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht!“

Wir erkennen ferner, daß der Heilige Geist sein Volk in alle Wahrheit leitet. Er hatte sie für unseren Besuch vorbereitet. In der Mandschurei sprachen sie von der Geistestaupe: „diese neue Lehre; Gott sei Dank für die neue Lehre.“ Und doch ist es keine neue Lehre, sondern dieselbe, welche sie seit Jahren gehört haben, aber der Heilige Geist hat sie wieder lebendig gemacht und den Unmündigen geoffenbart und wir haben uns, als wir dies erlebten, vor ihm gedemüthigt. Die Erweckten haben ein brennendes Verlangen, Jesum Christum zu verherrlichen. Aber Zungenreden ist nie auch nur versucht worden, das sage ich auf die vielfachen Anfragen. Ich bin keineswegs ein Gegner des Zungenredens, ich habe darüber meine eigene Ansicht. Ich kenne Männer und Frauen, die nach China kamen mit der Meinung, sie hätten die Gabe des Zungenredens, Aber es war nicht der Fall. Sie warteten darauf und taten nichts. Ich meine, wir sollten nur das suchen, was uns demüthigt und Jesus ähnlich macht, so daß wir alle sagen: „Wir wissen, daß wir des Herrn sind.“

Es gibt noch andere Resultate. An einem Orte der Mandschurei war die Wirkung des Heiligen Geistes unter den Leuten so erschreckend, daß die Heiden untereinander sagten: „Ihr Geist ist gekommen! Ihr Geist ist gekommen!“ Anderwärts sagen die Chinesen: „Die Missionare sind Teufel erster Klasse und die Chinesen, welche ihren Lehren glauben, sind Teufel zweiter Klasse.“ Aber in der Mandschurei sagen sie: „Ihr Geist ist gekommen.“ Als in Schansi Gott mit Macht herniederkam und die Leute ihre Streitigkeiten beilegte, sagten die Heiden: „Ein neuer Jesus ist gekommen.“ Und doch war es kein neuer Jesus, sondern der Heilige Geist bewegte nur sein Volk, daß es bekannte, wieder erstattete und seine Angelegenheiten vor Gott und Menschen in Ordnung machte.

Groß ist unter den Erweckten in China die Bereitwilligkeit, sich und ihr Eigenthum für die Ausbreitung des Reiches Gottes hinzugeben, Ein Christ, dessen Monatseinkommen 80 Mark betrug, verzichtete auf seinen einträglichen Posten, um ein Prediger des Evangeliums zu werden und begnügte sich als solcher mit einem Monatsgehalt von 16 Mark.

Gibt es nicht heute abend in dieser Halle Christen, die ihre politischen oder geschäftlichen Aussichten drangeben und hinausgehen möchten, in China dem Herrn zu dienen? Es lohnt sich wohl tausendmal, Ich habe sechs Kinder, aber ich begehre für sie nichts weiter, als daß sie einmal als Missionare nach China oder einem anderen Heidenlande gehen. Es ist Zeit, daß der Herr China gnädig sei und seine Stunde ist gekommen. Wir wollen auch mit Steine herzutragen zum Bau, wir wollen auch teilnehmen an der Arbeit. Die Chinesen sind eifrig mit dabei. In Tschensu fragten wir, wieviele den Sabbat halten wollten. Da stand die ganze Gemeinde auf und legte viele Bekenntnisse über ihr Geben ab. Die wenigstens 200 Anwesenden beschloßen, den Zehnten von ihrem Einkommen zu geben. Gehen wir alle so weit, bringen wir „alle Zehnten in das Kornhaus“! Jesus Christus ist in unserer Mitte heute abend, so gewiß wie er im Tempelvorhof zu Jerusalem stand am

letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, und ruft heute wie damals: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. (Das sagte er aber von dem Geiste, welchen empfangen sollten, die an ihn glaubten.)“ Jesus will uns Leben geben, reichlicheres Leben, dazu ist er heute abend in unserer Mitte. Sind Sie bereit, den Preis dafür zu zahlen? Wenn Sie dazu bereit sind, so werden Sie es empfangen und nie, nie bereuen.

Anmerkung des Redners. Damit die Leser an den furchtbaren Offenbarungen, durch die der Heilige Geist unsere Leute bewegte, keinen Anstoß nehmen, mögen sie sich vergegenwärtigen, in welcher Umgebung die chinesischen Christen leben. Sie sind erst jüngst aus dem Heidentum herausgerissen, von den heidnischen Versuchungen auf Schritt und Tritt umgeben. Im christlichen Lande ist man dagegen durch jahrhundertlange christliche Bildung und Erziehung gefestigt. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Eine kleinere Sünde bei uns erregt vielleicht größeres Mißfallen Gottes als manche größeren Sünden der chinesischen Christen. Wer sich ein klares Bild von der Lage der chinesischen Christenheit machen will, der braucht nur die Episteln Pauli zu lesen und die Umgebung der ersten Christen in Betracht zu ziehen. Was das Bekennen anbelangt, so sind die vor der Bekehrung begangenen und damals abgelegten Sünden unter dem Blute Christi und sind vergeben. Gott hat sie vergessen, und wir haben kein Recht, sie wieder hervorzuziehen. Aber es ist möglich, daß einer, der sich zu den Bekehrten rechnet, tatsächlich nicht bekehrt ist und der Geist ihn deshalb zum Bekennen drängt. Dabei ist große Sorgfalt nötig, und nur auf absolutes Drängen des Geistes soll in diesem Falle bekannt werden. Bei Sünden, die nur Gott bekannt sind, genügt es, sie privatim Gott zu bekennen. Aber Sünden gegen einen Mitmenschen können nur vergeben werden, wenn der Beleidiger hingehet, bekennet und sich mit dem anderen versöhnet (Matth. 5, 23. 24). Offenkundige Sünden vollends, oder solche, die bei unseren Bekannten offenkundig sind, können nur durch öffentliches Bekenntnis abgetan werden. Koreanische Missionare sagten mir, daß sie nicht ganz so weit gingen. Sie haben erfahren, wie Gottes Macht in herrlichen Bekenntnissen sich kundgibt und wollen kein Gesetz daraus machen. Aber ich hatte für meine Weise bestimmten Beruf, und bei unserer Arbeit in China hat, soweit meine Kenntnis reicht, das Bekennen nach obigen Grundsätzen noch keinerlei üble Wirkungen hervor gebracht.



Date Due

[illegible]

Allgemeine Missions-Zeitschrift

1909

v.36

CBPaG

GTU Library



3 2400 00251 3491

